

# Der Erbe von Betty's Ruh

**Philipp Galen.**

Leipzig, 1866.

Verlag von Ch. E. Kollmann.

ERSTER THEIL.

ERSTES KAPITEL. EINE UNSCHULDIGE  
FASTNACHTSFREUDE.

Der zwanzigste Februar des Jahres 184 · war ein naßkalter, unfreundlicher Tag, der sich schon am frühen Morgen mit heftigen Windstößen, eisigen Regengüssen und hagelreichem Schneegestöber angekündigt hatte. Und doch war er im Jahrescalender und in der Hoffnung der Menschen roth angestrichen, denn auf ihn fiel die Fastnacht und viele Bewohner der norddeutschen großen Residenz hatten sich schon lange darauf gefreut und mannigfaltige Vorbereitungen getroffen, um ihn trotz der ungünstigen politischen Verhältnisse so festlich wie möglich zu begehen und so wenigstens einen matten Abglanz von den Freuden zu gewinnen, die in süddeutschen katholischen Ländern seit uralter Zeit heimisch sind und den an sich schon närrischen Menschen auf einige Stunden das Privilegium officieller Narrheit verleihen.

Indessen wenn die Menschen sich zu maskiren lieben und manches Engelsantlitz sogar hinter einer Teufelslarve sich verbirgt, warum sollte der launige Festtag seine sonnige Miene nicht auch einmal hinter Regengüssen Schneegestöber und düsteren Wollen verstecken? Er nahm ja damit nur ganz einfach das allgemeine Privilegium auch für sich in Anspruch, und das gelang ihm diesmal so gut und vollständig, daß er mit seinem rauhen Morgen die frohen Erwartungen Vieler täuschte und diese den lustigen Schalk erst erkannten, als er am späteren

Nachmittag endlich seine Maske abnahm und einen reinen stahlblauen Himmel sichtbar werden ließ, der gleichsam lächelnd auf das heimliche Treiben der Menschen niederblickte.

Die Carnevalsfreuden im protestantischen Norddeutschland treten aber weniger geräuschvoll und bunt als zum Beispiel in Cöln und anderen süddeutschen Orten hervor; während hier ein fast allgemeiner Taumel auf Straßen und öffentlichen Plätzen wogt, sind dort immer nur Einzelne gelaunt, dem modischen Tagesgötzen ihr Opfer zu bringen und sich höchstens zwischen den Mauern ihrer Häuser eine falsche Nase vorzubinden, wo Jene vor aller Welt ihr ganzes Gesicht verkappen und ihren Leib in Gewänder von brennenden Farben und abenteuerlichen Gestaltungen hüllen.

Wie nun die vornehme Welt in geschlossenen Räumen, die nur wenig Auserwählten den Zutritt gestatten, ihre Fastnacht begeht und in einer Galaoper oder auf prunkvollen Bällen ihren Glanz und ihre Reize zeigt, so tobt der vielköpfige Arbeiterstand seinen Muthwillen in öffentlichen Tanzlocalen und Bierhäusern aus. Beide vergnügen sich auf eine ihrem Geschmack und ihrer Bildung entsprechende, allerdings sehr verschiedene Weise, und nur das Eine haben sie hierbei mit einander gemein, daß sie den bleich und kalt heraufdämmernden Fasttag mit hohlen Augen und müden Gliedern anbrechen sehen. Und warum sollten sie das nicht? Wer will es ihnen verdenken, wer sie bekritteln? Höchstens ein Neidischer, der

mit scheelen Augen und verödetem Herzen den blasirten Weltweisen spielt, oder ein armer Hungernder, dessen Mittel ihm nicht erlauben, an dem Jubel seiner Mitmenschen Theil zu nehmen, oder ein Kranker, der mit gebrochener Kraft auf seinem Schmerzenlager liegt, oder endlich vielleicht auch ein politischer Heißsporn, dem der Fortschritt der Menschheit nur wie eine Schnecke zu kriechen scheint und der das theoretische Ei allgemeiner Weltbeglückung in athemloser Sitzung in einer einzigen Stunde ausbrüten möchte.

Aber nicht die sogenannten Vornehmen und der genußsüchtige Arbeiter allein feiern ihre Fastnacht nach ihrem Gefallen und ihren Mitteln, auch der wohlhabende Mittelstand nimmt auf seine Weise daran Theil und läßt in größeren oder kleineren Familienkreisen, an wohlbesetzter Tafel oder bei heiterem Tanz und Spiel die flüchtigen Stunden des festlichen Tages verstreichen; und wer so glücklich ist, einem solchen Familienfeste beizuwohnen, der hat vielleicht den besten Theil von Allem erwählt; er braucht am trüben Aschermittwochmorgen nicht wehmüthig in seine geleerte Kasse zu schauen oder sich ein unbehagliches Fasten aufzuerlegen, da ihm weder seine zerschlagenen Gliedmaßen noch sein überfüllter Magen die nöthigen Dienste versagen.

Auch wir, die wir uns, wenn wir können, stets zu der bevorzugten Mittelklasse gesellen, wollen uns an diesem Tage in das Haus eines wohlhabenden, ja vielleicht reichen Mannes begeben und zu erkunden suchen, wie man

hier im Kreise geistig und herzlich Gebildeter die Fastnacht im Jahre 184 · beging, und wenn wir dem gemüthlichen Feste auch nicht bis zum Ende beiwohnen, so werden wir doch schon bei dem Vorspiel desselben einigen Personen begegnen, mit denen eine Reihe von Jahren zu verleben, wohl angenehm und ersprießlich sein dürfte, weshalb wir ihre Schicksale auch in der folgenden Erzählung zum Gegenstande unserer Darstellung gewählt haben.

Es mochte etwa sechs Uhr Abends sein, als die zahlreichen Fenster der beiden oberen Stockwerke eines großen und schönen Hauses in der Bremerstraße sich zu erhelten begannen, nachdem die weißen Vorhänge derselben sich bereits eine Stunde früher geschlossen hatten. Das Haus war ein Eckhaus und sah mit seiner größeren, acht Fenster langen Front in eine verkehrsreiche, aber etwas enge Hauptstraße, mit seinem um die Hälfte kleineren Flügel dagegen in eine viel breitere Pulsader der großen Stadt, in deren Mitte der mit Kähnen aller Art bedeckte Fluß seine grüngelben Wogen wälzte. Hier lag auch der Eingang des Hauses und im Parterre daneben befand sich ein allbekanntes und weithin Vertrauen erweckendes Geschäftslocal. Ueber der breiten Flügelthür bezeichnete ein schwarzes Schild mit großen goldenen Buchstaben die Art desselben und den Namen des Besitzers. Bei der hellen Gasbeleuchtung der davorbrennenden Laternen lesen wir deutlich die Firma: ›Emil Ebeling, Geld- und Wechselgeschäft.‹

Das ganze große Haus war nur von zwei, noch dazu sehr wenig zahlreichen Familien bewohnt. Das untere, ziemlich hoch über der Straße gelegene Stockwerk des Vorderhauses hatte der Banquier Ebeling mit seiner Frau und seinem einzigen Sohne inne; im stattlichen Hinterhause lagen außer den Wirthschaftsräumen die Stuben der Dienerschaft und einige Zimmer für die beiden ältesten Commis, welche sich dicht an die Comptoirs schlossen und die nächste Verbindung damit unterhielten.

Das oberste Stockwerk bewohnte der Oberforstmeister von Hayden mit seiner Gemahlin und Tochter, ein Schwager des Banquiers, die Beide fast zu gleicher Zeit zwei Schwestern, Töchter eines höheren und längst verstorbenen Beamten geheirathet hatten.

Das mittlere Stockwerk dagegen, welches die Wohnungen beider Familien trennte, stand gewöhnlich leer und enthielt nur einen großen Saal und verschiedene reich ausgestattete Gesellschaftsräume, welche von beiden Schwägern gemeinschaftlich benutzt wurden, wenn irgend eine größere Festlichkeit, wie bisweilen geschah, bei einem oder dem anderen stattfand. Hinter dem Hauptgebäude und dem Seitenflügel lag ein großer Hofraum mit den nöthigen Stallungen, und an diese schloß sich ein wohlgelegter Garten mit einem kleinen Gewächshause, Blumenpartien und edlen Obstbäumen, welches Alles gleichfalls dem Belieben beider Familien zu Gebote stand, die in herzinnigster Eintracht mit einander lebten und, in ihrem kleinen Kreise sich glücklich

fühlend, nur in Ausnahmefällen mit anderen Leuten verkehrten.

Ein solcher Ausnahmefall aber fand an diesem Fastnachtabend statt. Der reiche Banquier hatte es für geeignet gehalten, ein kleines Fest zu veranstalten, und da zwei junge Leute sich im Hause befanden, deren Vergnügen den wohlwollenden Eltern stets am Herzen lag, so sollte diesmal ein Ball die Carnevalszeit beschließen und dazu hatte man eine Gesellschaft von einigen fünfzig Personen eingeladen, die, von jedem Alter und Geschlecht, theils der Beamtenwelt, theils dem höheren Kaufmannsstande angehörten, vor allen Dingen aber die Bildung des Geistes und Herzens besaßen, die in dem bezeichneten Hause von jeher als Maaßstab und Zielpunct für einen näheren Umgang gegolten hatten.

Um sechs Uhr Abends, sagten wir, begannen die Fenster des Festhauses sich zu erhellen, und in der That zeigte sich um diese Zeit schon ein reges Leben auf Treppen und Corridoren unter den Dienern des Hauses, die es sich mit warmem Eifer angelegen sein ließen, die letzte Hand an das ihnen übertragene Werk zu legen.

Während um diese Zeit ein eiskalter Wind durch die Straßen zu blasen begann und neu heranziehende schwarze Wolken einen starken Schneefall verkündeten, herrschte auf den Fluren und Treppen des wohlverschlossenen Hauses eine angenehme Wärme, gemischt mit dem

Duft zahlloser Blumen, die in zierlichen Vasen und Körben auf den Treppenabsätzen standen und den erwarteten Gästen das erste freundliche Willkommen boten. Dabei flammten die Gaslampen hell und erleuchteten die breite Treppe von braunpolirtem Holze, die zierlichen Statuen von Gyps und die bunten Wandgemälde, die der kunstsinnige Kaufherr mit großen Kosten von namhaften Künstlern hatte herstellen lassen. Hatte man die blitzende Glashür durchschritten, die in den inneren Vorsaal vor der Treppe führte, so trat der Fuß auf weiche Teppiche, die sich die Stufen hinauf bis in das oberste Stockwerk zogen, und auf jeder Windung derselben sah man einen Diener, der in einfacher blauer Livree mit blanken Knöpfen, in weißer Weste und Halstuch, ohne Prunk, aber mit gefälliger Miene der Gäste harrete, welche den größten Theil der Nacht in diesem wirthlichen Hause zu bringen sollten.

Es mochte endlich sieben Uhr geworden sein, und in etwa einer Stunde konnte man die ersten Gäste erwarten, als wir Gelegenheit finden, die persönliche Bekanntschaft eines Mitgliedes der Familie des Festgebers zu machen. Es war dies der einzige Sohn des Hauses, Fritz Ebeling, ein Knabe von etwas über sechszehn Jahren, der Primus der Secunda eines Gymnasiums und eine Erscheinung, wie man sie nicht gar häufig auf den Schülerbänken unter jungen Männern gleichen Alters zu treffen pflegt.

Fritz war ein ziemlich lang aufgeschossener Knabe mit feinem, intelligentem Gesicht, hellblauen Augen und



lang herabwallenden blonden Haaren, den man in seinem modischen schwarzen Anzuge und bei seiner ruhigen Haltung wie bei seinem gesetzten Wesen auf den ersten raschen Blick schon für einen völlig erwachsenen jungen Mann halten konnte, was er doch gewiß noch lange nicht war. Seine blassen Gesichtszüge glichen, wir werden das bald näher zu prüfen Gelegenheit finden, auffallend denen seiner einst sehr schönen Mutter; von ihr hatte er auch die edle Ruhe, das milde Gemüth, das wohlwollende Herz, von seinem Vater dagegen ein rasches Temperament geerbt, das ebenso schnell einen Entschluß auszuführen liebt, wie es ihn mit kühnem Blick gefaßt hat, wenn ein bestimmtes Ziel sicher damit erreicht werden kann. Fügen wir hinzu, daß Fritz Ebeling sich weder im Stillen noch öffentlich je über sein Alter erhob, das heißt, daß er, wie es wohl jungen Leuten eigen ist, nie älter und klüger sein wollte als er war, daß er, obwohl das einzige Kind reicher Eltern und von ihnen auf jede Weise gehätschelt und verwöhnt, nicht allein gegen fremde Personen bescheiden, sondern gegen die Dienstboten und namentlich gegen die geprüften Comptoirarbeiter seines Vaters freundlich und gefällig war, so glauben wir ihn für's Erste hinreichend gezeichnet zu haben, zumal er selbst bald handelnd auftreten und die Eigenthümlichkeit seines Wesens uns offenbaren wird.

Um die angegebene Zeit sehen wir also Fritz Ebeling aus einer der Thüren seiner elterlichen Wohnung treten und, nach einem flüchtigen Blick auf den Blumenkorb am Fuß der Treppe, dieselbe hastig besteigen. Bald diesem,

bald jenem Diener einen Guten Abend bietend, kam er in dem zum Feste geschmückten Stockwerk an, aber auch hier hielt er sich nicht auf, sondern mit fast heftigen Sätzen sprang er leicht und elastisch noch eine Treppe höher hinauf, wo, wie wir wissen, sein Onkel, der Oberforstmeister von Hayden wohnte. Hier angekommen, schritt er schon bedächtiger einher und nachdem er langsam den ganzen Corridor bis zum Ende desselben hinabgegangen war, blieb er endlich vor einer Thür stehen, lauschte mit angehaltenem Athem und klopfte gleich darauf beinahe zaghaft an, worauf er den seinen Kopf mit den wallenden Haaren noch mehr vorwärts neigte, um den Laut der aus dem Zimmer erwarteten Stimme besser vernehmen zu können. Als aber, sogar auf sein wiederholtes Klopfen, im Zimmer Alles still blieb, rief er mit gedämpfter Stimme:

»Betty! Bist Du mit dem Ankleiden fertig und kann ich bei Dir eintreten? Ich bin es – Fritz, und wünsche Dir etwas zu sagen.«

Auf diese mit freundlichem Tone, wiewohl immer leise gesprochenen Worte erhielt er jedoch keine Antwort, und da er nun sicher zu sein glaubte, daß Niemand im Zimmer sei, der ihm eine Antwort hätte geben können, legte er leise die Hand auf das Schloß der Thür, öffnete sie und trat sofort in ein geräumiges, nur von einer Moderateurlampe erleuchtetes Gemach.

Auf den ersten Blick konnte man hier wahrnehmen, daß man sich in einem Zimmer befand, welches eine Dame bewohnte und daß dieselbe sich so eben darin angekleidet haben mußte. Auf der Console von weißem Marmor unter dem goldumrahmten Spiegel, wo auch die Lampe stand, lagen die Utensilien, welche eine Dame zur Vollendung ihres Kopfpntzes gebraucht, und über einigen Stühlen hingen einige Kleidungsstücke, welche die Bewohnerin des Zimmers ohne Zweifel bis zur Toilette zu dem bevorstehenden Feste getragen hatte. Dabei duftete das Gemach lieblich nach kölnischem Wasser und in der ganzen Anordnung des Mobiliars und der Aufstellung zahlloser kleiner Schmucksachen rings umher erkannte man, daß Geschmack und Kunstsinn der Besitzerin derselben eigen und daß die augenblicklich sichtbare Unordnung nur eine zufällige und vorübergehende sei.

Alle diese Einzelheiten jedoch, die wir hier in der Kürze erwähnen, schien der leise eintretende Knabe nicht im Geringsten zu bemerken. Nach einem flüchtigen Umblick trat er vielmehr hastig an das eine der beiden Fenster, zog mit sichtbar erregter Hand den blendend weißen Vorhang in die Höhe und schaute mit falkenartig blitzenden Augen durch die Spiegelscheibe nach einem jenseits der Straße liegenden Hause hinüber.

Er schien auch bald gefunden zu haben, was er suchte, wenigstens hafteten seine hellen Augen lange mit sinnendem Ausdruck auf einem matt erleuchteten Fenster, welches dem, an welchem er stand, gerade gegenüber lag und einem ärmlichen Dachstübchen angehörte, das,

so klein und unansehnlich es auch sein mochte, ein besonderes Interesse für den jugendlichen Beschauer haben mußte.

Indem auch wir den Blick auf dieses Fenster richten, nehmen wir wahr, daß es kaum halb so hoch wie die im Banquierhause befindlichen war, daß weder ein Vorhang noch eine Gardine es verschloß und daß man also einen ziemlich deutlichen Einblick in das unscheinbare Zimmer dahinter gewinnen konnte. Nur zwei Schritte vom Fenster entfernt sehen wir dann auch vor einem matt brennenden Lämpchen den Kopf eines jungen Mannes auftauchen, der, tief über die vor ihm liegende Arbeit gebeugt, nicht die geringste Kunde von der Aufmerksamkeit hatte, die ihm so eben zu Theil ward. Ein anscheinend blasses Gesicht, von dunklen Haaren umwallt, hob sich freilich dann und wann empor, aber rasch wieder zur ämsigen Arbeit zurückkehrend und sich tief niederbeugend, ließ es keinen seiner Züge genauer erkennen, so scharf wir auch mit dem jungen Manne hinüberblicken mögen.

Was diesen bewog, wohl eine Viertelstunde lang seine Beobachtung unermüdlich fortzusetzen, wissen wir noch nichts, endlich aber schien er seine Neugierde, wenn er von einer solchen gepeinigt wurde, befriedigt zu haben und zog sich mit einem halb unterdrückten Seufzer vom Fenster zurück, worauf er den Vorhang wieder herabließ und leise, wie er gekommen, aus dem Zimmer auf den Corridor hinaustrat. Hier blieb er noch einen Augenblick stehen, besann sich, ob er noch ein anderes Zimmer in

demselben Stockwerk betreten solle, stand aber bald davon ab und schritt sinnender und viel langsamer, als er hinaufgestiegen war, wieder die helle Treppe hinab, bis in das mittlere Stockwerk, wo ihm ein Diener entgegen trat und auf die Frage: »Ist meine Mutter schon hier?« auf eine große Flügelthür deutete und ihm entgegnete:

»Ihre Frau Mutter ist so eben heraufgekommen und befindet sich im Saal.«

Fritz nickte mit dem Kopfe und eine Minute später stand er in einem lichtdurchflutheten Raum, dessen Größe und prachtvolle Einrichtung sogleich den Tanzsaal erahnen ließ, in dem das heutige Fest seinen Glanzpunct finden sollte.

Aber all der Lichterglanz, den die blitzenden Spiegel doppelt zurückwarfen, und was sonst in diesem strahlenden Raume das Auge eines jungen Menschen blenden konnte, äußerte nicht die geringste Wirkung auf den Secundaner; seine Seele war vielmehr von einem ganz anderen Gedanken ergriffen und er sehnte den Augenblick herbei, wo er ihn in die Seele eines Anderen, von der er wußte, daß sie ihn verstehen würde, ausgießen könne. Die Mutter allein war es, die er suchte, nach der er sich sehnte, und da sie nicht in dem Saale zu finden war, schritt er rasch über den spiegelglatten Fußboden desselben und näherte sich eben der geöffneten Flügelthür eines Nebenzimmers, als die Mutter selbst ihm entgegenschritt und, da sie den Sohn so unerwartet vor sich sah, ihn mit herzlichen Worten begrüßte.

Frau Charlotte Ebeling war eine Frau von etwa vierzig Jahren, von schlankem und hohem Wuchs, und bewegte sich in ihrem rauschenden hellgrauen Seidenkleide langsam und etwas feierlich, doch gewiß nicht steif einher. Ihr reiches Haar, welches, nicht in Folge von Sorge und Kummers denn diese irdischen Dämonen waren ihr glücklicherweise bis jetzt fern geblieben, vielmehr durch ein Spiel der launenhaften Natur vor der Zeit gebleicht war, trug sie in, glatten Scheiteln eng an den Schläfen anliegend, und darüber schwebte ein feines modisches Häubchen, dessen breite blauseidene Bänder gefällig über die Schultern zurückfielen. Wie ein solches silberfarbiges Haar aber Gesichtern, welche das Alter noch nicht gefurcht hat, häufig eine weiche Milde verleiht, die nicht ohne Würde ist, das konnte man so recht an diesem Antlitz erkennen, das noch immer in seinen wohlwollenden und angenehmen Zügen einen gewissen anmuthigen Reiz der hingschwundenen Jugend bewahrte und, was die Jahre an Schmelz und Farbe davon genommen, durch ein gewinnendes, der Seele entstammendes Lächeln zu ersetzen schien. Wohlgefällig und vielleicht nicht ohne eine kleine mütterliche Eitelkeit ruhten die sanften blauen Augen dieser Frau auf dem ihr entgegenschreitenden Knaben, und wie sie gleich darauf dicht vor einander standen, konnte man in der feingeschwungenen Nase, in der weichen Rundung der Lippen und den etwas hageren Wangen keinen Augenblick die große Aehnlichkeit verkennen, die sie mit ihrem Liebling hatte, ihrem einzigen Sohn, den sie aus überschwenglicher inütterlicher

Liebe vielleicht verzogen hätte, wenn sein Naturell und strebsamer Geist überhaupt von einem solchen Schicksal hätten betroffen werden können.

»Fritz!« rief sie und streckte in freudiger Aufwallung ihm beide Hände hin, die er sogleich ergriff, »Fritz, da bist Du. Das ist recht, mein Sohn; Du Bist der Erste, der mir Gesellschaft leistet, und das ist mir lieb. Nun, mein Kind, Dein liebes Fastnachtsfest ist da und nun vergnüge Dich, wie Du es Dir lange gewünscht hast.«

Bei den ersten Worten hatte Fritz seine Mutter freundlich lächelnd angeschaut, bei den letzten aber senkte er allmähig das Gesicht zur Erde und es war dem Scharfblick der Mutter eine leichte Aufgabe, wahrzunehmen, daß irgend ein ernster Gedanke die Seele des jungen Mannes beschäftige und daß er ihr noch etwas zu vertrauen habe, bevor er sich dem Vergnügen hingäbe, welches sie ihm bereitet zu haben hoffte.

Als nun Fritz den Worten der Mutter nicht gleich mit einer Antwort begegnete, sondern noch immer ernst und sinnend vor sich niederschaute, drückte sie seine rechte Hand, die sie in der ihren behalten hatte, fester, als wolle sie ihn damit aus seinen Gedanken aufrütteln, und fuhr mit langsamerer Sprache also zu reden fort:

»Nun, und Du sprichst nicht? Warum nicht? Was ist Dir begegnet, Kind – o laß mich hören, was Du mir zu sagen hast, denn Etwas hast Du mir zu sagen, das sehe ich, das fühle ich.«

Bei diesen ermunternden Worten erhob Fritz hastig den Kopf, schaute lächelnd in das ihn sinnig betrachtende Auge der Mutter und sagte, indem ein tiefer Seufzer seine Brust erleichterte: »Ach, Mutter, ich habe eine Bitte, vielleicht eine kindische Bitte, aber ich hoffe, Du wirst sie mir gewähren, da Du mich doch heute recht glücklich sehen möchtest.«

Frau Ebeling schaute hoch auf und dann lächelte sie. »Eine Bitte, eine kindische Bitte?« fragte sie. »Nun, es freut mich, daß sie kindisch oder vielleicht nur kindlich ist, dann kann sie ja eine liebende Mutter gewähren – also sprich dreist und habe Vertrauen zu mir.«

»O, das habe ich,« antwortete Fritz schnell. »Und nun will ich es Dir rasch und gleich sagen, damit ich die richtige Zeit nicht verfehle. Weißt Du – ja, weißt Du, wo ich eben gewesen bin und was ich gesehen habe?«

»Nein, das weiß ich nicht. Wo warst Du denn und was sahst Du?«

»Ich war auf Betty's Zimmer und habe über die Straße fort nach dem Hause des Bäckers hinübergeblickt – nach dem Dachstübchen und –«

»Ah, ich weiß!« schaltete die Mutter ein, da Fritz einen Augenblick inne hielt. »Nun, was sahst Du? Wahrscheinlich Jemanden, den Du schon oft da drüben wahrgenommen?«

»Ja, Du hast es errathen, Mutter, es war der arme Student, den ich nicht oft genug belauschen kann, da er mir alle Tage besser gefällt und dem ich auf irgend eine Weise näher kommen möchte. Sieh, liebe Mutter, auch heute,



wo alle Welt einen Festtag hat und sich amüsirt, sitzt er wie immer an seinem Arbeitstisch und liest und studirt – ist das nicht wunderbar?«

»Wunderbar ist es eigentlich nicht, aber der Fleiß des jungen Mannes, den Du uns schon oft gerühmt, ist wenigstens bewundernswerth.«

»Ganz gewiß. Wer weiß, warum er vom frühen Morgen an, den ganzen Tag und dann noch bis spät in die Nacht fleißig ist, warum er es sein muß. Vielleicht drängt ihn die Noth dazu, denn arm ist er, das weiß ich längst.«

Die Mutter, die auf einem Sessel Platz genommen hatte, während Fritz lebhaft redend noch immer vor ihr stand, beugte einen Augenblick ihr mildes Haupt, als sie es aber dann wieder erhob, lächelte sie sanft und freudig und sagte dann leise:

»Erkenne daraus, mein Sohn, wie gütig das Schicksal gegen Dich gewesen ist – Du bist nicht gezwungen, so anhaltend fleißig zu sein –«

»O nein, nicht gezwungen, aber ich arbeite auch gern. Doch das ist es ja nicht, was ich Dir sagen wollte, wir kommen von meiner Bitte ab.«

»So sprich sie aus, ich höre sie gern an, mein Sohn.«

»Ja, Mutter, und nun sollst Du sie hören. Sieh, ich habe den brennenden Wunsch, dem armen jungen Mann drüben, um den sich kein Mensch bekümmert, heute auch eine Fastnachtsfreude zu machen. Als ich heute Mittag aus der Schule kam, begegnete er mir auf der Straße, um in sein armseliges Speisehaus zu gehen, und da sah er mich mit seinem bleichen Gesicht so freundlich an, daß

es mir wie ein Stich durchs Herz ging. Dabei grüßte er mich –«

»Wie? Er grüßte Dich? Seid Ihr schon so weit mit einander?«

»Ja, Gott sei Dank, so weit sind wir!« erwiderte Fritz rasch und leicht aufathmend, »und das wenigstens ist mein Verdienst. Du weißt, wie oft ich mich bei seiner alten Waschfrau, die ihn bedient und bei der er wohnt, nach ihm erkundigt, wie ich aber wenig oder nichts über ihn erfahren habe. Da er nun alle Abende Betty's Fenster gegenüber bei seinen Büchern sitzt und ich ihn von dort oben auch oft bei Tage bei der Arbeit sehe, habe ich ihn lieb gewonnen. Ja, lieb gewonnen, das ist das rechte Wort, Mutter, und o – ich habe ja keinen Freund, mit dem ich verkehren könnte, wie ich möchte. Und nun, siehst Du, habe ich ihm schon vor einigen Wochen, wo ich ihm begegnete, einen Guten Morgen geboten, habe ihn begrüßt und da hat er mich stets mit einem so wehmüthigen Blick angesehen, daß – daß –«

»Ich verstehe Dich,« sagte die Mutter, von dem weichen Gefühl ihres Kindes im Herzen betroffen, indem sie sich von ihrem Sitze erhob. »Aber nun sprich rasch – was willst Du von mir?«

»O, Mutter, ich will – ja – aber Du mußt nicht lachen oder gar böse sein –«

»Nein, nein, ich lache nicht und ich bin auch nicht böse,« sagte die Mutter mit gepreßtem Herzen.

»Ich will ihm eine Freude machen, ich sagte es ja schon. Er sah so elend aus – so, so – ja,, so verhungert

– Und wir, wir haben heute viele Gäste und Du hast so viele schöne Speisen bereiten lassen. Da wollte ich Dich bitten, mir einige davon zu geben – und auch ein paar Flaschen Wein – die packe ich in einen Korb, trage sie hinüber und bringe sie ihm als ein Geschenk von Dir zur Fastnacht –«

»Nein, nicht von mir,« unterbrach ihn die Mutter, ohne Besinnen auf die Bitte des Sohnes eingehend. »Von Dir selbst mußt Du kommen und kommst Du ja auch. Und nun rasch, folge mir. Ja, mache dem jungen Mann einen frohen Abend. Suche ihm einige Speisen aus und dann kann Friedrich den Korb in Deinem Namen hinübertragen.«

»O nein, Mutter! ich will nicht, daß die Bedienten etwas davon erfahren, ich selbst will der Bote und Träger sein, denn wenn ich nicht sehe, wie er sich freut, daß Jemand an seinen Fastnachtabend denkt, dann habe auch ich keine Freude davon.«

Die Mutter war mit dem Sohn schon nach einem der Nebenzimmer geschritten, wo das reiche Büffet aufgeschlagen und mit unzähligen Leckerbissen besetzt, stand. Ihr weiches Herz war schon lange bezwungen und nur dagegen allein sträubte sie sich noch, daß Fritz selbst der erfreuende Bote sein sollte.

»Aber es schneit ja, Fritz,« sagte sie. »Auch weht ein kalter Wind und Du bist schon in Deinem Ballstaat –«

»O,« das thut nichts, Mutter,« bat der Knabe, der mit einem Mal von Glückseligkeit überschwoll und dessen bleiches Gesicht eine warme Röthe übergossen hatte, »ich

nehme einen Mantel und darunter trage ich den Korb – in zehn Minuten bin ich wieder hier und dann – dann will ich heute Abend auch recht vergnügt sein.«

»Gut,« sagte die Mutter, »da hast Du meinen Vorrath von Speisen – dort steht der Wein, und der Korb – der Korb –«

»Den hole ich mir selber!« rief Fritz triumphirend, und mit einem Satze war er zur Thür hinaus und bald kam er mit einem Korbe wieder herein, dessen Größe der Mutter ein heiteres Lächeln abzwang, denn wenn Fritz denselben vollpackte, würde der arme Student acht Tage lang nichts als Leckerbissen zu essen gehabt und sich vielleicht den Magen daran verdorben haben.

»So,« sagte Fritz, »da bin ich und hier ist der Korb, ich fand gerade keinen andern. Darf ich nehmen, was mir gefällt?«

»Ja, von Herzen gern,« erwiderte die Mutter und stand mit glühendem Gesicht neben ihrem Liebling, dessen Augen begehrlieh über die lange und bunte Tafel flogen, da er im ersten freudigen Augenblick nicht wußte, was er zuerst auf die ihm von der Mutter dargereichten Teller legen sollte.«

»Nimm dreist das Beste,« ermuthigte ihn diese, »und reichlich mein Sohn. Sieh, diesen gebratenen Kapaun würde ich Dir empfehlen oder dieses runde Rebhühnchen. So. Nun weiter, was ist hier nach Deinem Geschmack?«

»O, nach meinem! Ich möchte den seinigen befriedigen, und den kenne ich leider nicht.«

»Er wird wohl nicht so wählerisch sein. Was meinst Du zu dieser kleinen Schüssel italienischen Salats und zu dieser Portion Lachs, wie?«

Fritz packte getrost Alles ein, wie die Mutter es ihm reichte, und legte in den Pausen auch einige feine Brödchen und einen Neufchateller Käse dazu. Dabei schielte er wiederholt nach einigen mit Caviar belegten Assietten hinüber, die appetitlich mit seinen Citronenscheiben belegt waren.

»Darf ich auch eine davon nehmen?« fragte er dann schüchtern.

Die Mutter lächelte. »Immerhin, wenn Dein Schützling Gefallen daran findet. Nur die Kuchen muß Du mir ganz lassen, ich darf meine Tafel nicht ganz zerstören.«

»Gewiß nicht, und aus Kuchen mache ich mir gar nichts. So, nun ist es wohl genug. Darf ich mir auch eine Flasche rothen und weißen Wein nehmen?«

»Mir ist es recht, so hat er die Auswahl für heute und den Rest für morgen. Und nun ist der Korb doch beinahe voll. Aber Du hast ja kein Eingemachtes!«

»Ein andermal, Mütterchen; die süßen Sachen liebt er gewiß nicht und sie stillen auch den Appetit nicht. So!«

Fritz stülpte den Deckel über den großen Korb und schickte sich an, damit fortzugehen, nachdem er der Mutter noch einmal seinen Dank ausgesprochen, als diese ihn mit einem Winke zurückhielt und mit lächelnder Miene sagte:

»Aber da fällt mir etwas ganz Neues ein, Fritz. Wenn Dein armer Student nun ein stolzer und kaltherziger

Mensch wäre, der Dir diesen Fastnachtsscherz übel nähme, wie?«

Fritz setzte den schweren Korb unwillkürlich etwas hastig auf die Erde. »Fastnachtsscherz und – übel nehmen?« fragte er erbleichend. »O nein, Mutter, wie kannst Du so etwas denken! Das ist Beides nicht der Fall. Es ist kein Scherz, den ich hiermit unternehme, sondern es ist mir wahrhafter Ernst, mit dem ich mich dem armen Studenten nähere, denn ich liebe ihn. Und eben weil ich ihn liebe und er das merken muß, wird er mir meine kleine Gabe auch nicht übel deuten, wenigstens wie ich sie auffasse. Ja, schlimmsten Falls, Mutter, und das sage ich Dir nur, weil Du einiges Bedenken über den Ausfall meines Vorhabens hegst, – wenn meine Gabe dem armen Studenten keine Freude bereitet, so bereite ich doch wenigstens mir eine, und das ist auch etwas werth.«

»Da hast Du ganz Recht, mein Sohn, und nun geh' hinüber und – zeige Deine Liebe.«

Sie wollte sich eben mit einer stillen Thräne, die ihr die Freude über ihren warmblütigen Sohn auspreßte, von ihm abwenden und Fritz nahm schon seinen Korb von der Erde auf, als ein Diener die Flügelthür des großen Saales öffnete und Mutter und Sohn das Rauschen der Kleider von sich nähernden Damen hörten. Gleich darauf traten diese in das Büffetzimmer und Fritz sah die Schwester seiner Mutter und deren Tochter vor sich stehen.

Die Frau Oberforstmeister von Hayden, nur wenige Jahre älter als ihre Schwester, war von noch höherem Wuchse und ungleich vollkommeneren Verhältnissen, die

ihr bei ihrer fast phlegmatischen Ruhe und einer sichtbaren Hinneigung zu althergebrachten Förmlichkeiten einen nicht ungefälligen Anstrich vornehmer Würde verliehen. Auch sie hatte schon reichliche silberne Fäden in ihren gelockten Haaren, obwohl es ihrem noch immer schönen Gesicht nicht an Frische der Farbe und Reinheit der Form gebrach; der liebevolle Ausdruck einer sanften Seele aber, der selbst im Alter sich nicht verliert und den die Frau des Banquiers auf den ersten Blick zeigte, fehlte ihr fast ganz, und nur, wenn sie lächelte, vergoldete ein Schimmer leutseliger Freundlichkeit ihre gleichmäßigen Züge, ohne jedoch jemals das Gemüth zu ergreifen, wie die stillheiterere Miene ihrer Schwester, in deren Nähe sich Jedermann auf der Stelle behaglich und heimisch fühlte.

Einen ganz anderen und wohlthätigeren Eindruck brachte dagegen ihre etwa siebzehnjährige Tochter hervor, die in ihrem blüthenweißen gestickten Tüllkleide, das ihr nur bis an die schwellenden Schultern reichte, mit ihrem glänzenden kastanienbraunen Haar und ihrem unachahmlich anmuthigen Wesen einer Fee glich, die, wo sie sich zeigt, Freude und Frohsinn erweckt und wie das warme Sonnenlicht wirkt, das alles Lebendige bei seinem Aufgang mit Behagen und Zufriedenheit erfüllt.

Augenscheinlich war Betty von Hayden noch nicht zu ihrer vollkommenen weiblichen Entwicklung gelangt, aber die aufblühende Knospe verrieth schon, was die völlig erschlossene Blume einst werden würde. Aller Liebreiz, womit die Jugend ihre Auserwählten begaben kann,

war über diese herrliche Gestalt und über dieses holdselige Gesicht ausgegossen, und damit dürften wir eigentlich genug gesagt haben, da die eigenthümlichen Reize eines schönen Menschenantlitzes sich nie dergestalt schildern lassen, daß man dadurch eine richtige Vorstellung desselben gewinnt. Nur einen einzigen, hervorragenden Reiz dieser schönen Persönlichkeit wollen wir zu bezeichnen versuchen, und das war der, der in ihrem sprechenden Auge lag. Dieses Auge vom klarsten Hellbraun war mit einem Lichtglanz begabt, der, wenn sie dabei sprach und lächelte, eine wunderbare Wirkung hervorbrachte, indem er mit geheimnißvoller Kraft in die verschlossenste Seele drang; und nur wenn ihre Empfindungen erregt waren, ihre Gefühle zum Durchbruch kamen, wurde jener Glanz zum mächtigen Strahl und vermehrte so den unaussprechlichen Zauber, dem kein Mensch unzugänglich war, welcher in die Nähe dieses holdseligen Wesens kam und sich dadurch beglückt fühlen mußte.

Mit langsamen Schritten und fast majestätischer Haltung, die ihr schweres, dunkelblaues Damastkleid mit der langen Schleppe noch vermehrte, kam die Oberforstmeisterin, von ihrer Tochter gefolgt, der Schwester näher, und indem sie einen halb verwunderten Blick auf Fritz mit dem schweren Korbe warf, begrüßte sie jene mit einigen herzlichen Worten. Gleich darauf aber wandte sie sich zu dem Neffen um, der schon mit seiner Cousine im Gespräch begriffen war, und fragte, wohin er mit diesem Korbe wolle und was er darin verborgen trage. Fritz,



an den dieselbe Frage schon von einer anderen Seite gerichtet war, schlug lächelnd die Augen nieder, und seine Mutter, die das Zartgefühl des Knaben zu würdigen wußte, erklärte mit wenigen Worten, was so eben vorgefallen war.

Frau von Hayden lächelte, nickte Fritz beifällig zu und folgte dann ihrer Schwester in das Zimmer, wo man die sogleich anlangenden Gäste empfangen wollte.

Nicht so Betty. Denn als Fritz, einen Finger, auf die Lippen drückend und seiner schönen Cousine zuwinkend, als setze er ein geheimes Einverständniß bei ihr voraus, seinen Korb ergriff und nach der Saalthür schlüpfte, trat sie ihm rasch nach, und ihre rechte schöne Hand, die noch ohne Handschuh war, auf den Arm des jungen Mannes legend, flüsterte sie:

»Warte noch einen Augenblick, Fritz. Also wirklich? Du willst es wagen? O, das ist hübsch von Dir und ich möchte wohl sehen und hören, wie Du *drüben* empfangen wirst und was für Worte Ihr mit einander austauscht.«

Fritz lächelte glücklich und nickte ihr herzlich vertraulich zu. »Ich werde Dir Alles getreulich berichten, wie es abgelaufen ist,« sagte er leise. »Morgen früh komme ich zu Dir, dann können wir vielleicht sehen, wie es ihm schmeckt. Aber jetzt halte mich nicht auf, ich muß endlich fort, denn eine Viertelstunde wenigstens hoffe ich mit ihm plaudern zu dürfen.«

»Geh, geh,« sagte die sanfte melodische Stimme der schönen Cousine, »ich gönne Dir Dein Vergnügen und bedaure bloß, daß ich Deiner Gabe nichts weiter hinzufügen kann.«

Fritz hatte den Korb schon wieder von dem Fußboden aufgehoben und war der Thür zugeschritten, als die letzten Worte Betty's ihn wieder auf seinem Wege aufhielten. »Was wolltest Du mir für den armen Studenten geben?« fragte er. »O, Du könntest ihm gewiß auch eine Freude machen.«

»Recht gern, Fritz, aber was soll ich thun?«

»Ich weiß es nicht, wenn Du es nicht selber weißt.«

Betty schien sich einen Augenblick zu besinnen und dabei roch sie wie vor Verlegenheit an einem der prachtvollen Blumenbouquets, deren sie zwei in der linken Hand hielt.

»Ah,« sagte sie plötzlich, »jetzt weiß ich es. Sieh, ich habe hier zwei Bouquets und eins brauche ich doch nur – das andere ist mir sogar hinderlich. Da, gib ihm die Blumen, dann hat auch sein Auge eine Freude mehr.«

Fritz griff schnell nach dem schönsten von beiden Blumensträußen, den sie ihm hinhielt und der aus Veilchen und Camilien bestand. »Ich danke Dir,« sagte er, »und ich werde ihm sagen, daß die Blumen von Dir kommen.«

»Nein, Fritz, das thust Du nicht, ich will es nicht.«

Aber der Secundaner, schelmisch mit den Augen winkend und das Bouquet wie zum Gruße schwenkend, war schon zur Thür hinans und die Treppe hinuntergeeilt; wo er in seinem Zimmer die Blumen vorsichtig in den

Korb legte, sich dann rasch einen Mantel umhing und so, von Niemanden beachtet, die Hausthür gewann, über die vom Schneegestöber verdunkelte Straße lief und in der Thür des Bäckerhauses verschwand, in dessen oberstem Dachstübchen der arme Student wohnte, dem er eine so frohe Ueberraschung an diesem Fastnachtsabend zgedacht hatte.

## ZWEITER KAPITEL. DER ARME STUDENT.

Gehen wir jetzt dem warmblütigen Fritz voran und nehmen wir das bescheidene Dachstübchen in Augenschein, bevor der unerwartete Besuch daselbst eintritt und durch sein kindliches Mitgefühl den Schatten lichtet, der bisher auf dem einsamen Zimmer und dessen uns noch unbekanntem Bewohner lastete.

Das Haus, worin derselbe das oberste Mansardenstübchen für einen in der theuren Residenz ziemlich billigen Miethzins bewohnte, gehörte, wie wir bereits wissen, einem Bäcker, dessen Geschäft und Wohnung in dem untersten Stockwerk seines Besitzes lag. Die Belétage bestand aus zwei kleinen Wohnungen von je drei Fenstern Breite, von denen die eine Hälfte eine Putzmacherin und die andere ein Arzt inne hatte. Das zweite Stockwerk war an kleine Leute vermietet, von denen eine rührige Waschfrau das ihr zugehörige Dachstübchen wieder dem armen Studenten abgelassen hatte, dem sie zugleich die Wäsche besorgte und die Dienste einer Aufwärterin versah, obwohl dieselben nicht häufig und nur für sehr geringe Leistungen in Anspruch genommen wurden.

Das Mansardenstübchen selbst war ein enger und, da er gegen Norden lag, unfreundlicher Raum, dessen Decke sich nach den kleinen Fenstern zu so tief abdachte, daß ein hochgewachsener Mensch dicht davor kaum aufrecht zustehen vermochte. Möblirt war es mit einem abgesehenen Sopha, dessen Ueberzug von Drell einst braune und grüne Streifen gezeigt haben mochte, einem runden Tisch davor, dessen Politur längst verschwunden war, und einem alten Kleiderschrank, in dessen vermodertem Holze Tag und Nacht geschäftige Würmer ihre nimmer ruhende Arbeit vernehmen ließen. Neben dem letzteren aber stand ein reinlich mit roth und weißgewürfeltem Kattun überzogenes Bett und eine Art Waschtisch, dessen Utensilien von Porzellan fast zu jeder Zeit sauber erschienen, wie auch das Handtuch, das an dem Thürpfosten daneben hing, an strahlender Weiße seines Gleichen suchte.

Die Hauptbesitzthümer des zeitigen Insassen aber hatten in der Nähe der beiden Fenster ihren Platz gefunden. In einer Vertiefung der Wand dem einen zunächst stand ein alter, ziemlich geräumiger Schreibtisch, dessen Aufsatz eine Fülle einfach gebundener aber brauchbarer und viel gelesener Bücher zeigte, und vor dem anderen Fenster, dicht davor gerückt, so daß das Licht des Tages hell darauf fiel, stand ein breiter Zeichentisch, dessen schräg abfallende Platte mit reichlichem Zeichenmaterial und einem mit schönem, starkem Papier überzogenen Reißbrett bedeckt war, auf welches eine geschickte Hand sehr

sauber geführte architektonische Risse geworfen und mit Wasserfarben ausgemalt hatte.

Als wir dieses einfache und schmucklose Dachstübchen zum ersten Mal betreten, finden wir es von einer bescheidenen Lampe erleuchtet, die auf dem mit Büchern, Schreibmaterialien und gedruckten Correcturbogen bedeckten Arbeitstische brannte. Vor diesem Tische stand ein kleiner Rohrstuhl und hier, sehr eifrig in den Correcturbogen lesend und dann und wann einen Druckfehler anstreichend, saß der stille Bewohner des Zimmers selbst.

Da der Bogen, den er eben las, mit sehr kleinen Buchstaben bedruckt war, so hatte er seinen Kopf tief darüber gebeugt und die Lampe dicht davor gerückt.

Während einer Pause aber, die er machte, lehnte er sich, den Kopf gegen die Zimmerdecke erhoben, in seinen Stuhl zurück und blickte eine Weile sinnend in die leere Luft, ohne dabei zu bemerken, daß der Docht seiner Lampe kohlte und ein übelriechender, graubrauner Dampf in langsamen Spiralen zur Decke emporwirbelte.

Bei dieser Gelegenheit erfassen wir sein Gesicht zum ersten Male ganz und vollständig und blicken nun nicht ohne Rührung in ein Antlitz, dem frühzeitiges und andauerndes Entbehren eben so wie eine anstrengende geistige Arbeit ihren unverkennbaren Stempel aufgedrückt hatte.

Es war ein blasses, etwas langes Gesicht, dessen edle Form und charakteristische Bildung auf jedem Zuge, ja fast aus jeder Linie erkennbar hervorleuchtete. Unter

einer breiten und mäßig hohen Stirn, die von welligem, etwas langem und dunkelbraunem Haar beschattet ward, traten zwei lichtvolle, klare und große braune Augen hervor, die, wenn sie nicht voller Spannung auf einer schwierigen Arbeit ruhten, einen unendlich freundlichen und fast wehmüthigen Blick in sich schlossen. Die Wangen, hager und bleich zwar, aber nicht saft- und kraftlos, verschwanden zur Hälfte unter einem glänzenden Bart, der auch die Oberlippe und das feste Kinn umfaßte und doch in den häufig zusammengepreßten Lippen eine männliche Energie und eine große Willenskraft erkennen ließ.

Im Ganzen, wenn wir recht genau in unserer Schilderung sein wollen, lag etwas Fremdartiges in diesen feingeschnittenen und ausdrucksvollen Zügen, etwas, was uns bei aufmerksamer Betrachtung Rubens- oder Rembrandt'scher männlicher Portraits schon oft vor Augen getreten sein mag; sollen wir aber den am meisten hervortretenden Ausdruck derselben mit wenigen Worten bezeichnen, so müssen wir sagen, daß ein intellectuel-ler Willensgeist sie belebte, der durch Blick und Miene verrieth, daß der vor uns sitzende, erst zweiundzwanzig Jahre zählende und doch fast älter aussehende Mann keinen Feind auf der Weit fürchtete, daß er dem Mangel in jederlei Gestalt, selbst der Noth zu trotzen verstand und daß er auch die schwerste Lebenslast zu tragen wissen würde, weil er, seiner inneren Widerstandskraft sich bewußt, auf jenes Bollwerk menschlicher Strebsamkeit sich stützte, welches noch niemals den ihm Vertrauenden im Stich gelassen hat – wir meinen den männlichen Geist,

der im Stande ist, Berge zu versetzen und den Lauf der Ströme zu ändern, wenn er die Ueberzeugung gewonnen hat, daß der Lauf der Ströme verändert und die Berge versetzt werden *müssen*, um ihn zu seinem Ziele zu führen.

Der junge Mann, dem wir schon im Voraus und ohne ihn noch näher zu kennen, diesen männlichen Geist und die nachhaltige elastische Kraft und Ausdauer, ihn nach seiner Natur wirken zu lassen zuerkennen müssen, war in dem Augenblick, wo wir ihn zum ersten Mal besuchen, in seiner gewöhnlichen, leidlich modernen, wiewohl etwas abgetragenen Tageskleidung, nur hatte er den Rock, den er auf der Straße und in den Collegien trug, vorsichtig in den wurmstichigen Kleiderschrank gehängt und einen schon lange gebrauchten, aber noch dauerhaften Schlafrock übergeworfen, der ihm bequem saß und ihn gegen die bitteren Einflüsse des Winters schützte, denn sein Zimmer, obgleich am Morgen geheizt, war ziemlich kalt, und der Absicht wie den schwachen Mitteln des Studenten lag es jedenfalls fern, den alten, schwarzen Ofen noch einmal mit frischem Brennmaterial füllen zu lassen.

So, die langherabhängenden Schöße dieses Rockes fest um die untere Hälfte seines Körpers geschlungen und den Brusttheil bis an den Hals zugeknöpft, saß er vor seiner alltäglichen Arbeit, und als er nun noch immer in tiefem Sinnen gegen die von Rauch geschwärzte Zimmerdecke emporstarrte, ahnte er nicht im Geringsten, daß im nächsten Augenblick eine Störung in sein stilles Studium wie in sein ganzes Leben eingreifen würde, die bestimmt und

geeignet war, seiner düsteren Gegenwart eine freundlichere Gestaltung und seinen ferneren Tagen eine wärmere Färbung zu geben.

So, ja, so unbekannt mit Dem, was ihm droht, schreitet der arglose Wanderer oft einem Abgrunde zu, der ihn erbarmungslos in der nächsten Minute verschlingen soll; so, ja, aber auch so wandelt der vom Schicksal Begünstigte ahnungslos seine mühsame Bahn dahin, ohne zu wissen, daß schon im nächsten Augenblick das Füllhorn göttlicher Gnade sich über ihn ausschütten will. Und wer aufmerksamem Geistes die verschiedenen Wendepunkte im menschlichen Leben in's Auge faßt, wird finden, daß diese sich selten mit großen und auffallenden Ereignissen ankündigen, viel häufiger dagegen in kleinen, unscheinbaren, gleichsam zufälligen Begegnungen bestehen, deren riesengroße Bedeutung erst klar wird, wenn Jahre verflossen sind und die, ohne Ruhe, ohne Rast rollende Schicksalswoge die Berge wirklich versetzt und den Lauf der Ströme verändert hat, wie auch jener wunderbare Geist es vermag, dem wir vorher den Namen des ›männlichen‹ beigelegt haben. –

Der in lautloser Stille Sitzende, den selbst die hinter ihm nagenden Holzwürmer nicht mehr bei der Arbeit störten, wurde plötzlich in seinem Nachdenken unterbrochen und zwar durch ein in seinem abgelegenen Zimmer selten gehörtes Geräusch. Eine bescheidene Hand klopfte erst leise und kaum vernehmbar, dann etwas stärker an die Thür, wenigstens schien es dem in Gedanken versunkenen Studenten so. Als er aber schärfer lauschte, ließ



das Klopfen sich noch einmal hören, nicht mehr ganz so zaghaft wie früher, doch immer noch mit zurückgehaltener Kraft, als wage die klopfende Hand keinen stärkeren Eingriff in die ungestörte Einsamkeit des jungen Mannes.

Jetzt ließ dieser einen verständlichen Hereinruf erschallen und unmittelbar darauf öffnete sich die Thür und in dem Spalt ward die in einen Mantel gehüllte Gestalt des Secundaners sichtbar, der jedoch vor der Hand noch seinen Korb auf dem Flure hatte stehen lassen. Anfangs erkannte der Student bei dem matten Scheine seiner Lampe den jungen Menschen nicht, als dieser aber näher trat und in den Bereich der kleinen Flamme trat, die jener unterdeß von dem sie beschattenden Deckel befreit hatte, sah und erkannte er seinen unerwarteten Besuch. Doch auch jetzt noch glaubte er seinen Augen kaum trauen zu dürfen, denn er stand rasch auf und schritt dem zögernd Nähertretenden mit keiner zwar verwunderten, aber doch gelassenen und freundlichen Miene entgegen.

Als nun aber Fritz die hohe Gestalt des Studenten, welche die seinige noch um einen halben Fuß überragte, dicht vor sich sah, schwand ihm fast ganz die noch kurz zuvor gehegte Zuversicht, und seine jugendliche Befangenheit machte sich nicht nur in dem aufgeregten Gesicht, sondern auch in der schwankenden Stimme bemerkbar, als er sagte:

»Guten Abend! Ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie so unberufen störe, aber – aber – Sie kennen mich wohl nicht einmal, wie? – Und doch,« fuhr er fort, als der Student seltsamer Weise noch immer schwieg, »jetzt sehe

ich, daß Sie mich erkennen. Ja, ich bin Fritz Ebeling aus dem Hause drüben und ich habe zwar noch nicht das Vergnügen gehabt, mit Ihnen zu reden, aber meine Aufmerksamkeit – ja, meine Aufmerksamkeit haben Sie schon lange auf sich gezogen.«

Ueber das bleiche Gesicht des Studenten leuchtete ein freundliches Lächeln, das seinem Besucher wie ein helles Licht auf dunklem Pfade erschien. »Treten Sie dreist näher,« sagte er mit seiner frischen männlichen Stimme, in der jeder Ton von Kraft und Wohlwollen zeugte, »ja, treten Sie dreist näher, jetzt erkenne ich Sie sehr gut, wir sind ja Nachbarn und haben uns oft am Fenster gesehen.«

»O, auch auf der Straße,« fiel Fritz rasch ein, »und Sie haben meinen Gruß stets freundlich erwidert, wofür ich Ihnen wirklich – wirklich Dank schuldig bin.«

»Dank?« fragte der Student mit verwunderungsvollem Lächeln. »Das wüßte ich doch nicht. Ich habe Ihnen nur eine Artigkeit erwidert, die Sie mir ganz unerwartet zuerst erwiesen haben. Aber nun legen Sie Ihren Mantel ab und setzen Sie sich ein wenig zu mir nieder. Hier – auf das Sopha, schlage ich vor – so – und damit wir uns besser sehen können, stelle ich die Lampe vor uns hin.«

Das Herz des Secundaners schlug hoch auf vor Freude, als er sich dieses ermunternden Empfanges bewußt wurde, und nachdem er Mantel und Mütze über einen Stuhl geworfen und mit einem raschen Blick das Zimmer und dessen Inhalt überflogen hatte, setzte er sich an das harte Sopha, worauf auch sogleich in der andern Ecke ihm gegenüber der Besitzer desselben seinen Platz einnahm.

Als die beiden jungen Leute so saßen, schauten sie sich eine Weile mit sonderbaren, langen und einigermaßen verwunderten Blicken an, wenigstens wußte der Aeltere von ihnen nicht wie er sich diesen unvorhergesehenen Besuch des Jüngern zu deuten habe, und Fritz war von dem ersten Erfolg seines Unternehmens so sehr erfreut, daß er ganz und gar die Fortsetzung des kaum eingeleiteten Gesprächs vergaß.

Da sammelte der gefaßtere Student sich zuerst, und mit abermaligem Lächeln, das dem Secundaner seine ausdrucksvollen Züge immer schöner erscheinen ließ, sagte er: »Ja, Sie sind so freundlich gewesen und haben mir zuweilen einen Gruß zukommen lassen. Das geschieht mir nur von wenigen Menschen, denn ich bin hier nirgends bekannt. Darf ich Sie fragen, aus welchem Grunde Sie mir, dem Ihnen ganz Fremden, diese Aufmerksamkeit erwiesen haben?«

Fritz seufzte erleichtert auf. Er hatte sich schon unterwegs Manches ausgedacht, was er dem Studenten sagen wollte, und obgleich er kein Wort mehr davon im Gedächtniß behalten hatte, so kam ihm dieser doch jetzt mit einer bestimmten Frage entgegen, und darauf glaubte er schon eine passende Antwort finden zu können.

»Ich habe verschiedene Gründe gehabt,« sagte er, »warum ich Sie grüßte und – offen gestanden – Ihre Aufmerksamkeit auf mich leiten und demnächst Ihre persönliche Bekanntschaft machen wollte. Einmal sind wir Nachbarn, Sie sagten es ja schon, und dann hat mich Ihr steter Fleiß, Ihre Tag und Nacht fortgesetzte Arbeit

zu Ihnen hingezogen. O ja, ich fühle auch den geheimen Trieb, recht fleißig zu sein und etwas Ordentliches zu lernen, und dieser Trieb ist vielleicht der Hauptgrund, der mich zu diesem Besuch – und was sich daran knüpft – veranlaßt hat.«

»Was sich daran knüpft?« fragte der Student unwillkürlich, als ob er zu sich selbst spräche, und senkte dabei den Kopf, indem er vielleicht irgend einen anderen Grund suchte, der ihm diesen seltsamen Besuch verschafft. »Wie meinen Sie das?«

»Das sollen Sie bald erfahren, wenn Sie mir versprechen, mein kleines Anliegen nicht übel zu deuten. Es entspringt – o gewiß – aus gutem Herzen, und meine Mutter, der ich es mitgetheilt, wie ich ihr Alles mittheile, was mein Herz bedrückt, hat mich dazu ermuthigt.«

Es entstand eine Pause, die der Student mit Nachdenken, der Secundaner aber mit ängstlicher Ueberlegung ausfüllte, wie er wohl am besten auf die eigentliche Hauptsache seines Besuches kommen sollte.

»Sie leben so still und zurückgezogen,« fing er mit einem Male wieder an, als habe er die Brücke zu seinem Ziele gefunden.

»Still und zurückgezogen – ja, das ist wahr. Aber das muß so sein, das bringen meine Verhältnisse mit sich.«

Fritz ließ einen langen Blick in dem Zimmer umherschweifen, in welchem er saß, und die augenscheinliche Dürftigkeit, der er dabei überall begegnete, fiel ihm schwerer denn je auf's Herz und gab ihm den Muth, mit seinem ›Anliegen‹ schneller herauszurücken.

»Ihre Verhältnisse sind mir zwar gänzlich unbekannt,« sagte er, »und Niemand, den ich danach fragte, konnte mir irgend eine genügende Auskunft geben. Indessen habe ich sie mir im Stillen so gedacht, wie sie vielleicht sind, und Alles, was ich hier sehe, läßt mich glauben, daß ich mich – in Ihren Verhältnissen nicht ganz geirrt habe.«

Der Student schwieg, diesmal vor innerer Bewegung, aber unwillkürlich rückte er dem neben ihm Sitzenden um einige Zolle näher, denn nicht allein das erregte Gesicht des jungen Mannes, auch der Ausdruck weichen, milden Gefühls, welches in seinen blauen Augen schimmerte, zog ihn mit einer fast magnetischen Kraft zu ihm hin.

»Reden Sie weiter,« sagte er sanft, »Ich höre Sie gern sprechen, Sie sprechen nicht mehr wie ein – ein –«

»Ich bin Primus in Secunda!« fiel Fritz rasch ein.

»O – so – nun dann kann ich sagen – nicht wie ein Secundaner, sondern –«

»Wie denn, wenn ich fragen darf?«

Der Student lächelte wieder. »Wie Jemand, den – ich gern sprechen höre,« sagte er.

»O bitte, sagen Sie mir, wie spreche ich?«

»Nun denn, wenn Sie es hören wollen – wie ein Mensch, der Gefühl, Bildung und – Menschenliebe besitzt.«

Fritz war von diesen warm vorgebrachten Worten ganz bezwungen. Sein gewöhnlich blasses Gesicht färbte sich dunkelroth und nun rückte er seinerseits dem Studenten näher und, ohne daß er selbst wußte, wie es geschah,

hatte er die Hand des jungen Mannes an seiner Seite gefaßt.

»Verzeihen Sie, sagte er, »daß ich junger Mensch Ihre Hand ergreife, aber es drängt mich ein unklares Gefühl schon lange dazu und – ich wiederhole es absichtlich – ich habe nach Ihrer Bekanntschaft förmlich gedürstet. Wenn Sie mich näher kennen würden, dürften Sie meine aufdringlich erscheinende Handlungsweise gewiß nicht falsch beurtheilen.«

»Nein,« sagte der Student mit fester und warm aus seinem Herzen kommender Stimme, »Ihre Handlungsweise erscheint mir nicht aufdringlich und ich beurtheile sie nicht falsch. Nun können Sie dreist weiter sprechen und sagen Sie mir Alles, was Sie auf der Seele haben.«

»Alles?« jauchzte Fritz fast auf – »Alles?« und dabei sah er den jungen, wirklich wohlthätig berührten Mann mit leuchtenden Blicken an und drückte herzlich seine Hand, wobei er bald einen leisen Gegendruck derselben fühlte, die noch immer in der seinen ruhte.

»Ja, Alles – und jetzt will ich Sie nicht mehr unterbrechen.«

»Gut denn. Nun sehen Sie – wir haben heute Fastnacht. Das ist ein Fest für viele Menschen. Auch in meinem elterlichen Hause findet ein Ball statt und ich habe Gelegenheit, mich recht zu vergnügen. An einem solchen Tage ist es – auch darin stimmt mir meine Mutter bei – Gebrauch, daß man seinen Freunden oder Denen, die man zu Freunden haben möchte, ein kleines Geschenk bringt, damit sie sich ebenfalls freuen – und da Sie eine solche

Person sind und es mich bedrückte, daß Sie an einem solchen Festabend so allein waren und wie alle Tage und Abende arbeiteten, so wollte ich mir erlauben, – Ihnen – auch ein Geschenk zu bringen, worüber Sie Freude haben könnten und dadurch die Ueberzeugung erhielten, daß es Menschen giebt, die an Sie denken, die Theilnahme für Sie haben und die – ja, die – Sie lieben.«

Beinahe wäre der Secundaner bei diesen Worten in Thränen ausgebrochen. Aber nun waren sie glücklich über seine Lippen und er wünschte sich selbst Glück dazu. Auf den Studenten aber übten seine Worte eine große Wirkung aus. Auch sein Herz schwoll von warmer Empfindung hoch auf und obgleich keine Thräne in sein Auge kam, so weinte doch vielleicht seine Seele einen ganzen Strom davon.

»Sie bringen mir also ein Geschenk,« sagte er mit weicher und gedehnter Stimme, »weil – weil Sie mir Freude gönnen und – mich lieben. So habe ich Sie wenigstens verstanden. Aber das ist zu seltsam, als daß es mich nicht höchlichst überraschen sollte. Darf ich Sie nun fragen, ob Ihre Freundschaft es ist, die Sie mir heute – gerade heute – als Geschenk darbieten?«

»Nein, die nicht allein!« rief Fritz frohlockend aus und sprang lebhaft von seinem Sitze auf. »Es ist noch etwas Anderes. Darf ich es hereinholen? Es steht noch auf dem Flure draußen.«

Jetzt stand auch der Student auf, und ehe er noch ein Wort erwidern konnte, war Fritz hinausgeeilt, hatte den

großen Korb hereingeholt und mühsam auf den Tisch dicht neben die Lampe gestellt. –

Als der Student mit verwundertem Auge den umfangreichen und schweren Korb sah, ward er wieder still, nur hafteten seine großen braunen Augen länger und tiefer auf dem Gesicht des jungen Nachbars und seine sprechenden Züge nahmen einen wunderbaren Ausdruck von gewaltiger und nie empfundener Rührung dabei an.

»Da steht es, was ich Ihnen bringe!« rief Fritz mit wahrer Herzensbefriedigung, daß ihm nun seine Last endlich vom Herzen gehoben war. »Aber machen Sie den Korb nicht auf, so lange ich hier bin, ich verliere dadurch nur eine kostbare Minute. Jetzt wissen Sie, warum ich heute kam, und vielleicht würdigen Sie mein Thun so weit, daß Sie mir erlauben, Sie zu besuchen, der ich auch oft allein bin und keinen Freund habe, wie ich ihn so gern haben möchte.«

Der Student neigte wieder den Kopf und sann träumerisch über irgend Etwas nach.

»Woran denken Sie in diesem Augenblick?« fragte Fritz, voller Begier, die geheimsten Gedanken seines so keck errungenen Freundes zu erforschen.

»Es ist seltsam, höchst seltsam,« flüsterte der Student leise vor sich hin, als habe er die letzten Worte des jungen Mannes gar nicht vernommen, »daß diese Ueberraschung, diese Freude, dieses Geschenk mir gerade heute kommt.«

»O warum, warum?« bat Fritz mit flehenden Augen. »Bitte, dies Eine sagen Sie mir nur noch.«



Der Student schaute mit wehmüthig umflortem und doch dabei leuchtendem Blick empor. »Weil,« sagte er mit gepreßter Stimme, »weil heute gerade mein Geburtstag ist und Sie der einzige Mensch auf der Welt sind, der freundlich und liebevoll an mich denkt.«

»Ihr Geburtstag?« rief Fritz stammelnd. »O,« das ist ja köstlich. Doch nein, nicht köstlich, ich bedaure sogar, daß ich das nicht gewußt habe, ich hätte vielleicht –«

»Still, mein junger Freund, fügen Sie nichts mehr hinzu, Sie haben mir heute genug gegeben, mir eine ganz neue Freude bereitet, eine neue Lehre erschlossen, ja – Sie hätten mir keinen größeren Dienst erweisen können, als mich zu erinnern, daß es noch gute, noch herzenswarne, noch liebende Menschen auf der Welt – für die Verwaisten giebt.«

Fritz stand in großer Rührung vor dem also mit Erhebung Sprechenden und sah ihn mit thauigen Augen und hochschlagendem Herzen an. Er konnte kein Wort mehr hervorbringen, seine Erwartungen waren zu weit übertroffen und der Lohn seiner jugendlichen Handlungsweise stand wie mit großen goldenen Buchstaben vor ihm in den Lüften geschrieben.

»Da haben Sie meine Hand!« sagte der Student plötzlich und reichte sie ihm mit einem kräftigen Drucke hin. Fritz ergriff sie und fühlte sich zum ersten Mal in seinem Leben über seine Jahre hinausgerückt, als ihm ein älterer, von ihm bewunderter und im Stillen schon lange geliebter Mensch seine kleine Hand warm und innig drückte.

»Ich danke Ihnen,« stammelte er, »und nun darf ich Sie also wirklich einmal auf längere Zeit besuchen?«

»Herzlich gern werde ich Sie bei mir sehen, ja – kommen Sie, wenn Sie sich nicht anderweitig angenehmer beschäftigen können, wozu Ihnen doch gewiß reichliche Gelegenheit geboten ist.«

Fritz schüttelte auf eine sanfte Weise verneinend den Kopf. »Ach nein,« sagte er fast traurig, »so reichliche Gelegenheit habe ich nicht dazu, wie Sie vielleicht denken. Ich bin leider der einzige Sohn wohlhabender Eltern und man behütet mich übermäßig, verweichlicht mich fast, läßt mich nicht gern aus den Augen und sieht viel lieber, daß meine Freunde mich in meinem Hause besuchen, als daß ich zu ihnen gehe. Das behagt mir natürlich nicht ganz, ich möchte gern weniger bewacht, auf ernstere Weise beschäftigt sein und ginge am liebsten mit solchen Leuten um, von denen ich etwas Ordentliches lernen kann.«

»So. Das ist recht von Ihnen, Sie scheinen wirklich Trieb zum Lernen zu haben. Nun, wenn Sie glauben, von mir etwas lernen zu können, so kommen Sie so oft zu mir, als Sie Lust und Muße haben.«

Fritz sprang vor Freuden fast in die Höhe. »Aber Sie müssen auch zu mir kommen!« rief er dann.

»Das wollen wir sehen,« erwiderte der Student bedächtig. »Ich bin viel, sehr viel beschäftigt und muß jede Stunde wahrnehmen, um bald zu meinem Ziele zu gelangen.«

»Ach ja, das muß wohl so sein, ich sehe alle Tage, wie Sie arbeiten. Was haben Sie aber eigentlich so viel zu thun und welches Ziel wollen Sie denn so schnell erreichen?«

Der Student seufzte. »Ach, ich muß sehr fleißig sein,« sagte er, »denn ich habe viel in meiner Jugend Versäumtes nachzuholen. Ich bin erst spät zum Studium der Wissenschaften gelangt, und die Beschäftigung mit ihnen muß auf ernste und nachdrückliche Weise geschehen, wenn man es zu einem erquicklichen Ende bringen will.«

»O, erzählen Sie mir das ein andermal,« bat Fritz, »ich bin recht begierig, zu erfahren, wie Sie leben, was Sie treiben und warum Sie so unablässig arbeiten. Heute habe ich leider keine Zeit dazu, das heißt, ich wohl, aber meine Eltern möchten mich vermissen.«

»Ja, Sie haben Recht, es findet ja heute ein Ball bei Ihnen statt und Sie haben mir vielleicht schon zu viel von Ihrer Zeit gewidmet.«

Fritz, der noch einmal rings im Zimmer umhersah und sich jeden einzelnen Gegenstand einzuprägen schien, sagte plötzlich: »O nein, am liebsten bliebe ich heute den ganzen Abend hier. Aber – noch Eins wollte ich sagen – Sie wohnen hier doch sehr beschränkt. Was lesen Sie denn da – das sind ja lauter einzelne Bogen –«

Er war dabei, als könne er sich von dem neugewonnenen Freunde gar nicht losreißen, an das Schreibpult desselben getreten und hatte einen der darauf liegenden Bogen in die Hand genommen.

Der Student erröthete. »Das ist nur eine Nebenarbeit, die ich in meinen Mußestunden treibe,« sagte ser. – »Jene aber, die dort am Fenster liegt, die nimmt den größten Theil meiner Zeit in Anspruch, denn sie ist die Hauptsache.«

»Was studiren Sie denn eigentlich – Theologie oder die Rechtswissenschaft? Das können Sie mir heute noch sagen.«

»Keins von beiden, sondern die Baukunst. Ich bin Eleve der Bauakademie und studire außerdem, was in mein Fach schlägt, zum Beispiel: Archaeologie, Geschichte, Maschinenkunde; vor allen Dingen aber habe ich mich der sogenannten ästhetischen Baukunst gewidmet, die ich für eine der schönsten und in das Menschenleben am tiefsten eingreifenden Künste halte.«

»O, das ist ein ganz neues Feld für mich, davon verstehe ich bis jetzt sehr wenig. Ich darf leider keine so schöne Wissenschaft studiren oder eine Kunst treiben, so gern ich auch möchte.«

»Warum nicht?«

»Ach,« versetzte Fritz achselzuckend und mit einem Ausdruck des Bedauerns in seinem intelligenten Gesicht – »ich bin ja der einzige Sohn und soll einst das Geschäft meines Vaters übernehmen, daher muß ich früh in dasselbe eintreten. Natürlich erst, wenn ich die Prima vollständig absolvirt habe, was etwa nach einem Jahre geschehen sein wird. Dann kann ich auch noch ein Jahr lang beliebige Vorlesungen an der Universität hören – das hat mir mein Vater versprochen – um mir einen Einblick in

das wissenschaftliche Leben zu verschaffen – das ist aber auch Alles.«

»Nun, das ist so übel nicht. Als Kaufmann werden Sie wohl viele Reisen machen können oder gar außerhalb in einer großen Handelsstadt Ihre Kenntnisse vervollkommen; das ist auch angenehm und bietet des Interessanten und Lehrreichen gar Vieles.«

»Reisen und außerhalb meine Kenntnisse vervollkommen? O nein, da irren Sie sich. Meine Mutter will mich nicht aus dem Hause lassen, sie ist zu besorgt um mich, und mein Vater stimmt ihr darin leider nur zu leicht bei, da er der Meinung ist, daß ich unter seinen Augen und in seinem großen Geschäft das Nothwendige lernen kann. Ich werde also keine Gelegenheit haben, in meinem Leben große Erfahrungen zu sammeln.«

»Dann irren wahrscheinlich auch Sie. Man kann überall Erfahrungen sammeln, seine Pflicht erfüllen und doch dabei etwas Tüchtiges lernen, wenn man den guten Willen und offene Sinne dazu hat. Es lernt Jedermann in der Welt auf seine Weise, und ohne höheren Zweck sind wir nie auf unsere Stelle gesetzt, so beschränkt dieselbe unsrer Kurzsichtigkeit auch erscheinen mag. Das glaube ich Ihnen schon jetzt sagen zu müssen. Außerdem aber öffnen sich Ihnen, wie mir scheint, in Ihrem elterlichen Hause reiche Hülfquellen zum Lernen, und in dieser Beziehung ist Ihre Stellung, so beschränkt sie Ihnen auch für den Augenblick erscheinen mag, noch immer viel, viel angenehmer als die meinige.«

Fritz hatte mit offenem Munde und großer Aufmerksamkeit den letzten Worten des Studenten sein Ohr geliehen. Als dieser schwieg, nickte er ihm gleichsam Beifall zu und lächelte wie zum Danke. »Sie mögen wohl Recht haben,« sagte er, »aber darüber sprechen wir künftig gewiß noch mehr. Jetzt jedoch muß ich Sie wohl verlassen, man möchte mich sonst drüben vermissen. Also ich darf wiederkommen – wie?«

»Zu jeder Zeit und am liebsten werde ich Sie Abends nach acht Uhr bei mir sehen. So gehen Sie, denn und ich danke Ihnen noch einmal. Was aber Ihren Korb betrifft –«

»O, den behalten Sie, bis er leer ist, und dann schicken Sie ihn gefälligst durch Frau Zeisig hinüber, die ist bei uns bekannt, denn sie wäscht bei meiner Mutter.«

Dabei reichte er seine Hand vertraulich noch einmal dem Studenten hin und dieser drückte sie ihm freundlichst. Dann leuchtete er mit der Lampe dem jungen Mann die Treppe hinunter, der hastig über die Straße sprang und bald in seinem elterlichen Hause verschwunden war.

---

Als der Student nach einiger Zeit in sein Zimmer zurückkehrte und die Lampe bedächtig auf den Tisch stellte, lag ein Ausdruck stiller Verwunderung und unverkennbarer Rührung auf seinem bleichen und von zu angestrenzter Arbeit abgemagerten Gesicht. Nicht die so unvermuthet erhaltene und ihm noch unbekanntes Gabe

bewegte ihn so lebhaft, wohl aber die Freundlichkeit und die zutrauliche Natürlichkeit, mit der sie ihm geboten war. Und jetzt war ihm das früher auffällige, wohlwollende Grüßen des Secundaners auf der Straße, dessen Ursache erbisher nicht ergründet hatte, erklärt. Er hatte den jungen Menschen schon oft am Fenster drüben, sowohl im untersten wie im obersten Stockwerk gesehen und auch von seiner Aufwärterin erfahren, daß er der Sohn des reichen Banquiers Ebeling sei. Das heiter unbefangene und doch dabei sinnige Wesen desselben hatte ihm immer wohlgethan, ohne daß er besonders auf ihn geachtet hätte, erst als er ihm zum ersten Mal auf der Straße einen seltsam ehrerbietigen Gruß zukommen ließ und diesen, so oft es ging, wiederholte, war er aufmerksamer geworden und nun hatte dieser halberwachsene Knabe mit seinem offenen Gesicht, der, wo er ging und stand, stets eine ungewöhnliche Gesittung an den Tag gelegt, einen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht. Als er nun aber so unerwartet selbst in sein Zimmer kam, ihn in seiner Einsamkeit aufsuchte und seinen unläugbaren Antheil durch sein verständiges Gespräch und ein, zufällig durch den Tag, an welchem es eintraf, bedeutsames Geschenk verrieth, da dachte er nicht mehr an die Seltsamkeit eines solchen Beginnens, da trat ihm diese mit so viel Zartgefühl sich kund gebende Handlungsweise in ihrer ganzen natürlichen Ursprünglichkeit vor die Augen und da wurde auch in seinem warmen Herzen ein wohlthuender Widerhall der Gefühle des Secundaners laut.

Nachdem er, diesem Gefühle Raum gebend, eine Weile mitten im Zimmer gestanden und das kleine Ereigniß dieses Abends überdacht hatte, zog ihn endlich eine leicht erklärliche Neugier zu dem Tische hin, auf dem der Korb noch immer unangerührt neben der Lampe stand. Mit lächelndem Antlitz und ruhiger Hand lüftete er den Deckel, aber in ein frohes Erstaunen gerieth er, als er zuerst den obenan liegenden prachtvollen Blumenstrauß erblickte, dessen lieblicher Duft ihm sogleich entgegen drang und bald darauf das ganze Zimmer erfüllte.

Ohne weiter einen Blick in den Korb zu werfen, hob er vorsichtig den Strauß hervor, besah ihn von allen Seiten, roch wiederholt daran und gestand sich endlich ein, daß er niemals in seinem Leben eine so schöne Vereinigung reizender Blumen gesehen habe. Nachdem er sich aber eine Weile an dem Anblick und Duft derselben gelobt, stellte er sie in ein Glas voll frischen Wassers und wies ihnen ihren Platz auf dem Tisch vor seinem Bett an, damit er sie am an dem Morgen beim Erwachen sogleich vor sich sähe und womöglich die wohlthuenden Gefühle noch einmal empfände, die ihn in diesem Augenblick beseelten.

Die zweite überraschende Gabe, die sich ihm jetzt im Korbe darbot, bestand aus zwei Flaschen edlen Weins und darunter nun zeigten sich ihm auf reizenden Tellern die wohlschmeckenden Spenden, die Fritz vom Büffet seiner Mutter für ihn ausgewählt hatte.

Als nun der ganze Inhalt des Korbes neben einander auf dem Tische ausgebreitet stand, den er vollkommen



füllte, überkam den Beschenkten denn doch ein seltsames Gefühl der Ueberraschung, und mit einer Art naiven Erstaunens betrachtete er einen Teller nach dem andern, als wären ihm die Speisen darauf selbst fremd und als überlege er, was er davon zuerst genießen sollte.

Nie in seinem Leben hatte er eigentlich den Hunger in seiner traurigsten Gestalt, den aus Noth, kennen gelernt. Von Jugend auf an eine sehr magere Kost gewöhnt, hatte er selbst nicht einmal die Entbehrung einer nahrhafteren und wohlschmeckenderen Speise empfunden, er war mit den ihm zu Theil gewordenen Gerichten immer zufrieden gewesen, wenn sie ihn nur gesättigt hatten. Jetzt aber, jetzt zum ersten Mal regte sich in ihm ein seltsames, noch nie gehabtes Gefühl, das des erwachenden Appetites nach etwas Leckerem, und dieses Gefühl war ihm so neu, daß er erst darüber nachdenken und mit sich auf's Reine kommen mußte, bevor er es zu befriedigen unternahm.

Als er sich aber auch dieses erwachenden Appetites als der Wirkung eines bisher bei ihm untergeordneten Sinnes bewußt geworden, fiel er wieder in seine vorige Stimmung der Rührung zurück. Noch einmal kam ihm sein Geburtstag in's Gedächtniß, und daß nun endlich doch Jemand denselben zu einer Art Feier gestaltet und ihn als einen besonderen gekennzeichnet habe, bewegte und erfreute ihn in einer ganz eigenthümlich wehmüthigen Weise.

In diesem Augenblick, als erst der eine Sinn in ihm geweckt war, war es, als ob auch die anderen aus ihrem

Schlummer erwachen sollten, denn sein Ohr, das früher niemals das Wagengerassel auf der Straße vernommen, wenn er in seine Arbeit versunken war, wurde plötzlich aufmerksam und er hörte, wie ein Wagen nach dem andern rasch vor das Haus drüben rollte und laute Stimmen dies oder jenes Wort einander zuriefen.

Unwillkürlich trat er an das Fenster und schaute auf das Treiben hinunter, welches da unten an der Ecke der Straße herrschte und bei dem hellen Schein der Gaslaternen wenigstens theilweise zu erkennen war. Da sah er denn die zahlreichen Gäste in ihren glänzenden Equipagen vor dem Hause des Mannes anlangen, dessen einziger Sohn noch so eben in seinem öden Zimmer gewesen war, auch die betretten Diener gewahrte er, die den Ankommenden aus den Wagen halfen und die in Pelze gehüllten Herren und die im feinsten Ballstaat erscheinenden Damen bei dem anhaltenden Schneegestöber unter ausgebreiteten Schirmen in das Haus geleiteten. O wie wunderbar wurde ihm mit einem Male dabei zu Muth! Niemals in seinem Leben hatte der Reichthum und Glanz der Welt demüthigend oder gar niederbeugend auf ihn gewirkt. Niemals hatte er jenes prickelnde, dämonische Gefühl kennen gelernt, welches man Neid zu nennen pflegt. Es konnten ja nicht alle Menschen auf Erden reich sein. Er selbst hatte eigentlich nie gefühlt, daß er arm und bedürftig sei, da seine kleinen Mittel noch immer für seine geringen Bedürfnisse ausgereicht hatten – aber jetzt, jetzt, wo der Gegensatz in den Erscheinungen der Welt und die Möglichkeit höheren Genusses ihm so

nahe vor Augen gerückt wurden, war es, als ob plötzlich ein dichter Vorhang vor seinen Augen weggerissen würde und als ob er – nicht in das überquellende Leben jener Reichen, wohl aber in die Dürftigkeit und bisherige Entbehrung seines eigenen Lebens hineinschauen könne.

Wenn das Bild, welches ihm hier so unerwartet vor die Seele gerückt wurde, geeignet war, ein gewisses Wehmuthsgefühl in sein Herz zu träufeln, so war unser junger Freund doch auch wieder Mann genug, dasselbe mit siegesgewisser Kraft zu bekämpfen und niederzudrücken. »Ja,« sagte in ihm eine laut redende Stimme, »ich weiß es wohl und ich begreife es auch, daß ich gegen diese Leute da drüben arm und bedürftig bin, aber – was schadet mir denn das, wenn es auch für sie ganz angenehm ist? Ist es denn wirklich etwas Trauriges oder zur Traurigkeit Führendes, arm und unbemittelt zu sein? Nein, für mich gewiß nicht, denn ich fühle ja die Kraft in mir, den Unbilden und Angriffen der Welt zu widerstehen und mich einporzuarbeiten aus meiner Niedrigkeit und Dürftigkeit, ich habe Kopf und Verstand, auch an dem besten Willen gebricht es mir nicht, jedem Feinde zu trotzen, jeder Widerwärtigkeit des Lebens mit Geduld und Hoffnung auf bessere Zeiten zu begegnen, und darum, ja darum sehe ich mich nicht im Geringsten danach, reich zu sein, wie jener Knabe, obgleich ich ihn wohl um das eine – ja, das eine, Glück beneide, anderen Menschen auf der Welt Freude bereiten zu können.«

Wie lange er, in solche Gedanken versunken, am Fenster stand und nach dem hell erleuchteten Nachbarhause

hinunterschaute, wußte er selbst nicht. Nur bemerkte er endlich, daß die Straße wieder still geworden war, daß kein Wagen mehr vor der Thür des Banquierhauses hielt und daß Alles, was er heute noch da drüben mit seinem frisch erwachten Sinne wahrnehmen könne, geschehen und beendet sei. In diesem Augenblick überfluthete ihn noch einmal der süße Duft jener lieblichen Veilchen, und sich rasch zu ihnen wendend und sie noch einmal betrachtend, trat er dann zu dem Tisch zurück, auf dem die freundliche Spende des Secundaners noch immer unangetastet stand.

Da war denn endlich jener bisher noch bezwungene Appetit zu seiner höchsten Höhe gediehen, ja, der junge Mann wollte speisen, einmal speisen, wie reiche Leute immer speisen, und er begann mit einer eigenen Sorgfalt die Teller zu ordnen und diejenigen Gerichte auszuwählen, die vor der Hand nur noch seinem Auge oder seiner Einbildung die wohlschmeckendsten erschienen.

Beneidenswerthe Jugend, die im Wachsthum und in zunehmender Fülle begriffen, im Vollgeföhle ihrer blühenden Gesundheit einen Appetit ohne Ende entwickelt und, ohne leckerhafte Unterscheidung, nur mit grenzenlosem Behagen die Gaben genießt, die ihr der Zufall oder ein gütiges Geschick in die Hände gespielt hat! O ja, diese Jugend ist beneidenswerth, denn sie genießt ohne Wahl und Qual Alles, was zu genießen ist, und fühlt sich davon gelobt und erquickt, wo der ältere und träge Genußmensch nur eine überlästige Fülle bemerkt und ihr unterliegt!

Auch unser Student aß diesmal mit einem seltenen Appetit, und in der That, Alles was er bald von dieser, bald von jener Speise verzehrte, schmeckte ihm vortrefflich, ohne daß dadurch der Wunsch in ihm rege geworden wäre, alle Tage so zu essen. Aber dazu trugen vielleicht weniger die lecker zubereiteten Speisen als der damit verbundene Genuß des edlen Rheinweins bei, den er, wieder ohne peinliche Wahl, diesmal zufällig zuerst ergriffen hatte. Mit einem wunderbaren Behagen sog er den köstlichen Duft des goldfarbigen Rüdesheimers ein, der ihm hier geboten war, und als er erst *ein* Glas des Feuersaftes geleert, ward ihm das Blut leichter und flüssiger denn je und es war ihm zu Muthe, als ob alle bisher in ihm schlafenden Geister erwacht wären, sich geschäftig in seinem Hirne tummelten und ihm Gedanken einflößten, wie sie sich ihm noch niemals bemerklich gemacht hatten.

Ohne zu ahnen, daß der Geist des Weines seinen eigenen Geist entfesselte und den ungekannten Gedankenreichthum in ihm erzeugte, trank er, der nie Wein und am wenigsten solchen getrunken, die ganze Flasche leer, und erst als er bemerkte, daß die unerschöpflich scheinende Quelle wirklich erschöpft war, erschrak er, da eine dunkle Ahnung in ihm aufdämmerte, er habe am Ende ganz gegen seinen Willen und Wunsch des Guten zu viel genossen. Doch nein, das hatte er ja nicht, denn war er nicht im Besitz aller seiner früheren Gedanken, ja, waren diese Gedanken nicht alle viel schärfer, klarer und harmonischer als früher? Konnte er nicht mit wunderbarer Elasticität und Frische alle seine Verhältnisse erwägen,

sich seine Zukunft gestalten, konnte er nicht sogar über manche dunkle Erinnerung aus seiner längst vergangenen und düsteren Kindheit lächeln und sich sagen: »Wohl Dir, das ist ja nun Alles überstanden und überwunden und Du bist auf dem besten Wege, ein brauchbarer Mann und im Nothfall der Lenker Deines ferneren Schicksals zu werden?«

Ja, so war es und noch viel schöner und herrlicher sogar. Denn wie aus dem Nebel früherer Tage tauchten ihm ganz wundersame Gestalten und Visionen auf. Vor seiner Phantasie stellten sich herrliche Tempel, strahlende Paläste und wolkenragende Dome dar, die er erdenken und erbauen konnte; alles zu Vollbringende schien ihm nur eine leichte Mühe zu verursachen, er arbeitete mit Federleichtigkeit, wie mit Flügelschnelle und Riesenkraft begabt, und wie hingezaubert stiegen seine duftigen Luftschlösser vor ihm auf, an deren schwere Construction und künstlerische Vollendung er sich früher nur mit Zagen und Bangen gewagt hatte.

Und wie schnell bewegte er sich dabei in der Zeit und im Raume fort! Schritt er noch mit trägen menschlichen Füßen auf der Erde oder schwang er sich mit Adlerfitigen durch die rauschenden Lüfte empor? Gab es denn noch düstere Wolken, undurchdringliche Nebel, unübersteigliche Gebirge für ihn? Waren nicht alle Wege eben, vom klarsten Licht einer wärmenden Sonne beschienen, so daß er nicht irren, nicht straucheln, sein nahes Ziel nicht verfehlen konnte?

Ja, zu irgend einem Ziele war er in seinen beschwingten Gedanken heute gekommen – zu welchem, das wußte er freilich nicht. Er glaubte nur, daß es ein Ziel, ein wünschenerthes Ziel sei. Als er aber eben dabei war, sich dies schöne Ziel näher zu entziffern und es in eine greifbare, nennbare Gestalt zu verkörpern, da – da fuhr er aus seinen Träumen auf, denn plötzlich war er durch einen Laut in der Außenwelt, also einen irdischen Laut, aus seinen Himmeln gerissen und in die Gegenwart seiner nüchternen Weltanschauung zurück versetzt, und seine Luftschlösser zerrannen, seine Sonne verhüllte sich, seine Wege wurden wieder enge, steil und beschwerlich, und alle vor ihm liegenden Mühseligkeiten traten wieder klar wie alle Tage aus den wirklichen Nebeln und Dünsten seines bisherigen Lebens hervor.

Und was für ein Ton war es, der ihn aus dieser kaum besessenen, göttlichen Wunderwelt erweckte? Es war die Tanzmusik, die er aus dem Nachbarhause bis zu ihm herüberschallend vernahm, die ihm sagte, daß jene Leute noch immer reich, er noch immer arm, daß jene in Lust und Fröhlichkeit gesellig durcheinander wogten, und daß er allein, ganz allein in seinem öden Zimmer säße und heute – ach! auch zum ersten Mal in seinem Leben, seine Arbeit vergessen und einen Abend, o einen ganzen schönen Abend verloren habe.

Seine Arbeit vergessen und sein Abend verloren! O welcher Verlust für ihn, den immer ämsigen, immer unersättlichen Arbeiter! Und rasch erhob er sich von dem mit Speisen noch reichlich beladenen Tisch, ergriff seine

kleine Lampe und trat an sein Schreibpult, das ihn ganz seltsam, wie mit nüchternen Augen anschaute, als wundere es sich, daß er noch einmal an diesem Abend zu ihm zurückkehre.

Und siehe da – schon saß er auf dem alten harten Stuhl davor und hatte die dunklen Augen auf die kleine Druckschrift gerichtet, die er in der Regel jeden Abend las und von ihren Fehlern zu reinigen suchte. Aber welche traurige Entdeckung sollte er da machen! Ach, wiederum zum ersten Mal schmeckte ihm diese Arbeit nicht, er *konnte* sie sogar nicht verrichten, und nach vergeblicher Bemühung, mit dem alten Eifer, der alten Lust zu ihr zurückzukehren, stand er von dem Stuhle auf, ging mit gesenktem Haupte mehrere Male im Zimmer langsam hin und her und dachte – er wußte selbst nicht mehr, woran er dachte. Da aber, als er nahe daran war, irgend einem traurigen Gedanken zu verfallen, drang noch einmal der süße Duft jener Veilchen belebend zu ihm hin, und flugs hatte er den schönen Strauß ergriffen und schlürfte mit langen, begehrliehen Zügen die Wohlgerüche ein, die demselben so freigebig entströmten.

Was für eine bewegende Kraft und Gewalt mußte dieser Duft aber besitzen! Denn er erinnerte ihn mit einem Male an den Frühling, an das werdende Jahr, das ja nun schon draußen vor der Thür stand, und da fiel ihm durch eine natürliche Ideenverbindung auch seine Jugend wieder ein und er sah sich als Knabe in einem Garten auf dem Rasen spielen und unter Gräsern und Moosen nach



einem Veilchen, dem ersten des Jahres suchen. O, welcher unsagbare Zauber lag in dieser Erinnerung und wie wirkte er weiter! Denn nun trat auch seine gute, längst gestorbene Mutter wieder lebendig vor seine Seele, seine Mutter, die damals mit ihm in jenem Garten wandelte, und wie auf einen Schlag war er an die Seite der braven Frau versetzt, der er sein Leben, also auch Alles verdankte, was er jetzt war, was er besaß und – was er von der Zukunft erwarten konnte, die ihm noch eben so hold und golden gelächelt hatte.

In diesem Moment kam wieder, wie auf die fluthende Welle die ebbende folgt, jene frühere Wehmuth über ihn, wie auf unsichtbaren düsteren Schwingen der Nacht kam sie herangerauscht, und ja, er mußte ihr eine Folge geben und sich noch einmal ein liebes, süßes und doch trauriges Bild heraufbeschwören, das mit jener Wehmuth nur allzu nahe verbunden und ganz gewiß jetzt auch aus ihr entsprungen war.

Eine Minute später saß er wieder vor dem Schreibtisch und schloß einen kleinen Kasten auf, den er lange nicht geöffnet hatte.

In diesem Kasten aber lag ein altes schwarz eingebundenes Buch, mit verblichenen Goldstreifen verziert, und in der Mitte des Deckels stand in eben so verblichenen goldenen Buchstaben der Name seiner Mutter.

Er schlug das Buch auf und las auf der ersten Seite desselben folgende Worte:

»Mein Sohn Paul achte und ehre dies Vermächtniß seiner Mutter, das ihr einst sehr theuer war. Viel kann sie ihm nicht als Mitgift für dieses Leben überweisen, aber Gutes wünschen kann sie ihm in überschwenglichem Maaße. Wenn es meinem Paul aber einst nicht nach Wunsch auf dem rauhen Pfade des Lebens geht, so lese er, was auf der folgenden Seite geschrieben steht. Dieser alte, vaterländische Spruch ist mir mein liebster Lebensspruch und oft ein Trost in großer Noth gewesen, und so werde und sei er es auch ihm. Es liegt eine weise Lehre und zugleich eine häufig sich bekundende Wahrheit darin.«

Paul aber – jetzt wissen wir ja schon einen seiner Namen – schlug die Seite um und las auf der nächstfolgenden den schönen, alten Spruch:

»Leide, meide, schweige und ertrage!

»Deine Noth Niemand klage!

»An Gott, Deinem Schöpfer, nicht verzage,

»Denn das Glück kann kommen alle Tage!«<sup>1</sup>

Unter diesen Vers aber hatte die Mutter noch geschrieben: »Wenn das Glück Dir einst kommen sollte, so denke

---

<sup>1</sup>Wir geben den schönen alten Spruch oben in der Uebersetzung in's Hochdeutsche. In dem Album der Mutter Paul's stand er in der niedersächsischen Mundart, wie folgt:

»Lide, mide, swige und vortrage!

»Dine nodt nemandt klage!

»An God dinen Schepper nicht vorzage,

»De gelücke kummpt alle Dage!«

an mich, denn ich habe es Dir von dem Schöpfer alles Guten alle Tage und Nächte auf den Knien erlebt.«

Lange, lange den Inhalt, die Lehre, den Trost und die Hoffnung überdenkend, die so einfach, rührend und goldklar in diesem Spruche lag, blieb Paul auf dem Stuhle vor seinem Schreibpult sitzen. Und als er um die gewöhnliche Zeit spät Abends zu Bett ging, sprach er ihn sich wie ein Gebet noch zwei-, dreimal langsam vor, bis er allmählig in den Schlaf sank, wo der letzte seiner leise verschwimmenden Gedanken war:

»Ja, sie hat Recht. Das Glück *kann* alle Tage kommen, denn auch mir ist an diesem wunderbaren Abend unverhofft ein ganz eigenes Glück gekommen und – und – ich danke – dem guten Gott dafür. Amen!«

### DRITTES KAPITEL. DES STUDENTEN LEBENSGESCHICHTE.

Als unser Student am nächsten Morgen noch lange vor Anbruch des Tages vollkommen ernüchtert erwachte, fiel ihm auf der Stelle der vorige, so seltsam verlebte Abend ein, und da war es zuerst, als ob Alles, was ihm in seinem Zimmer begegnet, nur ein angenehmer ihn neckender Traum gewesen sei. Sonderbar! Und doch lag ihm die heitere Melodie der Tanzmusik, unter deren Klängen er eingeschlafen war, noch immer in den Ohren. Wie wäre er, dachte er, der so wenig Tanzmusik gehört, zu dieser Melodie gekommen, wenn er sie nicht wirklich noch vor kurzer Zeit gehört hätte?

Er horchte gespannt auf, ob er sie noch immer hören könne, aber nein, Alles um ihn her und auch jenseits der

Straße im Nachbarhause war und blieb still, denn die Gäste, die am Abend vorher darin heiter und lustig gewesen, lagen sammt den Musikanten, die ihnen zum Tanze aufgespielt, lange in ihren Betten und schiefen ihre Müdigkeit tief in den Aschermittwoch hinein aus.

Und dennoch zweifelte Paul noch immer an der Wahrheit, der Möglichkeit des Geschehenen, denn daß ihn der einzige Sohn des reichen Mannes drüben aus freiem Antriebe und aus so seltsamer mitleidiger Ergebenheit besucht haben solle, erschien ihm heute noch viel seltsamer und räthselhafter, als es ihm im Augenblick des Erlebnisses selbst erschienen war.

Da aber machte mit einem Male der Duft der noch immer frischen Veilchen, die auf dem kleinen Tische seinem Bette zunächst standen, allen Zweifeln ein Ende, und im Dunkeln rasch nach dem Glase greifend, drückte er sein Gesicht tief in die Blumen und athmete, wie einen lieben Morgengruß, ihren balsamischen Wohlgeruch ein.

»Ja,« sagte er zu sich, noch bevor er Licht anzündete und während er das Bouquet in der Hand hielt, »es ist doch wahr und wirklich, was ich geträumt zu haben glaubte. – Hier sind die Blumen – dort werden die Speisen stehen, von denen ich genossen und – ich darf es mir gestehen – die reine unneigennützig Zuneigung eines Knaben hat mir diese Ueberraschung, diese Freude bereitet und ich habe mir an ihm, freilich einen jugendlichen, aber nichtsdestoweniger vielleicht sehr warmherzigen Freund erworben.«

Jetzt ließ es ihn nicht länger im Bette mehr. Er zündete Licht an, stand auf, kleidete sich an und nun erst nahm er noch einmal den reich besetzten Tisch in Augenschein, der ihm die ganze Wahrheit des gestern Erlebten unläugbar bestätigte. –

Etwa eine halbe Stunde später trat der gewöhnliche erste Morgenbesuch in sein Zimmer – Frau Zeisig, die Waschfrau, seine Aufwärterin, die ihm alle Tage um diese Zeit den Kaffee zu bringen und seine Tageskleider zum Reinigen mit hinauszunehmen pflegte. In der Regel fand sie ihren jungen Miether schon bei der Arbeit am Schreibpult oder Zeichentisch – heute aber stand er mitten im Zimmer und noch dazu sah er sie mit einem ungewöhnlich freundlichen Gesicht an, auf dem eine sichtliche Neugier lag, was sie, die Frau Zeisig, zu dem so seltsam besetzten Tische sagen werde. Auch sollte er diese Aeußerung nicht vergeblich erwartet haben, denn kaum hatte die scharfsichtige Frau einen Blick auf den Tisch geworfen, so schrie sie laut auf, schlug die Hände vor Verwunderung zusammen und rief:

»Ei Du lieber Gott, Herr Baumeister,« – so pflegte die schmeichlerische Frau Zeisig den Eleven der Bauakademie im Voraus zu benennen – »was ist denn das hier? Das sieht ja, Gott soll mich strafen, wenn es nicht wahr ist, gerade so aus, als hätte Jemand ›Tischlein, Tischlein, decke Dich!‹ gerufen. Ei wahrhaftig,« fuhr sie fort, indem sie mit der daneben stehenden Lampe die noch halb gefüllten Teller näher beleuchtete, »das ist ja ganz was Delicates, wie ich es lange nicht gesehen habe. Das hat gewiß

ein feiner Koch oder eine gelernte Köchin gebraten und angerichtet, wenn es Ihnen am Ende nicht gar eine galante Fee bescheert hat! Aber halt – diese Teller mit den grünen goldenen Rändern sollte ich doch kennen? Ei ja natürlich! Die sind ja von Banquiers drüben, und in der Mitte ist ja auch das Wappen der gnädigen Frau gemalt! Sie ist nämlich ein gebornes adliges Fräulein, müssen Sie wissen, Herr Baumeister, und Beide, sie und ihr Herr Ehegemahl, haben eine gute Partie an einander gemacht, denn sie hat einen reichen Mann, und er hat ein vornehmes Fräulein aus einer Baronen-Familie geheirathet.«

Der Student stand unbeweglich, mit still lächelndem Gesicht vor ihr und hörte geduldig ihre lange Rede an. Als sie aber endlich fertig war, nickte er ihr gemüthlich zu und sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe:

»Sie haben es errathen, Frau Zeisig. Diese Geräthe und Speisen sind wirklich aus dem Banquierhause drüben –«

»Nun, mein Gott, ja, das sehe ich wohl, aber wie sind sie denn hierübergekommen? Sind sie etwa durch die Luft geflogen?« rief die Frau mit weit aufgerissenen Augen und lebhaft gestieulirenden Händen.«

»Nein, das sind sie natürlich nicht, man hat sie mir ganz einfach zugeschickt. Und nun beruhigen Sie sich, Frau Zeisig, und nehmen Sie diese Teller mit fort, suchen Sie sich etwas Beliebigen davon aus – nur der Wein mag in der Stube bleiben – und das Andere bewahren Sie mir bis zum Abend auf. Die leeren Teller aber waschen Sie ab und tragen Sie sie mit dem Korbe und meinem herzlichsten Dank so bald wie möglich hinüber.«

»Nun das versteht sich von selber, daß ich sie waschen und mit Dank hinüber tragen werde – ich danke auch Ihnen für den Mitgenuß – aber Sie werden nun doch selbst einmal hinübergehen und sich bei der gnädigen Frau bedanken? Sie ist eine kreuzbrave und gute Dame, das können Sie mir glauben, gar nicht hochnasig und vornehm wie andere adlig Geborene. Ihre Schwester da oben trägt die Nase schon viel höher, obwohl sie bei Weitem nicht so reich ist; aber daran ist wahrscheinlich ihr adeliger Herr Gemahl schuld, der einen hohen Posten bekleidet. Nun, die Banquiersfrau wird Ihnen gewiß gefallen.«

»Ich glaube es auch,« sagte der Student halb leise vor sich hin und schickte sich an, seinen Kaffee zu trinken, während Frau Zeisig die Teller vorsichtig zusammenstellte und in den Korb packte, den sie endlich mit verwunderungsvollem Kopfschütteln in die Küche trug, um ihren Mann, der Nachtwächter war, aus dem eben begonnenen Schlummer zu wecken und ihm das neueste Ereigniß des Tages zu berichten.

Der Student dagegen saß bald wieder bei seiner gestern vernachlässigten Arbeit, die er nun am frühesten Morgen vollenden mußte, und erst gegen acht Uhr schickte er sich an, seine Collegien zu besuchen, die ihn bis zwölf Uhr in Anspruch nahmen, worauf er sein einfaches Mittagsbrod in einer Restauration verzehrte und gegen ein Uhr nach Hause ging, um den von Vorlesungen freien Nachmittag mit eigenen Studien hinzubringen.

Seine erste Bewegung, als er nun sein gereinigtes und warmes Zimmer betrat, war nach dem Fenster hin, wo

jetzt sein Veilchenstrauß Platz gefunden; als er sich aber zu ihm niedergebückt hatte und dann nach dem Hause des Kaufmanns drüben sah, gewahrte er, daß Fritz Ebeling auch schon auf seinem Posten stand und voller Spannung sein Erscheinen am Fenster zu erwarten schienen. Kaum aber nahm er den Studenten wahr, so nickte er vertraulich mit dem Kopfe und machte eine fragende Geberde mit der Hand, welches Beides Paul freundlichst erwiderte und die verstandene Frage auf der Stelle durch ein Nicken des Kopfes und ein Winken mit der Hand bejahte.

Fritz Ebeling schien ein Meister im Verständniß dieser Geberdensprache zu sein, denn fünf Minuten später klopfte er an die Thür des Studenten und bald darauf saß er neben ihm auf dem Sopha.

»Guten Morgen!« war des vor Glück strahlenden Secundaners erstes Wort. »Ich will Sie keine fünf Minuten stören, sondern nur fragen, ob es Ihnen gestern Abend geschmeckt hat und ob Sie darauf gut geschlafen haben?«

»Ich kann beide Fragen mit demselben Worte beantworten: vortrefflich, ja, und nein ist es an mir, Ihnen noch meinen besonderen Dank auszusprechen.«

Fritz schaute beglückt und doch wie beschämt zu Boden. »Ach,« sagte er sanft, »das sollten Sie mir lieber nicht sagen; den besten Dank habe ich auf eine andere Weise erhalten, denn ich habe mich gestern Abend nach dem Besuch bei Ihnen mehr als jemals amüsirt. Es war ein herrliches Fest, welches meine Eltern gegeben, und es ist



schade, daß Sie noch nicht daran Theil nehmen konnten. Nun, später wird das gewiß geschehen, nicht wahr?«

»Ich weiß nicht,« lautete die bescheidene Antwort, – »was und wie ich Ihnen darauf antworten soll.«

»O, antworten Sie mir gar nicht, das wird sich Alles von selbst machen. Ich werde schon dafür sorgen. Doch nun sagen Sie mir, was haben Sie denn zu den Veilchen gesagt? Sind sie nicht wunderschön?«

»Ju, die Veilchen!« rief Paul, wie aus tiefen Gedanken auffahrend. »Sind sie auch ein Geschenk von Ihnen?«

»O nein, sie sind nicht von mir –«

»Von Wem denn?« fragte der Student verwundert.

»Ei, ich soll es Ihnen eigentlich nicht verrathen,« fuhr Fritz leiser redend fort, »aber ich sehe den Grund gar nicht ein, warum ich es nicht soll. Betty hat sie mir gegeben, als sie hörte, daß ich Ihnen den Korb brachte, und ohne Zweifel that sie es, weil sie Ihnen eine Freude damit zu bereiten glaubte.«

»Betty? Wer ist Betty?«

»Das ist meine Cousine, die Tochter des Oberforstmeisters von Hayden, der da oben wohnt und die Schwester meiner Mutter zur Frau hat.«

Der Student sann einen Augenblick nach, ob er eine ihm auf der Lippe schwebende Frage aussprechen solle. Dann aber sagte er ruhig und sein dunkles Auge voll gegen den Secundaner aufschlagend:

»Ist das vielleicht die junge schöne Dame, die bisweilen an jenem Fenster sichtbar ist, aus dem Sie so eben herübergegrüßt haben?«

»Gewiß, das ist sie, und da drüben ist ihr Zimmer, in welches ich so oft gegangen bin, um am leichtesten zu Ihnen herüberzusehen, da die Fenster gerade gegenüber liegen.«

»Und diese junge Dame kennt mich also auch?«

»Nun natürlich, sie hat Sie ja oft genug gesehen, wie wir Alle.«

Es entstand eine Pause, die der Student mit ernstem Nachdenken, der Secundaner dagegen mit stiller Bewunderung seines neuen Freundes verbrachte, da er über alle Begriffe glücklich war, wieder in der Nähe desselben zu sein und sein männlich schönes Gesicht mit Muße betrachten zu können.

»Ich fühle das Bedürfniß,« fing Paul endlich wieder an, »Ihrer Frau Mutter meinen Dank für die reiche Gabe zu sagen, deren Ueberbringer Sie gestern waren – darf ich ihr diesen Dank persönlich aussprechen?«

Fritz fuhr freudig in die Höhe. »O, gewiß dürfen Sie das,« rief er, »obgleich meine Mutter gewiß keinen Dank für diese Kleinigkeit erwartet. Sicher aber wird es ihr Freude machen, Sie kennen zu lernen, nachdem sie heute Morgen schon von mir gehört hat, wie mein erster Besuch bei Ihnen gestern abgelaufen ist.«

»Sie sind sehr freundlich. Wann kann ich Ihrer Frau Mutter meine Aufwartung machen?«

»O, jeden Tag, Mittags um zwölf oder Nachmittags um fünf Uhr, wie es Ihre Zeit am besten erlaubt – nur heute

nicht, bitte ich, da sie wie Alles im Hause, von dem gestrigen Feste ermüdet ist. Doch nun sagen Sie mir, was sind denn das für Zeichnungen, die Sie dort haben?«

Dabei stand der wißbegierige Knabe auf und näherte sich dem Tisch am Fenster, der mit dem Reißbrett und verschiedenen farbigen Blättern bedeckt war.

Paul stellte sich neben ihn und erwiderte: »Es sind Zeichnungen von meiner Hand und sie stellen Grundrisse und Querschnitte, auch einige vollendete Gebäude verschiedener Gattung dar. Dies zum Beispiel ist ein gothischer Dom – hier das Innere und hier das Aeußere in seiner Vollendung. Diese Grundrisse stellen seine Unterlage vor und hier sehen Sie, wie er sich Stufe für Stufe aus dem Erdboden bis zu den Wolken erhebt. Es ist eine schöne, herrliche Kunst, aus dem Staube, dem Nichts ein solches Gebäude aufwachsen zu machen, einen Stein zum andern zu fügen, bis zuletzt das Ganze wieder wie ein künstlich behauener und schön verzierter großer Stein aussieht, nicht wahr?«

»Gewiß ist es schön. Dies aber ist nur ein bürgerliches Wohnhaus?«

»Ja, wenigstens das eines reichen Mannes. In solchem netten und geräumigen Hause zu wohnen, muß eine angenehme Sache sein, nicht wahr?«

»Gewiß sehr angenehm, weit angenehmer wenigstens, als es zu erdenken und zu erbauen.«

»Nun, das will ich doch nicht sagen. Das Schaffen einer Arbeit gewährt immer einen hohen Genuß und oft einen

größeren als ihn Jemand an ihrer Betrachtung oder Benutzung finden kann, wenn sie vollendet ist. Wenn Sie erwachsen sind, will ich Ihnen ein ähnliches Haus bauen und Sie können glücklich und zufrieden darin wohnen. Dann genießen Sie die Frucht meiner Arbeit.«

»Warum wollten Sie sie nicht auch genießen?«

»O, ich! Wie könnte ich das! Ich besitze nicht die Mittel, mir einen solchen Genuß zu verschaffen.«

»Wer weiß es!« sagte Fritz, wie aus einem augenblicklichen Traum erwachend. »Sie können ja noch reich werden, wenn Sie es auch jetzt nicht sind.«

»Wodurch?«

»Ja, wer weiß das! Durch Ihre Arbeit selbst und vielleicht auch durch das Glück, wie es viele Menschen haben.«

Der Student seufzte leise, aber er schwieg. –

»Ach, und nun habe ich noch eine Bitte,« fing Fritz wieder an, indem er näher an Paul herantrat und seine Hand auf dessen Arm legte.

»Sprechen Sie sie aus. Ich dürfte sie Ihnen wahrscheinlich nicht abschlagen.«

»O, das wäre prächtig. Darf ich Sie heute Abend nach Tische auf eine Stunde besuchen? Ich habe einen ganz besonderen Zweck dabei im Auge.«

»Sie haben dabei einen Zweck? Welchen?«

»Ich möchte erfahren, woher Sie stammen und wo Sie groß geworden sind; ferner wer Ihre Eltern waren und ob Sie sonst noch Verwandte haben. Denn sehen Sie, bis jetzt weiß ich ja noch nicht einmal Ihren Namen. Und

das Alles erzählen Sie mir vielleicht, wenn ich Sie recht dringend darum bitte.«

Der Student lächelte wehmüthig. »Da werden Sie wenig Wissenswerthes erfahren,« sagte er nach kurzem Nachdenken. »Meine Geschichte ist sehr einfach und ich finde keinen Grund auf, warum ich sie Ihnen nicht erzählen sollte. Nein.«

»Also ich darf heute Abend nach acht Uhr kommen?« rief Fritz frohlockend.

»Kommen Sie!« lautete die sanft und willig gesprochene Antwort. »Ich werde mich so einrichten, daß ich meine nothwendige Arbeit nicht versäume, und dann – ja, dann sollen Sie meinen Namen erfahren und Alles, was Sie von mir zu wissen wünschen.«

Fritz reichte seine Hand hin und stammelte seinen herzlichsten Dank. Bald darauf hatte er sich verabschiedet und war seelenvergnügt in sein Haus zurückgekehrt, denn nun war die Bahn wirklich eröffnet, deren Eis er gestern mühsam gebrochen, und er sah sich auf dem besten Wege, nicht allein das Vertrauen seines neuen Freundes zu gewinnen, sondern ihm auch im äußeren Leben näherzurücken, wonach er sich schon so lange mit brennendem Verlangen gesehnt hatte. –

Als der Student wieder allein war, ging er längere Zeit nachdenklich in seinem kleinen Zimmer auf und ab, und indem er zuletzt wieder seinen Veilchenstrauß betrachtete und damit vielleicht ganz eigenthümliche Gedanken verband, sagte er zu sich:

»Also Betty heißt sie, nach der ich Niemand fragen mochte, und sie ist vornehmer Leute Kind! Natürlich, das habe ich mir gleich gedacht! – Betty! Welch süßer Name, voll Innigkeit und harmonischen Klanges! Betty! Wie Honig fließt er mir über die Lippe – und sie, sie hat mir die Blumen gesandt, um mir eine Freude zu bereiten? O, was das für ein köstlicher Gedanke ist! Wie mag sie nur darauf gekommen sein! Sie kannte mich ja nicht – gesehen muß sie mich freilich haben, wie auch ich sie oft genug drüben am Fenster sah, doch immer nur flüchtig, wie ein vorüberschwebendes Schattenbild. Betty! Ich kann von dem Namen gar nicht loskommen und werde mir ihn jetzt oft wiederholen – und sie hat mir Freude bereiten wollen, mir, dem Freudlosen und Verwaisten! O, welche Güte, welche Freundlichkeit!«

Und wieder ging er auf und nieder in dem beschränkten Raume, bis er sich endlich mit männlicher Willenskraft seinen Träumereien entriß, an seine Arbeit zurückkehrte und so lange zeichnete, als es das knappe Tageslicht ihm erlauben wollte und er nun einen nothwendigen Gang in die Stadt antreten mußte.

Dieser Gang führte ihn zunächst in die Druckerei, welche ihm fast alle Tage die bewußten Correcturbogen sandte, um daselbst zu erfahren, ob er heute noch auf einige zu rechnen habe. Wegen des Fastnachtstages aber, der, wie billig, auch die Gehülfen der Druckerei in Anspruch genommen hatte, bekam er von hier aus heute keine Arbeit, und so war es ihm lieb, daß er am Abend

nichts versäumte, wenn er mit dem jungen Ebeling ein paar Stunden verplauderte.

Von der Druckerei ging er in einen Papierladen und kaufte sich Farben und Bleistifte, und als er auch das vollbracht, beschloß er eine Stunde vor dem nächsten Thore spazieren zu gehen, wozu das günstige Wetter ihn einzuladen schien. Als er um sechs Uhr in sein stilles Stübchen zurückkehrte, zündete er rasch seine Lampe an und studirte eifrig bis acht Uhr. Mit dem Glockenschlage jedoch machte er sein Buch zu, denn er hörte schon die bescheidene Hand seines jungen Freundes an die Thür pochen, und so ging er ihm entgegen und hieß ihn willkommen.

Fritz Ebeling's Gesicht leuchtete von einer stillen lebhaften Freude. Seinem heutigen Besuche war von Seiten der Eltern nichts in den Weg gelegt und so schien ihm Alles zu gelingen, was er in Bezug auf den älteren Freund vornahm.

»Meine Mutter hat mir erlaubt, zwei Stunden bei Ihnen zu bleiben,« sagte er nach der Begrüßung, »meine Tante und Betty sind bei ihr und leisten ihr Gesellschaft. Sie sind Alle müde. Ich habe ihnen auch gesagt, daß Sie mir heute Ihre Lebensgeschichte erzählen wollen, und da habe ich ihnen versprechen müssen, sie ihnen zu wiederholen. Das darf ich doch?«

Ueber des Studenten ernste bleiche Züge ergoß sich bei diesen Worten eine warme Röthe, die jedoch bald wieder verschwand. »Da werden Sie ihnen keine interessante Erzählung zu wiederholen haben,« sagte er fast traurig, »aber wenn »Sie es für der Mühe werth halten, so

thun Sie es, ich weiß nichts dagegen vorzubringen, denn mein Leben birgt keine Geheimnisse und ich habe keinen Grund, mich als etwas Anderes darzustellen, als ich wirklich bin – ein armer strebsamer Mensch, der einen gebildeten Mann aus sich machen möchte – das ist Alles. – Sie haben doch schon Ihr Abendbrod genossen?« setzte er nach einer kurzen Pause hinzu.

»Nein,« erwiderte Fritz ehrlich. »Meine Eltern speisen erst um neun Uhr und ich war begierig, wieder bei Ihnen zu sein.

Der Student lächelte. »Sehen Sie, wie sich nun Ihr gestriges Thun belohnt! Nun können Sie mit mir speisen, ich habe ja noch einen guten Theil Ihrer schönen Leckerbissen vorrätzig. Da ist auch noch eine Flasche Wein! Wie, wollen Sie heute mein Gast sein?«

»Gern,« sagte Fritz ohne alle Ziererei – »aber wenn wir gegessen haben, müssen Sie auch an Ihr Versprechen denken.«

»Ich habe schon heute Nachmittag auf meinem Spaziergange daran gedacht, und werde es erfüllen, so gut ich vermag. Gedulden Sie sich jetzt einen Augenblick, ich will nur Frau Zeisig rufen, daß sie uns den Tisch deckt.«

Einige Minuten später trat die Aufwärterin in's Zimmer und versah ihr Amt, nicht ohne merkliche Verwunderung, den Sohn des Banquiers bei ihrem Miether zu finden. Sie knixte und grüßte sehr höflich, indessen sprach sie gegen ihre Gewohnheit kein Wort, da ihr keiner der beiden jungen Leute Veranlassung dazu gab. Sobald sie



die Reste des gestrigen Mahles aufgetragen und das Zimmer wieder verlassen hatte, setzten sich Beide an den Tisch, und wir wollen nicht zu entscheiden versuchen, wem von ihnen, dem Wirthe oder dem Gaste, diese Reste besser schmeckten, denn Beide aßen mit Appetit, ja mit Wohlbehagen, da ihr Inneres beruhigt und ihre nächsten Wünsche vor der Hand erfüllt waren.

Als sie ihr Mahl eben zu Ende gebracht und ein Glas Wein getrunken hatten, sah Fritz seinen Wirth fragend und bittend an und dieser verstand diesen Blick und lächelte. »Soll ich nun erzählen?« fragte er mild.

»Ja, ja, ja, ich brenne vor Ungeduld, Alles was ich von Ihnen erfahren kann, aus Ihrem eigenen Munde zu vernehmen.«

»Ach, Sie werden nicht viel Interessantes zu hören bekommen. Die kurze Geschichte meines Lebens ist einfacher, als Sie sich vorstellen können, und Sie werden nur sehr wenig Licht darin wahrnehmen, denn der größte Theil meiner Jugendjahre ist in trübe Schatten gehüllt.«

»O bitte, fangen Sie an. Ob Licht oder Schatten auf Ihrer Vergangenheit ruht, eins wie das andere wird mir neu und wichtig sein.«

Es trat eine tiefe Stille in dem kleinen Zimmer ein und nur das laute Athmen des voller Spannung lauschenden Secundaners war zu hören. Die kleine Lampe brannte ziemlich matt und beleuchtete mehr den Tisch mit den jetzt geleerten Tellern und dem blutrothen Wein in den Gläsern, als die Gesichter der in den Ecken des alten Sopha's sitzenden jungen Menschen. Beide aber wichen in

dem Ausdruck ihrer Mienen auffallend von einander ab. Während auf dem edlen, bleichen Antlitz des Studenten männliche Ruhe und Ergebung in das ihm aufgebürdete Schicksal lag, drückte das kindlichere und weichere Gesicht des Jüngeren eine fast nervöse Spannung aus und seine hellen Augen bohrten sich mit beinahe fieberhafter Erwartung in die dunklen Augen des ihn ruhig und ernst anblickenden Freundes ein.

»Nun,« rief Fritz, dem jede Minute kostbar zu sein schien, »nun sagen Sie mir zuerst, wo Sie geboren sind.«

Paul strich sich mit beiden Händen das üppige Haar von der Stirn zurück, schaute einen Augenblick nach der Decke empor, wie um seine Gedanken zu der bevorstehenden Erzählung zu sammeln, und erwiderte dann auf die an ihn gerichtete Frage:

»Ich bin in Hamburg geboren, also ein Deutscher, obwohl ich väterlicher Abstammung nach kein Deutscher bin.«

Fritz Ebeling's Augen dehnten sich bei diesen unerwarteten Worten noch einmal so weit aus als vorher und seine jugendliche Lebhaftigkeit riß ihn zu der neuen Frage hin: »Kein Deutscher? Ah, was sind Sie denn?«

»Hören Sie nur. Mein Vater, *van der Bosch* ist sein Name  
—«

»Van der Bosch?« rief Fritz. »Also Paul van der Bosch heißen Sie? Ei, das ist ein schöner und klangvoller Name!«

Paul lächelte mild und fuhr ohne weitere Unterbrechung jetzt also zu reden fort: »Ja, Adrian van der Bosch

hieß mein Vater und er stammt aus Amsterdam, wo mein Großvater als leidlich wohlhabender Mann lebte. Er war Portrait- und Genremaler und erfreute sich eines ziemlich bedeutenden Rufes im In- und Auslande. Er war zweimal verheirathet gewesen und hatte aus erster Ehe zwei Söhne, von denen der erstgeborene etwa sechs Jahre älter war als der jüngere. Aus zweiter Ehe hatte er nur einen Sohn, der nur wenige Jahre jünger war als jener zuletzt erwähnte, und dieser Sohn aus zweiter Ehe ist mein Vater.

Die beständige und höchst eifrige Beschäftigung meines Großvaters mit seiner Kunst mag die Ursache gewesen sein, daß er sich nur wenig um seine Kinder kümmern konnte und die Erziehung derselben seiner zweiten Frau überließ, gegen die, wie man mir erzählt hat, der älteste Sohn von Anfang an einen unnatürlichen Widerwillen gehegt haben soll. Diese meine rechte Großmutter soll eine sehr schöne Person aber von viel zu weichem Herzen gewesen sein, um dem wilderen Sinn, namentlich seines ältesten Knaben zu imponiren, und so geschah es, daß die Erziehung der Kinder nicht mit der nothwendigen Energie geschah. Dies zeigte sich bald am deutlichsten an Quentin, dem ältesten Stiefbruder meines Vaters. Derselbe war ein außerordentlich unruhiger, wagehalsiger Bursch, der keine Stunde auf einer Stelle

sitzen konnte und sich mehr auf der Straße als im Hause seines Vaters aufhielt. Vor allen Dingen liebte er leidenschaftlich die See und das Leben und Treiben darauf. So verließ er auch eigentlich gegen den Willen seines Vaters im zwölften Lebensjahre das Haus desselben und ging auf ein Schiff, und keiner seiner Verwandten hat ihn jemals wiedergesehen. Er ist, was man so nennt, verschollen und wahrscheinlich lebt er schon lange nicht mehr, obgleich sich wunderbarer Weise, wie ich vor einigen Jahren durch meinen Onkel Casimir, den zweiten Sohn meines Großvaters, erfuhr, das Gerücht verbreitet hatte, er lebe in Ostindien und sei ein reicher Mann geworden.

Wenn ich nun von diesem meinem ältesten und verschollenen Onkel nur wenige Worte sagen kann, so könnte ich von meinem Onkel Casimir desto mehr erzählen, aber für jetzt mögen einige Andeutungen genügen. Dieser Casimir wanderte im achtzehnten Jahre, als sein Vater und dessen zweite Frau nicht ganz mittellos gestorben waren, mit meinem Vater zugleich nach Deutschland aus und während mein Vater sich nach Hamburg begab, ging Casimir nach einer Universitätsstadt und studirte mit den ihm verbliebenen Mitteln Mathematik. Da er überaus fleißig und fähigen Geistes war, erwarb er sich bald den Ruf eines Gelehrten und es glückte ihm schon in jungen Jahren, der Lehrer eines kleinen Fürsten in der Mathematik und der dazu gehörigen Wissenschaften zu werden. In dieser Stellung blieb er mehrere Jahre und zog sich, als sein Schüler erwachsen war, mit einer kleinen Pension

nach der Universitätsstadt . . . zurück, wo er noch jetzt Professor ist, ganz abgesondert von der großen Welt lebt und in seiner stillen Weise Gutes wirkt. Ich werde Ihnen von diesem seltsamen Manne später noch mehr zu berichten haben, da er vielfach segensreich auf meine Erziehung und Ausbildung eingewirkt hat; für jetzt jedoch will ich ihn verlassen und zu meinem Vater übergehen.

Dieser wollte eigentlich Kaufmann werden und hatte auch sehr bald in einem bedeutenden hamburgischen Geschäft einen guten Grund dazu gelegt; allein eine frühzeitige und unüberwindliche Leidenschaft für ein sehr schönes und armes Mädchen hinderte ihn daran, da er sich durchaus in den Kopf gesetzt hatte, sie zu heirathen, indem sie selbst, ohne alle Verwandte, verwaist in der Welt stand.

So heirathete also Adrian van der Bosch meine Mutter, leider viel früher, als er einen sicheren und ausreichenden Lebenserwerb hatte, was jedoch dem inneren Glück meiner Eltern, die sich außerordentlich zugethan waren, keinen Abbruch that. In wenigen Jahren hatte sich mein Vater als Lehrer der französischen und holländischen Sprache in Hamburg niedergelassen und außerdem unterrichtete er wohlhabende junge Handelsbeflissene in der kaufmännischen Buchführung, worin er eine große Geschicklichkeit und umfassende Kenntnisse besessen haben soll. Anfangs, erzählte mir später meine Mutter, habe er eine recht günstige Einnahme hierdurch erzielt, und wenn seine Familie auch nicht im Ueberfluß lebte, so blieb sie doch auch weit vom Mangel entfernt,

bis mein Vater plötzlich zu kränkeln anfang und bald nach der Geburt des jüngsten seiner Kinder zum unaussprechlichen Kummer meiner guten Mutter starb. Dieses jüngste Kind war ich und vor ihm wurden ihm fünf Söhne und eine Tochter geboren, die aber, wie Sie sogleich hören werden, alle schon todt sind.«

»Wie, Sie sind der einzige Lebende von diesen sieben Kindern?« fiel Fritz mit ganz bleichem Gesicht ein.«

»Ja, und so habe ich außer dem Onkel Casimir, dem Professor der Mathematik in . . . , keinen lebenden Verwandten mehr. Doch hören Sie weiter.

So stand denn nun meine Mutter mit uns armen sieben unerzogenen Kindern allein in der Welt und nun erst begannen wir in allmählig steigender Stufenfolge unsere Leidenschule durchzumachen, wozu für meine Mutter noch der uns unbekannte Schmerz kam, so früh einen geliebten Mann und einen für seine Kinder sorgenden Vater verloren zu haben. Anfangs freilich, so lange noch die baare Hinterlassenschaft desselben reichte, lebten wir so ziemlich in der früheren Weise fort, allmählig jedoch zeigte sich schon hier und da ein Ausfall, eine schmerzliche Lücke, und endlich trat Kärglichkeit und nicht selten sogar handgreifliche Noth an die Stelle des ehemaligen Wohlbehagens. Diese wurde kaum geringer, als nach und nach drei meiner Brüder starben, denn nun wurde auch meiner Mutter Kraft und Geist gebrochen und sie konnte bei allem Fleiß kaum so viel verdienen, um uns Uebriggebliebene zu nähren und zu kleiden. In früheren Tagen hatte sie in freien Stunden, wenn sie für uns Kinder nicht

zu kochen oder zu nähen und zu stricken brauchte, zur Freude meines Vaters sich mit dem Malen von Blumen und Vögeln in Wasserfarben beschäftigt, worin sie eine große Geschicklichkeit besaß. Seit dem Tode meines Vaters aber mußte sie einen Erwerbszweig daraus machen und es war ihr auch eine Zeitlang über alle Erwartung gelungen. Auch schöne Stickmuster erfand, zeichnete und colorirte sie, und wenn diese Arbeit auch mühsam und wenig erträglich war, so hatte sie dadurch doch immer Nahrung und Kleidung für uns beschafft. Nun aber fing diese mühselige Arbeit auch ihre Augen einzugreifen an, und so mußte auf andere Weise Rath geschafft werden. Es blieb nur der eine, für seine liebende Mutter schreckliche Ausweg übrig: ihre Kinder nach und nach unter fremde Leute zu bringen und so wenigstens sich die Mühe für deren Unterhalt zu ersparen.

So geschah es denn auch. Meine beiden noch lebenden älteren Brüder kamen bei Kaufleuten in die Lehre und nur meine Schwester und ich blieben bei der Mutter.

Unsere damaligen Verhältnisse schweben mir nur noch dunkel vor der Seele, aber so viel ich mich erinnern kann, waren sie trübe und elend genug. Meine Mutter kränkelte mehr und mehr, wir Kinder machten auch verschiedene schwere Krankheiten durch und es war keine Seltenheit mehr, daß wir Abends nur wenig trockenes Brod zu essen und Wasser nach Belieben zu trinken bekamen.

Endlich konnte meine arme Mutter auch für mich, den rasch aufwachsenden Knaben, keine hinreichende Nahrung mehr beschaffen und sie mußte sich in ihrer Noth

entschließen, mich ebenfalls aus dem Hause zu geben. Mein Vormund selbst war es, der ihr zuerst dazu rieth, und dessen Andringen gab sie endlich nothgedrungen Folge. Er war Besitzer einer kleinen Druckerei und einer erbärmlichen Leihbibliothek und wohnte meiner Mutter in einer engen Gasse gegenüber. Da er sich von Anfang an für uns arme Kinder interessirt und ihr oft Rath wegen unsrer Erziehung ertheilt hatte, überdies mit meinem Vater bekannt gewesen war, so war er von meiner Mutter zum Vormund gewählt worden und er übernahm dieses schwere und oft undankbare Amt gern und mit der besten Absicht, für unser Wohl zu sorgen.

So schlug denn auch für mich die verhängnißvolle Stunde, in der ich das mütterliche Haus verlassen, unter ein fremdes Dach ziehen und mich in eine ungewohnte Arbeit unter mir sehr wenig zusagenden Verhältnissen schicken mußte. Es war ein trüber Novembertag, als ich auszog, und trüb war meine Seele, kummervoll mein Herz und ich habe mit meiner Mutter damals in einer Stunde mehr Thränen vergossen, als mein ganzes ferneres Leben hindurch.

Mein Vormund war kein gebildeter, nicht einmal äußerlich in gewissen Formen sich ergehender Mann; er war eigentlich nur Handwerker und hatte sich vom Formenstecher zu seiner jetzigen Stellung und seinem Besitz aufgeschwungen. Dennoch hatte er bei rauher Außenseite ein warmes Herz und meine üble Lage ging ihm ohne Zweifel nahe, obwohl er mir niemals ein Wort darüber



sagte und mich in keinerlei Weise vor anderen Lehrjungen begünstigte. Ich war damals zehn Jahre alt und bei den dürftigen Mitteln meiner Mutter hatte ich nur kärglichen Schulunterricht genossen. Jetzt war von einer wissenschaftlichen Fortbildung keine Rede mehr und mein ganzes Geschäft bestand darin, entweder Correcturbogen zu den Verlegern und Autoren herumzutragen, oder in der Druckerei einem Setzer oder Drucker bei irgend einer Arbeit zu helfen, oder endlich verschiedene Hausdienste zu verrichten, wie sie armen Lehrburschen aufgebürdet zu werden pflegen. Nach einem Jahre aber wurde ich plötzlich in Folge des Abganges eines alten Dieners zu einem anderen Amte befördert. Ich kam in die Leihbibliothek und hier wurden meine vielleicht nicht ganz dürftigen geistigen Kräfte nach Möglichkeit ausgebeutet. Die Bibliothek war nur klein und nur ganz gewöhnliche Leute bildeten das Lesepublicum meines Vormunds. In dieser engen dumpfen Höhle, in die fast kein Lichtstrahl fiel und in der eine Art Moderduft alter, abgelesener Bücher und schmutziger Pappdeckel mich umgab, brachte ich fast den ganzen Tag zu, trug die Namen der Lesenden mit erstarrten Händen in die Listen ein und suchte auf krachenden Leitern die verlangten Bücher hervor, mußte aber dabei, wenn meine Arbeit hier einmal stockte, in der Druckerei wieder helfen, da man in mir allerlei Fähigkeiten entdeckt hatte, die mein Brodherr zu seinem Nutzen verwerthen konnte.

Ach, das war eine traurige und öde Zeit für, mich und doch bot sie mir manche Abwechselung und sogar eigentümliche Reize dar. Wenn ich schon oft mit Erstaunen und täglich wachsender Wißbegierde das geheimnißvolle Wesen in der Druckerei betrachtet hatte, wo aus den kleinen grauen Bleistäben die wunderbaren und inhaltvollen Worte sich zusammenfügten, die mein Ohr hörte und mein Mund sprach, so zogen die fertigen Bücher in der Bibliothek mich auf eine ganz eigene und mir verhängnißvolle Weise noch viel mehr an. Ich begann in einzelnen Geschäftspausen erst Dies und Das zu lesen und konnte es endlich nicht überwinden, mir Abends irgend ein Buch mit in mein Kämmerchen zu nehmen und dort bei einer qualmigen Oellampe ohne Schirm anfangs nur Stunden, später jedoch die halbe Nacht durch zu lesen. Als ich diese Unterhaltung aber erst ein Jahr lang betrieben und mein schnell reifender Geist neue und ersprießliche Nahrung suchte und doch nicht darin fand, entdeckte ich endlich zu meinem gränzenlosen Erstaunen, daß ich Vieles gar nicht verstand, was die gedruckten Bücher enthielten, und darüber wurde ich mit der Zeit entsetzlich traurig. Ich bekam wieder Lust zum Lernen, dem ich so frühzeitig entzogen war, und sehnte mich nach meiner Schule zurück, wo ich schreiben, lesen und rechnen gelernt und noch viel mehr lernen konnte, wie ich von früheren Mitschülern erfuhr, denen ich bisweilen auf der Straße begegnete.

Da ich mein Herzeleid endlich nicht mehr allein tragen konnte, so klagte ich eines Sonntags, als ich meine Mutter besuchte, ihr und meiner Schwester meinen Kummer, da aber Erstere bei meiner lebhaften Darstellung heftig weinte, schwieg ich wieder und trug mein Leid im Stillen. Allein meine berechtigten Klagen waren doch nicht umsonst gewesen, meine Mutter hatte sie sich zu Gemüth gezogen und, ohne daß ich etwas davon erfuhr, in Folge einer Besprechung mit meinem Vormund und auf Anrathen desselben, den Entschluß gefaßt, heimlich an meinen Onkel Casimir, den Professor der Mathematik, zu schreiben und ihm ihre und meine Noth zu klagen.

Dieser wahrscheinlich mit großer Wärme abgefaßte und ihr ganzes Elend verrathende Brief sollte eine bedeutsame und ungeahnte Wirkung auf uns Alle üben, und von nun an beginnt der trübe Himmel meines jugendlichen Lebens sich schon in etwas zu klären.

Eines Tages wurde ich gegen Mittag in das Haus meiner Mutter beschieden und ich fand einen fremden älteren Herrn daselbst vor, der mir als der Bruder meines Vaters, der Professor Casimir van der Bosch, vorgestellt wurde. Kaum hatte ich diesen stillen, kleinen Mann in's Auge gefaßt, so ergriff mich auf der Stelle ein großes Zutrauen zu ihm, und in der That rechtfertigte seine Erscheinung, sein Gesicht und seine Art und Weise zu sprechen, dasselbe vollkommen.

Er war von hagerer, fast abgemagerter Gestalt und trug seinen mehr kleinen als großen Körper leicht vornüber gebeugt, was ihm bei dem ungewöhnlich langen Rock,

der seine Gliedmaßen in viel zu weiten Falten umhüllte, ein fast schulmeisterliches Ansehen gab. Sein Kopf war auffallend klein und mit graubraunen, etwas langen und schlichten Haaren bedeckt, die von einer solchen Ueppigkeit waren, daß sie sein breitrandiger, schwarzer Hut kaum zur Hälfte verhüllen konnte. Seine Stirn, welche oberhalb der Nase eine tiefe Furche zeigte, war ungewöhnlich hoch und breit und strahlte von einem überaus intelligenten Ausdruck, namentlich wenn die starken, dunkelbraunen Augenbrauen sich zusammenzogen, eine Muskelwirkung, die sich bei ernstem Nachdenken, namentlich beim Rechnen sprungfederartig schnell wie von selbst bei ihm einstellte. Im Uebrigen lag auf dem ganzen Gesicht eine von mir früher nie gesehene Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit, die, wenn er lächelte und belehrend sprach, fast etwas Kindliches annahm. Seine Stimme war sanft, beinahe lispelnd, und seine Worte gewählt, obwohl gleichsam mathematisch kurz und scharf abgemessen, wie denn in seine Redeweise sehr häufig Anspielungen und Bilder aus seiner Wissenschaft sich einschlichen. Niemals aber, auch später machte ich wiederholt diese Bemerkung, schwoll diese Stimme kraftvoll oder zu irgend einer leidenschaftlichen Heftigkeit an, denn diese letztere selbst schien die Natur ihm völlig versagt und ihm kein Atom Galle verliehen zu haben, wie ihn denn auch nichts auf der Welt in Eifer oder Aufregung bringen konnte. Im Gegentheil war er die Milde und das Wohlwollen selbst und seine unendliche Güte

war vielleicht schuld, daß sich eine männliche, gewissermaßen practische Lebensenergie in ihm vermissen ließ, während man von seinem Character des Guten nicht zu viel sagen kann.

Seine Wissenschaft, die Mathematik und Algebra, ging ihm über Alles, mit ihr beschäftigte er sich Tag und Nacht; überall, wo er ging und stand, hatte er ein Notizbuch in der Hand, worin er stets schrieb oder irgend ein ihm vor der Seele schwebendes Problem löste, eine schwierige Gleichung ausrechnete oder eine mathematische Figur zeichnete. Eine besondere Eigenthümlichkeit an ihm war sein Papiergeiz, den er offenkundig vor Jedermann zur Schau trug und willig eingestand, wenn man mit ihm darüber sprach.

Wo er nämlich ein irgend noch unbeschriebenes Papierschnitzelchen fand, legte er es sorgfältig in jenes Notizbuch, und so waren auch alle seine Taschen mit gebrauchten Briefcouverts die irgend Wem entfallen und von ihm gefundenen Zettelchen gefüllt, die er alle nach und nach mit wahren Miniaturzahlen beschrieb und so seine schwersten Aufgaben löste.

Dieser Mann, mein Onkel, der, wie mir meine Mutter später sagte, nicht die geringste Aehnlichkeit mit meinem Vater besaß, hatte sich in seinem Leben bei Weitem mehr mit seinen wissenschaftlichen Büchern als mit den Dingen und Vorkommnissen in der äußeren Welt beschäftigt. Wenn er bei seiner Arbeit saß hätte das Nebenhaus einstürzen können und er würde sich nicht danach umgesehen haben. Ob Krieg oder Frieden in der Welt war,

ob die Menschen in Hader und Streit lagen oder sich in Liebe verzehrten, wußte und sah er nicht. Wenn er bei Tische saß und aß, rechnete er stets auf irgend einem Stückchen Papier, das nebst einem Bleistift immer neben seinem Teller lag; daher wußte er auch nie, was er gegessen, das Gute wie das Schlechte schmeckte ihm gleich vortrefflich, und hätte ihm nicht Jemand gesagt, es sei Essenszeit, er hätte nie von selbst daran gedacht.

Er blieb damals zwei Tage bei uns, das heißt, er schlief in einem Gasthofs und brachte nur einige Stunden bei meiner Mutter zu; den übrigen Theil dieser Tage verlebte er in der Universitätsbibliothek seinen Studien hingegeben, da er, wie ich später erfuhr, damals bei der Berechnung neuer Logarithmentafeln und außerdem mit der Herausgabe eines alten Classikers beschäftigt war. Er ließ sich von meiner Mutter ihre ganze Lebensgeschichte erzählen, die ihm völlig unbekannt geblieben, sprach mit ihr viel über meinen Vater, mit dem er nur alle drei oder vier Jahre einen Brief gewechselt, und machte ihr endlich in seiner milden Art sanfte Vorwürfe, daß sie sich nicht früher an ihn gewandt habe, da er doch ein so naher Verwandter von ihr und uns Allen sei. Meine Mutter entschuldigte sich damit, daß sie ihm nicht habe zur Last fallen wollen und daß sie ihn ja nicht persönlich gekannt habe, was er indeß nicht für logisch richtig, wie er sich ausdrückte, anerkennen wollte.

Als ich in die ärmliche Stube meiner Mutter eintrat und das erste Mal vor ihm stand, faßte er mich scharf in's Auge, nahm mich bei der Hand und befühlte meinen

ganzen Kopf, wobei er mir liekosend mit seinen weichen Fingern über Stirn und Augen strich.

»Du gefällst mir, mein Sohn,« sagte er sanft zu mir, »und wir wollen von jetzt an gute Freunde sein. Ich werde Deine geistigen Fähigkeiten prüfen und danach wird sich das Weitere finden.« Hierauf fing er an mit mir zu plaudern legte mir dabei geschickt ganz seltsame und noch von keinem Menschen an mich gerichtete Fragen vor, die ich beantworten mußte, so gut ich konnte. Ob dies die Prüfung war, wußte ich damals nicht, ich glaube es jedoch; auch fiel sie wahrscheinlich zu meinen Gunsten aus, denn am zweiten Tage, ehe er sich von uns verabschiedete, sagte er zu meiner Mutter in meiner Gegenwart:

»Nun, liebe Schwägerin, habe ich genug bei Ihnen gesehen und will wieder in mein stilles Haus nach . . . zurückkehren. Ich lebe selbst nicht im Ueberfluß, aber dennoch will ich an den Kindern meines Bruders thun, was ich kann. Paul vor Allen soll nicht mehr in die Druckerei, noch weniger in die Leihbibliothek zurückkehren. Die können ihn nichts lehren, was ihm für seine Zukunft von Nutzen wäre. Er soll wieder eine Schule besuchen und lernen, so viel wie möglich, denn auf frühzeitigem und tüchtigem Lernen beruht die Glückseligkeit des ganzen Lebens. Damit ich mich von seinen Fortschritten überzeuge, soll er mir alle Jahre zweimal, am ersten Januar und am ersten Juli, einen Brief schreiben und ich werde

ihm stets Fragen vorlegen, die er genau nach besten Kräften ohne fremde Hülfe zu beantworten hat. Im Uebrigen empfehle ich Euch der Vatergüte Gottes.«

Nach diesen Worten küßte er uns Alle und eine Stunde später war er abgereist, wie ein Meteor vor unsern Augen entwindend, das unsre kleine Welt einen Augenblick mit seinem strahlenden Glanz erleuchtet hatte. Von meiner Mutter hörte ich später, daß er ihr zweihundert Thaler jährlich für unsere Erziehung ausgesetzt habe – das war Alles, was er geben konnte, und für uns war es, Gott sei Dank! genug.«

---

Fritz Ebeling hatte der Erzählung Paul's van der Bosch mit der größten Spannung zugehört und seine sprechenden Mienen verriethen bei jedem Worte desselben die herzlichste Theilnahme. An einigen Stellen waren ihm sogar die hellen Thränen in die Augen getreten, deren er sich nicht im Geringsten schämte, sondern sie seinen neuen Freund ehrlich wahrnehmen ließ. Als dieser aber, nachdem er der glücklichen Wandlung seines Schicksals gedacht, einen Augenblick schwieg und einige Tropfen Wein genoß, da konnte er dem Drange seines Herzens nicht widerstehen und rief laut und tief aufathmend aus:

»Das war brav von dem Mann! Gott sei Dank, daß Sie in Ihrer Geschichte so weit sind, ich habe wie auf der Folter gesessen. Aber wie, darf ich mir eine Frage auszusprechen erlauben?«



»Fragen Sie!« sagte der Student, der noch bleicher geworden war als vorher, mit beifällig nickendem Kopfe.

»Hat Ihre Mutter den Professor denn nicht nach dem verschollenen Bruder ihres Mannes gefragt und konnte Ihr Onkel keine Auskunft über denselben geben?«

»Das hat meine Mutter allerdings gethan, wie ich später erfuhr,« versetzte Paul nachdenklich, »allein sie hörte nichts, als was ich schon vorher angedeutet. Mein Onkel Casimir hatte eben das Gerücht vernommen, – wann und wo weiß ich nicht – daß sein Bruder als reicher Mann in Ostindien lebe, und aus dieser Quelle allein ist es auch mir zu Ohren gekommen.«

»So, und er hat nie an ihn geschrieben?«

»Nein, nie. Dazu war er wahrscheinlich zu stolz, da sein Bruder Quentin, der sich seit seiner Jugend so wenig um seine Familie bekümmert, niemals ein Wort hatte von sich hören lassen.«

»Aha, das begreife ich, und nun lassen Sie mich Ihre Erzählung weiter hören.«

Paul nickte beistimmend und fuhr also zu reden fort:

»So war denn über mein nächstes Schicksal entschieden und ich zog schon am nächsten Tage wieder in das Haus meiner Mutter ein, was ein Freudenfest für uns Alle war, zumal sie bereits fünfzig Thaler für unsere Erziehung von meinem Onkel erhalten hatte. Am nächsten Tage besuchte ich wieder meine alte Schule und wurde von meinen Lehrera, mit denen meine Mutter gesprochen, freundlich behandelt und auf jede Weise unterstützt. Ich fühlte selbst, daß ich viel nachzuholen hatte und gab mir

die größte Mühe, rasch vorwärts zu kommen und denen meiner Mitschüler nachzueilen, welche die Schule nicht verlassen hatten.

Allein das ging doch nicht so rasch, wie ich es wünschte, und es kostet mir viele Mühe, den Erwartungen meines Onkels zu entsprechen. Daß ich fleißig war wie Einer, können Sie sich vorstellen. Auch wurde mir das Lernen erstaunlich leicht und schon nach einem Jahr schrieb mein Onkel an meine Mutter, daß sie mich jetzt das Gymnasium besuchen lassen sollte, da er es auf alle Fälle für rätlich halte, daß ich alle Classen desselben durchmache. Damit würde ich den besten Grund für mein ganzes ferneres Studium legen, möge dies nun sein, welches es wolle, und allen Anforderungen der Zukunft genügen. Die paar Jahre, die ich dadurch an Zeit verlöre, würden hinreichend durch Gründlichkeit und den Umfang im Wissen aufgewogen.

Auf dem Gymnasium nun machte ich auffallend schnelle Fortschritte, wie ich später wohl einsah, für den Augenblick jedoch kamen sie mir selbst nur wie ein Schneckengang vor. Ich verließ nur Abends oder Sonntags mein Zimmer, um mir die nöthige Bewegung zu verschaffen, sonst arbeitete ich beständig und das kostete mir durchaus keine Anstrengung, da ich gesund, kräftig und von einem wahren Feuereifer zur Arbeit beseelt war.

Quinta, Quarta und Tertia machte ich so im Fluge durch, erst als ich Secunda erreichte, sah ich ein, daß ich im Ganzen doch nur ein Jahr von meiner jugendlichen

Lernzeit verloren habe, aber auch dies eine Jahr schmerzte mich und ich ging mit neuem Eifer daran, auch dies nachzuholen.

Um diese Zeit war es, wo mein Onkel ernstlichere Briefe an mich zu schreiben begann und er richtete sich immer so damit ein, daß dieselben wenige Tage vor dem festgesetzten Termin bei uns eintrafen, so daß ich fast umgehend meine Antworten abfassen mußte, um sie zur rechten Zeit abzusenden. Seine Briefe waren stets kurz und bündig und seine Fragen so klar, daß mir die Antwort jedesmal sehr leicht ward. Da, in der Mitte des Juni, als ich nahe daran war, nach Prima versetzt zu werden, schrieb er folgende Zeilen:

»Ich bin mit Deinen Antworten bisher zufrieden gewesen und sehe ein, daß Deine Aussichten für die Zukunft gesichert sind, wenn Du so fleißig zu arbeiten fortfährst. Heute habe ich aber eine ernste Frage an Dich zu richten, ernster als je eine andere, und ich bitte mir eine entschiedene unverhüllte Antwort aus. Diese Frage lautet: welchem Berufe willst Du Dich widmen? Welche Wünsche hast Du in dieser Beziehung, und welche Gründe unterstützen dieselben? Es ist Zeit, daß wir über Deine Zukunft zum Abschluß gelangen.«

Ach, diese Frage versetzte mich in eine wahre Angst, daß nun der Probirstein an das ächte oder falsche Gold meines Innern gelegt werden würde. Ich war in dieser Beziehung mit meinen Wünschen schon längst auf's Reine gekommen und meine Mutter wußte darum, ohne mir

ab- oder zuzurathen, ja ohne mir sogar ihre Meinung darüber zu sagen, da die Meinung ihres Schwagers jetzt Alles bei ihr galt. Mir schwebten seit langer Zeit nur zwei Berufswege vor, von denen mir einer so lieb wie der andere war. Würden sie aber bei meinem Onkel auf Beistimmung zu rechnen haben?

Um diese Bejahung oder Verneinung drehte sich meine Angst und jetzt war ich der lange gefürchteten Entscheidung nahe gekommen. Meiner Neigung nach konnte ich entweder nur Landwirth oder Baumeister werden das waren die Pole, um die meine Berufsträume sich bewegten. Wald und Flur war mir von Jugend auf wie ein Zaubermärchen voll Poesie und Romantik erschienen. Ueber die grünen Felder zu wandern, das Wachsthum der Pflanzen zu beobachten, das Obst reifen zu sehen und die köstliche Gabe Gottes in Speichern und Scheunen zu sammeln, kam mir wie das olympische Glück der Seligen vor.

Von anderer Seite dagegen zog mich alles Architektonische, das erhabene Gebild der Menschenhand unwiderstehlich an. Nach dem Genuß, durch Gottes weite grüne Welt zu streifen, kam unmittelbar der, einen künstlerisch vollendeten, hoch sich wölbenden Dom zu betreten, in seinen e choreichen Hallen umherzuwandern und die schönen reinen Verhältnisse zu bewundern, die, wie aus sich selbst erstanden, doch nur von dem Geiste des Menschen erdacht und von seiner Hand ausgeführt waren. Auch schöne Paläste mit ihrem Schmuck von Sculptur und Malerei schaute ich gern, und da ich frühzeitig

bei der Mutter Unterricht im Zeichnen und Malen erhalten, schien der zweite Beruf mir fast noch näher als der erste zu liegen und leichter zu bewältigen zu sein.

Ich ging kurz mit meiner Mutter und mir zu Rathe und theilte dann dem gütigen Onkel meine Wünsche mit. Diesmal wartete er mit der Antwort nicht bis zum December, sondern er schrieb umgehend und seine Worte lauteten folgendermaßen:

»Deine Wünsche habe ich gelesen und bin mit ihnen vollkommen einverstanden, insofern Du einen von beiden Berufswegen wählst. Ich rathe aber zu letzterem. Um ein Landwirth zu werden, gebraucht man Geld, wenn man nicht ein armseliger Bauer oder ein mißvergnügter Pächter werden will. Ein Landwirth ohne Geld kommt mir vor wie ein Quadrat, dem eine Ecke abgeschnitten ist oder wie ein rechtwinkliches Dreieck, dessen rechter Winkel sich verschoben hat. Werde also Baumeister. Beiliegend findest Du einige Worte, die mir ein sachverständiger Bekannter niedergeschrieben, nach denen Du Dich in Deinen Studien zu richten hast. Sie enthalten den ganzen Gang Deiner ferneren nothwendigen Entwicklung. Sobald Du Dein Abiturientenexamen bestanden hast, erwarte ich Deine Meldung.«

Da war es denn mit einem Male entschieden, ich sollte einst Eleve der Bauakademie hierselbst werden, denn in der beiliegenden Schrift stand es deutlich geschrieben, daß ich an der Hauptquelle dieser Stadt meine Ausbildung zum Baumeister durchmachen sollte. Meine Mutter sowohl wie ich waren damit zufrieden, und nun studirte

ich ruhig weiter, um mit Ehren von der Schule Abschied nehmen zu können. -

Der Tag meines Ausscheidens kam, mein Examen war rühmlich bestanden und ich war mir bewußt, einen guten Grund zu meiner ferneren Ausbildung gelegt zu haben, obgleich ich für das gewählt Fach viel älter als meine künftigen Fachgenossen war. Doch das war nicht mehr zu ändern. Zwei Tage schwebte ich vor Freuden mehr in der Luft, als daß ich auf der Erde ging, da aber – und nun kam der letzte bitterste Schmerz meiner Jugend – da lernte ich den oft so plötzlich erfolgenden entsetzlichen Umschwung des Glücksrades im Menschenleben in nie geahnter Bedeutung kennen.

In Hamburg wüthete damals die Cholera in sehr hohem Grade. In manchen Häusern starben alle Bewohner aus und zahlreiche Familien beklagten nicht selten zwei und mehr Opfer. Zuerst starben wenige Stunden kurz nach einander meine beiden Brüder, die schon Commis waren und sich ihren Unterhalt selbst verdienten, und einen Tag später erlagen meine Mutter und Schwester der schrecklichen Seuche. Ich allein blieb vollkommen gesund, wie um den mich zerreißenen Schlag und meine Verwaisung so recht mit aller Kraft zu fühlen und zu verarbeiten.

Ich will hierüber nur wenige Worte machen, die Sache und meine damalige Lage spricht für sich selbst. Meine Freude über meinen neuen Zustand war kurz gewesen

und bald dahin, und ich stand nun auf der Welt ganz allein. Ich benachrichtigte sogleich meinen Onkel von meinem Schicksal und er schrieb umgehend:

»Gott hat es so gewollt und nun murre nicht, sondern schicke Dich in das Unvermeidliche. Laß durch Deinen Vormund sogleich die kleine Hinterlassenschaft der Deinigen verkaufen, nimm das Geld dafür und komme ohne Zaudern auf einige Tage zu mir. Von hier aus kannst Du nach Deinem künftigen Bestimmungsort abgehen. Der berühmte Baumeister, in dessen Schule Du eintreten wirst, ist von Deiner Ankunft bereits unterrichtet, Deine Wege sind also gebahnt. Vor der Hand bedarfst Du nur des Trostes und vielleicht kann ich ihn Dir geben. Komm! –«

Die Hinterlassenschaft meiner Mutter und Geschwister war bald verkauft, meine Verpflichtungen in Hamburg bald erfüllt, und mit den nothwendigen Papieren und einigem Gelde versehen, begab ich mich auf die Reise nach der kleinen Universitätsstadt, in der mein Onkel wohnte. Ach, es war dies die erste Reise in meinem Leben, und mit wie wehmüthigen Gefühlen trat ich sie an!

Ich erreichte jene Stadt und langte im Hause meines Onkels an, wo ich sehr freundlich empfangen wurde und zuerst mich ausweinte und meinen Kummer in ein mitleidiges Herz ergoß. Das war eine Wohlthat für mich, die mir schon an sich großen Trost verlieh. Eben so

wohlthätig erwiesen sich die einfachen Trostsprüche meines Onkels, die unmittelbar aus seinem Herzen zu kommen schienen und durch die beigefügten Vernunftgründe noch reichlicher unterstützt und eindringlicher gemacht wurden.

Lassen Sie mich rasch über die ersten Stunden bei meinem Onkel hinweggehen und zu andern Dingen kommen. Ich führte mich sehr bald heimisch in seinem Hause und doch war ich von Anfang an über das kleine Hauswesen erstaunt. Er selbst hatte für sich nur zwei Zimmer, ein Schlaf- und ein Bücherzimmer. Letzteres bot kaum einen Platz zum Sitzen dar, so voll war es von Büchern, Instrumenten und verschiedenen seiner Wissenschaft dienenden Gegenständen. Und daß mein Onkel nicht begütert war, ward mir sehr bald an dem ganzen Zuschnitt seines Lebens und seiner häuslichen Einrichtungen klar. Seine Einnahmen waren gering, denn von seiner kleinen Besoldung und noch kleineren Pension konnte er nicht leben und Studenten der Mathematik gab es nur wenige an der dortigen Universität. So war er zumeist auf den Ertrag seiner Bücher angewiesen, aber auch die Abnahme dieser war unbedeutend, da sie nur für wenige Gelehrte geschrieben waren.

Was meinen Onkel nun selbst betrifft, so schien er weniger der Herr als das Kind in diesem Hause zu sein, dem zu Liebe Alles geschah und um dessen Wohl sich das Rad des ganzen Hauswesens drehte.

Die Beschützerin, Pflegerin, Bewahrerin dieses alten Kindes aber war seine Haushälterin, die Wittwe eines



ehemaligen Polizeisergeanten, ein kräftiges, energisches und namentlich mundstarkes Weib, welches er deshalb seinen Dragoner nannte, und von dem er sich widerstandslos am Gängelbände leiten ließ. Sie war, da er nichts als seinen Schreibtisch, seine Bücher und seine Berechnungen kannte, sein Stab und seine Stütze in allen Dingen. Sie sorgte für jeden frischen Luftzug, für jedes seiner Bedürfnisse, seine Kleider, Wäsche und Nahrung, denn für alle dergleichen Dinge hatte er, wie ich nun sah, nicht den geringsten Sinn. Wenn Frau Thusnelda Dralling, so hieß diese meinem Onkel unentbehrliche Frau, aber sagte: Herr Professor, jetzt müssen Sie essen oder trinken oder Ihren gewöhnlichen Spaziergang antreten – er ging nämlich alle Tage Nachmittags meilenweit spazieren, wobei er am besten rechnete, wie er sagte – so that er es ohne Widerstreben, da sie auch seine Uhr war, die, nebenbei erwähnt, einen auffallend harten Schlag hatte. So war er in Allem gehorsam, führte sich in seiner Abhängigkeit glücklich, weil seine Existenz durch sie allein möglich war, und wenn er einmal, was höchst selten geschah, eine abweichende Meinung äußerte, so geschah es in jenem sanften und herzlichen Ton, in dem eben so viel Friedensliebe wie Anerkennung und Dankbarkeit lag.

Dennoch dürfen Sie nicht glauben, daß Frau Dralling meinen Onkel vollkommen beherrschte. Wichtiges that er immer und doch so, wie er es wollte und es für recht und zweckmäßig hielt, und wenn sie ihm einmal zu viel vorpredigte, schwieg er, nickte mit dem Kopfe und sagte: »Ja, ja!« Ihr größtes Verdienst in seinen Augen war,

daß sie ihn niemals bei seiner Arbeit störte, jeden seiner Winke mit einer eigenen Spürkraft verstand und über seine zahllosen Zerstreutheiten und Vergeßlichkeiten keinen Vorwurf laut werden ließ. Darum war er ihr auch dankbar und freundlich ergeben, wie auch sie ihn gleich ihrem Tageslichte betrachtete, mit dessen Erlöschen einst nothwendig ihre Nacht beginnen müsse. Nur eine Klage hatte sie über ihn und diese sprach sie eines Morgens gegen mich mit wirklicher Trauer aus. »Er hält alle Menschen für gut,« sagte sie beinahe weinend, »und will durchaus nicht glauben, daß es auch schlechte und böswillige Creaturen giebt. Daß sich Gott erbarme! wie kann ein so kluger und gelehrter Mann einen so argen Irrthum begehen! Darum vertraut er auch Jedermann, dem Schurken wie dem Ehrenmann, und da er selbst übermäßig gut und weichen Herzens ist, so opfert er sich auch für die Schlechten, borgt ihnen Geld und Bücher und denkt niemals daran, das Geborgte wiederzuerhalten, da er namentlich keinen Begriff von dem Werth des Geldes hat. Ach, das wird ihn noch einmal in große Verlegenheit bringen, ich sehe es kommen, und dann wird er den Schaden allein zu tragen haben, wenn Andere sich in's Fäustchen lachen.«

So sprach sie und ich konnte ihr eigentlich nicht Unrecht geben. Doch ich kann dies Verhältniß hier nur andeuten, ausführen darf ich es nicht, da ich sonst Stunden lang darüber sprechen müßte. Mir war dasselbe vollkommen neu, ich hatte nie dergleichen gesehen und darum war ich auch erstaunt darüber, obwohl ich eben so die

unterwürfige Kindlichkeit meines Onkels, wie den gemäßigten herrischen Sinn seiner unermüdlichen Pflegerin bewundern mußte.

Ueber meinen Vorsatz, das Baufach zu studiren, war mein Onkel sehr erfreut und bald in allen Puncten mit mir einig. Hierüber sprachen wir nur auf seinen langen Spaziergängen, auf denen ich ihn begleitete, denn im Hause bei seiner Arbeit durfte auch ich ihn nicht stören. Dagegen führte ich in diesen Stunden mit Frau Dralling sehr lange Gespräche, die sich jedoch alle um ihren Herrn drehten, ihre Sorgfalt für ihn verriethen und, trotzdem sie ihn bisweilen tadelte, doch nur sein Lob nach allen Richtungen hin verkündeten.

So vergingen mir acht Tage sehr schnell und ich reiste wirklich etwas getröstet von meinem Onkel fort. Ich hatte bei ihm eine neue Welt kennen gelernt und manche Aufschlüsse über das menschliche Leben erhalten, worüber reichlich nachzudenken ich einen werthvollen Stoff gefunden hatte. So kam ich denn hier an und fand diese Wohnung bei Frau Zeisig gleich am ersten Tage. Mein Onkel hatte mir einige Empfehlungsbriefe an hervorragende Gelehrte mitgegeben, und diese bald abzuliefern und mich dabei persönlich vorzustellen, hielt ich für meine erste Pflicht. Die Herren nahmen mich alle wohl auf und sagten mir Schmeichelhaftes über meinen Onkel, das war aber auch Alles, kein Einziger von ihnen hat sich bis jetzt um mich bekümmert, und das ist mir leicht erklärlich. Die Stadt ist groß, der Hülfesuchenden, Strebenden

sind viele und der einzelne Tropfen verschwimmt in der gewaltig wogenden Fluth des unermesslichen Meeres.

Die zweihundert Thaler, die mein Onkel früher meiner ganzen Familie zugewandt, hatte er großmüthig von jetzt an mir allein überlassen und das war meine ganze Baarschaft, von der ich hier zu leben und meine Studien zu bestreiten hatte. Ich hielt die Summe anfangs für sehr groß, allein bald lernte ich einsehen, daß ich mich schwer geirrt. Ich trat hier abermals in eine ganz neue Welt ein, die höhere Ansprüche an mich machte, als ich erwartet, und da ich mich anständig kleiden mußte, viele neue Bücher und Arbeitsmaterialien gebrauchte, von vornherein einzelne mir angenehme und nothwendige Collegien hörte, so sah ich mit Entsetzen, daß meine Einnahmen kaum zwei Drittel des Jahres für meine Bedürfnisse ausreichen würden, zumal das Leben in dieser Stadt theuer ist, so sehr man sich auch mit seinen Mitteln einschränken mag.

Der berühmte Baumeister, bei dem ich durch einen Bekannten meines Onkels als Zögling angemeldet war, nahm mich wohlwollend genug auf, und im ersten Jahre erhielt ich bei ihm einen vollkommenen Einblick in das Technische meines Berufes. Ich lernte kunstgerecht zeichnen und Anschläge machen und erwarb mir die vorläufigen Constructionskenntnisse. Nach Ablauf des ersten Jahres trat ich als Eleve in die Bauakademie ein und betrieb hier während der letzten anderthalb Jahre

die mathematischen Wissenschaften, die höhere Mathematik, Statik und Hydraulik, so wie die Maschinenlehre. Auch Naturwissenschaften, Chemie und Physik, und Bauconstructionslehre studirte ich eifrig und unterrichtete mich in verschiedenen Baufächern über Stadt-, Land- und Maschinenbau, Strom-, Deich- und Hafenbau, obgleich ich für die schöne, sogenannte ästhetische Baukunst den meisten Sinn und die größte Neigung hatte. In dieser Periode meines Lebens sehen Sie mich jetzt und ich gehe nun dem wichtigen Zeitraume entgegen, wo ich meine Bauführerprüfung ablegen soll, um mich dann der hiesigen Regierung zuweisen zu lassen, die mich meinen Kenntnissen gemäß beschäftigen wird.

Da haben Sie nun einen kurzen Abriß meines Lebenslaufes. Wenn ich meine nächste Prüfung bestanden habe, beginnt erst so recht eigentlich meine practische Laufbahn. Ich werde mich drei Jahre lang mit Straßen-, Land- und Wasserbau beschäftigen und hoffentlich schon während dieser Zeit Muße finden, Privatbauten ausführen und mir dadurch einiges Geld verdienen zu können. Von der Regierung erhalte ich später auch Diäten und werde dann nicht mehr nöthig haben, meinem Onkel die zweihundert Thaler zu entziehen. Nach diesen drei Jahren werde ich noch einmal die Bauakademie zum besseren Verständniß des Ganzen besuchen und dann meine Baumeisterprüfung ablegen. In den Staatsdienst aber werde ich wahrscheinlich nicht treten, einmal weil ich Ausländer bin und meine Heimatsrechte nicht aufgeben will, und sodann, weil ich es vorziehe, als Privatbaumeister

auf meinen eigenen Füßen zu stehen und selbstständig und frei von allen Außenverhältnissen zu bleiben. Die dazu nöthigen Prüfungen werde ich indessen sämmtlich ablegen, damit ich mir für alle Fälle eine künftige Carrière offen Erhalte. Nun kennen Sie mich und wissen, wer ich bin, woher ich stamme, was ich erlebt habe und was ich an diesem Orte treibe.«

Fritz Ebeling hatte der letzten Mittheilung seines neuen Freundes eine gleich große Aufmerksamkeit geschenkt wie der früheren, und als derselbe nun schwieg, senkte der junge Mensch nachdenklich seinen klugen Kopf, hob ihn aber gleich darauf wieder empor und sagte mit einer überraschenden Lebhaftigkeit:

»Aha, also so ist es! Darf ich mir aber noch *eine* Frage erlauben, die einen delicates Punct in Ihrer Erzählung betrifft?«

Paul schaute halb verwundert auf und erwiderte dann mit seiner gewöhnlichen Ruhe:

»Fragen Sie dreist. Ich hoffe Ihrer Theilnahme mit einer offenen Antwort begegnen zu können.«

Fritz lächelte freudig. »Gut,« sagte er. »Sie sprachen davon, daß jene zweihundert Thaler, die Sie von Ihrem Onkel erhielten, nur für zwei Drittel des Jahres ausgereicht hätten. Wovon – o, Sie verzeihen gewiß meine Neugierde – wovon haben Sie das letzte Drittel gelebt?«

Paul schien gerade diese Frage am wenigsten erwartet zu haben und erröthete leicht. »Nun ja,« erwiderte er

nach einigem Zögern, »ich mußte auf fremde Hilfsquellen sinnen, und das Glück stand mir bei, daß ich dieselben fand.«

»Darf ich sie nicht kennen lernen?« lautete die etwas leise gesprochene neue Frage.

»Wenn Sie es wünschen, o ja, ich brauche mich meiner Armuth ja nicht zu schämen, da ich sie nicht verschuldet habe. Doch die Sache ist etwas weitläufig und hängt im Ganzen folgendermaßen zusammen. Von meinem Vormund in Hamburg erhielt ich einen Brief an einen hiesigen Buchhändler, mit der Weisung, denselben persönlich zu besuchen und meinen etwaigen Bücherbedarf von ihm zu entnehmen. Ich begab mich zu dem Buchhändler, traf ihn aber nicht zu Hause und gab den Brief ab. Als ich nun wirklich Bücher gebrauchte, kaufte ich sie in der mir bekannt gewordenen Buchhandlung und glaubte, daß der abgegebene Brief weiter keine Folgen haben werde. Es verging auch eine lange Zeit, fast sechs Monate, ohne daß ich etwas von dem Buchhändler hörte. Da trat jener traurige Moment meiner Kassenebbe ein und ich bemühte mich umsonst, eine Erwerbsquelle ausfindig zu machen. Eines Mittags saß ich recht sorgenvoll hier in meiner Stube, als Jemand an die Thür pochte. Alsbald trat ein älterer, sehr fein gekleideter Mann ein, der sich mir als der bewußte Buchhändler vorstellte und seinen so lange aufgeschobenen Besuch mit einer längeren Reise entschuldigte.

Er nahm hier neben mir Platz und wir sprachen über meine Verhältnisse, von denen er durch den Brief meines

Vormundes einigermaßen unterrichtet zu sein schien. Da ich auf seine vielerlei Querfragen nicht immer gleich die passende Antwort hatte, fragte er mich endlich geradezu, ob ich die nöthigen Mittel besäße, in der großen Stadt nach Belieben meinen Studien obzuliegen. Alsbald faßte ich Vertrauen zu, ihm und eröffnete ihm meine kritische Lage, wozu ich die Worte fügte, daß ich mir gern einen Nebenverdienst verschaffen und fleißig arbeiten würde, wenn ich nur Gelegenheit dazu fände.

Der Buchhändler dachte einige Augenblicke still nach, dann nahm er plötzlich eine Geschäftsmiene an und sagte: »Diese Arbeit und dieser Nebenverdienst dürfte wohl zu finden sein, wenn Sie die nöthigen Fähigkeiten dazu besitzen.«

»Was sind das für Fähigkeiten?« fragte ich.

»Ich will sie Ihnen nennen,« sagte er. »Ich bin Vorsteher einer Verlagsbuchhandlung und verlege namentlich Brochüren politischen Inhalts. Ich beschäftige dabei verschiedene Correctoren und zahle einen guten Preis an sie. Gerade jetzt ist mir ein alter Corrector gestorben und ich brauche einen neuen. Jedermann ist dazu nicht tauglich, am wenigsten darf er – politisch befangen sein. Wenn Sie nun im Stande wären, diese Lücke auszufüllen und die Arbeit nach meinem Sinne zu vollführen, so sollte sie Ihnen sogleich gehören.« Hierauf fügte er die Erfordernisse eines Correctors in seinem Sinne hinzu und ich glaubte, zu finden, daß ich den Leistungen desselben gewachsen sein würde, was ich ihm sofort sagte.



»Wir wollen eine Probe machen,« erwiderte er. »Heute Abend sollen Sie einen Bogen erhalten. Allein ich stelle Ihnen dabei zwei Bedingungen. Erstens muß der Correcturbogen, der Abends bei Ihnen eingeht, nächsten Morgen Punct neun Uhr in meinen oder des Druckers Händen sein, den ich Ihnen bezeichnen werde. Und zweitens müssen Sie durchaus Stillschweigen über den Inhalt dieser Brochüren beobachten, da die Verfasser in der Regel nicht bekannt werden wollen.«

»Diese Bedingungen gehe ich ein,« sagte ich, und er gab mir die Hand und verabschiedete sich. An demselben Abend erhielt ich schon den ersten Bogen und ich machte mich sofort an die Arbeit. Anfangs schien sie mehr mühsam als schwer zu sein und nur einige Aufmerksamkeit zu erfordern, denn ich mußte mich in diesen geisttödtenden Mechanismus erst hineinarbeiten, da doch mein eigener Geist zu frisch und selbstthätig war, um nicht an dem Inhalt haften zu bleiben und darüber weiter nachzudenken. Allmählig aber erlernte ich die nöthige Technik und die Ruhe fand sich dazu, die Arbeit selbst ermüdete mich zwar, aber ich schaffte sie doch immer bald bei Seite.

Mein Buchhändler war mit meinen Leistungen zufrieden und bezahlte mir jeden Bogen, wie er es verheißten. So bin ich denn seit beinahe zwei Jahren sein Corrector und beziehe dadurch ein kleines Einkommen, das meine kargen Mittel vermehrt und meinen Erwartungen so ziemlich entspricht. Allerdings greift diese Arbeit auch die Augen an, da der Druck oft sehr klein ist und man

jeden Buchstaben genau ansehen muß, allein ich bin jung, kräftig und habe vortreffliche Augen, so daß ich die mir gestellte Aufgabe ohne große Beschwerde bewältigen kann. Gestern, als Sie zum ersten Male in mein Zimmer traten, fanden Sie mich bei dieser Arbeit. Wenn ich mit ihr fertig bin, gehe ich zu meinen Berufsstudien über, und wenn Correcturbogen kommen, beseitige ich diese. So lebe ich von einem Tage zum andern, bis ich in's praktische Leben treten werde. Dann ist hoffentlich meine Noth zu Ende und ich brauche nicht mehr um solchen geringen Lohn zu arbeiten, was immer eine etwas niederdrückende, für einen denkenden Geist sogar oft demüthigende Aufgabe ist. Jetzt wissen Sie Alles, was ich Ihnen von mir und meiner Lebensweise sagen kann, und nun bitte ich Sie um Verzeihung, daß sich Sie so lange mit meiner langweiligen Erzählung aufgehalten habe.«

Er schwieg und sah den jungen Ebeling verwundert an, denn dieser war in eine Art stiller Träumerei versunken und hatte den Kopf tief auf seine Brust geneigt. Plötzlich aber fuhr er damit in die Höhe, blickte den Studenten fest und durchdringend an und rief laut und ohne irgend einen erklärenden Uebergang:

»Wann kommen Sie zu meiner Mutter?«

»Wenn ich ihr willkommen bin, kann es jeden Tag geschehen,« erwiderte Paul ziemlich ruhig, setzte aber sogleich mit Wärme hinzu: »Ich hoffe es morgen schon thun zu können, denn ich fühle das Bedürfniß, ihr meinen Dank zu sagen –«

»O, darum nicht,« unterbrach ihn Fritz rasch.

»Warum denn?«

»Nun,« sagte Jener mit einem vielsagenden und geheimnißvollen Lächeln, »weil sie eine gute, eine sehr gute Frau ist und schon längst einen passenden und vortheilhaften Umgang für mich gesucht hat. Und nun frage ich Sie ganz offen – nach Ihrer vertraulichen Erzählung habe ich den Muth dazu – würden Sie sich dazu verstehen, mit mir und meinem elterlichen Hause zu verkehren?«

Paul van der Bosch erröthete bis tief in die Schläfen hinein und dann sagte er langsam, gleichsam als wolle er die in ihm sprudelnde Aufregung zurückhalten.

»Gern, wenigstens so weit es mir meine Zeit erlaubt.«

»Gut,« sagte Fritz, indem er aufstand. »Das soll nicht bloß gesagt sein, hoffe ich. Ich werde Sie beim Wort nehmen. Gerade solchen Umgang, wie Sie ihn mir bieten, habe ich mir gewünscht; ich kann viel von Ihnen lernen und – und – Sie werden auch meinen Eltern gefallen. Davon bin ich fest überzeugt. Jetzt aber muß ich gehen und ich sage Ihnen Lebewohl. Meinen Dank für Ihre gütige Mittheilung aus Ihrem Leben spare ich mir auf. Leben Sie wohl bis morgen und geben Sie mir noch einmal Ihre Hand.«

Paul reichte seine Hand hin und gleich darauf verließ Fritz das Zimmer, von dem Studenten mit der Lampe bis an die Treppe begleitet.

Und diesmal hatte Letzterer wohl keine Ahnung, daß dieser Besuch und die eben vorgetragene Erzählung bedeutende Folgen für ihn haben, und eben so wenig, daß dieselbe in den nächsten Minuten schon einen größeren

Zuhörererkreis finden sollte. Denn Fritz Ebeling hatte, sobald er nach Hause gekommen war und in dem Zimmer der Mutter noch seinen Vater, seine Tante und deren Tochter gefunden, nichts Eiligeres zu thun, als die ganze Geschichte des armen Studenten, wie sie ihm noch warm auf der Seele lag, seinen Angehörigen vorzutragen, mit einer an Leidenschaft gränzenden Lebhaftigkeit, die bisher noch Niemand an ihm wahrgenommen, und mit Zusätzen und Beschreibungen des Studenten begleitet, die eben sowohl Zeugniß von dem guten Herzen wie von der feinen Beobachtung des Berichterstatters selbst ablegten.

#### VIERTES KAPITEL. EIN NEUES ASYL THUT SICH FÜR DEN VERWAISTEN AUF.

Wenn ein lange und still getragener Schmerz, wie so manche Menschenseele auf dieser Welt ihn zu tragen hat, sich endlich einmal in Klagen oder nur in eine sanfte Mittheilung desselben ergießen kann, so wirkt das wie der linde, warme Regentropfen, der auf eine von der Hitze ausgedörrte und durstige Flur fällt. Eine unbeschreiblich süße Erquickung, eigentlich eine Art Wollust edelster Gattung, ist die nächste Folge davon, und dann heben die erfrischten Gräser und die neu belebten Halme ihre so lange in Wehmuth schmachtenden kleinen Köpfe wieder vertrauensvoll und dankbar zum Himmel empor, der ihnen diese Erquickung gespendet hat.

Ein solcher wohlthuender Und erquickender Regen war auch auf Paul van der Bosch's ermattete Seele gefallen, als er sie durch jene Erzählung seiner Lebensschicksale entlastet hatte. Es war ihm danach wunderbar frei und leicht um's Herz geworden und jetzt erst fühlte er, daß ihm, beinahe unbewußt, ein schwer drückender, beängstigender Alp darauf gelegen hatte. In der einsamen Lage, in welcher er sich Jahre hindurch befanden, durch keines Freundes Wort und Auge beglückt, durch keines Mitfühlenden Trost aufgerichtet, hatte er die traurigen, momentan aufwallenden Empfindungen seines Herzens stets niedergehalten, sie mit männlichem Geist bezwungen und nur alle Kräfte dieses Geistes – und mit ihnen natürlich auch die seines Körpers – aufgeboten, dem inneren Drange zu genügen, welcher seine Brust erfüllte, ein rastloser, strebsamer Drang, den nicht nur eigene Lust und Neigung zur Arbeit selbst, sondern auch äußere harte und bittere Nothwendigkeit in ihm wachgerufen. Jetzt zum ersten Mal, vielleicht nach langem und unbewußtem Schmachten danach, hatte er einem jungen warmblütigen Herzen das seinige erschließen können, und schon spürte er die nächste Wirkung davon, ein ihm bisher unbekanntes Glück, das, wie der Ausfluß einer magischen Zaubergewalt, sich seines ganzen Wesens bemächtigte und es mit neuen Lebenshoffnungen erfüllte.

O, er hatte in seiner frühesten Jugend und theilweise auch noch in den letzten Jahren mit den dunklen dämonischen Mächten dieser Erde viel härter gekämpft, von

ihnen viel Herberes erlitten, als er so eben in seiner Erzählung durchblicken ließ, sein ganzes bisheriges Leben hatte mit seiner feindlichen Wucht gewaltig schwer auf ihn gedrückt. Und nun, mit einem Male zeigte sich eine, wenn nicht hülfreiche, doch wohlthuende Hand, wie aus den Wolken zu ihm herabgereicht; nun lichtete sich der graue Himmel über ihm und zeigte ihm einmal ein Stückchen jener wundervollen Bläue, die jedem sterblichen Auge ein so unsägliches, weil unbegreifliches Wohl- und Trostgefühl erregt, und wie von Windesflügeln erhoben, schwoll sein Herz von nie empfundener Wonne über und er bereute keinen Augenblick, daß er ein ihm bisher fremdes Auge in die Nacht seines Lebens hatte schauen lassen.

War er aber wohl gegen den jungen Menschen, der ihm so liebevoll mit jugendlich überschwellendem Herzen entgegengetreten war, ganz aufrichtig gewesen? Hatte er ihm Alles gesagt, was ihn innerlich tief bewegte, wofür er mit seinem Geiste strebte, dachte und arbeitete? Nein, wie er ihm so manches äußere Weh verschwiegen, so hatte er ihm auch nicht Alles gesagt, womit er sich in seinen Mußestunden beschäftigte, und dieses Schweigen beruhte nicht sowohl auf einer bestimmten Absicht und weltklugen Ueberlegung, als vielleicht auf einer unwillkürlichen, instinctartigen Zurückhaltung, die oft unbewußt in jedes von der Natur begabten Menschen Seele wohnt, die sich nie ganz und gar auf den ersten Wurf preisgibt und in dem innersten Herzensschrein noch immer ein unnahbares Heiligthum für sich behält.

*Ein* kleines, stilles Geheimniß war es, welches Paul van der Bosch in dieser jetzigen, seiner strebsamsten Zeit, keinem Menschen eröffnet haben würde; das bewahrte er allein für sich, für seine einsamsten und vielleicht glücklichsten Stunden, – Stunden, in denen er mit sich und seinem Gewissen, seinem Geist allein und ungestört war und wie sie nur das schöpferische Genie kennt und besitzt, da sie die Zeit umfassen, in der die Werkstätte seines Geistes geöffnet ist, wo die Gedanken weben und schaffen, pochen und gähren, schäumen und sich endlich abklären und die am tiefsten schlummernden Gefühle der Menschenbrust, wie kleine Schaumblasen, von einer inneren Triebkraft gehoben, an die Oberfläche dieser Welt treten.

Unmöglich konnte ein Geist, wie der Paul's, sich bloß mechanisch mit den Correcturen von Buchstaben und Wörtern befassen, die einen bedeutsamen und schwerwiegenden Sinn einschlossen. Sein eigener Geist mußte nothwendig Kenntniß von diesem fremden Geiste nehmen und die schlagenden Wahrheiten, die unläugbaren Thatsachen, die derselbe verkündete, in sich Platz greifen lassen. So erkannte er sehr bald, was für ein wichtiger Gehalt in den kleinen Werken war, deren technische Vollendung er in seine Hand genommen hatte. Auch gestand er sich bald ein, daß der Verfasser dieser Zeilen mit seinen Wahrheiten und Thatsachen auch sein Herz bewege, seinen Verstand erleuchte und ihm eine ganz neue Welt des Denkens und Empfindens aufschliesse, eine Welt, in welcher er sich noch nie ergangen hatte und die

ihm eine Art geistiger Eroberung eines großen mächtigen Besitzes zu sein schien.

Und wie eine kleine Flamme, wenn sie einmal an einem brennbaren Stoffe haftet, mit der Zeit größer und lebhafter wird, so lange sie weiteren Stoff zum Brennen findet, so hatte das Feuer, welches in die empfängliche Seele Paul's geworfen worden, viel zündbare Stoffe vorgefunden, und nun war eine große Flamme in seinem Innern ausgebrochen, die fortan, immer neuen Stoff findend, von innen heraus sein Herz erwärmte und den Weg tageshell erleuchtete, den sein Geist fernerhin zu wandeln hatte. Denn dieser jugendfrische, einmal aus dem Schlummer erweckte Geist konnte nicht inmitten eines Weges stehen bleiben, dessen Ziel ihm erreichbar vor Augen zu liegen schien, und so begann er selbstständig zu denken, zu überlegen und sich seinen eigenen Weg zu bahnen, auf welchem er jenes Ziel zu erreichen hoffen durfte.

Wenige Wochen nur war Paul der Corrector jener Brochüren gewesen, so regte sich in ihm die wie aus den Lüften ihn anwehende Lust, Dinge und Verhältnisse der Welt, wie sie in Wirklichkeit waren und wie sie in naturgemäßer Entwicklung eigentlich sein sollten und könnten, einer Untersuchung zu unterwerfen, und als er sie so erst mit dem ihm innewohnenden Lichte beleuchtet, kam der zweite Drang: das Gefundene niederzuschreiben und es wenigstens für sich aufzubewahren, damit er künftig einen Maaßstab oder wenigstens eine Erinnerung habe, wie er in seiner Jugend über Gegenstände gedacht, die



auch in späterem Alter ihm von Wichtigkeit sein konnten, da sie bereits begonnen hatten die ganze Welt in Athem zu versetzen und in den Kreislauf des die Menschheit belebenden Blutes einzudringen.

Als Paul aber erst einmal angefangen, jene kurzen und abgerissenen Gedanken niederzuschreiben, anfangs auf einzelne Zettelchen, ohne allen Zusammenhang, ohne besondere Absicht und Zweck, da konnte er schon nicht mehr von dieser Beschäftigung zurücktreten; denn wenn der menschliche Geist erst begonnen hat, seine Gedanken in irgend einer Richtung zu entwickeln, so muß er, wenn er der rechte Geist ist, zufolge einer naturgemäßen Triebkraft darin fortfahren und die gewaltige Kette bilden helfen, die anscheinend freilich nur aus einzelnen Ringen und Gliedern besteht, aber sich doch mit ihrer Endlosigkeit und unzerstörbaren Zusammengehörigkeit um die ganze Welt und alle darauf wohnenden Menschen schlingt.

So arbeitete er Jahrelang still und unbeachtet für sich und zuletzt wuchsen seine Gedankenblätter zu einer ganz artigen Sammlung von Aufsätzen an, die freilich an sich für jetzt noch keinen allgemeinen Werth hatten, jedoch schon verriethen, was für Früchte sich aus dem denkenden Kopfe ihres Urhebers einst zeitigen lassen würden.

Es war eine politisch höchst bewegte Zeit, in welcher der junge Student der Baukunst lebte und studirte. Der eigentliche Sturm, der die neue Periode der ihrer selbst und ihrer Bestrebungen sich bewußt gewordenen Menschheit heraufbeschworen, hatte freilich ausgebraust, nur hier und da röchelte noch ein scharfer Stoßwind in den Lüften und der allgemeine, laut über die Erde hin dröhnende Nothschrei hatte sich in vereinzelte, nur noch schwach vibrirende Seufzer aufgelöst. Die Menschen aber hatten einmal angefangen, die Ursachen mit den Wirkungen zu vergleichen, Verheißungen mit That-sachen zusammenzustellen, und da das Resultat ihrer Vergleichung nicht mit ihren Wünschen und Forderungen stimmte, so begannen sie, weil sie nicht handeln konnten, wenigstens zu denken und zu sprechen, und dabei erhitzten sie sich leider und forderten so die Gegenströmungen heraus, die nicht immer zu Jedermann's Gefallen flutheten und Manchem oft Leid und Weh brachten. Oeffentliche Blätter durften nur halblaut und vorsichtig den gährenden Stoff berühren, dafür aber tauchten insgeheim Schriften von unbekanntem Autoren auf, die mit einem wahren Heißhunger gelesen wurden und, da sie auf eine gesunde geistige Verdauung trafen, unmittelbar in Fleisch und Blut des ausgehungerten Seelenorganismus übergingen. Und diese Autoren damaliger Zeit waren nicht etwa armselige Literaten, Existenzen, die ihren Lebensberuf verfehlt, nein, es waren zum Theil hochstehende Staatsmänner, geistig und politisch durchgebildete Parteiführer, Gelehrte und Denker vom reinsten Wasser

und unzweifelhaft reinem Rufe, die sich nur auf solche Weise in die Herzen der Menschen einführen konnten, da ihnen ein anderes Organ versagt und ihre Stimme ihnen gleichsam in die Kehle zurückgedämmt war.

Brochüren dieser Art waren es, die Paul van der Bosch so zufällig in die Hände gerathen, und wie sie bei ihm wirkten, haben wir vorläufig schon anzudeuten versucht. Von dem eigentlichen Parteitreiben der Politik hatte er keine Kenntniß, ja, er war sogar weit davon entfernt, nur den Wunsch zu hegen, seine Bekanntschaft zu machen; die Gedanken, die durch Lesung jener Brochüren in ihm angefacht wurden, waren nur allgemeine, das Wohl und Weh der Menschheit betreffende Gedanken, und über diese hatte er oft genug mit Studiengenossen gesprochen und sein productiver Geist hatte sie weiter in sich verarbeitet, ohne Neigung und Absicht, sie irgend wie und wo auf den Markt des Lebens zu werfen und dadurch in einen Meinungsaustrausch mit der Außenwelt zu gerathen. Nachdem wir diese wenigen Worte zur näheren Characterisirung unseres Freundes und zur Erläuterung seines künftigen Geschicks vorausgesandt, kehren wir zu der Stunde zurück, in welcher wir ihn frei von der Last verließen, die sein Herz so lange bedrückt, und schweigend in stiller Lust, einen Menschen gefunden zu haben, dem er sich näher anschließen durfte, ohne sich selbst aus dem Auge zu verlieren, und dessen Einladungen er folgen konnte, mit der Hoffnung, dadurch zugleich aus seiner öden Einsamkeit herauszutreten und der fröhlichen heiteren Welt da draußen näher zu rücken.

Selten in seinem Leben hatte Paul van der Bosch einen so ruhigen Schlaf wie in der Nacht nach dem Besuche Fritz Ebeling's gehabt, und selten war ihm der Morgen so rasch angebrochen, wie am nächstfolgenden Tage. Sein erster Gedanke, als er die Augen aufschlug, war der, daß er das Versprechen gegeben, noch heute der Mutter seines jungen Freundes seine Aufwartung zu machen, und dieser Gedanke stimmte ihn ernst und bedachtsam, obwohl er ihm auch wieder seine wohlthuende Freude in's Herz goß, denn es dünkte ihm eben sowohl ein Genuß wie ein Fortschritt in seinem eigenen Leben zu sein, unter Menschen voll edler Gesittung zu treten, mit denen er herzlich und vertraulich verkehren konnte, und daß dies bei dem Banquier der Fall sein würde, glaubte er nach dem Verhalten des Sohnes dieser Familie bestimmt voraussetzen zu dürfen.

Als das Licht des neuen Tages angebrochen war, warf unser Student zuerst einen Blick nach einem bekannten Fenster des jenseitigen Hauses hinüber, aber die Vorhänge desselben waren geschlossen, wie an jedem Morgen, und erst als er Mittags aus seiner letzten Vorlesung nach Hause kam und wieder einen Blick auf dieses Fenster warf, sah er den weißen Vorhang aufgerollt, ohne jedoch irgend Jemanden daran wahrzunehmen.

Jetzt endlich war die Stunde des wichtigen Besuches gekommen und Paul rüstete sich sorgsam dazu. Seine besten Kleider, ach! sie waren freilich schon lange nicht

mehr neu, wiewohl noch immer seinen Wünschen ziemlich entsprechend, wurden säuberlich abgestäubt, der noch wenig gebrauchte schwarze Hut glatt gebürstet, die reinsten Handschuhe angezogen und dann der Mantel umgeworfen und sofort der Gang in das Nachbarhaus angetreten.

Mit einiger Bewegung schritt er über die schmale Straße, und als seine Hand den Thürdrücker der großen Pforte erfaßte, bebte sie leise. Noch niemals in seinem Leben hatte er einen Besuch bei so wohlhabenden Leuten gemacht und so war die Beklommenheit, die ihn befiel, eine sehr natürliche. Diese Beklommenheit aber sollte noch mehr zunehmen, als er inden großen Vorsaal des schönen Hauses trat und die zierlichen Treppen, die Wandgemälde, die Statuen sah, welche denselben schmückten. Nein, solch' ein Eingang war ihm an einem Privathause noch nie vor Augen gekommen und rasch schweifte sein kunstgebildetes Auge darüber hin, während er sich unbetußt selbst sagte:

»Gut! Ich muß mich darauf gefaßt machen, noch Besseres zu sehen, so viel begreife ich. Ruhig vorwärts, Paul, und besorge nichts. Du sollst willkommen sein, hat der Sohn des Hauses gesagt, und seinen treuen Augen glaube ich schon.«

Kaum hatte er es gedacht, so ward er von einem lauten Willkommenruf überrascht, denn Fritz trat ihm aus einer Thür jauchzend entgegen und führte ihn ohne Aufenthalt in ein Zimmer, in dem er sich nun mit dem Secundaner allein sah.

»Gedulden Sie sich einen Augenblick,« sagte Fritz Ebeling mit freudig erregter Miene, »meine Mutter wird sogleich erscheinen und auch mein Vater wird nicht mehr lange ausbleiben, denn auch er wünscht lebhaft, Sie kennen zu lernen.«

Paul sprach einige Worte, stand mit dem Hut in der Hand mitten im Zimmer und blickte sich einigermaßen verwundert darin um, als könne er kaum begreifen, wie er, der arme Student, in ein solches Zimmer gerathen sei. Hoch wölbte sich die mit reichen Stuccaturornamenten geschmückte Decke über ihm empor und den glatten Fußboden verhüllte fast ganz ein bunter, weicher Teppich. Die Möbel waren von der gefälligsten, bequemsten Art, die Sophas und Sessel mit kirschfarbigem Plüsch überzogen, die Wände mit schönen Oelgemälden bedeckt und eine warme, mit gelinden Wohlgerüchen geschwängerte Luft durchströmte den ganzen weiten Raum.

Jedoch blieb dem Besucher nicht viel Zeit übrig, die vielen kostbaren Einzelheiten dieses schönen Damenzimmers zu bewundern, denn alsbald ging die Thür auf und herein trat Frau Ebeling mit ihrem stillen, leisen Gange, das kluge sanfte Gesicht voller Milde und das Auge erwartungsvoll auf die hohe Gestalt des Studenten gerichtet.

»Sehr verehrte Frau,« redete dieser sie an, indem er sich achtungsvoll verbeugte, »Sie verzeihen, daß ich von

Ihrer gütigen Erlaubniß so bald Gebrauch mache und Ihnen meinen Besuch abstatte. Es freut mich, daß ich mich Ihnen gleich mit einem herzlichen Danke nähern kann –«

Weiter kam er in seiner Rede nicht. Denn nachdem Fritz ihm auf einen Wink seiner Mutter sofort den Hut abgenommen hatte, hob diese mit einer mild abwehrenden Geberde die rechte Hand auf und sagte: »Herr van der Bosch, danken Sie nicht mir. Wenn Sie hier Jemanden zu danken haben, so ist es ein Anderer. – Fritz,« wandte sie sich zu diesem, »es wäre mir angenehm, wenn Du Deinen Vater benachrichtigtest, daß Herr van der Bosch hier ist. Und nun, mein Herr, bitte ich, daß Sie sich setzen, und erlauben Sie jetzt auch mir, daß ich Sie freundlichst willkommen heiße.«

Das waren die ersten Worte, die zwischen der Wirthin und ihrem Besuche gewechselt wurden, und wir wollen uns mit ihrer Anführung begnügen, um lieber den allgemeinen Eindruck zu schildern, den beide Personen auf einander machten.

Paul war durchaus nicht erstaunt, eine gütige Frau in der seinem Freunde so ähnlichen Mutter zu finden, denn anders hatte er sie sich nicht vorgestellt. Ihr mildes klares Wesen wirkte ermuthigend und belebend auf ihn und ungekünstelt gab er sich nun, wie er war, sprach ruhig und sicher und beantwortete mit edler Bescheidenheit die Fragen, die zahlreich genug im Laufe des Gesprächs an ihn gerichtet wurden.

Dennoch war er einigermaßen befangen bei dieser ersten Unterhaltung, und um so mehr, da Fritz nicht wieder

in's Zimmer trat, was absichtlich zwischen Mutter und Sohn vorher verabredet war, da sie sich durch den lebhaften Knaben in ihrer ersten Unterredung mit dem Studenten nicht wollte stören lassen. Wäre er aber nicht so befangen gewesen, so würde er sich über die seltsam gespannten, mehr theilnahmvollen als neugierigen Blicke der guten Frau Ebeling haben wundern müssen. Denn sie ließ ihr Auge fast gar nicht von seinen edlen Zügen ab, sie musterte sein Gesicht Linie für Linie, mit einer fast mütterlichen Sorgsamkeit und Schärfe, als wolle sie prüfen, ob dieser junge Mann, wie Fritz es ihr mit feurigen Worten wiederholt versichert, auch wirklich geeignet sei, ihrem einzigen Sohn ein wahrer Freund, eine Stütze und ein Umgang zu sein, wie eine zärtliche Mutter ihn für das Kind ihrer Liebe wohl wünschen mag.

Und in der That, diese Prüfung, von der Paul keine Ahnung hatte, fiel vollkommen zu seinen Gunsten aus. Frau Ebeling, anfangs so gesprächig und reich an Fragen, ward immer stiller, sinnender; die Sätze, die sie vorbrachte, wurden immer kürzer. Sie dachte mehr, als sie sprach, und was sie dachte, hinderte sie am Sprechen, so daß sie ordentlich froh war, als endlich die Thür aufging und ihr Mann hereintrat, der nun mit frischen Kräften erschien, um das fast in's Stocken gerathene Gespräch in neuen Fluß zu bringen.

Der Banquier Ebeling war ein hochgewachsener stattlicher Mann mit festen ausdrucksvollen Gesichtszügen, denen man die ihm inwohnende Characterstärke und



den Arbeitsdrang, und doch auch eine wohlwollende Gesinnung gegen Jedermann auf der Stelle ansah. Er trug sehr kurz geschnittenes, schon ziemlich ergrautes Haar, war aber kräftig gebaut, vollkommen gesund und konnte kaum sein fünfzigstes Lebensjahr erreicht haben. Vorwiegend auf seinem klugen Gesicht war ein Zug ernster Entschlossenheit, gemischt mit einer behaglichen Selbstgenügsamkeit, und wenn er sprach, kamen seine Worte wohl gewählt, aber nicht zahlreich aus seinem Munde, denn er war gerade kein übermäßig gesprächiger und in unnützen Plaudereien sich gern ergehender Mann.

So war auch seine Unterhaltung mit Paul bei diesem seinem ersten Besuch eher kurz und gemessen, und doch befriedigte sie diesen vollständig. Herr Ebeling zeigte sich sogleich als ein Mann, der mit dem umfangreichen Studium des jungen Studenten vollkommen vertraut und ein Freund seiner schönen Kunst war. Seine Fragen in dieser Beziehung erwiesen sich fast in's Detail derselben eingehend und betrafen meist die jetzige Richtung der Architektur, namentlich in der Stadt, die er bewohnte. Paul erfuhr hierbei auch, daß Herr Ebeling mit einigen Professoren und Lehrern der Bauakademie bekannt sei und daß er selbst jedenfalls überzeugt sein könne, in demselben einen Protector seiner eigenen künstlerischen Bestrebungen gefunden zu haben.

Nachdem dies Gespräch aber eine geraume Zeit gedauert hatte, in welches Frau Ebeling sich nur wenig eingemischt, fühlte Paul, daß sein erster Besuch ein Ende

nehmen müsse, und so erhob er sich und sprach einige Abschiedsworte.

Da stand der Banquier auf, trat dicht vor ihn hin und reichte ihm bieder die Hand. »Seien Sie mir noch einmal willkommen in meinem Hause,« sagte er mit ruhigem Lächeln, »und eben so wünsche ich, daß auch Ihnen unsere Bekanntschaft willkommen sein möge. Da Sie uns jetzt häufiger besuchen werden, so bitte ich Sie, alles alltägliche und überflüssige Ceremoniel zwischen uns fallen zu lassen, wovon ich eben kein Freund bin. So oft Ihre Zeit es erlaubt und Ihre Neigung Sie hertreibt, sprechen Sie bei uns vor, Einer von uns wird immer für Sie bei der Hand sein, und ich werde mich freuen, wenn Sie an meinem Sohn ein kleines Gefallen finden, wie er an Ihnen ein so großes gefunden hat. Leben Sie wohl und lassen Sie uns gute Nachbarn sein.« –

Als am späteren Abend dieses Tages der Banquier aber mit seiner Frau allein war und zum ersten Male wieder ungestört mit ihr reden konnte, sagte sie mit einiger Spannung auf ihren freundlichen Zügen:

»Ebeling, wir haben noch nicht über unsern heutigen Besuch sprechen können. Ich möchte wohl wissen, wie Dir der junge Mann gefallen hat.«

Der Banquier lächelte behaglich vor sich hin und erwiderte: »Sage Du mir zuerst, welchen Eindruck er auf *Dich* gemacht hat.«

»Einen eben so tiefen wie vortrefflichen,« versetzte sie rasch. »Einen sehr vortrefflichen und ich glaube ganz bestimmt, daß wir uns gratuliren können, für Fritz eine solche Bekanntschaft gewonnen zu haben.«

Herr Ebeling nickte beistimmend und sah seine Frau dann fragend an. »Du willst noch etwas bemerken,« fügte er dann gleich darauf hinzu.

»Ja, lieber Mann, das will ich. Außer diesem ersten, mich sogleich ergreifenden günstigen Eindruck, habe ich später noch einen zweiten und vielleicht noch günstigeren gehabt, den ich mir aber noch nicht recht klar machen kann. In der kräftigen und doch weichen Stimme dieses jungen Mannes, die nur bisweilen so eigenthümlich, fast traurig vibriert, und dann in seinem mächtig blitzenden Auge, seinen festen, gespannten Zügen liegt etwas Wunderbares, was mich gefesselt und mir große Theilnahme für sein Geschick eingeflößt hat. Ich kann in einer Beziehung nicht recht klug aus ihm werden. Wenn wir nicht durch Fritz wüßten, daß er ein armer Mensch ist, der mit der Noth des Lebens schon wacker gekämpft hat, so würde ich es nicht glauben, nachdem ich ihn in der Nähe gesehen. Er hat in dieser Beziehung einen eigenthümlichen Eindruck auf mich gemacht.«

»Wie so?« fragte des Banquiers aufmerksam sie anblickendes Auge.

»Er hat etwas Stattliches, Siegreiches, ich möchte beinahe sagen – verzeihe mir diesen Ausdruck – etwas Vornehmes an sich, in allen seinen Bewegungen, seinen schlagenden Redewendungen, etwas was man nur bei

wohlhabenden, ja bei reichen Leuten von einem gewissen Stande sieht, die ihrer Stellung sich bewußt und ihres Erfolges sicher sind. Und zu diesen gehört er doch nach Allem nicht, was wir von ihm wissen.«

»Nein, da bist Du doch wohl im Irrthum, Liebe,« erwiderte Herr Ebeling nachdenklich. »Ich erkläre mir die Sache so, denn auch mir ist diese Deine Stattlichkeit sogleich an ihm aufgefallen. Trotz ihrer Armuth hat er von seiner Mutter, einer gewiß edlen Frau, eine gute Erziehung genossen, sie hat von Geburt an einen guten Keim in ihn gelegt, und das haftet an den Menschen und man sieht es ihnen in allen Lebenslagen an. Dabei ist sein Herz rein und sein Geist gebildet, das Unedle hat ihn noch nicht berührt, er hat sich frei gehalten von den Schlacken der Welt. Dies Alles hat Dir unbewußt imponirt, und mit Recht, und gerade Dir, einer Frau, ist seine, ich möchte sagen, jungfräuliche Klarheit und Unbescholtenheit in die Augen gefallen. Mir – ich will Dir hier meine Gedanken während meines ersten Gesprächs mit ihm sagen – kam er vor wie ein rüstiger Schwimmer, der nicht gegen den Strom schwimmen, oder wie ein Vogel, der sich nicht frei ausschwingen kann, weil ihm die Flügel gebunden sind. Löse ihm einmal diese Flügel, dann wird er fliegen mit Windesschnelle, denn seine Schwungkraft ist nicht gelähmt und sein innerer Muth nicht gebrochen, wenn auch die Noth und manche Entbehrung seine Wangen ausgehöhlt und seine natürliche Farbe gebleicht hat. Alles in Allem scheint er mir ein bedeutender Mensch, mit großer Naturkraft und schönen Anlagen begabt, und Gott

gebe, daß wir uns nicht in ihm täuschen. Es wäre mir das wegen unsers Jungen schmerzlich, denn er hat eine Liebe zu ihm gefaßt, als ob er eine Jungfrau wäre, die ihm des Himmels Seligkeit aufschließen kann. Nun denn, er liebe ihn, und wir wollen redlich das Unsrige dazu beitragen, daß diese Liebe glücklich wird. So sei es und nun gute Nacht, Charlotte!« –

Als Paul selbst aber nach jenem ersten Besuche wieder in sein Zimmer trat, bemächtigte sich seiner zuerst eine traurige Empfindung, die er bisher nicht gekannt. Niemals war ihm sein kleines Stübchen und dessen Inhalt so ärmlich vorgekommen und niemals hatte er sich in demselben so einsam gefühlt. Während er sich aber umkleidete und dabei jedes Wort im Geiste wiederholte, was er so eben aus dem Munde jener vortrefflichen Leute gehört hatte, wurde er allmählig ruhiger und freudiger bewegt, und als er das Zimmer verließ, um in seine Speiseanstalt zu gehen, sagte er sich still den schönen alten Spruch seiner Mutter vor, nur den letzten Vers wiederholte er zweimal hinter einander und dieser Vers lautete ja, wie wir wissen:

»Denn das Glück kann alle Tage kommen!« –

Als Paul am Nachmittage aus seinen Vorlesungen abermals in seine Stube trat, war er verwundert, etwas ganz Neues darin vorzufinden. Vor den Fenstern hingen zum ersten Mal ganz neue Mullgardinen, die fest zugezogen werden konnten und dem kleinen Zimmer einen freundlichen Anstrich gewährten.

Erstaunt blieb er eine Weile stehen und sah diese neue Einrichtung an, dann aber rief er Frau Zeisig herbei und fragte sie: »Was haben Sie denn mit meinen Fenstern gemacht, Frau Zeisig?«

Die Waschfrau erröthete lebhaft, wollte nicht recht mit der Sprache heraus und zupfte verlegen an ihrer Schürze. Endlich sagte sie, ohne die Augen aufzuschlagen: »Ich dachte, Sie würden mit dieser Einrichtung nicht unzufrieden sein, Herr Baumeister. Als ich heute gleich nach Tische drüben bei Banquiers wegen der nächsten Wäsche vorsprach, rieth mir Frau Ebeling dazu, diese Vorhänge anzubringen.«

»Frau Ebeling?« fragte Paul van der Bosch noch mehr erstaunt.

»Ja, ich sage es Ihnen ja, Frau Ebeling hat mir dazu gerathen, und ich habe auf der Stelle ihren Rath befolgt.«

—

Frau Zeisig hatte ihrem Miether hiermit die Wahrheit gesagt, wiewohl nicht die ganze Wahrheit. Denn daß die reiche, wohlthuende Frau ihr die Gardinen geschenkt und sie gebeten hatte, dem Herrn van der Bosch nichts davon zu sagen, das verschwieg sie weislich, jetzt und fernerhin, und erst lange Jahre nachher erfuhr Paul den wahren Zusammenhang, zu einer Zeit, als seine Verhältnisse sich schon längst um ein Bedeutendes geändert hatten.

Von diesem Tage an, der eine neue Aera in Fritz Ebeling's Leben zu bezeichnen schien, so glücklich wenigstens war er von jetzt an, kam er fast jeden Tag zu Paul herüberggesprungen, und wenn er sich auch nur fünf Minuten bei ihm aufhalten sollte. Einmal ihn sehen, ihm einen guten Tag bieten und die Hand reichen, mußte er nothgedrungenem »sonst schlief er nicht ruhig,« scherzte Frau Ebeling einmal gegen ihre Schwester, als sie mit dieser über den Studenten im Nachbarhause sprach. Oft brachte Fritz einen Gruß von seiner Mutter mit herüber oder irgend eine kleine Bestellung, und am ersten Sonnabend nach dem Besuch sogar eine Einladung: »am nächsten Sonntag Punct drei Uhr bei seinen Eltern zu speisen.« Es sei keine Gesellschaft, fügte Fritz hinzu, sie wären ganz allein, und Paul brauche keinen Frack anzuziehen, das habe sein Vater wie seine Mutter ausdrücklich gesagt.

Und daß er wirklich keinen Frack anzog, dafür sorgte Fritz schon, denn er kam um halb drei Uhr zu ihm herüber, um ihn abzuholen, und wiederholte hier den Wunsch seines Vaters so nachdrücklich, daß Paul den Frack zu Hause ließ und bald gewährte, daß er auch im Ueberrock von seinen Wirthen so freundlich begrüßt und behandelt wurde, wie das erste Mal.

Dieser Tag des ersten gemeinschaftlichen Mittagessens mit seinem Freunde im Hause seiner Eltern war für Fritz ein so rechter und vollkommener Freudentag, denn an diesem Tage gehörte Paul van der Bosch zum Theil ihm allein. Als man abgespeist, und die Eltern sich ein

Stündchen auf ihr Zimmer zurückgezogen hatten, führte Fritz seinen Gast durch das ganze Haus, mit Ausnahme der Wohnung seines Onkels, des Oberforstmeisters, und zeigte ihm alle Zimmer, alle Sammlungen und Kunstschätze seines Vaters. Zuletzt aber geleitete er ihn in sein eigenes Zimmer, welches unmittelbar an den Garten stieß, und hier hielt er ihn länger auf, da er sich vielleicht schon lange gefreut hatte, den ›vielwissenden‹ Studenten sein kleines Heiligthum sehen zu lassen. Hier mußte Paul alle seine Bücher, sein Pianoforte, seine Albums und sonstigen Besitzthümer besichtigen.

»Hier, an diesem Tische,« sagte der Secundaner unter Andern mit vor Freude leuchtendem Antlitz, »habe ich auch den ersten Brief an Sie geschrieben, worin ich Ihnen meine Bewunderung Ihres Fleißes aussprach und Ihnen meine Freundschaft antragen wollte. Natürlich habe ich ihn nicht abgesandt, weil ich ihn nicht für gut genug hielt, und Betty, glaube ich, muß ihn noch haben, da sie mir ihn, so viel ich weiß, nicht wiedergegeben hat. Doch, da ich eben von Betty spreche, sehen Sie da« – und er öffnete eine Flügelthür, die auf einen kleinen Balcon vor seinem Zimmer führte – »bemerken Sie wohl den offenen niedlichen Pavillon am Ende dieses Weges? Nun ja, er ist im Sommer mit Weinlaub bezogen und darin pflegt sie in guter Jahreszeit den halben Tag zu sitzen, zu sticken oder zu lesen, denn das ist ihr Lieblingsplatz. Sobald es nun gut Wetter und warm wird, können Sie hierher auf meinen Balcon kommen, und zeichnen und malen, so viel Sie wollen. Dann bin ich doch bei Ihnen, Sie versäumen



nichts, und wir haben das gute Mädchen immer vor Augen – ich meine meine Cousine – die so recht eigentlich früher meine einzige Spielgefährtin war und jetzt meine Vertraute ist, denn sie ist sehr gut und freundlich und versteht mich immer, wenn die Anderen mich nicht verstehen.«

Paul hörte diese offenherzigen Mittheilungen ruhig an und kein Zug in seinem Gesicht verrieth, daß die letzte Offenbarung ihm eine besondere Freude bereite, aber auch kein Wort entschlüpfte seinem Munde, welches irgend einen Wunsch nach weiterer Mittheilung über denselben Gegenstand kund gegeben hätte. –

So wie dieser Sonntag nun im Banquierhause verlief, flossen auch viele nachfolgende dahin, jeden Sonnabend kam Fritz zu rechter Zeit und lud seinen Freund zum Sonntag zu Tische ein, und jedesmal folgte er dieser Einladung, bis der Banquier Ebeling endlich, nachdem seine Ueberzeugung von Paul van der Bosch's sittlichem Werth sich längst festgestellt, eines Tages zu ihm sagte:

»Von jetzt an, mein lieber Bosch, werden Sie nicht mehr besonders zu unseren Sonntagsmahlzeiten eingeladen werden, Sie sind es ein für alle Mal, und wir hoffen Sie stets zu der bewußten Stunde bei uns zu sehen. Sollte meine Frau und ich einmal außerhalb speisen, so werden Sie sich allerdings mit Fritz allein begnügen müssen, jedoch wird das nur selten vorkommen, da ich den einzigen freien Tag in der Woche, eben den Sonntag, gern in meiner Familie und zu Hause verbringe.«

So geschah es denn auch und, als die Witterung erst besser und die Wege gangbarer wurden, pflegte Paul mit Fritz jeden Sonntag Nachmittag einen weiteren Spaziergang zu unternehmen, der ihnen zuletzt so zur Gewohnheit wurde, daß sie ihn Jahre lang fortsetzten und dabei in gereifterem Alter des Jüngeren und bei zunehmender Erfahrung des Aelteren den größten Genuß im Austausch ihrer gegenseitigen Gedanken fanden. Im Anfang ihrer Bekanntschaft, als sie einst im werdenden Frühjahr über die grünen Felder wanderten und eben ein frisch knospendes Wäldchen berührten, sprach Paul, der in der Regel der Belehrende und Unterrichtende des jüngeren Kameraden war, mit Enthusiasmus von den neuen Bauwerken, an denen man eben vorübergekommen; auf dem freien Felde aber, wo das junge Korn in wogender Fülle stand, ging er auf den Landbau über und entwickelte hier einen großen Schatz von Kenntnissen, wie Fritz sie noch nie aus dem Munde eines seiner Lehrer vernommen hatte.

Er war darüber auf das Höchste erstaunt. Das reiche Wissen in so verschiedenen Fächern zog seinen wachsenden Geist alle Tage mehr an und spornte ihn so, über Alles, was er sah und hörte, nachzudenken und sich eine eigene Meinung zu bilden.

»Aber, mein Gott,« sagte er an diesem Tage zu Paul, »Ihre Kenntnisse sind ja unerschöpflich! Woher wissen Sie denn das Alles und wer hat Sie darin unterrichtet?«

»Das ist kein großes Wissen, mein Lieber,« erwiderte Paul mit seiner gewöhnlichen ruhigen Bescheidenheit,

»und meine wenigen Kenntnissc habe ich auf sehr einfache Weise erlangt. Ich habe es nicht allein in Büchern studirt, sondern auch in den Vorlesungen auf der Universität gehört, die ich, so weit es mir möglich ist, zu besuchen fortfahre. Dies Alles zu wissen, macht mir große Freude, und Sie sehen, es liegt etwas Lohnendes darin, denn auch in Ihnen erweckt mein kleines Wissen Anklang und Theilnahme und hoffentlich werden Sie künftig noch mehr davon empfinden, wenn Sie erst verschiedene Fächer desselben überblicken können.«

»Ach ja, wenn ich nur auch erst Vorlesungen hören könnte! Die Zeit bis dahin wird mir sehr lang und ich bin durch Ihren Umgang meinem Schulleben eigentlich weit vorausgeeilt, wie mich manchmal bedünken will.«

»Sie hören ja alle Tage Vorlesungen in Prima, wo Sie jetzt sitzen,« erwiderte Paul beschwichtigend, da er den rastlos vorwärts strebenden Geist des jungen Mannes oft in Schranken zu halten hatte, »und die Prima, weislich benutzt, ist auch schon eine kleine Universität, das können Sie mir glauben, ich habe es erst nachher eingesehen, als ich schon längst darüber hinaus war.«

»Das mag wohl sein, aber ich sehne mich nach höherem Wissen, welches unmittelbar in das Leben eingreift, wie zum Beispiel Ihr Studium, und dazu legt das Schülerleben doch eigentlich nur den untersten Grund.«

»Legen Sie einen guten untersten Grund, dann können Sie Ihr späteres Lebensgebäude um so fester und sicherer darauf bauen. Vor allen Dingen aber seien Sie mit Ihrer

Lebensstellung zufrieden, in welcher Entwicklungsperiode Sie sich auch befinden mögen. Ihr Geschick hat es gut mit Ihnen gemeint und Ihnen mehr in der Jugend gegeben, als Andere in ihrer ganzen Lebenszeit erreichen.«

Wir führen alle diese kleinen, einzelnen Unterhaltungen nicht deshalb an, weil wir sie für besonders interessant oder lehrreich halten, sondern allein deshalb, weil sie die Art und Weise andeuten, wie Paul nach und nach auf Fritz wirkte, den Geist des jungen Freundes zu allem Guten weckte und ihn so allmähig zu und an sich emporzog. Die Frucht davon sollte auch nicht ausbleiben und noch war kein Jahr vergangen, da gewahrten die Eltern des damaligen Primaners schon, von welchem Vortheil der Umgang mit Paul für ihren Sohn gewesen sei. Daß Jener dadurch nur um so mehr und um so rascher in der Achtung und Liebe derselben stieg, war natürlich, und die Zeit sollte nicht fern sein, in der sie ihm ihre Gesinnung in dieser Beziehung offenkundig an den Tag legten, so daß Paul selbst nicht mehr zweifeln konnte, daß die Bekanntschaft mit Fritz eine segensreiche für ihn geworden und das Glück mit demselben wirklich in sein Haus eingetreten war.

Ein ganz eigenthümliches und schönes Verhältniß hatte sich insbesondere bis zu dieser Zeit zwischen Frau Ebeling und Paul van der Bosch gebildet. Diese Frau, eben so edel als Weib wie sorgsam als Mutter, hatte von Allen, die mit Paul verkehrten, mit ihrem feinen weiblichen Tact zuerst herausgeföhlt, wie richtig der Instinct gewesen, der

ihren Sohn zu dem fremden jungen Manne geleitet hatte, und da sie sich dadurch beruhigt und befriedigt fühlte, so war es sehr natürlich, daß sie ihre Neigung ganz besonders auf Den übertrug, der ihrem Herzen so wohlgethan und so manche mütterliche Sorge von demselben abgenommen hatte. Ein Umgang mit edlen und seinem Naturell entsprechenden Menschen ist jederzeit und für Jedermann ein schwerwiegender und durch nichts Anderes zu ersetzender Vortheil, am meisten aber für einen heranwachsenden, strebsamen jungen Mann, dem Mittel zu Gebote stehen, wie sie Fritz Ebeling zu Gebote standen. Einen solchen hatte sie sich für ihren Sohn immer gewünscht und der Umstand, daß sich ihr keiner bot, war es allein gewesen, warum sie ihr einziges Kind so einsam hatte aufwachsen und mit wenigen anderen Kindern in Berührung kommen lassen. Nun hatte sie endlich Jemanden gefunden, der ihr nach allen Richtungen und in jeder Beziehung gefiel und würdig zu sein schien, ihrem Sohne für jetzt ein Gefährte und später ein Freund für's Leben zu werden, und durch eine natürliche Wechselwirkung war sie bemüht, diesen Freund des Sohnes auch zu ihrem eigenen und dem ihres ganzen Hauses zu machen.

Bei Paul's edlem Naturell und leicht sich hingebender Gemüthsart konnte ihr diese Erwerbung nicht schwer fallen; Paul sah in ihr eine zweite mütterliche Freundin, wie er sie in seinen jungen Jahren allein in der so früh

verstorbenen Mutter gehabt hatte, und Frau Ebeling betrachtete ihn wie ihren älteren Sohn, der alle Hoffnungen zu verwirklichen versprach, die sie einst so sehnlich auch für den jüngeren gehegt hatte. Beide fühlten sich daher sympathisch zu einander hingezogen, der Austausch ihrer innersten Meinungen war ihnen zuerst ein starker Reiz und zuletzt eine süße Gewohnheit geworden, und so sehen wir Paul oft in stillen Dämmerstunden, wenn er nichts zu arbeiten hatte, bei ihr in dem wohnlichen Stübchen sitzen und jene trauliche Plauderei treiben, die vollen Herzen so wohlthut, strebenden wie genießenden Menschen oft ein Bedürfniß wird und einen ganz eigenen, weil reinen und durch keine Unruhe und Leidenschaft getrüben Genuß bereitet.

In diesen stillen Unterhaltungen, an denen selbst Fritz nicht immer Theil nahm, ergoß sich das mütterliche Herz in vollen Strömen gegen den dankbar und herzlich ihr ergebenden jungen Mann; sie theilte ihm alle ihre kleinen Sorgen und Hoffnungen mit und weihte ihn in die stillen heiligen Regungen einer ächt weiblichen und mütterlichen Seele ein. Paul dagegen enthüllte frei und offen, wie er immer war, vor ihr alle seine Aussichten und Bestrebungen für die Zukunft, er ließ sie, wie sie ihn in ihr Herz blicken ließ, in seinen bauenden Geist schauen, und wenige Pläne, sei es, daß sie seine Feder, sei es, daß sie sein Bleistift entwarf, kamen in ihm zum Durchbruch, die er nicht ihrer Prüfung und Genehmigung zuvor unterbreitet hätte.

So war es denn sehr erklärlich, daß Paul van der Bosch bald eine hervorragende Stellung im Hauswesen des reichen Kaufmanns einnahm, daß er, der Freund Aller und keinem feindlichen Widerstande oder Hemmniß belegend, ein wirkliches und fast unentbehrliches Mitglied des Hauses wurde, und daß man ihm kein Geheimniß der Familie verbarg, weil man überzeugt war, daß er sich stets mit wahrhafter Theilnahme derselben anschließen würde.

Auch der Banquier selbst ward sich der männlichen Gediegenheit und geistigen Fähigkeit seines neuen Hausfreundes bald bewußt und er achtete und ehrte den jungen Mann auf jene zarte humane Weise, die nie empfinden läßt, daß man mehr Mittel besitzt, als ein Anderer, wenn man denselben gern und willig seinen Ueberfluß mitgenießen läßt. Paul freilich machte von diesem Ueberfluß des reichen Mannes keinen wissentlichen Gebrauch, er nahm nur dankbar und ohne Hintergedanken die Genüsse auf, die ihm in diesem Hause geboten wurden, und er hatte noch keinen Augenblick daran gedacht, daß er einst auf den Geldbeutel des reichen Mannes würde rechnen können, falls seine eigenen Mittel für seine besonderen Wünsche einmal nicht ausreichen sollten.

Eben so sparte Herr Ebeling seine Mittel für ganz besondere Fälle auf. Es würde sich schon einmal eine Gelegenheit finden, sagte er einst seiner Frau, um sich in dieser Beziehung bemerkbar zu machen, mit der Zeit würden sich unberechenbare Veranlassungen in Fülle ergeben, wo er dem jungen Manne hülfreich zur Seite stehen

könne, und sie dürfe überzeugt sein, daß er darin nicht fehlgreifen würde, da er vor allen Dingen das Zartgefühl ›des armen Studenten‹ zu schonen habe.

#### FÜNFTES KAPITEL. DIE JÜNGLICHE WERDEN ALLMÄLIG MÄNNER.

Unterdeß war längst die Zeit gekommen, wo Paul van der Bosch die schon früher besprochene Bauführerprüfung abzulegen hatte. Einem so gewissenhaft fleißigen, arbeitslustigen und talentvollen Studenten konnte diese, wegen ihrer Mannigfaltigkeit der Lehrobjecte immerhin schwierige, Prüfung keine Sorge erregen, und in der That bestand er sie mit Auszeichnung und zur höchsten Zufriedenheit der dabei betheiligten Examinatoren. So war Paul also Bauführer geworden und durch des Banquiers Ebeling Hülfe war es ihm bald gelungen, der Regierung der Residenz zugewiesen und von ihr beschäftigt zu werden, wofür er von jetzt an eine für seine Verhältnisse ganz erkleckliche diätarische Besoldung erhielt. Hierdurch wurde seine Lage natürlich eine viel bessere als früher und zum ersten Male in seinem Leben konnte er, frei von Nahrungssorgen, frisch aufathmen und sich die Welt mit heiteren Augen betrachten. Nichtsdestoweniger aber behielt er für die erste Zeit noch die Correctur jener politischen Brochüren und einiger anderer Werke bei, denn einmal hatte er sich an diese ihn nicht mehr belästigende Arbeit gewöhnt, andererseits aber schöpfte er auch daraus neue Nahrung für seinen Geist, der unaufhaltsam in seiner Fortbildung begriffen war und täglich



nach einem frischen Tranke aus der ewig sprudelnden Quelle der sich fort und fort entwickelnden Menschheit, ihrer Schicksale und ihrer Wandlungen dürstete.

In dieser Beschäftigung, die fast alle Tage mit gleichem Eifer betrieben wurde, hatte ihn wider Wissen der Banquier Ebeling selbst bestärkt. Dieser gehörte, wie so viele selbstständig denkende, in das Welttreiben wirksam eingreifende und sich selbst gern genügen wollende Menschen, in seinen Anschauungen und Bestrebungen der damals hoch geachteten, gemäßigt liberalen Partei seines Vaterlandes an, nicht etwa, weil sein Interesse ihn dahin zog, sondern weil seine Ueberzeugungen darin wurzelten, weil er im steten Fortschritt des Einzelnen den Fortschritt des Allgemeinen und also auch daraus allein den Vortheil der ganzen civilisirten Welt hervorgehen sah. Da er in Darlegung dieser seiner Ansicht ein sehr offenen gerader und entschiedener Mann war, hielt er auch nie in seinen alltäglichen Gesprächen damit zurück, und sehr bald hatte er sich mit Paul van der Bosch darin auseinandergesetzt, und Beide hatten erkannt, daß ihnen gleiche Gesinnungen in Bezug auf die öffentlichen Angelegenheiten innewohnten und daß ihnen ein und dasselbe Ziel – das Wohl der Einzelnen und des Ganzen – vor Augen schwebte. Als der Banquier diese Entdeckung an dem jungen Freunde seines Sohnes einmal erst gemacht, war er bemüht, denselben auf alle Weise näher an sich heranzuziehen, und so führte er ihn bisweilen in Kreise von Männern, die seine Gesinnungsgenossen waren

und bei gelegentlichen Zusammenkünften sich gegenseitig anfeuerten im Kampf um die höchsten Güter des Lebens, dabei es auch gern sahen, wenn jüngere kraft- und geistvolle Genossen ihrem Kreise angehörten und so ihrer Ansicht eine immer größere Ausdehnung verschafften.

Auf diese Weise kam es, daß Paul einen tieferen und so zu sagen practischeren Einblick in die politischen Verhältnisse seiner Zeit gewann, seinen Geist alle Tage mehr entfaltete und im Stillen fortfuhr, zu denken und zu schreiben, wie er früher gedacht und geschrieben, in Folge dessen er zuletzt mit Bewußtsein aus dem früher nur instinctartig betretenen Pfade fortschritt, namentlich aber seine stillen literarischen Uebungen fortsetzte, ohne jemals den Gedanken zu hegen, damit in die Oeffentlichkeit zu treten und sich auf dem politischen Markt der Welt einen Namen zu erringen.

Die Beschäftigungen, die er in seiner jetzigen amtlichen Stellung betrieb, fand er bei Weitem nicht so schwierig und zeitraubend, wie er bisweilen gefürchtet hatte; die neue Pflichterfüllung wurde ihm bei seinem Geschick außerordentlich leicht und er behielt Muße genug übrig, die begonnenen Privatstudien an der Universität fortzusetzen und so auch von dieser Seite her seinem Geiste täglich neue Nahrung zu bieten.

Unter diesen mannigfaltigen Beschäftigungen war ihm die Zeit wie im Fluge verstrichen. Jenem ersten Winter, in dem wir ihn kennen gelernt, war der Frühling, der Sommer und der Herbst gefolgt, und wieder war der Winter gekommen, das neue Jahr war angebrochen und hatte

endlich den Tag herbeigeführt, wo vor Jahresfrist Fritz Ebeling ihm zum ersten Male seinen Besuch abgestattet hatte.

Paul, so vielfach von allen Seiten in Anspruch genommen, dachte doch im Stillen gar oft an jenen glücklichen Abend, aber er sprach darüber nicht, weil er besorgte, Fritz werde sich dabei erinnern, daß jener Tag zugleich auch der Geburtstag seines Freundes sei, und die Neigung könne ihn heimsuchen, den vielen ihm bereits gespendeten Freundlichkeiten noch neue hinzuzufügen, und diesem herzlichen Ergüsse wollte er sich so weit wie möglich entziehen, da er der Familie des jungen Mannes sich schon genug verpflichtet fühlte. Allein diesmal hatte er sich doch in dem hierin so schweigsamen Primaner verrechnet; Fritz besaß ein vortreffliches Gedächtniß, und lange bevor der festliche Tag gekommen war, hatte er heimlich seine Anordnungen getroffen, denselben so festlich wie möglich zu begehen und seinem über Alles geliebten Freunde eine unvermuthete Ueberraschung zu bereiten. Der Morgen des zwanzigsten Februar im neuen Jahr war angebrochen und Paul beging ihn im Stillen mit dankbarer Erinnerung an die reichen Erlebnisse des ganzen letzten Jahres. Heiter gestimmt, wie selten, begrüßte er die hell scheinende Sonne dieses Tages, und von Niemanden in seinen stillen Betrachtungen unterbrochen, ging er schon zeitig seinen Beschäftigungen außer dem Hause nach. Aber wunderbar wurde er betroffen, als er gegen Mittag wieder nach Hause kam und in seinem Zimmer Fritz Ebeling vorfand, der in seiner Abwesenheit

ganz nach Willkür im fremden Eigenthum geschaltet und beliebige Aenderungen in der Einrichtung desselben getroffen hatte.

Paul erkannte im ersten Augenblick dies öde und einfache Zimmer kaum wieder. An der Stelle des alten abgesehenen Sophas stand ein neues überaus bequemes; über dem runden Tisch davor breitete sich eine schöne wollene Decke, und unter demselben lag ein weicher, blumengestickter Teppich. Auf dem Tische selbst aber standen außer einem einladenden Frühstück in blitzendem Geräth ein halbes Dutzend Flaschen Wein, verschiedene lieblich duftende Blumenbouquets und ähnliche freundliche Angebinde, womit die Bewohner des Nachbarhauses ihren jungen Freund in fast übermäßig reicher Auswahl beschenkt hatten.

Fritz selbst befand sich in weicher, gerührter Stimmung, als er seinem Freunde gegenüber trat. Lebhaft drückte er denselben an sein überströmendes Herz und stammelte seinen Glückwunsch in einer Art her, daß Paul keinen besseren Dollmetscher für wahrhaft freundschaftliche Gefühle hätte finden können.

»Lassen Sie mich nur noch wenige Worte machen,« sagte er zuletzt, als er sich wieder gefaßt hatte, »Sie verstehen mich ja ohne Worte. Nehmen Sie freundlich an, was meine Eltern und ich Ihnen bieten, und fahren Sie fort, auch in diesem Jahre wie im vorigen unser Aller herzlich geliebter Freund zu sein. Den heutigen Abend aber müssen Sie bei uns zubringen, Betty und ihre Mutter sind auch da, und wir wollen recht fröhlich sein und

mit Behagen an den Tag im vorigen Jahr zurückdenken, der uns Allen die heutige Freude bereitet hat.«

Paul dagegen fand noch weit weniger Worte als sein junger Freund, aber daß er das Dargebotene dankbar und freudig annahm und diesen Tag auch in ungetrübter Heiterkeit im Hause seines Gönners beschloß, glauben wir wohl kaum noch versichern zu müssen.

---

Bald nach dieser Zeit war auch für Fritz Ebeling die Prüfungsstunde gekommen. Seine Schülerzeit war beendet und das Abiturientenexamen lag vor ihm. Der beinahe jetzt achtzehnjährige Jüngling hatte sich in diesem letzten Jahre auffallend zu seinem Vortheil verändert. Er war nicht nur noch bedeutend gewachsen, auch seine feine Gestalt hatte eine männlichere Kraft und Haltung, und sein immer noch blasses Gesicht mehr Rundung und festeren Ausdruck gewonnen. Eben so vortheilhaft hatte der Umgang mit Paul auf seinen Geist gewirkt; er war schon lange kein Knabe mehr, und die Hoffnung, nun bald dem Zielpunct seiner Wünsche, der practischen Entwicklung seiner Fähigkeiten näher zu treten, hatte ihn sichtbar der männlichen Reife entgegengeführt und ihn zum traulichen Verkehr mit seinem älteren Genossen geschickt gemacht.

An dem Tage, wo Fritz seine Prüfung bestehen mußte, fand sich Paul um die Mittagsstunde im Hause des Banquiers ein. Man erwartete den hoffentlich siegreich

Heimkehrenden mit großer Spannung. Der Vater, seinem Sohne vertrauend, war unbesorgt, nur die Mutter war etwas ängstlich und theilte ihre Sorge dem jungen Bauführer mit, der sie jedoch zu trösten verstand und seinem Freunde das beste Gelingen prophezeite.

Frau Ebeling freute sich sichtlich über diesen guten Trost, blieb aber dennoch etwas befangen, und da Paul sie nun fragte, was sie denn eigentlich auf dem Herzen habe, sagte sie offen, indem sie mit ihm in eine Fensterische trat:

»Also sehen Sie mir an, daß ich noch Etwas auf dem Herzen habe, ja? Nun, dann will ich ehrlich sein. Ja, ich habe einen Wunsch, und nur Sie allein können denselben erfüllen.«

»Sprechen Sie, so viel an mir liegt, ist derselbe schon erfüllt.«

Die zärtliche Mutter lächelte glücklich. »Nun denn,« sagte sie, »ich will es Ihnen enthüllen. Ich verrathe damit freilich ein Geheimniß, aber da dasselbe nur mein Kind betrifft, begehe ich kein großes Verbrechen. Ja, Fritz hat ein Geheimniß auf dem Herzen, und das betrifft den Verkehr mit Ihnen. Er glaubt sich Ihnen nun ebenbürtiger zu sein, da er heute Student wird, und um das auch durch ein äußeres Zeichen – ich möchte fast sagen Symbol – allen Mitgliedern unserer Familie darzuthun, hegt er den dringenden Wunsch, der Förmlichkeit enthoben zu sein, Sie mit dem fremdklingenden ›Sie‹ und ›Herr van der Bosch‹ anreden zu müssen. Verzeihen Sie einer

Mutter, daß sie eine solche Bitte offen vor Ihnen ausspricht, aber wie ich Sie kenne, glaube ich, daß Sie in dem Wunsche meines Sohnes keine Herabsetzung Ihrer selbst finden werden. Für ihn jedoch, wie er einmal ist, würde die Erfüllung desselben an diesem wichtigen Tage die schönste Belohnung für seinen bisherigen Fleiß sein.«

»Frau Ebeling,« versetzte Paul gerührt, »ist das die ganze Bitte? Nun, dann erfülle ich sie von ganzem Herzen gern; ich fühle mich selbst dadurch beglückt und Sie werden sehen, daß ich mich leicht in die angenehme Wandlung meines Verhältnisses mit Fritz fügen kann.«

Frau Ebeling drückte ihm dankbar die Hand. »Aber Sie dürfen mich nicht verrathen,« sagte sie, »es muß so erscheinen, als ob es von Ihnen selbst ausginge.«

»Verlassen Sie sich auf mich,« versetzte Paul, »ich werde meine Rolle zu spielen wissen.«

Als zwei Stunden darauf der glückliche Abiturient mit strahlendem Gesicht nach Hause kam, war Paul inmitten der Seinigen der Erste, der ihn mit den Worten empfing:

»Nun, Fritz, bist *Du* ja Student, wie ich es noch vor einem halben Jahre war. Komm her, mein herziger Junge, und nimm mit meinem besten Glückwunsch den Bruderkuß entgegen!«

Fritz stand wie versteinert mit weit aufgerissenen Augen vor seinem Freunde und starrte bald ihn, bald seine glücklichen Eltern an. Dann aber flog er ihm in die Arme, sein sehnlichster Wunsch war auf eine unglaublich leichte und schnelle Weise erfüllt, und von dieser Minute an

war das reinste Freundschaftsbündniß zwischen Beiden für alle Zeiten besiegelt.

---

Von dieser Stunde an begann eine wahre Freudenepoche für Fritz Ebeling. Es blieb ihm jetzt viel Zeit übrig, sich häufiger zu seinem Freunde zu gesellen, der in der Regel nur Abends seinen theoretischen Studien, bei Tage aber seinen Berufsgeschäften außer dem Hause oblag, und bei diesen Geschäften war nun auch Fritz häufig als treuer Gesellschafter zu finden. Sein größtes Glück bestand jedoch darin, nach dem Beginn der Vorlesungen an der Universität einige ausgewählte Collegia zu hören und dabei auf einer Bank neben seinem bewunderten und vielgeliebten Freunde zu sitzen, den geistvollen Vorträgen gelehrter Männer zu lauschen und nachher das Gehörte mit Paul nach allen Richtungen durchzusprechen und seinem Gedächtniß einzuprägen.

Im engeren Familienrathe des Banquiers, zu dem in Bezug auf des einzigen Sohnes geistige Ausbildung auch Paul gehörte, war beschlossen worden, daß Fritz im ersten Halbjahre ungestört seinen Neigungen folgen und eine Reihe auserlesener Vorlesungen, Kunst und Wissenschaft im Allgemeinen betreffend, hören solle. In den darauf folgenden Herbstferien sollte er eine Reise nach dem Harz, dem Rhein, der Schweiz und Tyrol antreten. Im nächsten Wintersemester sollte er aber nur solche Vorlesungen auf der Universität besuchen, die irgend eine



Beziehung zu seinem Lebensberuf, zum Handelsfach hatten, und während dieser Zeit sollte er sich allmählig mit den Vorgängen innerhalb des Comptoirs seines Vaters vertraut machen. Nach Ablauf dieses Halbjahres jedoch wurde seiner eigentlichen Studienzeit ein Ziel gesteckt, von da an war er allein Handlungsbeflissener, wobei ihm freilich freistand, seine Mußestunden zum Besuch verschiedener Collegia zu verwenden, die zu hören ein besonderes Interesse ihn veranlassen würde.

Gegen diese vom Banquier Ebeling festgesetzte und mit Paul berathene Bestimmung konnte füglich nichts eingewendet werden und Fritz selbst fügte sich mit Ergebung darein, da er denn doch einmal in das Geschäft seines Vaters treten mußte. Zu dieser Fügung hatte Paul ohne Zweifel das Meiste beigetragen, er hatte dem jüngeren Freunde die Vortheile auseinandergesetzt, die ihm sowohl für sein allgemeines Wissen, wie für seinen späteren Beruf daraus erwachsen würden, und das genügte, um Fritz willfährig zu stimmen, denn Paul's Rath und Fingerzeig war bei ihm von jeher von entscheidendem Einfluß gewesen.

So ward denn das Sommerstudium begonnen und mit Eifer und sichtbarem Erfolg zu Ende geführt. Dazwischen aber wurde die Reise des Sohnes in der Familie besprochen und festgestellt, und auch hier war Paul ein dienstwilliger Rathgeber, da er einen Collegen kannte, der vor kurzer Zeit dieselbe Reise gemacht und ihm seine Erfahrungen und Erlebnisse auf derselben mitgetheilt hatte.

Paul freute sich aufrichtig über das Glück seines Freundes, eine so ergötzliche Unternehmung, die so große Vortheile für dessen Ausbildung versprach, beginnen zu können, und höchstens nur ganz im Stillen bedaerte er, daß er selbst zu einem ähnlichen Glück nicht befähigt und erlesen sei. Niemals ließ er ein Wort über diese Empfindungen laut werden, niemals beantwortete er darauf abzielende Fragen Seitens der Frau Ebeling auf eine Weise, daß das feinste Ohr sein Bedauern, von einer solchen Reise ausgeschlossen zu sein, hätte heraushören können. Dabei bearbeitete er eigenhändig den ganzen Reiseplan seines Freundes, schaffte die nöthigen Karten und Bücher herbei und rüstete diesen so mit allen erforderlichen geistigen Wanderbedürfnissen aus.

Acht Tage vor Beginn dieser Reise war Alles, was dazu gehörte, vorbereitet und der neue Koffer des jungen Studenten stand schon im Zimmer der sorgsam Mutter, um mit den nothwendigen Utensilien ausgestattet zu werden. Paul kam gegen Mittag dieses Tages in das Zimmer zu Frau Ebeling und sah den Koffer stehen.

»Wie gefällt er Ihnen?« fragte die gute Mutter, indem sie dem Freunde ihres Sohnes einen freundlichen Blick zuwarf.

»Er ist sehr dauerhaft und zweckmäßig eingerichtet,« erwiderte Paul nach näherer Besichtigung desselben, »allein mir scheint er für einen Reisenden ohne große Bedürfnisse, wie ein junger Mann sie doch nicht haben kann, viel zu groß zu sein.«

»Das habe ich auch schon gesagt,« erwiderte Frau Ebeling ernst, »aber mein Mann hat ihn einmal so bestellt und gekauft. Nun ist es nicht mehr zu ändern.«

»Es wird Ihnen hier sehr still vorkommen, wenn Fritz aus dem Hause ist,« fuhr Paul zu reden fort.

Frau Ebeling lächelte seltsam. »O ja,« erwiderte sie, »aber dann werden Sie hoffentlich um so eifriger seine Stelle bei uns vertreten. Nicht wahr?«

Paul entgegnete einige zustimmende Worte und dann empfahl er sich, um zu Tisch zu gehen.

Als er am Abend dieses Tages von verschiedenen Bauplätzen, auf denen er beschäftigt gewesen war, nach Hause kam, trat bald nach ihm Fritz in das Zimmer.

»Mein Koffer ist gekommen, Paul, sagte er nach einigen begrüßenden Worten mit etwas unsicherer Stimme und lächelndem Gesichtsausdruck, »und meine Mutter packte am liebsten schon heute meine Sachen ein, obgleich ihr das Herz seltsam schwer ist, daß sie sich zum ersten Mal auf längere Zeit von mir trennen soll.«

»Ja, das hat sie nur heute wohl vertraut,« erwiderte Paul. »Auch den Koffer habe ich gesehen und ihn recht hübsch, nur etwas zu groß befunden.«

Fritz lächelte schelmisch. »Nun,« sagte er, »wenn er für meine Reiseeffecten zu groß ist, dann packen wir Deine Kleider und Wäsche mit hinein, dann wird er gewiß voll.«

»Du sprichst närrisch,« versetzte Paul lächelnd, »und scheinst vor Freude, von hier fortzukommen, bei guter Laune zu sein. Wie Du weißt, kann ich aus verschiedenen

Gründen eine Reise, wie Du sie vorhast, nicht unternemen.«

»Warum denn eigentlich nicht?« fragte Fritz mit schlaublickendem Auge.

»Wie Du nur so fragen kannst! Du kennst ja meine Verhältnisse. Freilich darbe ich jetzt nicht mehr, ich habe von meinen Diäten sogar schon Einiges erspart, aber zu einer Reise, wie diese ist, gehören größere Mittel als ich sie besitze.«

»Das ist gewiß wahr. Und dennoch solltest Du mich begleiten, wenn Du mein wahrer Freund bist.«

»Dein wahrer Freund? Bin ich es etwa nicht?«

»Nun, dann beweise es!« rief Fritz, in Freude aufflammend, »und begleite mich wirklich. Mein Vater besteht sogar darauf und nur unter dieser Bedingung will meine Mutter mich ziehen lassen.«

»Deine Mutter? Sie hat ja heute ganz anders mit mir darüber gesprochen –«

»Paul! Kennst Du meine herrliche Mutter nicht besser? Das war ja nur eine kleine weibliche Comödie und um von Dir vielleicht doch noch zu erfahren, ob Du auch gern reisen würdest. Du aber hast hartnäckig geschwiegen und nun müssen wir unseren Plan auf andere Weise zu Tage bringen. Zwischen uns war es lange abgesprochen, daß Du mit nach der Schweiz gehen würdest, und Du wirst Dich hoffentlich keinen Augenblick weigern, diesen Beweis der Liebe und des Vertrauens Seitens meiner Eltern anzunehmen.«

Paul stand mitten im Zimmer still und sah seinen Freund, der dies so ruhig und bestimmt sprach, mit warm aufwallender Verwunderung an. »Sprichst Du im Scherz oder im Ernst so?« fragte er mit blitzenden Augen.

»In vollkommenem Ernst, mein Lieber, und meine Eltern haben mich eben abgesandt, um Deine Einwilligung zu erlangen, da sie die Mittel dazu längst für uns Beide ausgesetzt haben.«

Paul legte die rechte Hand an seine weiße Stirn und sprach still in sich hinein: »Ja,« es ist wahr: *das Glück kann alle Tage kommen!*«

»Was murmelst Du da?« fragte Fritz, über die seltsam feierliche Miene seines Freundes staunend.

»Ich meine,« erwiderte dieser, sich sammelnd, »daß es noch einen wichtigen Abhaltungsgrund für mich giebt, der mir dies Glück wahrscheinlich unmöglich machen wird.«

»Und welcher ist das?«

»Ich werde keinen Urlaub von der Regierung erhalten.«

»So? Nun dann höre. Geh nur morgen hin und bitte ihn Dir von Deinem Rath aus. Mein Vater hat bereits mit ihm gesprochen und der gute Mann, sein Freund, hat sofort seine Einwilligung dazu gegeben.«

Jetzt war die Freude auch bei Paul völlig zum Durchbruch gekommen. Er fiel seinem Freunde, wider seine sonstige ruhige Fassung, stürmisch um den Hals und es waren herzliche Worte, die Beide, von ihrem Glück trunken, nun mit einander austauschten. –

Noch diesen Abend folgte Paul seinem Freunde in das Haus der Eltern desselben und sprach seinen wahrhaften Dank warm und kräftig gegen sie aus, den aber Beide nicht annehmen wollten, da sie in der Begleitung ihres Sohnes auf dieser Reise Seitens Paul's eher eine ihnen selbst erwiesene Wohlthat, als eine demselben gewährte Gunst erblickten. Am nächsten Morgen schon erbat er sich Urlaub von seinem Vorgesetzten und erhielt ihn auf der Stelle. Seine Geschäfte übernahm willig einer seiner ihm befreundeten Collegen, und nun begann Frau Ebeling wirklich das Packen des Koffers, der sich gerade groß genug für die Kleider der beiden Reisenden erwies.

Am festgesetzten Tage nahmen diese den herzlichsten Abschied vom Hause des Banquiers, und von den heißesten Wünschen der beglückten Eltern begleitet, flogen die jungen Leute ihrem nächsten Ziele, dem Bodethal, entgegen.

O, welch' ein Gefühl für zwei junge, durch die inzigste Freundschaft verbundene, Gleiches wünschende, Gleiches erstrebende Gemüther, zum ersten Mal in ihrem Leben zu ihrer Lust, ihrer Belehrung im flüchtigen Waggon durch die weite lachende Welt zu fliegen, in grünen Thälern sich niederzulassen, über himmelhohe Berge zu klettern und Menschen und Dinge in ewig wechselnder Gestalt vor ihren Augen, an ihrem Herzen vorüberziehen zu sehen! Ja, eine solche Reise ist ein schöner Abschnitt aus dem Leben des edlen, wißbegierigen Menschen, sie ist sogar ein kleines Leben im engen Rahmen für sich selbst, und wenn Jemand zu beneiden ist, so ist es Der,

der in rüstiger Gesundheit, mit hinreichenden Mitteln die dumpfige Arbeitsstube, die von allen Seiten lauern-  
de Sorge, das quälende Einerlei des Alltagslebens hinter  
sich lassen darf, um den freien Odem der Schöpfung  
zu trinken, seine Brust sich weiten zu fühlen von köst-  
lichen Empfindungen, von reinen Genüssen und seinen  
Geist dabei mit Gedanken zu bereichern, wie sie eben  
nur eine solche Reise zu bieten vermag. Solche Reisen-  
de waren Paul und Fritz, und, wie sie es sich vorgesetzt,  
blieben sie acht Tage im Harz, acht Tage am Rhein und  
vier Wochen in der Schweiz und Tyrol, um mit gebräun-  
ten, von Gesundheit strotzenden Gesichtern, mit reichen  
Erfahrungen, mit frischer Kraft und Thatenlust ausgerü-  
stet, zur Freude der Ihrigen wieder in die Heimat und mit  
rastlosem neuen Eifer an ihre Arbeit zurückzukehren.



Da war nun sehr bald das alte gewohnte Leben wie-  
der begonnen und die ehemaligen traulichen Verhältni-  
se knüpften sich auf's Neue und noch viel fester und inni-  
ger als früher an. Vor allen Dingen gab es von Seiten der  
jungen Männer viel Neues zu berichten. Zwar hatten Bei-  
de stets Dasselbe, aber immer Jeder bald Dies, bald Jenes  
auf eine andere Weise gesehen und in seinem Innern an-  
ders verarbeitet, so daß die Erzählungen und Plaudereien  
endlos wurden, bis zuletzt neue unerwartete Ereignisse  
viel wichtigerer Art in das Leben Aller eingriffen und ihre  
Aufmerksamkeit wieder in eine andere Richtung trieben

oder das Leben Einzelner von ihnen selbst ganz anders gestalteten.

Vor der Hand freilich war dies nicht der Fall. Da ging noch Alles in dem gewöhnlichen Geleise fort. Paul war wieder zu seinen Bauten, Anschlägen und Entwürfen zurückgekehrt, von ihm häufig begleitet, hörte Fritz seine Vorlesungen an und beschäftigte sich inzwischen angelegentlich mit der Erlernung der kaufmännischen Buchführung und Rechnungsart, und nicht selten gaben sich Beide auch den Zerstreungen der Welt hin, besuchten Theater und Concerte, wofür Frau Ebeling reichlich zu sorgen wußte, vor allen Dingen cultivirten sie mit aller Hingebung den alten, liebgewonnenen Sammelplatz des Ebeling'schen Hauses, wo sie im traulichen Umgang mit edlen und gleichgearteten Menschen glückliche Stunden verlebten und alle Tage neue Erfahrungen sammelten, die den kleinen Schatz ihrer bisher erlangten Menschenkenntniß bereicherten und sie allmählig zu Männern umwandelten, die einst im Stande wären, ihre Stellung im Leben vollständig auszufüllen und Das zu sein, was der Mann sein soll: ein Bollwerk der Schwachen, ein Beispiel für die Heranwachsenden, eine Freude und ein Trost aller Derer, die mit ihnen zugleich leben und wirken und einem und demselben Ziele menschlicher Vollendung entgegenstreben.

Seitdem die pecuniären Verhältnisse Paul van der Bosch's einen besseren Aufschwung genommen, hatte er den Entschluß gefaßt, die zweihundert Thaler, die er bisher von dem Onkel Casimir erhalten, ferner nicht



mehr anzunehmen und sie dem alternden, selbst wenige Genüsse habenden Manne zu seiner eigenen Benutzung zu überlassen. Bis zu dieser Zeit hatte Paul in fortlaufender Correspondenz mit dem Professor gestanden, und wenn die beiderseitigen Briefe auch nicht mehr so pünktlich ausgetauscht wurden wie früher, so schrieben sie sich doch alle Jahre einmal bestimmt und theilten sich summarisch ihr Leben und die einzelnen hervorstechenden Momente desselben mit.

In obigem Sinne nun schrieb Paul an seinen Onkel bald nach der Rückkehr von der schönen Reise einen ausführlichen und herzlichen Brief. Er theilte ihm den Ausfall seiner Bauführerprüfung und die Art und Weise seiner jetzigen Beschäftigung mit, gab ihm Kunde von dem Betrag seiner Diäten, pries sein Glück in Bezug auf die Familie des reichen Banquiers und den Sohn desselben und erzählte einfach und kurz die Begebenheiten auf der eben vollendeten Reise. Am Schlusse aber bat er den Onkel, ihm den bisherigen Zuschuß nun nicht mehr zu senden, sondern denselben für sich zu verwenden, wozu er den herzlichsten Dank für seine väterliche Güte fügte.

Nach einem halben Jahre etwa erst langte die Antwort des Professors und eine nochmalige Sendung der zweihundert Thaler an. Er freue sich herzlich, schrieb er, über den guten Erfolg der Bestrebungen des Neffen und wünsche ihm Ausdauer und Freude in und an seinem Fleiße. Er selbst arbeite wie ein lebendiges *Perpetuum mobile*

nach wie vor an seinen alten und einigen neueren Werken, lebe einen wie alle Tage in ruhigster Unangefochtenheit und bei wünschenswerther Gesundheit, und erstrebe für sich kein anderes Loos, als das bisher ihm zugefallene, da er ja das Glück habe, daß alle seine Exempel stimmten und alle von ihm berechneten Gleichungen sich in das ersehnte Facit auflösten.

Bis hierher war der gute Onkel in seinem alten, freundlich mittheilenden Tone geblieben, in dem nun Folgenden aber sprach er sich viel entschiedener, ernster und fast drängender aus. »Was Du von den zweihundert Thalern sagst,« schrieb er, »ist ein ganz falsches Facit von Deiner Seite. Ich habe sie Dir, meinem einzigen Verwandten auf Erden, einmal gegeben und Du wirst sie ein für alle Mal behalten. Dabei bleibt es, so gut wie drei mal drei neun und das Quadrat der Hypotenuse gleich dem der beiden Katheten ist. Ich für meine Person brauche diese Lumperei von Geld nicht, wie ich es nie gebraucht habe, so giftig mein alter Dragoner auch schwadroniren mag. Meine Bedürfnisse nehmen eher ab als zu; wenn ich jenes Geld daher zurückbehalten müßte, würde es in meinem wurmstichigen Kasten liegen bleiben und schimmeln. Nein und abermals nein, das soll es wahrhaftig nicht. Wenn Archimedes Geld in Ueberfluß gehabt hätte, so würde er mit seinem göttlichen Geiste entdeckt haben, daß er sich bedeutend der Auffindung des Hebels näherte, der die Welt aus ihren Angeln zu heben vermöchte, und diesen Gedanken bitte ich Dich in Deinen Verhältnissen ein wenig festzuhalten und weiter auszubilden. Laß dieses Geld

den Hebel sein, der Dir Deine harte Jugend aus der Erinnerung fortschafft und Deinen jugendlichen Frohsinn etwas aus seinen allzu strengen Banden hebt, das heißt, benutze es, wenn Du es nicht zu nothwendigen Bedürfnissen gebrauchst, zu Deinem Vergnügen. Ein junger Mann muß bisweilen auf einer schiefen Ebene hinabgleiten, um das Dasein in der Fläche des Menschenlebens nachher um so erträglicher zu finden, mithin gleite Du auch einmal leicht auf dieser Ebene hinab, das heißt, vergnüge Dich, schaffe an, was Dir einen Genuß bereitet, iß und trink, reite und fahre, oder meinetwegen suche auch wie Diogenes mit einem modernen Wachslicht in der Laterne die Menschen, die Dir wohlgefallen, sollten sie auch bei Tabak und Bier sitzen; vor allen Dingen aber quäle mich nicht mit dem mir gräulichen Gedanken, mehr Geld verwalten zu müssen, als ich jetzt schon besitze, denn die wirklichen Summen des Einnehmens und Ausgebens zusammenzuzählen, ist mir eine eben so schauderhafte Arbeit, als es eine Wonne für mich ist, Summen zu berechnen, die niemals existirt haben und niemals existiren werden, und Gleichungen zu erfinden und zu lösen, die Dir eben so langweilig, wie sie mir von unaussprechlicher Wichtigkeit sind.«

Gegen diese von einem mathematischen Geiste ausgesprochene Meinung war nun, das merkte Paul sehr wohl, nichts einzuwenden und so behielt er die Summe Geldes, um sie nach seiner Meinung zu verwerthen, wie sein Onkel sie verwerthet wissen wollte. Er schaffte sich,

da er sie wirklich nicht mehr zu nothwendigen Ausgaben gebrauchte, gute Bücher und Abbildungen architektonischer Kunstwerke dafür an, legte auch einen kleinen Nothpfennig für spätere Zeiten zurück, und so sah er allmählig den Zwang und Drang des Lebens von seiner Seite weichen, der ihn bis vor kurzer Zeit auf allen Schritten und Tritten begleitet hatte. Allein der Zwang und Drang des Lebens, wenn er nicht von *einer* Seite kommt, pflegt doch auf der anderen in keines Menschen Dasein auszubleiben, und das sollte Paul sehr bald verspüren. Für jetzt freilich sah und empfand er denselben noch nicht, er lebte gemüthvoll und ungestört sein bisheriges Leben fort und fühlte sich glücklich in seiner Lage, wie nur ein Mensch mit vierundzwanzig Jahren, mit gesundem Leib und Geist sich fühlen kann, wenn es ihm nicht an dem Nothwendigsten gebricht. Seine Kunst und Wissenschaft befriedigte ihn vollkommen, der Umgang mit seinen Freunden hob und stärkte ihn, und Nichts gab es auf der Welt, was ihm in dieser Zeit irgend einen Kummer oder eine Sorge bereitet hätte.

Die Correcturen der Brochüren und anderer Werke gab er dagegen zu dieser Zeit vollständig auf, er konnte seine Zeit jetzt besser und ergiebiger verwenden, dennoch aber setzte er mit dem befreundeten Buchhändler nach wie vor seine Verbindung fort. Dieser hatte sich so an die Meinungsäußerung des geistreichen jungen Mannes

gewöhnt, daß er ihm oft nicht nur ihm zugewiesene Manuscripte zur Prüfung übersandte, sondern ihn auch bisweilen um seine Ansicht über diese oder jene buchhändlerische Unternehmung anging. So war auch von dieser Seite her für eine passende Geistesnahrung gesorgt und Paul konnte sich alle Tage mit stillem Danke gegen die Vorsehung wiederholen, daß das Glück ihm nun wirklich gekommen sei, denn er fühlte sich vollständig zufrieden und keinen Wunsch gab es für ihn, den er vom Schicksal nicht erfüllt gesehen hätte. Doch – wir sagen: *keinen*? Giebt es denn einen Menschen, dem selbst im vierundzwanzigsten Jahre alle Wünsche erfüllt sind? Wir glauben es nicht und werden darin Recht behalten, wenigstens wenn wir Paul van der Bosch als Maaßstab und Beweis unserer Meinung hinstellen wollen.

*Eines* Wechsels aber müssen wir noch eingedenk sein, der sich um diese Zeit in Paul's Verhältnissen zutrug. Ohne Frau Zeisig als Aufwärterin aufzugeben, gab er doch ihre Wohnung auf und bezog auf Frau Ebeling's Antrieb die niedliche, ein Stockwerk tiefer gelegene, drei Fenster umfassende Wohnung, welche früher der Arzt innegehabt und die jetzt gerade leer geworden war. Hier war er seinen Freunden im Nachbarhause so nahe wie sonst geblieben, und doch wohnte er geräumiger, bequemer und mehr seinen jetzigen Verhältnissen entsprechend. Um die neue Wohnung so sauber wie möglich herzustellen, hatten die Eltern seines Freundes noch einmal ihr Wohlwollen bewiesen und ihn an seinem nächsten Geburtstage

mit einem neuen Schreibtisch und anderen dazu passenden Möbeln beschenkt.

So war denn also die äußere Umgebung unseres Freundes wie seine innere Zufriedenheit geregelt und nach Wunsch bestellt, und wenn wir am Schlusse dieses Kapitels noch hinzufügen, daß damit auch seine persönliche Erscheinung sich allmählig ganz anders gestaltet hatte, so werden wir ihn so vollkommen gezeichnet haben, wie es einem treuen Darsteller menschlicher Zustände und Verhältnisse geziemen mag. Paul war in der That in diesem seinen jetzigen Alter ein schöner Mann geworden, der das Auge aufmerksamer Menschen wohl auf sich ziehen mußte. Völlig ausgewachsen und dabei kräftig geworden, hatte sogar sein bisher bleiches Gesicht einige Farbe und mehr Fülle gewonnen.

An angenehmen Formen und Manieren hatte es ihm nie gefehlt, in seinen feurigen dunklen Augen aber lag damals eine überredende, fast bezwingende Gewalt, in seinen Bewegungen eine wohlthuende characterfeste Sicherheit, und in seiner Stimme, wenn er sprach, jene volltönende Kraft und Männlichkeit, die Jedermann zu gewinnen im Stande ist, weil sie das Vertrauen, ja, die Zuversicht erweckt, daß die Brust, die diese Stimme entsendet, auch eine männliche, starke Brust, eine Brust mit einem Herzen ist, wie es ein Mann haben muß, wenn er der rechte, das heißt der geachtete und geliebte Mann unter seinen Mitmenschen sein will.

SECHSTES KAPITEL. DIE SONNE DES EBELING'SCHEN  
HAUSES.

Es dürfte jedoch jetzt wohl an der Zeit sein, zu einem Mitgliede der Familie des Banquiers Ebeling zurückzukehren, dem wir bisher nur eine vorübergehende Aufmerksamkeit geschenkt haben und welches doch vor Allen unsere vollste Beachtung und genaueste Erörterung verdient. Wir meinen damit Betty, die Cousine Fritz Ebeling's, die einzige Tochter des Oberforstmeisters von Hayden, die an jenem ersten Abend, wo unsere Erzählung begann, so freundlich auf ihres Cousins Wünsche einging und, in dem Glauben, daß Niemand, am wenigsten der arme Student selber, erfahren würde, von Wem ihre Gabe kam, diesem Letzteren den duftigen Veilchenstrauß sandte, ohne zu ahnen, daß sie damit einen bedeutenden Beitrag lieferte, das Gefühl der Verlassenheit in dem einsam lebenden Jüngling zu mindern und ihm seinen von Niemand sonst beachteten Geburtstag in einer unsäglich glücklichen Stimmung feierlich begehen zu lassen.

Wie wir sahen, war sie Paul van der Bosch schon lange nicht mehr unbekannt. Er hatte sie in den ersten Jahren seines Aufenthalts in der Residenz gar häufig drüben am Fenster wahrgenommen, er hatte sich ihrer schönen Erscheinung, ihres lieblichen Gesichts erfreut und ihren zufällig bisweilen auf ihn fallenden Blick stets als einen Gruß aus der Ferne betrachtet, einer Ferne, die allerdings weit von seinem jetzigen Standpunct abzuliegen schien, aber doch einer Ferne, die, wenn nicht der Maaßstock

des Mathematikers, doch die Phantasie eines seine Zukunft sich golden gestaltenden Jünglings ermessen kann.

Doch bevor wir zu der näheren Bekanntschaft dieser beiden Personen gelangen, die ebenfalls der dienstwillige Fritz durch seine aller Welt offenbare Verehrung für den Studenten vermittelte, dürfte es gerathen sein, noch einige Worte über die schon oberflächlich gezeichnete Persönlichkeit Betty's, ihre Erziehung und ihren inneren Werth hinzuzufügen.

Betty war als das einzige Kind adliger Eltern und, trotz der äußerlich günstigen Stellung ihres Vaters, nicht gerade in einem besonderen Ueberfluß und am wenigsten in jener berausenden Atmosphäre aufgewachsen, die großer Reichthum, vornehme Geburt und einflußreiche Aemter rings um sich her zu verbreiten pflegen. Ihr Vater bezog als hochstehender Beamter zwar einen reichlichen Gehalt, besaß aber sonst kein Vermögen, eben so wenig wie ihre Mutter, und mußte sich in seinen Ausgaben weislich beschränken, da seine amtliche Stellung ihn veranlaßte, ein größeres Haus zu machen, als seinen Finanzen ersprießlich war, was leider so vielen Beamten manches Kummerniß und manche Sorge verursacht. Dennoch war Herr von Hayden niemals in bedrängter Lage gewesen, seine Einnahmen hatten noch immer seinen Ausgaben entsprochen, allein er hatte doch nie etwas Erkleckliches zurücklegen und dadurch einen fühlbaren Impuls zu einem seinen Wünschen gemäßen höheren Aufschwung gewinnen können.



In ihrer frühesten Jugend fast nur mit der Familie ihres Onkels, des Banquiers, verkehrend, hatte Betty, in verhältnißmäßig ähnlicher Weise wie Fritz, eine vortreffliche Erziehung genossen, denn in dieser Beziehung hatte sich der Oberforstmeister niemals die geringste Einschränkung erlaubt. Von Kindheit an lernbegierig, wie ihr nur ein Jahr jüngerer Cousin, war sie mit einer großen Fassungskraft begabt, und ihr regsamer Geist erfaßte vor Allem schnell und fest, was dem menschlichen Auge schön und rein und dem menschlichen Herzen gut und edel erscheint. So hatte sie einen besonders scharfen Blick und ein feines Gefühl für die Erzeugnisse der schönen Künste und Wissenschaften, und wäre sie ein Knabe gewesen, so würde sie ohne Zweifel die dornenreiche und doch belohnende Bahn eines Künstlers beschritten haben.

Von Gemüth war sie sanft, nachgiebig und immer eingehend auf die Vorstellungen älterer und klügerer Leute, aber was sie einmal mit ihrer Seele erfaßt hatte, das hielt sie unablässig fest an dieselbe gedrückt, mit unerschütterlicher Ergebenheit und ewig liebender Treue. Ihren Geist nach allen Richtungen zu nähren und ihre Kenntnisse zu bereichern, hatte sie stets für eine Aufgabe ihres Lebens gehalten, denn wenn sie auch ein Weib war, so wollte sie sich nicht begnügen, nur so wenig zu wissen und zu kennen, wie viele Weiber, und so war und blieb sie weit entfernt von jener bestechlich schimmernenden Oberflächlichkeit, die wie ein täuschender Firniß die Bildung unserer weiblichen Jugend überzieht, aber den

andringenden Einflüssen der Welt niemals Stand hält und bei einem moralischen Regenguß, wie er so oft und unverhofft über das Weib herabströmt, ihren ganzen Glanz und Flitter einbüßt.

»Ich will Alles sehen, lesen, kennen lernen, was edle Menschen sehen, lesen und kennen lernen können,« sagte sie oft zu ihrer Tante, »und wenn ich auch nicht Alles in mich aufnehmen kann, so suche ich mir doch das Beste davon heraus, um es im stillen Kämmerchen meines Gedächtnisses wie einen kleinen Schatz für die Zukunft aufzuspeichern.«

Ihren Eltern gegenüber zeigte sie von Kindheit an eine unbedingte Fügung in den Willen derselben, wie es in vielen Familien adliger Abstammung durch das Herkommen gebräuchlich ist. Diese Fügung und dieser kindliche Gehorsam erstreckte sich aber in der Regel nur auf die äußeren Dinge des Lebens, sie that stets, was sie in Folge eines Auftrags, eines Befehls oder nur Wunsches der Ihrigen thun sollte, allein in ihrem Innern fragte sie sich doch oft, ob dieser Befehl oder Wunsch nicht besser unterblieben wäre, ob sie das ihr Aufgetragene nicht lieber anders gemacht, wenn sie es nach ihrer eigenen Einsicht erfaßt hätte, und da sie einen klaren, stets richtig urtheilenden Geist besaß, so setzte die Ueberzeugung sich in ihr fest, daß selbst die besten Eltern nicht immer das Beste für ihre Kinder thäten, und daß diese, wenn sie erwachsen und mit gesundem Verstande ausgerüstet seien, auch einen eigenen Maaßstab des Schicklichen und Erforderlichen in ihrer Brust und ihrem Kopfe tragen dürften, mit dem

sie die sie umgebende Welt und deren Verhältnisse zu messen berechtigt seien.

So bewahrte sie denn das für Recht Erkannte mit jener schon erwähnten liebenden Treue in ihrem Busen auf, an ihren innersten Ueberzeugungen konnte keine fremde Hand rütteln, ihr stilles geheimstes Besitzthum der Erkenntniß und Wahrheit durfte Niemand antasten.

Von einem solchen inneren Genius geleitet und behütet, wuchs sie zu einer bei Frauen seltenen Selbstständigkeit heran, schon mit ihrem siebzehnten Jahre war ihr Character und ihr Wesen entschieden ausgebildet und nur wenige einzelne Züge erlagen noch einer feineren Umgestaltung, die namentlich der mütterlich zarten Hand ihrer Tante, der Frau Ebeling, auszuführen vorbehalten blieb. Denn diese auf einem eben so hohen sittlichen wie gemüthlichen Standpunct stehende Frau war ihr von jeher ein Muster und Vorbild ächt weiblicher Tugend gewesen, sie liebte sie wie eine zweite Mutter, zu ihr flüchtete sie sich mit ihren kleinen Sorgen, an sie schmiegte sie sich mit der ganzen Innigkeit ihrer hochaufstrebenden Seele.

Dieser Seele aber war ein ganz eigenes Organ, ein hörbarer Ausdruck von der Natur verliehen. Wenn schon ihre ganze Erscheinung eine überaus wohlthuende, durch Schönheit und Anmuth ergreifende war, durch jenes Organ wurde dieselbe erst recht und vollkommen zu einer wirkenden, siegreichen und wahrhaft fesselnden. Dieses Organ ihrer Seele war eigentlich nur ein körperliches, in

dem sich jedoch der geistige Inhalt einer Seele auszusprechen pflegt, mit einem Wort, es war ihre wunderbar klangreiche, weiche und jede Vibrirung ihres Innern wiedergebende Stimme. In dieser unbeschreiblichen Stimme lag eine verführerische, einschmeichelnde Gewalt, wie in der alle Welt beherrschenden und besiegenden Musik. Wenn sie damit nur wenige Worte sprach, und sie sprach fast nie in langen Sätzen und künstlichen Perioden, so drangen diese Worte stets nicht nur in das Ohr, sondern auch in das Herz ihres Zuhörers. Schon mit dem Klange dieser fast rührend weichen Stimme überzeugte, gewann, eroberte sie, und gerade die Einfachheit ihres Ausdrucks, die Ungesuchtheit ihrer Worte übten die große Uebergewalt aus, die sie in vielen Dingen über alle ihr Nahenden, sie Umgebenden besaß, weshalb sie auch von Allen, wie wir besonders an Fritz gesehen haben, fast abgöttisch geliebt und verehrt wurde.

Wie wir wissen, wurde die Bekanntschaft zwischen Betty von Hayden und Paul van der Bosch durch Fritz dadurch eingeleitet, daß dieser Jenem verrathen, daß seine Cousine es sei, die ihm das Blumenbouquet als Fastnachtsgeschenk gesandt habe und daß sie damit die Absicht verbunden, ihm eine kleine Freude zu bereiten. Vor diesem Tage hatte Paul oft am Fenster gestanden und auf das Erscheinen des schönen und ihm noch fremden jungen Mädchens gehofft, und wenn er dasselbe einmal flüchtig gesehen, war ihm immer stundenlang wohl zu Muthe gewesen, denn das Gesicht dieses wie der junge

Lenz vor ihm auftauchenden Wesens übte einen eigentümlichen Reiz auf ihn aus, indem es ihn nicht sowohl durch seine Schönheit erfreute, als es die öde, stille Wohnung, die er selbst inne hatte, doch noch mit einigem Glanz erhellte und auf diese Weise wohnlicher machte.

Seitdem sie ihm aber durch jene Blumen näher getreten war, wagte er es nicht mehr, sich an das Fenster zu stellen und hinüberzuschauen, er glaubte damit über die Gränze des Schicklichen hinauszugehen und eine große Aufdringlichkeit zu verrathen, und das litt eben sein Zartgefühl nicht. Wenn er ihr aber nun doch einmal zufällig Angesicht in Angesicht gegenübertrat, was immer noch bisweilen geschah, dann grüßte er, erst zaghaft und kaum wahrnehmbar, allmählig kühner, immer aber ehrerbietig hinüber. Auch vom jenseitigen Fenster her war dieser leise Gruß anfangs mit lächelnder Verwunderung, dann mit Freundlichkeit und zuletzt mit einer naiven Vertraulichkeit erwidert worden, was Paul jedesmal mit einer sanften Freude erfüllt hatte.

Zu dieser mit stummen Grüßen beginnenden und allmählig erst heranwachsenden Bekanntschaft hatte Fritz ohne Zweifel das Meiste beigetragen, denn alle Tage, je weiter seine eigene Bekanntschaft mit dem Studenten vorschritt, verkündete er im Hause des Onkels seine Triumphe und berichtete Alles fast wortgetreu wieder, was ihm in der kleinen Dachstube drüben begegnet war und was Paul van der Bosch gesprochen und erzählt hatte. Mit dieser Berichterstattung that der junge Mensch sowohl seinem eigenen Herzen Genüge, als er glaubte,

auch Betty, seine Busenfreundin, mit der er in so vielen Dingen übereinstimmte, müsse an dem neuen Freunde einen gleichen Antheil wie er selbst nehmen.

Und allerdings hatte er sich bezüglich des letzteren Punctes nicht in dem lieben Mädchen geirrt. Betty sowohl wie ihre Mutter, ja selbst der ernstere, und in solchen Dingen weniger zugängliche Vater, hatten, durch Fritz Ebeling's Mittheilungen und lebhaftes Herzensergießung angeregt, sehr bald einen gewissen Antheil an den Schicksalen des Verwaisten verrathen und alle hatten den guten Jungen wohlmeinend ermuntert, die Bekanntschaft mit diesem gelehrten jungen Mann eifrigst fortzusetzen.

So war also Paul der persönlichen Bekanntschaft mit jenen vornehmen Leuten wider sein Wissen schon viel näher gerückt, und diese fanden es bald nicht mehr wunderbar, daß Fritz den neuen Umgang mit so großer Wärme pflegte, da ihnen nun auch aus Frau Ebeling's Munde zu Ohren kam, ein wie seltener und bescheidener junger Mann der Student der Baukunst sei.

Ist aber bei Frauen das Interesse für einen Fremden einmal erst geweckt und kein sichtbarer Grund vorhanden, dasselbe mit Vorsicht wachsen zu lassen, so nimmt es, wie durch eine geheimnißvolle innere Naturkraft erstarkend, rasch in hohem Maaße zu. Was nun Betty in diesem Puncte betrifft, so war sie sehr bald über die Art und Weise einig, wie sie sich selbst dem jungen Manne gegenüber zu verhalten habe, nachdem er erst festen Fuß

im Hause ihres Onkels gefaßt und dort wie im Sturm-  
schritt alle Gemüther vollständig gewonnen hatte. Gerade die Stellung, die Paul im Hause ihres Onkels einnahm, gab auch ihrer bald entstehenden persönlichen Bekanntschaft mit ihm eine eigenthümliche Richtung und einen festeren Grund. Nach Allem, was in diesem Falle bisher geschehen, war ja diese Bekanntschaft mit ihm keine der alltäglichen Art, eben so wenig wie der Gegenstand derselben ein gewöhnlicher Mensch war, und als sie erst einige Male mit ihm zusammengetroffen, gestand sie sich ein, daß ihr die laute Verehrung ihres Cousins für den neuen Freund erklärlich sei, da ihr ein junger Mann mit Eigenschaften, wie Jener sie besaß, noch nie in den Weg getreten war.

Indessen nahm das Verhältniß zwischen Paul und der Familie von Hayden doch bei Weitem nicht den raschen Fortgang und Aufschwung, wie in der des Banquiers, und das war sehr natürlich. So nahe beide Familien mit einander verwandt und so befreundet und vertraut sie waren, so fand doch einiger Unterschied zwischen ihnen statt. In des Banquiers Hause herrschte das bürgerliche Element und die bürgerliche Anschauungsweise aller bestehenden Verhältnisse vor, trotzdem Frau Ebeling aus demselben adligen Blute entsprossen war wie ihre Schwester. Ihr Umgang, ihr Verkehr mit Geld- und Finanzmännern, mit Künstlern und Gelehrten, wie Herr Ebeling ihn nun einmal zu seiner Existenz bedurfte, hatten seinem Hause

ein ganz besonderes Gepräge freisinniger Duldung ausgedrückt, die liberale politische Gesinnung, die ihn beehrte – heutzutage leider ein Hebel oder ein Stein des Anstoßes in der geselligen Welt – hatte seinen Neigungen eine ganz eigene Richtung gegeben, und da er durch kein Bedenken irgend einer Art, am wenigsten durch Geldverhältnisse in seinen Liebhabereien beschränkt wurde, so durfte er seiner Neigung volle Rechnung tragen und den frischen Luftzug liberaler Denkungsart belebend und stärkend in sein Haus einströmen lassen.

Ganz anders verhielt sich das in der Familie des Oberforstmeisters von Hayden. Dieser war ein zwar durch und durch rechtschaffener, edelherziger Mann, ein pflichttreuer Beamter und ein sehr ehrenwerther Familienvater, allein seine aristokratische Gesinnung, sein mehr dem Hofton sich zuneigendes Wesen, das nur durch die Beschränktheit seiner Mittel eine gewisse Begränzung erfuhr, hoben seine Neigungen und Liebhabereien weit über die Sphäre hinaus, in der sich eben sein viel reicherer Schwager bewegte. Man verkehrte bei ihm auch mit Künstlern, Gelehrten und sonst gebildeten Männern von einer gewissen Lebensstellung, aber diese nahmen bei ihm keinen so hervorragenden Platz wie bei dem Banquier ein. Weit lieber hätte er mit dem höchsten Beamtenstande, den Ministern und Generälen des Königs verkehrt, wenn eben nur seine Mittel die kostbare Pflege dieser hohen Personen geduldet hätten. Da sie es nicht duldeten, ganz und gar nicht, so nahm er jene im Range der Gesellschaft niedriger stehenden nur mit sanft



übertünchter Herablassung bei sich auf, man sah ihm immer einen Zwang und Selbstüberwindung an, und dieser Zwang eben war es, welcher, wie eine zu kalte Temperatur, die Geselligkeit in seinem Hause bei Weitem nicht so angenehm erscheinen ließ, wie bei seinem Schwager, wo Jeder nach seinem Naturell sich gehen lassen konnte. Daher kam es denn auch, daß er gegen Paul van der Bosch, den armen Studenten, eine gewisse Zurückhaltung hervortreten ließ, die sich in Herrn von Hayden's Person am deutlichsten, bei seiner Frau schon in geringerem Grade, am wenigsten von Allen aber bei Betty ausprägte, die überhaupt von dem aristokratischen Gebahren ihrer Eltern nichts hatte und kannte, da sie allein der reinen und unverfälschten Natur unschuldsvolle Tochter war.

Wie jedoch bei den beiden Damen schon lange eine gewisse Neugierde sich kundthat, Paul van der Bosch, über den von allen Seiten so viel Rühmliches verlautete, persönlich kennen zu lernen, so konnte Fritz zuletzt kaum noch den ihn verzehrenden Drang bezähmen, seinen Freund denselben vorzustellen, um zu erfahren, welchen Eindruck er auf die Verwandten machen und wie diese ihm selbst gefallen würden. Jedoch wurde dieses Zusammentreffen durch verschiedene Zwischenfälle noch einige Zeit hinausgeschoben und fand erst drei bis vier Wochen nach Paul's erstem Besuch bei dem Banquier statt. Beide Parteien waren allerdings vorbereitet, daß sie sich in dieser Zeit einmal bei Frau Ebeling sehen würden, aber für den Sonntagabend, wo es endlich geschehen sollte, waren Frau von Hayden und ihre Tochter nur

allein davon unterrichtet, während Paul durch ihren unerwarteten Eintritt höchlichst überrascht wurde.

Frau Ebeling stellte den jungen Mann zuerst ihrer Schwester und dann deren Tochter mit einigen freundlichen Worten vor. Fritz stand etwas abseits von der Gruppe und sah diesem lange ersehnten Vorgang mit strahlendem Gesicht zu, wobei er die Miene bald des Einen, bald der Andern durchforschte, ob er nicht irgend ein Zeichen ihrer Empfindungen erhaschen könne.

Jedoch täuschte er sich, wenn er geglaubt, die innere Stimmung der drei ihm so nahe stehenden Personen auf der Stelle errathen zu können. Seiner Tante Antlitz verrieth allerdings einige Verwunderung, als sie einen so vortheilhaft sich darstellenden Mann wahrnahm, als sie aber erst einige begrüßende Worte an ihn gerichtet, beruhigte sie sich bald wieder und nahm ihren gewöhnlichen Platz auf dem Sopha neben ihrer Schwester ein. Betty dagegen verharrte in ihrer gewohnten ruhigen Freundlichkeit, sprach einige Worte und nahm dann den ihr von Fritz dargebotenen Stuhl an dem Tisch davor ein. Paul selbst bezwang den in ihm wogenden Freudensturm männlich, höchstens nahm sein Gesicht eine etwas tiefere Blässe und sein Auge einen lebhafter funkelnden Glanz an.

Als nun endlich Alle um den großen runden Tisch saßen, dessen Umkreis zwei hohe Lampen hell erleuchteten, begann die Unterhaltung, der Frau von Hayden die erste Richtung gab. Wie es gewöhnlich bei solchen

Familienversammlungen zu geschehen pflegt, wenn wenige Fremde und keine das Gespräch leitenden älteren Männer zugegen sind, drehte es sich anfangs um alltägliche Ereignisse, Stadtneuigkeiten und dergleichen, woran Paul keinen Theil nehmen konnte, da die besprochenen Personen und Verhältnisse ihm gänzlich unbekannt waren.

Fritz hörte diese Unterhaltung, die ihn schon an sich langweilen mochte, eine Weile geduldig mit an, als sie sich aber länger ausspann, rückte er endlich auf seinem Stuhle unruhig hin und her, denn er konnte kaum die Zeit erwarten, daß sein Freund in's Gespräch gezogen wurde, daß derselben sprechen würde und man ihn sprechen hörte, ihn, der seiner Meinung nach besser und fließender als Alle sprach. Allein in Gegenwart der Tante zügelte der wohlerzogene junge Mann noch seine Ungeduld, nur heftete er seinen forschenden Blick immer fester auf Betty, die geräuschlos eine Handarbeit hervorgezogen und daran zu sticken begonnen hatte. Betty hielt bei dieser Arbeit ihren Kopf etwas gesenkt und bemerkte nicht, daß mehr als zwei Augen verwunderungsvoll auf sie gerichtet waren. Endlich aber, als gerade eine kurze Gesprächspause eintrat, erhob sie den Kopf schnell und wollte eben zu ihres Cousins größter Beruhigung eine Frage an Paul van der Bosch richten, als ihre Mutter unerwartet das Gespräch wieder begann, diesmal sich aber an Paul wandte und zu ihm sagte:

»Ich habe gehört, daß Sie in Hamburg geboren und erzogen worden sind. Das erfüllt mich mit einigem Interesse. Auch ich habe viele Bekannte dort und möchte wohl von ihnen hören.« Und nun nannte sie eine Reihe von Patriciernamen her, nach deren Aufzählung sie Paul fragte, ob irgend eine dieser Familien ihm bekannt sei.

»Nein, meine gnädige Frau,« erwiderte Paul mit seiner klangvollen und doch so melancholisch tönenden Stimme, »alle die eben genannten Personen kannte ich während meines Aufenthalts in Hamburg nicht und konnte ich nicht kennen, da meine Verhältnisse nicht danach angethan waren, mit ihnen in Berührung zu kommen.«

Und nun entwickelte er mit seiner gewöhnlichen Offenheit und ohne alle Scheu die Stellung, die er als armer Schüler in seiner Vaterstadt vor einigen Jahren eingenommen hatte.

Schon als er zu sprechen anfing, horchte Betty hoch auf, als er aber seiner zurückgezogenen Lage gedachte, that es ihr leid, daß ihre Mutter ihre vornehmen Bekantschaften aufgezählt, und als nun diese bald darauf ihr Gespräch mit Paul abbrach und mit einer häuslichen Frage sich an ihre Schwester wandte, rückte sie dem Studenten um einen Stuhl näher und leitete ein längeres Gespräch durch irgend eine Frage nach der von ihm gepflegten Kunst mit ihr ein.

Auf diesem geweihten Felde war Paul mit allen Autoritäten und Honoratioren bekannt, und augenblicklich beantwortete er die Frage auf eine Weise, und so genau

und verständlich, daß viele andere Fragen und Antworten sich daran knüpfen mußten, die sowohl von des jungen Mannes Seite eine bedeutende Kenntniß wie von der Seite der wißbegierigen Dame eine großes Interesse an der Sache selbst verriethen.

Bald nach diesem Gespräch erschien der Banquier Ebeling mit seinem Schwager, dem Oberforstmeister. Letzterer war ein großer, starkgebauter Mann mit gebräuntem Teint und schwarz und grau gesprenkelten Haaren. Sein bärtiges Gesicht war männlich schön und ernst und zeigte fest ausgeprägte Züge, die einzige Aehnlichkeit aber, die es mit dem seiner ungleich schöneren Tochter aufwies, bestand in der Bildung der Stirn und dem edlen Schwunge der etwas starken Augenbrauen, denen das Alter noch keine Spur seiner Einwirkung ausgedrückt hatte.

Herr Ebeling nahm den sogleich aufstehenden Paul van der Bosch an die Hand und stellte ihn seinem Schwager als den neu erworbenen Freund seines Sohnes und seines Hauses vor, eine so tactvolle und wohlthuende Bezeichnung, daß sie dem Studenten das Blut vor stiller Freude in's Gesicht trieb und auch offenbar einen guten Eindruck auf Herrn von Hayden machte. Die drei Männer nahmen nun in einer anderen Ecke des großen Zimmers um einen kleinen Tisch ihre Plätze ein und bald waren sie in ein ernstes Gespräch über Forstcultur und Wildstand verwickelt, ein Thema, welchem Paul große Aufmerksamkeit schenkte, da auch er sich hinreichend für Beides interessirte.

Bald darauf ging man zu Tisch und Paul erhielt seinen Stuhl zwischen Frau von Hayden und ihrer Tochter, während Fritz ihm gegenüber saß. Die Unterhaltung bei'm Essen beherrschte eigentlich Herr von Hayden, aber auch Paul wurde bisweilen Seitens seiner Nachbarinnen zu einer Aeüßerung veranlaßt, auf welche Betty noch nach der Tafel wiederholt zurückkam, nachdem sie sich auf einige weitere Fragen besonnen zu haben schien.

Als man sich endlich gegen elf Uhr trennte, wurden nur die gewöhnlichen Abschiedsformeln ausgetauscht und einige Minuten darauf lagen Alle in ihren Betten, obwohl vielleicht Einige in ihnen nicht auf der Stelle einschiefen, sondern noch längere Zeit die an diesem Abend gehörten und gesprochenen Worte sich im treuen Gedächtniß wiederholten.

---

Erst am Abend des nächsten Tages nach acht Uhr fand Fritz sich auf ein halbes Stündchen bei Paul ein. Offenbar hatte ihm *eine* Frage den ganzen Tag über im Sinn gelegen, denn sie war die erste, die er kurz nach seinem Eintritt in's Zimmer aussprach.

»Nun,« sagte er, »wie hat es Ihnen gestern Abend bei uns gefallen? Meiner Meinung nach war es recht hübsch, obwohl es noch viel hübscher hätte sein können, wenn meine Tante nicht ewig von ihren vornehmen Bekanntschaften sprechen und mein Onkel nicht ewig von seinen

Jagden erzählen wollte. Doch das ist ja alles nur Nebensache.«

»Was ist Ihnen denn die Hauptsache?« fragte Paul lächelnd.

»Ach, ich habe nur an Betty gedacht, die solche oberflächliche und abgedroschene Gespräche nicht leiden kann; das heißt, ich weiß das nur von früher, diesmal hat sie sich nicht darüber beklagt. Nun aber sagen Sie mir: wie hat sie Ihnen gefallen? Ist sie nicht sehr schön?«

Paul's Miene veränderte sich nicht, aber sein Auge funkelte lebhaft, als er erwiderte:

»O, darauf können Sie wohl keine Antwort von mir erwarten, denn das versteht sich ja ganz von selbst.«

»Nicht wahr? Ja, gewiß. O, sagen Sie mir, wenn Sie sie mit einer olympischen Göttin vergleichen sollten, welcher würde sie da wohl am ähnlichsten sehen?«

Jetzt lächelte Paul. »Man sieht,« sagte er nach einer Weile, während Fritz ihn mit einiger Unruhe betrachtete, »daß Sie mit Ihrer ganzen Seele bei'm Homer sind, der uns ja mit allen olympischen Gottheiten bezüglich ihrer mehr oder minder schönen Eigenschaften bekannt macht. Aber ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich die Vergleiche lebender und moderner Menschen mit den antiken Gottheiten eben nicht liebe.«

»Warum nicht?«

»Nun, einmal stellt sich jeder Mensch eine einzelne Gottheit ganz anders vor, als ein Anderer, wenn sich auch mit der Zeit durch die Darstellung der Bildhauer und Maler gewisse Typen für sie gebildet und festgesetzt haben.

Außerdem aber haben, für mich wenigstens, alle Göttinnen, da wir doch einmal von diesen besonders sprechen, nach Homers Schilderungen oder nach meiner Idee – ich weiß das so genau nicht – irgend einen Mangel oder ein Gebrechen, und – und –«

»O!« rief Fritz mit weit aufgerissenen Augen, »ich verstehe Sie schon. Sie meinen, Betty hätte keinen dieser Mängel, wie?«

Paul erröthete leicht. »Davon kann ich ja noch gar nicht sprechen,« sagte er etwas leiser, »ich habe sie ja erst einmal in meinem Leben in der Nähe gesehen.«

»Das ist wahr, aber Sie haben sie sich doch recht genau betrachtet, wie ich wahrgenommen habe.«

Paul schwieg einige Secunden. »Ja,« sagte er endlich, »das habe ich, und warum sollte ich nicht? Ich pflege mir immer ein schönes Gesicht, wenn ich es einmal treffe, zu zergliedern und mir meine eigene Meinung darüber abzulegen.«

»Nun, diese Meinung eben wollte ich hören,« rief Fritz. »O bitte, lassen Sie mich noch einmal auf die olympischen Göttinnen zurückkommen – ja, ja, der Homer liegt mir dabei im Kopf, aber eben so Betty – sie bieten uns doch immer einen gewissen Maaßstab bei Beurtheilung menschlicher Schönheit – und nun sagen Sie mir, welcher Göttin würde nach Ihrem Geschmack Betty am ähnlichsten sehen? Lassen Sie uns meinetwegen bei der schaumgeborenen Venus anfangen.«



»Ach, die Venus!« seufzte Paul laut auf. »Die hat mir von allen olympischen Göttinnen stets am wenigsten gefallen. Ihr schmachtender Blick, die sich schnäbelnden Tauben neben ihr, ihr Nichtsthun, da sie sich nur mit ihrer Toilette beschäftigt, ihre Intriguen, ihre Betrügereien, alles Das hat mich stets angewidert und hoffentlich hat Ihre Cousine gar nichts von ihr.«

»Nun, dann wollen wir zur Juno übergehen!« rief Fritz, der sich jetzt höchlichst amüsierte.

»Die Juno! Das ließe sich schon eher überlegen,« sagte Paul nachdenklich. »Ja, von der Juno wird Ihre Cousine einst die herrliche Gestalt, die majestätsche Haltung und Würde haben, aber das wird hoffentlich auch Alles sein.«

»Nun denn, was meinen Sie zur Diana?«

»Diana ist mir stets zu kalt, zu berechnend, mit einem Wort, zu wenig weiblich gewesen.«

»Und wie steht es mit der Minerva?«

»Mit der möchte ich unter keinen Umständen ein siebzehnjähriges Mädchen vergleichen. Eine zu jugendliche Minerva ist mir eben so zuwider wie eine zu alte Venus.«

Fritz lachte herzlich. »Aber eine Muse – was meinen Sie dazu?«

Paul überlegte. »Um sie mit einer Muse zu vergleichen, müßte ich sie erst näher kennen, denn die Eigenschaften der Musen enthüllen sich nicht auf den ersten Blick.«

»Ah, dann lassen Sie mich nach einer der Grazien fragen.«

Paul nickte leise mit dem Kopfe. »Das wäre schon leichter möglich,« erwiderte er. »Die Grazien haben sicher bei

der Taufe Ihrer Cousine als Pathen zu Gevatter gestanden und ihr manche schöne Gabe als Mitgift für das Leben zuertheilt. Das ist gewiß.«

»Nun, dann hat sie doch etwas Himmlisches!« rief Fritz entzückt.

»Lassen Sie ihr vor der Hand das Irdische. Auch die Mutter Erde verleiht dem Weibe, der menschlichen Blume, wie der Mann ihre Frucht ist, manche köstliche Gabe, und ein vollkommenes irdisches Weib ist mir hundertmal lieber als die vollkommenste olympische Göttin.«

»Da mögen Sie wohl Recht haben. Aber daß Sie die Grazien bei Betty vertreten finden, ist mir lieb – wissen Sie, was sie *mir* im elterlichen Hause ist?«

»Wer?«

»Nun, die Betty.«

»Was ist sie Ihnen denn?«

»Sie kommt mir immer wie die Sonne vor, die, wenn sie bei uns im Hause aufgeht, jedesmal alle Schatten verscheucht und jeden Winkel erleuchtet.«

»Ja, da haben Sie Recht,« rief Paul lebhaft aus. »Das mag gewiß so sein, ich begreife es. Eine leuchtende, wärmende, belebende und darum allgeliebte Sonne mag Ihre Cousine in Ihrem Hause sein, eben so wie Ihre Mutter der sanfte, stille, beschwichtigende Mond darin ist –«

»Meine Mutter der stille Mond? O das ist herrlich! Und was bin ich? da wir doch einmal auf diese Vergleiche gerathen sind.«

»Sie?« sagte Paul nach einigem Nachsinnen, »Sie sind ein kleiner aufsteigender Stern, der – der von der Sonne

und dem Monde zu verschiedenen Zeiten ein sehr verschiedenes Licht erhält.«

»Das ist wahr, wahrhaftig! Und was sind Sie? In unserm Hause, meine ich.«

»Ich, in Ihrem Hause? Ach, Du lieber Gott! Ich bin nur ein halb sichtbarer, noch nicht benannter Trabant Ihrer großen Lichte, der bald dem einen, bald dem andern folgt und dabei, recht – recht dankbar ist, daß ihm diese Bahn von der Vorsehung gestattet und zugewiesen ist.«

»Nein, Sie irren sich!« rief Fritz in jugendlicher Begeisterung laut aus. »Nein, Sie sind etwas ganz Anderes, viel Besseres. Sie sind –«

»Nun, was denn?« fragte Paul mit einiger Spannung.«

»Sie sind ein prächtiger, seltener, räthselhafter Komet, der plötzlich an unserm Horizont erschienen ist und der Glück und Segen bringen wird, wenn mich nicht Alles täuscht.«

Paul versank eine Weile in ein fast trauriges Nachdenken. »Ein Komet?« sagte er dann still vor sich hin. »Und räthselhaft? Wie so räthselhaft?«

»Nun, weil man nicht weiß, woher er kommt und wohin er geht und welches Glück und welchen Segen er in seinem Gefolge haben wird.«

Paul stand auf und ging unruhig im Zimmer hin und her. Die persönliche, sich jeden Tag neu offenbarende Zuneigung des Knaben ergriff ihn immer mehr, aber die Begeisterung für ihn, die nur eine Ueberschätzung seines Werthes sein oder daraus entspringen konnte, erschreckte ihn fast.

»Denken Sie noch nicht an Glück und Segen,« sagte er sanft, »und begnügen Sie sich zunächst mit einer stillen Befriedigung. Es ist auch schon ein Glück, innerlich recht befriedigt zu sein, nicht wahr?«

»Nun ja, so meine ich es auch eigentlich,« schloß Fritz, »und nun sind wir in unserer heutigen Unterhaltung doch zu einigen Resultaten gekommen!« –

Unmittelbar von Paul begab sich Fritz, vielleicht von einem ihm nicht ganz klaren Impulse getrieben, in die Wohnung seines Onkels. Dieser war mit seiner Frau in eine Abendgesellschaft gefahren und Betty befand sich zu Hause allein. Sie schrieb an ihrem kleinen Schreibtisch, als Fritz in ihr Zimmer trat, sobald sie aber den Cousin erkannte, schob sie den bereits fast fertigen Brief in ihre Mappe, schlug diese zu und sah den jungen Mann mit ihren sprechenden hellbraunen Augen groß und forschend an, indem sie ihm heiter einen ›Guten Abend‹ zunickte.

»Nun, Fritz,« redete sie ihn mit ihrer gewöhnlichen freundlichen Stimme an, »was führt Dich noch so spät zu mir? Willst Du etwa wieder Deiner alten Liebhaberei nachhängen?«

»Ah, Du meinst meine Beobachtung an jenem Fenster dort? Nein, Gott sei Dank, die Zeit der Heimlichkeit ist vorüber und ich kann nun offen vor aller Welt meinem Herzen Genüge thun. Heute vielmehr führt mich etwas Anderes zu Dir, obwohl es, wie Du vielleicht ganz richtig vermuthest, Bezug auf den Bewohner jenes Hauses da drüben hat.«

Bei diesen Worten sah er lächelnd in das liebliche Gesicht seiner Cousine, die von ihrem Stuhle aufgestanden und Fritz gegenüber getreten war, der nun mitten im Zimmer stand.

»So,« sagte sie ruhig, »nun, dann bin ich neugierig, zu erfahren, was Du von mir willst.«

»Ja, siehst Du,« fuhr Fritz mit einiger Befangenheit fort, »ich habe Dich ja seit gestern Abend noch nicht gesehen und wir haben uns also auch nicht darüber aussprechen können –«

»Worüber hätten wir uns denn auszusprechen?« fragte Betty, heimlich lächelnd.

»Ach, was Du heute für Umschweife machst! Du verstehst mich doch recht gut. Also gerade heraus gesprochen: sage mir, wie hat Dir Paul van der Bosch, den ich jetzt mit Stolz meinen Freund nenne, gestern Abend gefallen?«

Betty wandte sich von dem sie scharf betrachtenden Cousin ab und lehnte ihren Rücken mit etwas vorgebeugtem Kopfe gegen den weißen Porzellanofen, wo sie schweigend und nachdenkend stehen blieb, ohne Fritz anzusehen.

»Nun?« fuhr dieser dringender fort, »ich möchte wohl eine Antwort von Dir haben, wie Du sie mir sonst nie verweigert hast.«

»O, ich verweigere sie Dir auch heute nicht, Fritz, aber Du mußt doch einsehen, daß ich Deine so direct gestellte Frage nicht auf der Stelle beantworten kann.«

»Warum denn nicht?«

»Was Du eifrig bist, in Allem, was Deinen Freund betrifft!« sagte Betty, still vor sich hin lächelnd. »Aber wie kann ich denn über diesen Mann ein Urtheil abgeben, da ich ihn erst einmal ordentlich gesehen und nur oberflächlich mit ihm gesprochen habe?«

»Wie, das sagst Du mir, Betty? Du, die Du sonst so schnell und richtig Dein Urtheil über Menschen abgabst, mit denen Du nur einmal zusammengekommen? O, ich verstehe Dich. Du verschweigst mir absichtlich, welchen Eindruck Paul auf Dich gemacht hat. Sieh, da ist er doch scharfsichtiger in Bezug auf Deine Person und aufrichtiger gegen mich gewesen, denn er hat mir so eben in wunderbar treffender Weise seine Meinung über Dich gesagt.«

Jetzt erhob Betty sanft erröthend den Kopf, aber der Ausdruck ihres Gesichts veränderte sich nicht und ihr Athem blieb so ruhig, wie er immer war.

»Aha! Du möchtest wissen, was er von Dir gesagt,« fuhr Fritz mit siegreicher Miene fort, »aber da Du gegen mich so schweigsam bist, werde ich es auch gegen Dich sein, und kein einziges von den vielen schönen Worten, die mein Freund gesprochen, soll über meine Lippen kommen, ehe Du mich nicht darum gebeten und mir Dein eigenes Urtheil über ihn gesagt hast.«

»Du irrst Dich,« versetzte Betty nach einigem Nachdenken, »wenn Du glaubst, daß diese Worte mich bestimmen könnten, Dir zu sagen, was Du gern hören möchtest, und noch mehr irrst Du, wenn Du denkst, ich wolle auf diese Weise erfahren, was über mich gesprochen ist. Nein,

Fritz, das will ich gar nicht wissen, denn wenn es etwas mir Unangenehmes wäre, würdest Du mich heute nicht besucht und die Rede darauf gebracht haben. Eben so wenig aber fühle ich mich veranlaßt, Dir meine Meinung über einen Mann zu sagen, der mir sehr achtbar scheint und gewiß auch Deine Liebe verdient.«

Fritz lachte laut. »Du gutes Kind,« rief er vergnügt, »Du sagst mir ja eben doch, was ich hören will, nicht gerade direct, aber indirect, so recht nach Frauenzimmerart –«

»Fritz,« unterbrach ihn Betty mit ernsterem Gesichtsausdruck, »ich habe Dir gar nichts gesagt, was Du nicht schon längst wüßtest, also lege mir jetzt kein oberflächliches Urtheil unter. Noch einmal sage ich Dir, und es ist das mein letztes Wort über diesen Gegenstand – *für jetzt* – ich kann Deinen heutigen Wunsch nicht erfüllen – warum nicht, das mußt Du mir überlassen und es würde von Dir nicht edel sein, wenn Du mich deshalb noch lebhafter bedrängen wolltest.«

Fritz trat seiner Cousine näher und ergriff ihre schöne weiße Hand, die sie ihm willig überließ. »Gott behüte mich, daß ich das wollte, Betty,« sagte er schmeichelnd. »Wir sind ja immer Freunde gewesen und wollen uns eines anderen Freundes wegen nicht überwerfen. Nicht wahr? Nun denn, behalten wir Jedes unser Wissen und Meinen für uns, denn mir ist zwar kein Schweigen auferlegt, aber Dein Verhalten giebt mir die Richtschnur für das meinige an. Und das ist auch ganz gut so.« –

Bei diesen Worten trat er näher an sie heran, sah ihr tief in's Auge, das ihm offen und herzlich entgegen blickte und fragte: »Bist Du mir böse, Sonne meines Hauses?«

»Wie Du so fragen kannst, Fritz! Warum sollte ich Dir böse sein? Aber weshalb nennst Du mich mit einem Mal ›Sonne Deines Hauses?‹«

Fritz legte den Zeigefinger auf den Mund und zog sich schon nach der Thür zurück. »Still!« rief er, »das ist mein Geheimniß! Man lernt von Euch Mädchen unglaublich schnell, und das ist wieder ein Gewinnst, zu dem ich mir gratuliren kann. Gute Nacht, Betty. Nun schreibe an dem Briefe weiter, den Du vorher so rasch verbargst. Ich weiß schon, er ist an Deine Freundin Emilie gerichtet und die – die wird wohl mehr –«

Jetzt legte Betty den Finger auf den Mund, wie es vorher ihr Cousin gethan. »Still!« rief auch sie, »Wenn Du doch etwas von mir lernen willst, so lerne es vollkommen, denn Du weißt, alles halbe Wissen und Können ist vom Uebel und erzeugt in der Welt stets die meisten Irrthümer. Gute Nacht, Fritz, und – und – ich danke Dir noch für Deinen späten Besuch!«

#### SIEBENTES KAPITEL. SONNE UND KOMET NÄHERN SICH.

Wie jener erste Sonntagabend im gastlichen Hause des Banquiers verlaufen war, in ähnlicher und noch viel angenehmerer Art verliefen in der nun folgenden Zeit viele andere. Paul war, wie wir wissen, der stete Sonntagsgast bei den Eltern seines Freundes geworden, Nachmittags führte er seine Spaziergänge mit Fritz aus und Abends



fand sich in der Regel wieder die ganze Familie zusammen ein, obgleich der Oberforstmeister selbst der am häufigsten Fehlende in der Gesellschaft war und nach alter Gewohnheit seinen eigenen Zerstreungen und Liebhabereien nachging. Frau von Hayden dagegen fehlte fast nie am Abendtisch, und wenn sie einmal ihren Mann in eine Gesellschaft begleitete, so vertrat wenigstens Betty ihre Stelle, die Frau Ebeling schon lange unentbehrlich geworden war und von ihr und ihren Angehörigen wie die eigene Tochter des Hauses betrachtet wurde. Die einzelnen Mitglieder dieses kleinen Familienvereins fühlten, als sie sich mit der Zeit an Paul's Gegenwart gewöhnt hatten, nicht mehr das Bedürfniß, immer auf einer Stelle zusammensitzen, und während Frau von Hayden häufig mit ihrer Schwester allein blieb und sich mit derselben über sie vorzugsweise interessirende Gegenstände unterhielt, beschäftigten sich eben so die älteren Herren wie die jungen Leute nach Gefallen, wobei wir nur zu erwähnen haben, daß dies stets auf eine ernste Weise geschah, daß Jedes von ihnen in der Regel eine besondere Arbeit verrichtete, daß aber Alle an der der Uebrigen Theil nahmen und Eins das Andere auf irgend eine Art zu fördern suchte, indem eines Jeden Beginnen und Wirken besprochen und auf das Genaueste nach allen Richtungen verhandelt wurde.

Wie diese Arbeiten und Unterhaltungen im Winter in Frau Ebeling's behaglichem Zimmer und bei traulichem Lampenschein begonnen hatten, so wurden sie im Frühling und Sommer im freundlichen Garten hinter dem

Hause in freier, frischer Luft fortgesetzt. Und wenn Paul, seines Freundes Vorschlag gern befolgend, aus dem Balcon desselben zeichnete oder malte, zog Beide doch allmählig die ›Sonne des Hauses‹ in ihre Nähe, die mit irgend einer weiblichen Arbeit oder mit Lesen beschäftigt in ihrer Weinlaube saß. Bei günstiger Witterung blieben dann Alle Abends im Garten, oft sogar bis in die heraufsteigende Nacht beisammen, bis ein längerer oder kürzerer Spaziergang im Mondenschein den ruhig verlebten Tag beschloß, der von Einigen von ihnen fast nie ohne den Wunsch beendet ward, daß dergleichen noch recht oft wiederkehren möge.

So verging die Zeit rasch, ohne irgend ein auffälliges Ereigniß, ohne jede Spur von Betrübniß, aber reich an unschuldigen und harmlosen Gewissens wie sie vielleicht die höchsten und beneidenswerthesten auf dieser Erde sind, da sie die störende Leidenschaft ausschließen, den bösen Dämon alles irdischen Behagens, der die Lust am Leben erstickt, anstatt sie zu erhöhen und zu versüßen. Je weiter die Zeit aber vorschritt, je älter Fritz wurde und je mehr er sich in seinen Studien und Beschäftigungen dem älteren Freunde näherte, um so ernster wurden auch die Unterhaltungen und Arbeiten in dem kleinen Familienkreise, um so hingebender schlossen sich die Gemüther auf, um so bewußter trat das Gefühl der Freundschaft hervor, welches sie Alle mit einander verband.

O, das waren reizende Abende, voll Poesie und Lebensgenuß, an welchen sich schon im nächsten Winter und dann noch ein Jahr später nach der Reise der jungen

Männer die Familie des Banquiers und des Oberforstmeisters zu einer versammelten! Da gab es keine starr abweichende Meinung, keine verkehrte Ansicht von Menschen und Dingen, da war Alles Wohllaut und Harmonie, wie in einer schönen Musik, wo jedem Instrumente durch ein höheres Gebot seine Leistung vorgeschrieben und die Gränze bestimmt ist, innerhalb deren es seine Kräfte und Schönheit entwickeln kann. Namentlich die Abende, an welchen der Oberforstmeister nicht in der Gesellschaft war, zeichneten sich vor allen übrigen aus. Da durfte man, ohne Anstoß zu erregen, von der herrschenden Göttin des Tages, der Politik, reden, da konnte der Banquier Ebeling seinem Herzen freien Laut und, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, ein frisches, wohlverstandenes Wort über den traurigen Zwist laut werden lassen, der damals die öffentlichen Gewalten mit einander verfeindete und Zwietracht, Haß und Hader aller Art in die Gemüther der sonst so ruhigen Menschen schleuderte.

In der Regel aber, wenn die Politik in der Unterhaltung durch Herrn von Hayden's Anwesenheit ausgeschlossen blieb, der in dieser Beziehung zu hitzig, zu eigenmächtig und zu gewaltsam verfuhr, beschäftigte man sich viel mit Gesprächen über die Kunst im Allgemeinen und die verschiedenen Künste und Wissenschaften insbesondere, und da war denn Paul der am häufigsten Vortragende, da Alle ein gleiches Interesse und gleiche Lust hatten, von seinem gediegnen Wissen Vortheil zu ziehen und seine

Meinung über Dies und Jenes zu hören, wie es im Augenblick gerade durch irgend Einen der Anwesenden ange regt wurde. Waren die älteren Männer aber einmal Bei- de abwesend, so las Paul den Uebrigen irgend ein gutes Buch, ein classisches Meisterwerk vor und Alle lauschten seinem herrlichen Vortrage, seiner volltönenden Stimme mit hohem Genuß, der sich in ihren Mienen und ihrem späteren Beifall aussprach, so daß dem jungen Mann sein Amt, die beiden Familien zu unterhalten, leicht und lieb wurde und er sich selbst dabei in jeder Weise gefördert und beglückt fühlte.

Auch in die Familie des Oberforstmeisters selbst hatte er zu dieser Zeit schon Eingang gefunden. Im zweiten Winter fand einmal ein Fest bei demselben statt und Fritz unterrichtete pflichtgemäß seinen Freund, daß er auch zu demselben eingeladen werden würde, wenn er die gebräuchliche Form beobachten und der Dame des Hauses vorher einen Besuch machen wolle.

Paul entschloß sich gern hierzu und stattete diesen Besuch zeitig ab. Wie vorauszusehen gewesen, wurde er freundlich empfangen und, da er schon an die Art und Weise des aristokratischen Herrn von Hayden gewöhnt war, fühlte er nicht jenen seltsamen und oft so peinlichen Zwang, den sich so viele Adlige in ihren Häusern selbst auferlegen zu müssen glauben, um nur ihren Rang und Stand so recht in das volle Licht zu setzen und jeden ihrer Besucher empfinden zu lassen, daß bei ihnen eine feinere Luft wehe, als bei anderen Leuten, daß der

Stoff, aus dem bei ihnen das Leben gewebt wird, ein erhabenerer und ätherischerer sei, und daß die Menschen, denen der Zutritt zu ihrem Heiligthum verstattet ist, sich besonders geehrt fühlen und sich bewußt werden müssen, mit Personen in Berührung zu kommen, die zwar eben so sterblich und vergänglich wie Andere, doch, so lange sie auf dieser Erde wandeln, immer von einer wärmeren Sonne beschienen und von feineren Triebfäden in Bewegung gesetzt werden, als andere Erdgeborene.

Das alle Jahre nur einmal wiederkehrende Fest fand bei Herrn von Hayden statt und auch Paul war einer der Gäste. Er vergnügte sich zwar nicht so gut, wie an den gewöhnlichen Sonntagsabenden im Ebeling'schen Hause, allein er fühlte sich auch nicht bedrückt im Gewoge der ihm unbekanntem versammelten Menschen, denn Diejenigen, die ihm jene Sonntage jedesmal zu einem Feste gestalteten, waren auch hier zugegen, sie zumeist zogen ihn an und beschäftigten ihn, und es unterlag keiner Schwierigkeit, den Augen zu begegnen, welche eine vertrauliche Sprache mit ihm redeten, und bei Tische einen Platz zu finden, der ihn nicht zu weit von seinen alltäglichen Wünschen entfernte.

So hatte sich allmählig ein höchst trauliches Verhältniß zwischen ihm und den Familienmitgliedern des Oberforstmeisters gebildet, und gerade der ›Sonne des Hauses‹, wie er Betty nun einmal im Stillen bezeichnete, war er, ohne es besonders zu erstreben, viel näher gerückt, so daß nicht nur der kleine aufgehende Stern von ihr sein

leuchtendes Licht erhielt, sondern daß auch ihm, dem irrenden, räthselhaften Kometen davon reichlich zu Theil wurde und daß er die trübe öde Nacht, die nun schon weit hinter ihm lag, immer mehr und mehr vergaß und allmählig in den vollen klaren Glanz eines heiteren Lebensstages eintrat.

Wenn er jetzt einmal zufällig an sein Fenster gerieth und, nach dem befreundeten Nachbarhause hinüberschauend, einer Gestalt, einem Gesicht begegnete, dem er früher aus zaghafter Scheu ausgewichen war – jetzt wich er ihm nicht mehr aus, jetzt sendete er seine Begrüßung dreist und offen über die Straße, denn immer wurde sie ihm freundlich und mild erwidert und dieser stumme Gruß schloß eine beredte Sprache in sich ein, die, wenn sie auch kein Anderer verstand, doch ihm gewiß verständlichwar, indem sie ihm sagte, daß er kein Fremdling mehr in dem Hause drüben sei, daß man ihn, wo und wann man ihn sehe, willkommen heiße und daß man sich schon im Voraus auf den nächsten Sonntag freue, wo er wieder einen neuen Ring zu der Kette der Freundschaft und des Vertrauens fügen könne, die, jetzt schon stark genug, um allen feindlichen Angriffen von Außen zu widerstehen, sich auch in Zukunft bewähren werde, in Zukunft, die, ach! doch immer noch so ungewiß und verschleiert vor seinem sehnsuchtsvollen und nach Licht suchenden Auge lag.

Wenn aber ein solcher Gruß ihm an einem Morgen zu Theil geworden war, dann war der ganze folgende Tag ein geweihter und beinahe festlicher für ihn geworden.

Rüstiger denn sonst ging er seinen Geschäften nach, freudiger arbeitete er, und wenn er sich spät Nachts von seinen unablässigen Studien und literarischen Uebungen ermüdet zu Bett legte, glaubte er noch die Wärme und den Strahl der glänzenden Sonne zu fühlen, die nun einmal in voller Glorie an seinem Lebenshorizonte ausgegangen war und denselben, so hoffte er wenigstens im Stillen, nie wieder verlassen sollte.

Man verstehe diese figürliche Ausdrucksweise nicht falsch und nehme sie nur als ein Festhalten an dem einmal gebrauchten Bilde auf. Wie die Sonne am Himmel dem Erdgeborenen ein unerreichbares Gestirn ist, das er aber liebt und verehrt, weil es ihm wohlthut, weil es ihn wärmt und belebt, so, gerade so, oder wenigstens in ähnlicher Weise, betrachtete und liebte Paul van der Bosch das schöne, liebliche Wesen, welches er, durch seines jungen Freundes Ausspruch angeregt, seine irdische Sonne zu nennen pflegte.

War es denn aber ein Wunder, daß diese beiden Naturen so viele Anziehungspuncte für einander besaßen? Doch ganz gewiß nicht. Aecht weibliche Eigenschaften, wie sie Betty zu eigen waren, lassen selten einen wahrhaft edlen und dem Schönen ergebenden Mann unbewegt. Es war ja auch nicht die körperliche Schönheit allein, die hier auf den Kampfplatz trat und den Sieg errang, es kamen noch viele herrliche Eigenschaften des Geistes und der Seele hinzu. Nach beiden Richtungen hin hatte sich Betty von Hayden in den letzten drei Jahren, welche nun

schon seit unserm ersten Zusammentreffen mit ihr verstrichen sind, bedeutend entwickelt und sie war in das herrliche Alter getreten, in welchem nicht allein die weibliche Formenschönheit, sondern auch der gereifte Geist sich völlig entfaltet zu zeigen pflegt und damit eine Rolle in dem ernstesten Drama des Lebens zu spielen beginnt.

Allein hier war es, wenn wir zuerst ihre körperlichen Eigenschaften in Betracht ziehen, nicht die eigentliche Schönheit der Form, die das Anziehendste war, nein, es war der seelische Ausdruck derselben, wie er sich in wunderbarer Reinheit und fast idealer Färbung bei ihr kundgab. Es war mehr eine alle Tage sichtbarer hervortretende Lieblichkeit und Milde der Züge eine Harmonie der Linien und Farben, die an ihr so auffallend und siegreich wirkte. Leise und ruhig trat sie langsamen, fast bedächtigen Schrittes einher, leise und ruhig führte sie alle ihre Bewegungen mit dem Kopfe und den Händen aus. Da war nirgends eine ungeduldige Hast, eine angstvolle Eile, da war Alles natürliche und harmonische Ruhe in ihrem Thun und Gebahren, die den Beschauer eben so befriedigt, wie sie ihn bezaubert. Und nun, wenn sie sprach, wie klang diese wunderbare Flötenstimme so ergreifend und süß, wie schmeichelte sie sich, ohne künstliches Dazuthun, durch die ihr inwohnende Milde und Weichheit in das Ohr, das Herz des Hörers ein! Ja, aus dieser Stimme hörte man heraus, wie man es aus ihrem sanften, verständigen Blick las, daß auch ihr Geist mit dem Körper Schritt gehalten, daß sie klar und selbstbewußt in das Gewirr des Lebens, in die Verhältnisse der Menschen



schaute, und daß dabei ihr Gemüth still und ruhig blieb, wie die sanft hinwegende Welle, die kein Windstoß aufregt, das lag auf allen diesen klaren Zügen, in diesen weichen Linien – ihr Gemüth, in welches wohl eine stille, ihr ganzes Wesen füllende Verehrung für irgend eine Person, aber keine zerstörende Leidenschaft Eingang finden konnte, da die Leidenschaft ganz außer ihr stand und ihr nur dem Namen, nie aber der Empfindung nach bekannt geworden war. Ja, die Empfindung alles Guten und Schönen, das Trachten und Sehnen danach, das Hegen und Pflegen desselben, das war es, was den größten Zauber auf Alle ausübte, denen ihr näherzutreten vergönnt war, denn Allen sagte es ihr Auge, ihr Blick, ihre Haltung, jede ihrer Bewegungen, ja auch jedes ihrer Worte, daß nur das Schöne und Gute für sie geschaffen, wie sie nur, um dasselbe zu genießen und zu empfinden, geboren war.

Eben so wenig aber war es auch ein Wunder zu nennen, daß Paul van der Bosch von Allen geliebt und verehrt wurde, die mit ihm in nähere Berührung traten und daß seine männlichen Eigenschaften namentlich auf ein Wesen von Betty's Empfänglichkeit wirken mußten. Schon sein früheres herbes Geschick, dann sein fleißiges, einsames Leben voller Entbehrungen hatten bereits im Anfang seines Auftretens im Ebeling'schen Hause ein großes Interesse für ihn wach gerufen, das durch Fritz Ebeling's Enthusiasmus alle Tage mehr geschürt und befestigt wurde. Nun erkannte man allmählig das dem jungen Manne inwohnende Talent, nun sah man deutlich die mächtige Entwicklung seines Geistes mit an, nachdem

er sich erst aus den Wirren seines beschränkten Lebens herausgearbeitet, und nun hörte man ihn diesen Geist verkünden in seiner edlen und kräftigen Sprache, sobald er sich zu äußern veranlaßt ward. Ja, auch in *seiner* Sprache lag eine bezwingende, siegreiche Gewalt. Nichts vielleicht in der Welt von allen die Menschheit bewegender Potenzen ist und wirkt so mächtig und nachhaltig wie das gesprochene Wort. Es ist viel mächtiger als das geschriebene, weil es nicht allein auf den Geist, sondern auch auf die leiblichen Organe des menschlichen Geistes, die Sinne wirkt. Und wenn nun die Lippen, die solche Worte verkünden, von Jugend schwellen, wenn die Augen, die das Wort gleichsam mit ihrem Lichte erhellen, schöne, glanzvolle Augen, und wenn diese Worte zugleich vom Geiste durchdrungen sind und belehrend, erläuternd, anfeuernd wirken, dann, ja dann ist es kein Wunder, wenn der Meister dieser Worte selbst ein Meister in den Herzen seiner Zuhörer wird.

Diesen Worten nun lauschte mit immer steigendem Antheil Betty lange Zeit hindurch, ihr Ohr faßte aufmerksam den Klang, und ihr Geist begierig den Sinn derselben auf, und da Paul die Aufmerksamkeit dieser Ohren und dieses Geistes gewährte, so wirkte das befeuernd und anregend auf ihn und seine Sprache entwickelte sich noch mächtiger und gewaltiger, so daß sie zuletzt eine Art Begeisterung erregen mußte, wie sie früher nur der Secundaner in jugendlicher Empfänglichkeit schon durch den Blick allein empfunden hatte.

Wie aber trat diese Begeisterung für den jungen Mann etwa den Augen Aller sichtbar, klar und deutlich hervor? Wurde das Wort der Zustimmung, des persönlichen Gefallens etwa vor allen Ohren laut? O nein, ganz gewiß nicht. Wie eine kleine stille Flamme auf einem verborgenen Altare brennt, die nur der sie bewachende Priester sieht und unterhält, so brannte die Flamme der Ergebenheit, der Theilnahme still und ungesehen in dem reinen Busen dieses herrlichen Mädchens fort. Niemals äußerte sie gegen ihre Angehörigen, selbst ihre Vertrautesten, gegen Fritz und dessen Mutter, ein Wort über dieses ihr innerstes Gefühl, niemals legte sie es deutlich und klar an den Tag, es war nur eine tief bewahrte, aber auch eben so tief wurzelnde Achtung und Verehrung für den ernsten und gediegenen Mann, die er ihr durch eine gleiche Empfindung wieder vergalt, und so entstand zwischen Beiden jenes schöne und reine Seelenverhältniß, welches mehr ein gegenseitiges geistiges Anlehnen und Aufrichten, ein Erheben und Beleben als ein bewußtes flammendes Gefühl war, das, oft Liebe genannt, weniger leuchtet und erwärmt als es brennt, und weniger befriedigt als es aufregt und verwirrt.

Dazu kam aber noch Eins, ein Wichtiges, Beherzigenswerthes, was diesem Verhältniß eine ganz besondere Färbung und Reinheit verlieh. Paul van der Bosch war und blieb sich Betty von Hayden gegenüber, klarer als je ein Anderer, seiner Stellung und Pflicht bewußt. Indem er

in Betty die Tochter eines hoch geachteten und auf einer für ihn unerreichbaren Lebensstaffel stehenden Beamten, und in sich weiter nichts als einen armen, strebsamen Arbeiter sah, der sein Brod und seinen Unterhalt nur durch die Anstrengung seines Geistes und den Fleiß seiner Hände erwirbt, erkannte er die unermeßlich weite Kluft, die zwischen ihnen Beiden lag. Er wußte also, was sie von einander trennte und das vergaß er nie. Und selbst wenn später in einzelnen Momenten der Erregung sein innerster, ihm selbst kaum bewußter Wunsch einen Anlauf zum Ueberspringen dieser Kluft nahm, so unterstützte ihn doch niemals eine tollkühne Hoffnung darin, wie es wohl manchem in ähnlichen Verhältnissen lebenden jungen Manne geschehen sein möchte, der seinen Gefühlen die Zügel schießen läßt, wenn er ein so glänzendes und lockendes Ziel vor seinen Augen sieht. Und gerade, daß Paul diese ihm von den Umständen gesetzten Schranken inne hielt, gewahrten die ihn Umgebenden und eben deshalb schenkten sie ihm jenes Vertrauen, welches wir schon früher angedeutet und später noch öfter anzudeuten Gelegenheit finden werden.

---

Es war ein schöner warmer Herbstsonntag, als der Oberforstmeister mit seiner Gemahlin in eine Mittagsgesellschaft gefahren war und Betty schon zur Speisestunde bei ihrer Tante erschien, um den Tag bei ihr zuzubringen. Als nun auch Paul wie gewöhnlich zu Tisch kam,

fand er zu seiner nicht geringen Freude Betty bereits vor und zwar mit ihrer Tante in eifrigem Gespräch begriffen, welches dem aufmerksamen Bauführer, der die Augen in allen Winkeln zu haben pflegte, einem ernstern Gegenstande zu gelten schien. Man ging eine Stunde früher als gewöhnlich zu Tisch, da auch der Banquier außerhalb speiste, und die vier so herzlich befreundeten Menschen feierten einmal einen recht gemüthlich frohen Tag.

Als nun gleich nach Tisch die Stunde des Spazieranges gekommen war, die Paul und Fritz bis zu dieser Zeit festgehalten hatten, näherte sich Betty dem Bauführer und fragte mit ihrem sonnigen Lächeln, ob die Herren lange ausbleiben würden.

»Wenn Sie es wünschen, bleiben wir ganz zu Hause,« erwiderte Paul, »und führen unsern Spaziergang im Garten unter den Weinlauben aus.«

»Nein, das thun Sie lieber nicht,« lautete die Antwort. »Gehen Sie wenigstens eine Stunde, so lange habe ich noch mit meiner Tante zu reden, dann aber wird mir Ihre Gesellschaft sehr angenehm sein.«

Es war natürlich, daß Paul und Fritz nun nicht länger als eine Stunde ausblieben, und als sie wieder in den Garten traten, fanden sie die Damen in Betty's Weinlaube am Kaffeetisch sitzend und, wie es schien, nicht unangenehm überrascht, die Spaziergänger so bald wiederzusehen.

Nachdem man aber den Kaffee getrunken und dabei einige Worte gewechselt, stand Frau Ebeling auf und verließ die Laube, um mit Fritz, den sie an ihre Seite rief, auf und niederzuwandeln. Jetzt merkte Paul, daß man

ihn absichtlich mit der jungen Dame allein ließ und daß es sich also um irgend einen Plan derselben handele, was auch in der That der Fall war.

»Wollen wir auch ein wenig spazieren gehen?« fragte Betty, indem sie den leichten Strohhut mit schwarzem Sammetbande, der neben ihr an einer Stuhllehne hing, ergriff und auf das glänzend dunkle Haar drückte.

Paul erhob sich auf der Stelle und nahm das leichte Sammetmäntelchen, das neben dem Hut gelegen, um es seiner Besitzerin umzuhängen.

»Nein,« sagte diese, »lassen Sie es ruhig liegen, es ist warm genug heute. Mein seidenes Kleid« – sie trug ein solches von schwerem, ebenfalls schwarzem Stoff – »schützt mich hinreichend.«

Paul ließ auch seinen Hut in der Laube liegen und so schritten die beiden schönen jungen Menschen bald neben einander durch die theilweise beschatteten Weingänge dahin, wobei Paul in seiner Freude nicht gewahrte, daß Frau Ebeling und Fritz ihnen stets aus dem Wege zu gehen beflissen waren.

Es kam selten vor, daß er sich so ganz allein mit Betty frei hin und her bewegen konnte; wenn es aber einmal geschah, waren sie immer sehr bald in ein lebhaftes Gespräch gerathen, das sich gewöhnlich auf die Baukunst bezog, denn Betty baute so gern in Gedanken und mit Worten, wie Paul in der That, und vor ihrer Phantasie stiegen dann immer schnell köstliche Tempel und Wohnstätten auf, herrlichen Luftschlössern gleich, die

sich mancher junge Mensch construiert und die doch nie in Wirklichkeit ausgeführt werden.

Auch heute geriethen sie sehr bald in ein ähnliches Gespräch und Betty war es, die durch ihre Fragen die Rede ihres Begleiters in raschen Fluß zu bringen verstand. Sie erzählte, daß sie vor einigen Tagen mit ihrer Mutter durch ein entfernt liegendes Stadtviertel gefahren sei und sich gewundert habe, ganze Reihen neuer Häuser zu finden, die im modernen Villastyl errichtet wären und ganz hübsche Wohnungen zu liefern versprochen.

»Ach,« nahm nun Paul das Wort, »das scheint allerdings so, aber es ist leider doch nicht ganz der Fall. Diesen Stadtbaumeistern ist es hauptsächlich darum zu thun, durch eine bestechliche Façade ihrer modernen Schöpfungen wie durch eine schöne Maske die Beschauer zu blenden und Miether anzulocken. Der Baustyl, dem man gegenwärtig fast überall huldigt, ist mitunter recht hübsch, wenn er nur eben so zweckmäßig und ersprießlich wäre. Das Aeußere – wie jetzt überall in der Welt – ist ihnen Hauptsache und das Innere, das Wichtigste, vernachlässigen sie auf unverantwortliche Weise. Der Nutzen, den sie, aus ihren Räumlichkeiten ziehen, ist es fast allein, der die Bauunternehmer leitet, um die Behaglichkeit und Gemüthlichkeit, ja, um die Gesundheit Derer, die in ihren Häusern wohnen sollen, ist es ihnen gar nicht zu thun. Darum und um so viel Familien wie möglich hineinzustopfen und daraus einen möglichst großen

baaren Vortheil zu ziehen, sehen wir auch so viele karnenartige, bis in die Wolken ragende Gebäude entstehen. Ich kann mich diesem maaßlosen Beginnen durchaus nicht anschließen und muß sogar auf das Ernstlichste dagegen protestiren. Denn die Wohnung, in welcher der Mensch den größten Theil seines Lebens zubringt, in der er arbeitet und rastet, wacht und schläft, ist eben so wenig gleichgültig für sein leibliches, wie für sein geistiges Wohlbefinden, sie ist im Gegentheil höchst wichtig für Beides, und der klügelnde Mensch, der jetzt in Allem das Rechte gethan haben und thun will, sollte sich dreimal besinnen, ehe er ein Haus baut, in welches er sein Haupt zur Ruhe legen und für seinen Leib eben so wie für seinen Geist sorgen will. Meiner Ansicht nach sollte ein Haus für den Menschen sein, was der Leib für seine Seele ist, und Sie wissen ja, wer es gesagt, daß eine schöne Seele auch in einem schönen Körper wohnen sollte.«

»Ach Du lieber Gott,« erwiderte Betty lächelnd, »daran denken jene Bauherren gewiß nicht; sie berechnen wirklich nur, was für Miethe ihre Stockwerke ihnen bringen.«

»Das ist es ja eben, was ich tadle!« rief Paul lebhaft aus. »Ich würde nicht so denken, wenn ich mir ein Haus bauen wollte und könnte.«

Betty lächelte sanft vor sich hin, dann erhob sie ihr helles Auge ruhig zu dem neben ihr Gehenden und sagte mild und freundlich: »Wie würden Sie sich denn Ihr Haus bauen, wenn Sie sich eins gründen wollten, um glücklich, fleißig und beschaulich darin leben zu können?«



Paul schaute nachdenklich zur Erde und versetzte erst nach einer Weile mit einem tiefen Seufzer: »Ach ich! Dazu werde ich wohl nie kommen, mein Fräulein!«

»Wer weiß es! Wenn Sie aber dazu kämen, wie würden Sie sich Ihr Haus gestalten?«

Ueber Paul's ausdrucksvolles Gesicht flog ein Schimmer warmer Röthe. Er hob seinen dunklen Kopf empor, schüttelte die üppigen Haare zurück und sagte dann, aus voller Brust aufathmend: »Soll ich Ihnen einmal einen Traum erzählen, den ich einst gehabt und den ich nie vergessen kann? Ja?«

Sie nickte ihm ermunternd zu und er fuhr lebhaft also fort:

»Ach, es war ein gesegneter Abend, als ich vor etwa einem Jahre bei meinen Zeichnungen saß und neue Pläne und Entwürfe schmiedete. Ich hatte lange nachgedacht und mein Bleistift war rüstig über das Papier geglitten und hatte ganz hübsche Sachen zu Tage gebracht. Alles aber, was ich geschaffen, wollte mir nicht so recht behagen und ich fühlte endlich eine sanfte Müdigkeit sich meiner bemächtigen. Ich ließ meine Blätter liegen, wie sie lagen, und ging zu Bett, um sogleich einzuschlafen. Und in dieser Nacht nun hatte ich jenen wunderbar köstlichen Traum, von dem ich vorher sprach. Wie von eines unsichtbaren Zauberers Hand geschaffen, sah ich plötzlich einen wahren Prachtbau vor meinen Augen aufsteigen, so, wie ich ihn mir schon oft gedacht, aber nie hatte gestalten können. Auf einem nicht allzu hohen

Hügel, von wogenden Baumwipfeln und grünen Rasenflecken umgeben, stieg ein herrliches Gebäude empor. Es war nicht übermäßig hoch und bestand nur aus zwei stattlichen Stockwerken, aber es war geräumig und weit und schloß viele kostbare und wohlverzierte Gemächer ein. Das schönste Gemach von allen aber war ein großer, breiter und langer Saal, von hoher durchsichtiger Decke überwölbt, durch die ich den blauen Himmel deutlich erkannte, von Marmorwänden eingefast und von tausend kunstvollen Zierrathen blitzend und strahlend. In diesem Saale nun war Alles enthalten, was ein Mensch zu einem arbeitsamen und glücklichen Leben gebraucht. Bücher aller Art füllten ihn auf der einen Seite, auf der andern stand eine lange Tafel mit herrlichem Geräth und zahllosen Kunstwerken bedeckt. In der Mitte aber blieb Raum genug, um bequem hin und her zu wandeln, mit einem Freunde zu reden und ihm dabei meine Entwürfe mitzutheilen. Ich liebe nämlich das Gehen im Zimmer während der Arbeit und darum ist mir ein großer Raum dafür so recht in's Herz gewachsen. Als ich nun am nächsten Morgens erwachte, fiel mir sogleich mein schönes Gebäude im Traume ein und ich setzte mich rasch nieder und versuchte, das im Gedächtniß Behaltene auf das Papier zu werfen. Aber siehe da, ich fühlte mich nicht dazu im Stande. Bald war mir das Eine, bald das Andere entschwunden, und endlich konnte ich gar nicht mehr den Zusammenhang der einzelnen Theile wiederfinden. Nur bisweilen in rasch vorüberfliegenden

Momenten, zum Beispiel jetzt, wo ich so recht daran denke, tritt es mir wieder zum Theil vor die Seele, und da sehe ich von Neuem, wie schön und erhaben und doch wie gemüthlich und behaglich es war.«

Er schwieg, und auch Betty sann eine Weile still vor sich hin. Plötzlich erhob sie wieder den Kopf zu ihm und sagte:

»Also in dieser Art würden Sie Ihr Haus bauen, wenn Sie sich eine schöne Heimat gründen wollten?«

»Ach nein,« erwiderte Paul bescheiden, »das würde ich am Ende doch wohl nicht. Zum Bau eines solchen Hauses, wie ich es damals sah, gehört ein übervoller Geldbeutel, und den habe ich nicht und werde ich nie haben. Ich wollte Ihnen ja eben nur meinen schönen Traum erzählen. Ich für meine Person, wenn ich mir einmal einen gewissen Besitz erwerbe, würde mir vor allen Dingen ein meinen Verhältnissen entsprechendes Haus bauen, ich würde es innen und außen harmonisch gestalten, in der Ausstattung aber mich weise beschränken, wie es meinen Mitteln geziemt. Allerdings würde jenes Traumgebilde immer mein geträumtes Eldorado sein und bleiben und ich würde es in der Wirklichkeit nachzuahmen suchen, so weit es in meinen Kräfte liegt.

»Da haben Sie Recht, der Mensch muß sich nach der Decke strecken, unter der er liegt, das ist ein altes gutes Sprichwort, und klug und weise ist, wer zufrieden mit dem ist, was er besitzt, über seine Leistungsfähigkeit muß Niemand hinauswollen. Nun aber, Herr van der

Bosch,« fuhr sie mit ernsterer Miene fort, »haben wir einmal wieder recht mit Behagen Luftschlösser gebaut, jetzt wollen wir in die Wirklichkeit zurückkehren und da will ich Ihnen sagen, daß ich ein kleines Geheimniß auf dem Herzen habe, welches Sie noch heute, ja in diesem Augenblick, erfahren sollen.«

»Ein Geheimniß?« fragte Paul überrascht. »Sie wollen *mir* ein Geheimniß mittheilen, welches Sie auf dem Herzen tragen?«

»Ja, das will ich. Merken Sie sich aber wohl, es ist eben ein Geheimniß und Niemand außer uns Beiden darf es in der ersten Zeit erfahren. Uebrigens,« setzte sie eifrig hinzu, »leitet es seinen Ursprung nicht aus mir selbst her, im Gegentheil, meine Tante hat es in mir angefacht und mich aufgefordert, es weiter auszubilden und dann mit Ihnen zu berathen. Das will ich jetzt thun, die Stunde ist günstig und dürfte so leicht nicht wiederkehren.«

Paul schaute verwundert in die Höhe. Seine Augen begegneten dabei zwei milden freundlichen Sternen, und Beide fühlten, daß sie abermals in Uebereinstimmung waren, und wie die Eine bereit war, ihr Herz zu erleichtern, so war der Andere willig, ihren Erguß in sich aufzunehmen und danach zu handeln, wie es ihm zu handeln möglich sei.

»Sie haben mich schon so oft,« fuhr Betty langsam weiter gehend fort, »Ihre Gesinnung in Betreff der Familie Ebeling erkennen lassen und mir namentlich wiederholt das Gefühl der Dankbarkeit geschildert, welches Sie für so mannigfache Ihnen bewiesene Freundlichkeit gegen

meinen Onkel und meine Tante hegen. Sie haben auch schon oft nach einer Gelegenheit gesucht, diese Dankbarkeit auf eine sinnige Weise an den Tag zu legen, nicht wahr? Nun ja, ich weiß es wohl. Jetzt, Herr van der Bosch, dürfte eine solche Gelegenheit gefunden sein und ich erlaube mir, Sie darauf aufmerksam zu machen.«

»Wie?« rief Paul, stehen bleibend und seiner Begleiterin vor Glück strahlend in's Angesicht blickend. »Sie machen mich darauf aufmerksam? O, wie doppelt herrlich ist das! Rasch, sprechen Sie weiter, ich brenne nach dieser Gelegenheit.«

»Das dachte ich mir wohl und darum habe ich mich so sehr auf diesen Nachmittag gefreut. Nun hören Sie weiter. Mein Onkel geht schon lange mit dem Plan um, dem Geräusch und dem Staube der großen Stadt im Sommer zu entfliehen und sich vor dem Thore in einer hübschen Vorstadt ein Haus zu erbauen. Dieser sein langjähriger Wunsch scheint jetzt der Erfüllung nahe gekommen zu sein. Es hat sich ihm ein wohlgelegenes, bisher wüstes Grundstück dargeboten und er hat es ganz in der Stille vor einigen Tagen gekauft. Darauf will er sich ein Haus nach seinem Geschmack errichten, sobald er einen annehmbaren Plan dafür gefunden hat. Sie kennen ja seinen Geschmack darin, und was Sie nicht kennen, werde ich Ihnen gern mittheilen, nachdem ich mit meiner Tante darüber gesprochen habe, die also nur eine halbe Mitwiserin unseres Geheimnisses sein wird, aus leicht begreiflichen Gründen aber nicht mit Ihnen darüber reden will. Nun geht mein Vorschlag dahin: erdenken Sie

einen recht hübschen Plan, in modernem Villastyl, und richten Sie, ganz Ihrer Einsicht gemäß, das Innere dieses Hauses dem Aeußern entsprechend ein. Es soll kein Luxusbau werden, aber wohnlich, geräumig, so daß seine ganze Familie, wir mit eingerechnet, für den Sommer darin Platz hat. Zwei Stockwerke würden also nothwendig sein. Wenn Sie sich das leere Grundstück angesehen haben – ich werde Ihnen die Lage nachher genauer bezeichnen – dann denken Sie über Ihre Aufgabe nach, und wenn Sie damit zu Stande gekommen sind, theilen Sie mir Ihre Gedanken mit. Wir wollen sie gemeinschaftlich besprechen und berathen, wir Beide ganz allein, denn ich möchte meinem Onkel eben eine Ueberraschung durch Sie bereiten. Wenn wir dann über die Grundidee einig sind, begeben Sie sich an die Arbeit. Zeichnen Sie die nöthigen Risse und schenken Sie sie meinem Onkel zu Weihnachten. Ich bin überzeugt, daß er wie Sie das Richtige treffen, bereit sein wird, Ihren Plan im nächsten Frühjahr auszuführen. Sind Sie damit einverstanden?«

»O, mein Fräulein,« rief Paul entzückt, »wie sollte ich nicht! Tausend Dank sage ich Ihnen für diese freundliche, mich beglückende Mittheilung. Ja, es soll Alles geschehen, wie Sie sagen, und zwar bald, und mit frischen Kräften, mit gehobenem Geiste will ich an die Arbeit gehen. Wo liegt der Bauplatz?«

Betty bezeichnete denselben genau und Paul beschloß, noch diesen Abend einen Gang dahin zu unternehmen. »Und Sie wollen so gütig sein, mir Ihren Beistand dabei zu leihen?« fragte er nach kurzer Pause.

»Ja, natürlich, so weit ich kann. Dann wird es aber nöthig sein, daß wir häufiger zusammenkommen als nur Sonntags, und Sie dürfen Ihre Zeichnungen nicht so lange ruhen lassen, ich muß immer gleich sehen, was Sie vollbracht haben.«

»Gern, von ganzem Herzen gern soll es Ihnen vorgelegt werden. Aber wie machen wir es, auf daß unser Beginnen nicht ruchbar wird?«

Betty schwieg eine Weile, dann sagte sie, heiter lächelnd: »Auch darüber habe ich schon nachgedacht und das Richtige gefunden, wie ich glaube. Wir brauchen nothwendig Fritz als Mittelsperson, der glücklicherweise jetzt immer im Hause ist. Es wird meine Sache sein, ihm seine Instructionen zu geben. Sobald Sie mich sprechen wollen – oder *müssen*,« setzte sie nachdrücklich hinzu, »lassen Sie mich es wissen, dann sende ich ihn zu Ihnen hinüber und lasse mir Ihre Zeichnungen holen oder komme zu meiner Tante herunter, bei der Sie sich zur festgesetzten Zeit auch einfinden können. Sie wird uns stets Gelegenheit geben, ungestört über unsre Pläne reden zu können.«

Paul senkte nachsinnend den Kopf. »Ja,« sagte er, »aber wie soll ich Sie wissen lassen, daß – daß ich Sie sprechen muß oder Ihnen etwas zu zeigen habe?«

»Das ist ja ganz einfach,« fuhr Betty in ihrer naiven Weise zu reden fort, »Wir richten eine Art telegraphischer Verbindung zwischen unsern Fenstern ein. Sobald Sie Fritz zu irgend einer Bestellung bedürfen, setzen Sie irgend einen Gegenstand an Ihr Fenster, den wir von den

unsrigen aus wahrnehmen können. Ich werde aufmerksam sein und Fritz wird es auch nicht daran fehlen lassen. Wollen Sie mir aber etwas mittheilen, was Fritz selbst nicht wissen soll, so *schreiben* Sie mir Ihre Meinung, fragen Sie mich, und ich – ich werde Ihnen auf gleiche Weise antworten, wenn es nicht mündlich geschehen kann. Sind Sie auch damit einverstanden?«

Ueber Paul's schönes Gesicht flog es wie ein lichter verklärer Sonnenstrahl. »Es bedarf wohl keiner Antwort von meiner Seite darüber,« sagte er. »Ihr Plan ist gut und wohl überlegt. An mir soll es nicht liegen, wenn er nicht vollkommen zur Ausführung kommt. – Aber nun lassen Sie mich Ihre Idee in Betreff des neuen Sommerhauses etwas näher kennen lernen; das würde vor der Hand das Nothwendigste sein.«

Betty entwickelte jetzt diese Idee und führte Alles an, was sie bereits in Bezug auf die Wünsche ihres Onkels in Erfahrung gebracht und was sie mit ihrer Tante gesprochen hatte. Als er Alles in sich aufgenommen, führte er Betty zu Frau Ebeling und empfahl sich auf eine Stunde den Damen, welche Zeit Betty dazu benutzte, dem über ihre lange Unterhaltung mit Paul schon neugierig gewordenen Cousin ihre Instructionen zu geben, die dieser natürlich mit Freuden empfing und nach besten Kräften auszuführen versprach.

Paul dagegen nahm einen Fiaker und fuhr ohne Säumen nach dem ihm bezeichneten Grundstück vor dem Thor und fand es sehr schön in unmittelbarer Nähe der öffentlichen Promenade gelegen und von hübschen



Landhäusern umgeben. Er maß auf der Stelle den Umfang und Flächeninhalt desselben ab, bezeichnete sich im Stillen, was bebaut und was Park und Garten werden sollte, und kehrte dann, den Kopf voll gährender Gedanken, nach dem Ebeling'schen Hause zurück, wo er den Banquier bereits antraf, dem bald auch Frau von Hayden folgte.

Man fand ihn an diesem Abend nicht so gesprächig und an der allgemeinen Unterhaltung Theil nehmend wie sonst, fast zerstreut, denn er arbeitete schon im Stillen den in seiner Phantasie fluthenden Plan aus. Um zehn Uhr Abends in seine Wohnung zurückkehrend, entschloß er sich rasch zu einer angenehmen nächtlichen Arbeit, und als er am nächsten Morgen seine Grundidee mit kritischen Augen besah, fand er, daß sie gut und würdig sei, der Ansicht und Prüfung zweier anderer Augen unterbreitet zu werden. Flüchtig und doch fest, wie er immer schrieb, warf er nun einige erklärende Worte auf einen Briefbogen, und als er auch damit zu Stande gekommen, begab er sich an sein Fenster, um zum ersten Male als Telegraphist das verabredete Werk zu versuchen.

Er war mit Betty übereingekommen, daß das Zeichen, er habe ihr Etwas mitzutheilen, ein Blumentopf mit einem hochgewachsenen grünen Bäumchen sein solle, und zu diesem Zweck hatte er einen gerade vorhandenen

Myrthenstock aus des Banquiers Garten mit hinübergenommen. Alsbald stand der reizende Baum an dem bezeichneten Fenster und in kurzer Zeit sollte sich die Wirkung dieses ersten Versuches zeigen. Fritz hatte das telegraphische Zeichen zuerst wahrgenommen, und einige Minuten später trat er bei seinem Freunde ein.

»Der Tausend!« sagte der gute Junge, »hast Du schon etwas Wichtiges zu Stande gebracht?«

»Ja, wie Du siehst, hier ist es, ich habe die halbe Nacht gearbeitet. Nun übergieb Deiner Cousine diese beiden Blätter – so, wir wollen sie in diese Mappe stecken – und dazu diesen kleinen Brief.«

Fritz warf nur einen Blick auf das ihm einfach zusammengefoldet hingehaltene Blatt ohne Adresse, dann sagte er: »Es ist ja nicht versiegelt, Paul – willst Du es nicht wenigstens mit einer Oblate verschließen?«

Paul dachte einen Augenblick nach. »Nein,« sagte er dann fest, »ich habe Deiner Cousine nichts zu sagen, was Dir verheimlicht zu werden brauchte, nur Deinem Vater muß es noch verborgen bleiben. Du kannst also alle meine Dir übergebenen Mittheilungen lesen.«

»Das werde ich aber nicht thun, Paul, Du kennst mich darin. Mir macht es schon Freude genug, der Vermittler einer so herrlichen Ueberraschung zu sein, die meinem guten Vater zugedacht ist. Was bis Weihnachten in Euren Briefen steht, ist Eure Angelegenheit allein, und ich möchte auch ein wenig überrascht werden, wenn Euch Euer Vorhaben gelingt.«

»Es wird uns gelingen, mein Freund, verlaß Dich darauf. Bis Weihnachten aber wird die Correspondenz nicht dauern, denn ich werde mit meinen Arbeiten in höchstens vier Wochen fertig sein.«

»Beeile Dich nicht zu sehr, wir haben Zeit. Mache Alles lieber recht hübsch, damit wir sämmtlich unsere Freude daran haben.«

Als Paul am Abend dieses Tages von seinen Berufsgeschäften nach Hause kam, fand sich Fritz abermals bei ihm ein und brachte die sorgsam zugebundene Mappe mit den beiden Blättern wieder zurück.

»Du hast Betty eine große Freude bereitet,« sagte er, »sie ist mit Deinem Eifer zufrieden. Lies, was sie Dir schreibt, und gieb mir, wenn es nöthig ist, wieder eine Antwort mit zurück.«

»Hat sie denn geschrieben?«

»So mach' doch die Mappe auf, dann siehst Du es ja.«

Paul öffnete die Mappe und fand ein ebenfalls nur zusammengefaltetes Blatt vor, auf dessen erster Seite er mit funkelnden Augen folgende, mit schöner deutlicher Schrift hingeworfene Zeilen las:

»Sie haben mich überrascht. So schnell habe ich keine Mittheilung über die bewußte Angelegenheit erwartet. Es ist Alles ganz allerliebste und ich gebe mit Freuden meine Beistimmung zu einer näheren Ausführung. Zeichnen Sie aber ruhig und langsam, überarbeiten dürfen Sie sich nicht. Sie haben ohnehin genug zu thun. Fritz ist von seinem neuen Amte

entzückt und wir halten fortan alle unsere Verabredungen fest. Es grüßt

Betty.«

»Nun,« sagte Fritz, als Paul an diesen wenigen Zeilen sehr lange las und sie sogar zwei- oder dreimal durchmusterte, »giebt es eine Antwort darauf?«

»Nein, mein Freund,« erwiderte Paul, wie aus einem glücklichen Traume erwachend, »heute nicht. Aber in wenigen Tagen wirst Du vielleicht schon wieder mein Bote sein müssen.«

»Meinetwegen alle Tage zweimal; das Comptoir verschlingt meine Kräfte nicht und es ist reizend für mich, Dein und Betty's Bote in solcher Angelegenheit zu sein.«

## ACHTES KAPITEL. DER KOMET ENTWICKELT ALLMÄLIG SEINEN GLANZ.

Es läßt sich bei dem großen Fleiß und der Geschicklichkeit, die Paul in Anfertigung von Arbeiten besaß, wie ihm jetzt eine zur Vollendung übertragen war, leicht vorstellen, daß dieselbe rasch vorschritt. Sein erfinderischer Geist wurde durch die reinen und edlen Beweggründe, welche sie in's Leben gerufen, eben so sehr gekräftigt, wie seine Hand beflügelt durch die Aufmerksamkeit, mit welcher die Auftraggeberin jedem Fortschritt derselben Zug für Zug folgte. Wenige Tage genügten, um

den Grundriß seines neuen Gebäudes vollständig herzustellen und dann die einzelnen Theile des schönen Ganzen kunstgerecht zusammenzufügen. Beiden Stockwerken wurde in ihrer festen und soliden Construction wie in der behaglichen Harmonie ihrer inneren Einrichtung eine gleiche, fast liebevolle Fürsorge gewidmet und auf alle, selbst die kleinsten Räumlichkeiten, bis auf deren Farben und Schmuck im Einzelnen, erstreckte sich die Umsicht des jungen Bauführers. Als aber erst der innere Raum des Hauses seine Eintheilung und Verzierung erhalten hatte, begab er sich rasch an das Aeußere desselben, und dafür hatte er schon so lange im Kopfe vorgearbeitet, daß das Hinwerfen auf das Papier ihm fast nur wie eine mechanische Arbeit erschien. Auch gelang es vortrefflich, und lange vor Weihnachten waren alle Blätter, die Façaden, Park- und Gartenanlagen, Nebengebäude und Kostenanschläge mit eingerechnet, bis auf den letzten Strich fertig und Paul konnte sich gestehen, daß er nie in seinem Leben eine Arbeit mit größerer Liebe begonnen und mit sichtbarerem Erfolge vollendet habe.

O, diese Arbeit war ihm in allen Phasen, von der Entstehung der ersten Linie bis zur Vollendung des letzten Pinselstrichs auf das Erstaunlichste erleichtert und versüßt worden, denn welche angenehme Erörterungen, mündliche und schriftliche Unterhaltungen knüpften sich daran! Fritz war dabei häufig in Anspruch genommen worden und das jetzt wie ein Heiligthum gepflegte Myrthenbäumchen hatte oft am kalten Fenster stehen und

seine ungewohnten Telegraphendienste verrichten müssen. Viele glatte Briefbogen auch waren beschrieben worden und mußten über die Straße wandern, und stets kam am Abend die Antwort zurück, die fast niemals eine abweichende Meinung kund gab, sondern immer nur Bestimmung, Lob und Freude brachte. O, das waren glückliche Tage, wie sie unserm Freunde noch nie geblüht, und in der ganzen Zeit bis zum Weihnachtsfeste befand er sich in einer Art Rausch, der ihm das Leben leicht und die Arbeit darin unsäglich süß erscheinen ließ.

Seine übrigen Arbeiten hatte er dabei keineswegs verabsäumt, da er meist Nachts an der so unerwartet ihm zugeflogenen Beschäftigung thätig war und nur die feinsten Zeichnungen und Colorirungen bei hellem Tageslichte ausführte. Ueberdieß hatte er im Winter weniger außer dem Hause zu thun und sein theoretisches Studium nahm bei Weitem die meiste Zeit in Anspruch, da er im October des nächsten Jahres seine Bauführerstellung bei der Regierung aufgeben mußte, um noch einmal auf ein Jahr, wie wir bereits früher erwähnt, die Bauakademie zu besuchen und während dieser Zeit sich zu seiner Baumeisterprüfung vorzubereiten, eine Prüfung, sagen wir es hier gleich, die ihm keine große Mühe, noch weniger Beschwerde verursachte, da er fortwährend fleißig gewesen war, sich bedeutende Sachkenntniß nach allen Richtungen erworben und die Theorie seiner schönen Kunst mit der Praxis auf die zweckmäßigste Weise verbunden hatte.

Schon am ersten December hielt Betty eine neue schöne Mappe in Händen, die Alles einschloß, was ein wohlhabender Bauherr in Bezug auf einen neu auszuführenden Bau sich nur wünschen kann, und sie freute sich herzlich über den Ausfall des kostbaren Inhalts, da sie sich eingestehen konnte, daß sie theilweise die Urheberin des schönen Ganzen war. Sehnsüchtig erwarteten nun alle in das Geheimniß mehr oder minder Eingeweihte das herrliche Fest, und einen Tag vor demselben erhielt Paul den letzten Brief, der ihm vom jenseitigen Hause von der Hand seiner schönen Bundesgenossin über den vorliegenden Gegenstand zu Theil ward.

Fritz war es wieder, der ihm diesen Brief einhändigte, und da er vollständig die damalige Stimmung der Schreiberin wiedergiebt, so wollen wir uns erlauben, denselben hierherzusetzen.

»Ich bin so voll Freude,« lautete er, »daß ich mich noch einmal gegen Sie schriftlich aussprechen muß, bevor das nahe Fest unsere bisherige Correspondenz verstummen macht. Es ist Alles gelungen, was wir uns vorgesetzt, und sogar ist es noch schöner geworden, als ich mir habe träumen lassen, daß es werden könnte, als ich Ihnen den ersten Wunsch darüber aussprach. Dafür Ihnen zu danken, der Sie hauptsächlich uns Allen diese Freude bereitet, ist ein Bedürfnis meines Herzens, welches ich schon heute befriedigen muß, da wir am Feste selbst doch nur wenig Gelegenheit finden werden, unsere Meinungen

und Empfindungen auszutauschen. Nehmen Sie also diesen Dank hin und seien Sie überzeugt, daß nicht ich allein ihn ausdrücken werde, sobald Ihr Werk in seiner ganzen Schönheit vor die Augen aller Uebrigen tritt.

Kommen Sie morgen Abend recht früh herüber und bringen Sie einen großen Sack für die Aepfel und Nüsse mit die wir Ihnen bescheeren werden. Ich selbst habe reichlich für Sie gesammelt, denn ein anderes Geschenk darf ich Ihnen ja doch nicht bieten. Wenn es Ihnen aber eine Freude macht, aus dem Herzen einer Freudigen ein wahres Wort zu vernehmen, so will ich es Ihnen mit der Unterschrift dieser Zeilen zurufen, die Sie daher nicht übersehen dürfen. Leben Sie wohl und nehmen Sie noch einmal den Dank

Ihrer *Freundin* Betty.«

Das Blatt zitterte in Paul's Händen so heftig, als er diese Unterschrift las, daß er es vor sich auf den Tisch legen mußte.

»Was zitterst Du denn so und warum siehst Du so ganz und gar verzückt aus?« fragte ihn Fritz, der ein aufmerksamer Zuschauer dieser ganzen Scene gewesen war.

Paul reichte ihm die Hand und sagte mit leisem, innigem Tone: »Fritz, Du bist mein Freund – da, lies diese Zeilen und sage mir, ob ich nicht Grund habe, darüber glücklich zu sein.«



Fritz nahm das Blatt und las es flüchtig durch. »Ihre Freundin Betty,« las er zuletzt laut. »Nun, mein Gott, was ist denn das weiter?« rief er lachend. »Das ist doch wahrhaftig kein Grund, um sich so bewegt zu fühlen! Hast Du denn noch nicht gewußt, daß sie Deine Freundin ist? Bei Gott, das weiß ich schon lange und sie sagt mir damit gar nichts Neues mehr.«

»Dir!« rief Paul, »aber mir hat sie es zum ersten Mal gesagt.«

»Was da – gesagt! Bewiesen hats sie es Dir schon tausendmal, und ich wundre mich wirklich, daß Dir das bisher noch nicht klar geworden ist.«

»Nein, so klar, wie es mir jetzt ist, ist es mir erst heute geworden, mein Lieber!«

»Nun, dann bist Du blind oder wenigstens verblindet gewesen!« versetzte Fritz, nahm seinen Hut und sagte seinem Freunde ›Gute Nacht‹, wobei er das Wort Betty's scherzhaft wiederholte: morgen nicht zu spät zu kommen und sich einen großen Sack für Aepfel und Nüsse mitzubringen, denn – der Herbst sei gut gewesen und man habe eine reichliche Erndte gemacht.«



Der so sehnsüchtig erwartete heilige Feierabend war endlich gekommen und in dem schönen großen Saale des ersten Stockwerks im Ebeling'schen Hause waren die Tische mit zahllosen und reichen Weihnachtsgeschenken ausgestellt. Die Frau des Hauses, immer und überall bei

der Hand, wo es Freude zu spenden gab, war mit Betty und ihrer Wirthschafterin beschäftigt, die Kerzen anzuzünden, denn bereits hatten sich in einigen Nebenzimmern der Oberforstmeister mit seiner Frau, Fritz, Paul van der Bosch und alle zum Hause gehörigen Arbeiter und Diener versammelt, um ihre Bescheerungen entgegenzunehmen.

Da erscholl der Klang der sie einladenden Glocke und die Flügelthüren öffneten sich. Geblendet vom Kerzenglanz der vielen Weihnachtsbäume und der tageshell flammenden Gaskronen, kamen die Versammelten theils mit froh lächelnden, theils mit scheuen Mienen herein und Jeder begann, nachdem er sich erst im Allgemeinen umgeschaut, den Platz zu suchen, der die für ihn bestimmten Gaben enthielt, wie ihn von der besten Schreiberhand des Comptoirs beschriebene Zettel deutlich genug bezeichneten.

Bald hatte Jeder gefunden, was ihm gebührte, und auch Paul gehörte zu diesen Glücklichen. Er hatte nicht nur viele Aepfel und Nüsse, wie ihm verheißen, sondern auch andere kostbare und erfreuliche Geschenke erhalten, da man ja mit dem Ernst dieses göttlichen Festes auch stets den Scherz zu verbinden pflegt.

Wir wollen das Einzelne hier nicht aufzählen, da es uns zu weit von unsrem Ziele abführen würde, und nur des Hauptsächlichen gedenken. Paul, mehr bedrückt fast als überrascht von den zahlreichen ihm zu Theil gewordenen Gaben – auch eine hübsche Handarbeit von Betty von Hayden war darunter – hatte seinen herzlichen Dank

abgestattet und war darin, von Betty gefolgt, die ihre Ungeduld kaum zu zügeln vermochte, an den Platz getreten, wo des Hausherrn Geschenke lagen. Bald gewahrten Beide, daß er die Mappe noch nicht gesehen habe, denn sie lehnte auf einem Stuhl, der jenem Platze gegenüber an der Wand stand. Als nun alle Commis und Dienstboten an ihn herangetreten waren und sich bedankt, viele von ihnen sich auch gleich wieder mit ihren Geschenken entfernt hatten, gab Frau Ebeling Paul und Betty einen Wink und näherte sich mit ihnen ihrem Manne.

»Bist Du diesmal zufrieden?« fragte sie in ihrer stillen Art und schlang den Arm um den Leib des geliebten Mannes.

Er küßte sie auf die Stirn und sagte: »Ich bin immer zufrieden, Charlotte, wie wäre ich es heute nicht, wo ich so viel Ursache habe, zufriedener denn je zu sein?«

»So hat Dir auch die Mappe recht vielen Spaß gemacht, wie?«

»Welche Mappe?« fragte Herr Ebeling, seine Frau neugierig anblickend.

»Nun, Du hast sie wohl noch gar nicht einmal gesehen – da steht sie ja auf dem Stuhl –«

»Wie, ist das auch noch mein? Gieb sie her und öffne sie – aber warum zittern denn Deine Hände so sehr dabei? O, Betty, hilf ihr doch – sie hat sich heute wieder zu viele Sorgen gemacht.«

Betty ergriff die schöne große Mappe von der einen Seite, wie ihre Tante schon die andere erfaßt hatte, aber auch ihre Hände zitterten seltsam heftig dabei.

»Nun, das muß ich sagen,« rief der Banquier, »die hat es auch in den Gliedern! Fritz, Bosch – kommt doch her, Kinder, und helft Alle zusammen!«

Aber Paul regte sich nicht, er stand etwas entfernt von der Gruppe und schaute sie mit fliegendem Athem an, denn auch sein Herz schlug laut, wie das aller in das Geheimniß Eingeweihten schlug.

Endlich aber war es gelungen, die absichtlich fest geknüpften Bänder zu lösen. Da aber sagte Betty, die sich mächtig zusammennahm: »So weit haben wir es glücklich gebracht, lieber Onkel, nun ist es Deine Sache, weiter vorzudringen, denn Dein allein ist die schönste aller Gaben.«

Jetzt fing auch der Banquier an eifrig zu werden. Er hob die große Mappe auf einen schon dazu bereit gestellten Tisch und schlug sie auseinander. Auf dem ersten Blatt, welches sein Auge erblickte, standen in der Mitte sinnreicher Arabesken und schöner Akanthusblätter die mit prächtiger Fracturschrift geschriebene Worte:

»*Das neue Haus vor dem Braunschweiger Thor.*« Und darunter die viel kleiner geschriebenen: »Eine Weihnachtsgabe von einem dankbaren Freunde Emil Ebeling's.«

Der so unerwartet Beschenkte schaute sich rings im Kreise um und seine in der Regel ernst blickenden Augen drückten eben so viel Verwunderung wie Spannung aus. Aber er sprach kein Wort, als ob ihm ein Siegel die Lippen verschlösse. Aller Augen dagegen wurzelten auf ihm, und seine Frau rief nun laut:

»Verwundere Dich nicht zu lange, Mann, sondern schlage das Blatt um und freue Dich!«

Er schlug es um und die schöne Vorderfaçade eines reizenden Landhauses, mitten in einem blumenreichen Garten gelegen und von grünen Wipfeln beschattet, schaute ihm in ihrem bunten Farbenschmuck entgegen.

Jetzt erst begriff der Banquier, um was es sich handelte, und er nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe. Aber nachdem er das erste Blatt mit raschem Blick überflogen, schlug er das zweite um, welches die Seitenfaçaden und eine neue Gartenansicht enthielt. Das dritte zeigte die Hinterfaçade, und nun erst kamen die Grundrisse der einzelnen Stockwerke, dann die Halle und die Zimmer in zahlreichen Blättern, und zuletzt ein weißes Blatt, worauf die Worte standen: »Kostenanschlag für das neu zu erbauende Haus vor dem Braunschweiger Thor.«

Da schaute der tiefbewegte Mann endlich auf und diesmal glänzte ein heller Freudentropfen in seinem Auge. »Frau,« rief er in großer Rührung – »jetzt begreife ich erst das Ganze. Aber wer, wer hat mir das gethan?«

Da ergriff die vor Freuden weinende Hausfrau Paul bei der Hand, zog ihn dicht zu ihrem Gatten hin und sagte: »Du fragst, Emil? Wer kann es anders gewesen sein als dieser, unser Aller und Dein Freund!«

»Herr Ebeling,« stammelte Paul, »ich *mußte* es thun, es gab eine zwifache moralische Gewalt, die mich dazu drängte: die Dankbarkeit und noch ein anderes Gefühl. Aber nicht ich bin der eigentliche Urheber dieser

Arbeit, die ich mit tausend Freuden vollendete, diese junge Dame da, Ihre Nichte, hat den Plan angegeben, mich dazu aufgemuntert –«

»Nein, nein,« unterbrach ihn Betty frohlockend, »die Tante hat mich dazu angestachelt, und der da, unser guter Fritz, ist der Handlanger bei dem heimlichen Bauentwurf gewesen.«

Alle standen tief bewegt im Kreise um den beglückten Hausvater. »Kinder,« sagte er, »wer es auch von Euch gewesen, der dazu gerathen, gestachelt und geholfen hat, ich danke ihm, denn Ihr habt damit meinen Lieblingswunsch erkannt und erfüllt. Dir vor Allen aber, Betty, danke ich, daß Du, wie es scheint, meiner Frau beigestanden hast und an die rechte Quelle gegangen bist. O ja, Ihr Weiber wißt immer die rechten Männer zu Euern Handlungen zu wählen. – Nun aber wende ich mich zu Ihnen, lieber Bosch,« fuhr er fort, indem er beide Hände nach Paul ausstreckte, die dieser sogleich herzlich ergriff. »Ich wußte ja schon lange, was wir Alle an Ihnen haben, und nun zeigt es sich klar und deutlich. Sehen Sie, was für eine schöne Frucht das kleine Samenkorn bringt, wenn man es in gute Erde legt – und das menschliche Herz ist ja der fruchtbarste Boden dafür. O, ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank für Ihre Liebe, Sie haben mir wirklich eine große Freude bereitet, und mag Ihnen ein Anderer einmal künftig beweisen, wie wohl es thut, so in aller Stille begriffen und verstanden zu werden. Aber nun hören Sie mich wohl an! Sie sollen jene Zeichnungen da, die ich mir morgen genauer betrachten werde, nicht blos

auf das Papier geworfen haben, nein, Sie sollen sie auch in Stein, Holz und Eisen ausführen, das heißt mit einem Wort: Sie sollen mein und der Baumeister Ihrer eigenen Entwürfe sein. Es ist das Ihr erstes, selbstständiges Werk und Sie sollen es allein mit meinen Mitteln in's Leben rufen. Wohlan denn, bedenken und besorgen Sie Alles; was dazu gehört; schließen Sie Contracte für die Lieferungen des besten Materials ab, ich bekümmere mich um Nichts und lege Alles in Ihre Hände. Am ersten März aber beginnen Sie den Bau und die nöthigen Gelder sollen Ihnen wöchentlich ausgezahlt werden.«

Dabei drückte er dem jungen Manne noch einmal herzlich die Hände und trat ihn dann an seine Frau und seinen Schwager ab, die ihm ebenfalls herzlich dankten und ihm liebevoll die Hände schüttelten. Als sich aber dann Alle wieder um die Mappe gruppirten und bald dies, bald jenes Blatt mit steigendem Behagen prüften, näherte sich Betty leise dem jungen Baumeister und, indem sie ihm ihre schöne Hand hinreichte, sprach sie halblaut, daß nur er sie verstehen konnte, mit freudig aufschauendem Auge:

»Sehen Sie wohl, daß Alles gekommen ist, wie ich Ihnen sagte? Nun haben Sie und ich die Freude davon! Das ist das erste schöne Werk, welches uns gerathen ist. Wie ich Ihnen aber schon gestern meinen Dank schriftlich ausgesprochen, wiederhole ich ihn heute mündlich und Sie merken mir wohl an, daß ich es ehrlich meine. Nicht wahr?«

Paul schwamm in einem Meere von Wonne. Es war das erste Mal, daß er diese warme Hand in der seinen hielt und zum ersten Male konnte er die Worte nicht finden, die er sprechen wollte. Das Herz war ihm zu voll und er nickte mit strahlendem Lächeln, bis er sich endlich fassen und sagen konnte:

»Ja, ich merke es Ihnen an und bin unsäglich dankbar dafür. Wiederholt sich aber auch heute die Unterschrift Ihres schönen gestrigen Schreibens?«

Ein lebhafter Druck von Betty's Hand beantwortete diese Frage, und ein bejahendes Kopfnicken und ein tiefer, halb in Lächeln, halb in Rührung verschwimmender Blick bestätigten die Unterschrift. Weiter aber sprachen sie nichts mehr und konnten es auch nicht, denn Fritz drängte sich jetzt an sie heran, umfaßte Beide stürmisch und rief:

»Ihr seid ein paar göttliche Menschen, wahrhaftig! Was Ihr in die Hand nehmt, gelingt immer. O, vergönnt auch Eurem Handlanger, daß er mit Euch glücklich ist, und wenn Ihr wieder einmal einen Boten braucht, so sagt es, mein Herz wie meine Beine sollen Euch immer zu Diensten stehen!«



Am ersten März des folgenden Jahres wurde wirklich in Gegenwart der männlichen Familienmitglieder auf dem neuerworbenen Grundstück der erste Spatenstich gethan. Der junge Bauführer hatte mit unermüdlichem



Eifer Alles eingeleitet und angeordnet, wie es ihm übertragen worden war. Arbeiter waren in Fülle vorhanden, die Materialien lagen in übersichtlichen Haufen in der nächsten Umgebung aufgeschichtet und im Hintergrunde des umfangreichen Grundstücks steckte schon ein kunst-sinniger Gärtner, der von Paul gewonnen war, die Wege des Parks ab, um möglichst bald seine Anpflanzungen beginnen zu können. Zu passender Zeit griff nun Alles in einander; unter tüchtiger Aussicht wurde fleißig gearbeitet und auf dem festgemauerten Grunde stieg rasch zu Aller Freude das solide Untergeschoß hervor, bis man in der Mitte des Mai schon zu den Fenstern des oberen Stockwerks gekommen war, das über der von Säulen getragenen Halle frei und kühn in die Höhe strebte.

Paul, der in diesem Frühjahr gerade mehr als gewöhnlich beschäftigt war, brachte jede freie Stunde bei seinem neuen Baue zu, ganz bestimmt aber war er von zwei bis drei Uhr draußen zu finden, da um diese Zeit Herr Ebeling zu kommen pflegte und es gern sah, wenn er sich mit Paul über den Fortschritt des Werkes, das ihm alle Tage mehr gefiel, unterhalten konnte. Um drei Uhr aber mußte unser Freund den Bauherrn nach Hause begleiten, denn seit dem ersten März war er sein täglicher Tischgenoß, wozu der Banquier ihn wiederholt aufgefordert und endlich vermocht hatte, da die Damen in seinem Hause die Bemerkung gemacht: Herr van der Bosch sehe sehr angegriffen aus; er strengte seine Kräfte zu übermäßig an und er müsse auf jede Weise mit guten Nahrungsmitteln und stärkenden Weinen gepflegt werden.

Ob Dies sich so verhielt, lassen wir dahingestellt; so viel aber war gewiß, daß Paul in jener Zeit sich durchaus nicht schwach oder schwächer als sonst fühlte; im Gegentheil, er war vollkommen gesund, er war sich seiner geistigen wie leiblichen, täglich zunehmenden Kräfte bewußt, und nur Abends um zehn Uhr beschlich ihn in der Regel eine sanfte Müdigkeit, da er um vier Uhr Morgens schon aufzustehen und den ganzen Tag tüchtig umherzulaufen pflegte. –

Es war gegen Ende des Mai, als Paul zur Mittagszeit, von einem weiten Wege zurückkehrend, das Grundstück vor dem Braunschweiger Thore erreichte, um mit seinem Polirer über den rasch vorschreitenden Bau Rücksprache zu nehmen und dann dem Aufwinden der beiden großen Sandsteinblöcke beizuwohnen, die das Frontispiz der Halle krönen sollten. Die schwere Arbeit war eben glücklich, die Steine, durch Mörtel und eiserne Klammern verbunden, lagen fest in einander gefügt und Paul stand noch auf dem Gerüste davor, als er von unten her hastig seinen Namen rufen hörte.

An den Rand des Gerüstes tretend, blickte er nach dem Rufenden hinab und sah hier Fritz Ebeling stehen, der sich in sichtbarer Aufregung befand und eben in großer Hast nach dem Bauplatz gelaufen war.

»Ah, Du bist es,« rief Paul hinab; »was giebt es so eilig? Du bist ja ganz außer Athem!«

»Hol's der Teufel! wenn man gerade einen Wagen gebraucht, kann man nie einen finden, und so mußte ich wohl laufen. Bist Du da oben bald fertig?«

»Für heute, ja! Nur am Abend will ich noch einmal her.«

»So komm rasch herunter, ich habe Dir etwas Wichtiges mitzuthemen.«

Die Stimme, mit der Fritz dies noch immer hastig sprach, zitterte merklich, und die Bewegungen der Arme, womit er die Worte begleitete, verriethen eine an ihm sehr selten wahrnehmbare Aufregung.

Paul stieg die Leiter hinab und dachte dabei:

»Was mag denn Dem begegnet sein? Sein Gesicht hat ja einen ganz eigenen Glanz. – Guten Morgen, Fritz, was führt Dich her?« fragte er dann den jungen Mann, sobald er auf ebener Erde neben ihm stand.«

Fritz, ohne weiter ein Wort zu sprechen, steckte seinen Arm unter den des Freundes und zog ihn mit fast zunehmender Heftigkeit bei Seite, bis er, eine ziemliche Strecke vom neuen Hause entfernt, eine Bank erreichte, auf welcher die Arbeiter zu sitzen und ihr Mahl zu verzehren pflegten. Er athmete noch immer rascher als gewöhnlich, seine Miene war seltsam aufgeregt und doch lag eine gewisse freudige Spannung darauf.

»Nun, was hast Du?« fragte Paul noch einmal, »Du kommst mir mit Deiner Hast und Deinem glänzenden Gesicht ganz merkwürdig vor.«

»Es ist kein Wunder,« nahm nun Fritz das Wort, »und Du wirst meine Aufregung sogleich begreifen. Ich bringe Dir jedenfalls eine wichtige Nachricht – meinem Vater und mir erscheint sie wenigstens so – und es wollte mich bedünken, als dürften wir keine Minute verlieren,

um sie Dir mitzuthemen. Darum habe ich auch meine Arbeit im Comptoir liegen lassen und bin rasch herausgelaufen. Glücklicherweise habe ich Dich bald gefunden.«

Paul war ein ruhiger Mann und so leicht keiner Aufwallung seiner Gefühle unterworfen, die Art und Weise aber, wie Fritz jetzt sprach, machte ihn doch etwas betroffen und, an einen ganz andern Gegenstand denkend, als an den, der ihm sogleich offenbar werden sollte, fragte er noch einmal: »Wichtig für mich? Nun, da bin ich doch neugierig.«

»Ja, sieh: unter den Zeitungen, die im Comptoir gehalten werden, befindet sich auch der Hamburger Correspondent, den aber in der Regel nur unser ältester Commis liest und dann meinem Vater die nöthigen Mittheilungen daraus macht. Heute nun nahm zufällig mein Vater selbst – hier habe ich es – dies Blatt in die Hand, und als er es, nachdem er das Wichtigste gelesen, zusammenlegen wollte, fiel ihm diese mit dicken Lettern gedruckte Stelle in die Augen. Er las sie und da war er natürlich sehr überrascht und rief mich herbei, woran er mich fragte, ob Dein Onkel, der Professor der Mathematik, nicht Casimir heiße.«

»Aber woher weiß denn Dein Vater diesen Namen?« fragte Paul dagegen.

»Woher er ihn weiß? Nun, von mir, der ich ihm und meiner Mutter vor Jahren schon Deine Lebensgeschichte erzählte, wie ich sie aus Deinem eigenen Munde erfuhr. Siehst Du nun, wie Dein Vertrauen zu mir sich jetzt auf eine ganz unerwartete Weise belohnt?«

Paul lächelte für sich, als wollte er sagen: »Das hat sich schon auf andere Weise belohnt!« und griff nach dem ihm hingehaltenen Blatt, die Stelle mit den Augen festhaltend, auf die der Finger des Freundes wiederholt deutete.

So las denn Paul nicht ohne merkliche Spannung das folgende Inserat:

*»Wiederholte Aufforderung.*

*»Wenn ein gewisser, in Amsterdam in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts geborener, und als junger Mann nach Deutschland ausgewanderter Casimir van der Bosch, der Sohn des in Amsterdam verstorbenen Malers Jan van der Bosch, noch in Deutschland lebt, so wird er hierdurch ernstlich aufgefordert, seinen Stand und Wohnort, überhaupt die Verhältnisse, in denen er lebt, ohne Säumen schriftlich an das Haus Baring und Sohn zu Hamburg einzusenden. Da diese Mittheilung sehnlichst erwartet wird und von wichtigen Folgen begleitet sein kann, so wird der p. Casimir van der Bosch hiermit wiederholt ersucht, unserer Aufforderung möglichst schnell und genau nachzukommen.*

*Baring und Sohn.«*

Als Paul diese Zeilen gelesen, sahen sich die beiden jungen Männer erstaunt und mit großen Augen an.

»Das kann nur Dein Onkel sein, nicht wahr?« fragte Fritz lebhaft;

»Ohne Zweifel ist er es. Und was mag diese Aufforderung zu bedeuten haben?«

»Nun, so viel ist doch gewiß, daß sie von Wichtigkeit ist, und ich bin fest überzeugt, daß mein Vater Recht hat, wenn er glaubt, sie rühre von Deinem verschollenen Stiefonkel, dem Quentin van der Bosch her, von dem Ihr nie eine directe Nachricht erhalten und nur durch das Gerücht gehört habt, daß er in Ostindien lebe und ein reicher Mann geworden sei. Mag es aber sein, wie es will, Du mußt sogleich mit mir nach Hause gehen und diese Aufforderung sofort Deinem Onkel übersenden, der natürlich auf der Stelle an Baring und Sohn nach Hamburg schreiben wird. Du glaubst nicht, wie freudig bewegt ich über diese Aufforderung bin, denn wenn mein Gefühl mich nicht täuscht, so – so handelt es sich hier um eine Erbschaft, und Du, der einzige lebende Verwandte Deines Onkels Casimir, bist also auch der einzige Erbe desselben.«

Paul lächelte etwas zweifelhaft. »Gemach,« sagte er, »Dein Wunsch, mich reich zu sehen, also Deine Liebe zu mir, verblendet Dich und zaubert Dir ein schönes Luftschloß vor. Doch ich werde Dich sogleich nach Hause begleiten, mit Deinem Vater reden und dann an meinen Onkel schreiben. Laß mich nur noch einige Worte mit dem Polirer sprechen, ich bin bald mit ihm fertig.«

Mit ruhigen langsamen Schritten, wie er immer ging, kehrte Paul nach dem Bauplatz zurück und rief den Polirer vom Gerüst herunter. Mit der gewöhnlichen Gemüthsruhe gab er ihm seine Anweisungen und dann wandte er sich wieder nach Fritz Ebeling um, dem die Zeit schon

lang zu werden anfang, ehe er seinen Freund am Arm nehmen und mit ihm der Stadt zueilen konnte.

Sie trafen den Banquier Ebeling nicht gleich zu Hause, er hatte eben einen kurzen Geschäftsgang angetreten, wurde aber bald erwartet. Um keine Zeit zu verlieren, setzte sich Paul sogleich auf seines Freundes Comptoirstuhl und schrieb einige Zeilen an seinen Onkel, denen er das Blatt der Hamburger Zeitung beilegte, nachdem er die wichtige Stelle mit Rothstift angestrichen hatte.

Als ein Comptoirdiener eben den Brief auf die Post brachte, erschien Banquier Ebeling und lud die jungen Männer ein, ihm in sein Arbeitscabinet zu folgen, welches dicht neben dem Comptoir lag und nur durch eine Glasthür davon geschieden war, deren dunkle Vorhänge in der Regel herabgelassen waren.

In diesem Arbeitscabinet des Chefs des Hauses sah es höchst gemüthlich aus, nur ein großer mit Briefen und verschiedenen Geschäftsbüchern bedeckter Tisch verrieth das kanfmännische Treiben, im Uebrigen war es mit bequemen Möbeln, Sophas und Sesseln gefüllt, die mit dunkelgrünem Stoff überzogen waren.

Der Banquier, sobald er den jungen Männern voran eingetreten war, bot ihnen eine Havannahcigarre an, aber Keiner von ihnen hatte jetzt besondere Lust zum Rauchen und so lehnten Beide das Dargebotene ab.

»Aha,« begann der Banquier seine Rede, »die wiederholte Aufforderung aus Hamburg hat auf Euch gewirkt, nun, das ist natürlich. Fritz hat Ihnen wohl mitgetheilt,

lieber Bosch, was für eine Ansicht ich von der Sache habe, nicht wahr?«

»Ja, Herr Ebeling, und es ist auch sehr möglich, daß Sie nicht weit von der Wahrheit entfernt sind, obgleich es auch etwas Anderes als eine Erbschaft betreffen kann.«

»Natürlich, natürlich! Schulden würde ich auf diese Erbschaft noch nicht machen. Haha! Der so lange verschollene Bruder Ihres Onkels will sich vielleicht blos nach seinem jüngeren Bruder erkundigen, um ihm endlich Nachricht von seinen Lebensereignissen und Verhältnissen zu geben.«

»Nein, das glaube ich doch nicht,« warf Fritz nachdrücklich ein. »Dazu war die Aufforderung von Baring und Sohn zu ernstlich und dringlich gehalten. Sie sprach von *wichtigen* Folgen – das dürft Ihr nicht vergessen.«

»Er hat Recht,« sagte der Banquier nach einigem Nachdenken. »Jedenfalls wäre es der Mühe werth, sich eine nähere Einsicht in die Lage zu verschaffen, und das scheint mir nicht ganz unmöglich. Das Haus Baring und Sohn in Hamburg ist mir sehr genau bekannt, es ist eins der größten und reellsten Häuser daselbst und ich bin mit dem Alten von früherer Zeit her sogar persönlich befreundet.«

»Dann forsche doch einmal bei ihm nach!« rief Fritz wieder mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit.

»Hm! Ja, das könnte am Ende geschehen, nur müßte es auf eine geschickte Weise angefangen werden – in solchen Fällen ist man discret, zumal wenn Einem der Mund



gebunden ist, was hier leicht der Fall sein kann. Unter der Hand jedoch ließe es sich vielleicht versuchen.«

»Natürlich,« fuhr Fritz fort, »es muß auf diplomatische Art geschehen – mit der Thür darf man bei Baring und Sohn nicht in's Haus fallen.«

Der Banquier Ebeling zog seine Cigarre mit starken Zügen an und blies unaufhörlich dicke Rauchwolken vor sich hin, was sonst gar nicht seine Gewohnheit war. Er schien über irgend etwas scharf nachzusinnen, doch war es, als würde es ihm schwer, den Entschluß zu fassen, der zu der von ihm angedeuteten Handlung nothwendig war. Plötzlich warf er die Cigarre weg, rieb sich die Hände und sagte, sich von seinem Sitze erhebend:

»Da schlägt es drei Uhr, nun laßt uns zu Tisch gehen. Nach Tische will ich mit meiner Frau sprechen und bis ich mit ihr fertig bin, erwartet mich hier. So viel Zeit müssen Sie heute haben, lieber Bosch. Ach, und nun habe ich heute unsern Bau nicht gesehen! Na, morgen ist auch ein Tag und dann haben wir doppelte Augenweide.«

»Ja, das Frontispiz ist im Rohbau fertig,« versetzte Paul ruhig und schickte sich an, dem Banquier in das Speisezimmer zu folgen.

»Sie sind ein merkwürdiger Mensch,« sagte dieser stehen bleibend und Paul lächelnd anschauend. »Man würde es nicht glauben, wenn man es nicht mit eigenen Augen sähe. Eine große Erbschaft schwebt über Ihnen in der Luft und Sie schauen so ruhig darein, als ob das gar nichts für Sie wäre!«

Paul lächelte sanft. »Es giebt viele andere Dinge im Leben, Herr Ebeling,« erwiderte er, »die mir lieber sind als eine Erbschaft, zumal eine, die so hoch über mir in der Luft schwebt, daß ich sie noch nicht einmal sehen kann. Und zwischen Sehen und Ergreifen liegt auch noch eine tiefe Kluft.«

»Da mögen Sie Recht haben. Aber was ist Ihnen denn lieber auf der Welt als eine Erbschaft, he?«

Paul sann einen Augenblick nach, dann sagte er mit wahrer Empfindung: »Die Achtung der Menschen, der Erfolg der Arbeit und – die Liebe meiner Freunde.«

»Ah ja, das mag sein. Sie sind ein braver Mann, aber so eine tüchtige Erbschaft ist doch auch nicht zu verachten.«

»Ich verachte sie nicht – für's Erste jedoch habe ich sie noch nicht.«

»Das ist wahr! – Nun aber kommt – ich habe Appetit und die Frau vom Hause wird uns hoffentlich was recht Gutes vorsetzen.« –

Bei Tische war es, wo Frau Ebeling die erste Kunde von dem neuen Ereigniß erhielt, welches die Männer so lebhaft beschäftigte, und die theilnehmende Frau wurde dadurch noch viel lebhafter betroffen. Die Nachricht hatte sie dermaßen überrascht, daß sie fast kein Wort sprechen konnte und nur bald ihren Mann und bald den ebenfalls schweigsamen Paul ansah, als ob sie aus den Mienen derselben auf ihre Gedanken schließen wolle.

Endlich faßte sie sich und sagte zu Paul: »Das ist jedenfalls ein sehr wichtiger Vorfall, mein lieber Freund, und

auch Haydens werden ihn gewiß dafür halten. Darf ich es ihnen denn mittheilen?»

Ueber Paul's bleiches Gesicht zog flüchtig ein dunkler Schimmer. »In Gottes Namen,« erwiderte er, »aber sagen Sie nur nicht, daß ich irgend etwas Erhebliches davon erwarte, wie zum Beispiel Fritz es denkt.«

»Nun, darin hat Fritz doch wohl nicht so ganz Unrecht, dünkte ich,« fuhr sie fort. »Und ich bin überzeugt, Betty wird es auch so ansehen. Ohne Gratulation kommen Sie nicht fort, das sage ich Ihnen vorher.«

»Das wäre zu früh,« rief der Banquier, schon von seinem Stuhle aufstehend, »eine Gratulation kann Bosch noch nicht annehmen.«

»Das werde ich auch nicht, Herr Ebeling, und hoffentlich wird man mir es ersparen, sie anhören zu müssen.«

»Ach, die Weiber, die Weiber! Es ist ein Hauptgenuß für sie, zu gratuliren oder zu condoliren, und unter dieser Firma werfen sie sich leider nur zu oft in Staat, um ihre neuesten Roben der Welt zu zeigen.«

»Aber Ebeling!« rief seine Gattin mit dem Finger drohend, »wer hat Dich denn heute so bissig gemacht?«

»Wahrscheinlich die in der Luft schwebende Erbschaft. Doch nun, Kinder, geht in mein Cabinet und erwartet mich, ich habe nur noch einige Worte mit der Mutter zu sprechen.«

Als die jungen Männer das Zimmer verlassen hatten, gab der Banquier seiner Frau einen Wink und schritt ihr nach dem gewöhnlichen Wohnzimmer voran. Hier angekommen, setzte er sich bequem auf ein Sopha und sagte:

»Nun, Charlotte, was sagst Du denn in Wahrheit zu dem Neuesten? Unter uns – ich bin fest überzeugt, daß der alte verschollene Onkel gefunden ist und sein Hab und Gut seinem Bruder vermachen will. Die Erbschaft schwebt also nicht so hoch in der Luft, wie der anspruchlose und immer zufriedene Paul es glaubt.«

»Ich wundere mich gar nicht darüber, Emil, das muß ich Dir sagen,« erwiderte seine Frau, die sich neben ihn gesetzt. »Denkst Du noch daran, was ich Dir einst über den jungen Mann sagte, als er für uns noch ›der arme Student‹ war?«

»Ei ja, ich denke gar wohl daran und Du magst am Ende ganz Recht mit Deiner Diagnose und Prognose gehabt haben. Nun höre aber, was ich Dir sagen will. Der Fritz ist sehr neugierig auf den Zusammenhang der geheimnißvollen Aufforderung, und ich – ja, ich bin es auch.«

»O, ich auch, ich auch, lieber Mann!«

»Nun natürlich, warum wärest Du denn ein Weib? Haha! Nun sieh, da bin ich auf den Gedanken gekommen, den Fritz mit einem geheimen diplomatischen Auftrage nach Hamburg an meinen alten Freund Baring zu senden und diesen einmal ein Bischen auf den Zahn fühlen zu lassen.«

»Thu es doch,« sagte Frau Ebeling nach kurzem Nachdenken, »falls Du Fritz wirklich dieser Aufgabe gewachsen glaubst. Was mich betrifft, ich trenne mich gern auf ein paar Tage von ihm, wenn es zu seines Freundes Bestem gereicht.«

»Aha, das ist es, Ihr seid Alle in den Bosch verliebt, ich weiß es wohl, na, und ich kann es Euch nicht verargen. Er ist wahrhaftig ein Prachtmensch, so ganz durch und durch. – Aber Du hegst Zweifel, ob Fritz dieser Aufgabe gewachsen ist? Bei Gott, dann kennst Du doch Deinen eigenen Sohn nicht! Unser ehemaliger kleiner Junge, liebe Charlotte, ist ein großer Schlaukopf geworden, das kannst Du mir glauben. Der vertraute Umgang mit Paul und das mannigfache Studium haben ganz sonderbaren Erfolg bei ihm gehabt. Du solltest einmal seine Correspondenzen lesen, ich bin oft ganz betroffen darüber. Das ist ein kaufmännisches Genie, meine Liebe, und er hat für noble Speculationen aller Art ein ausgebildetes, gesundes Organ, wo Andere nur ein fieberhaftes Ahnungsvermögen haben. Also – soll ich ihn nach Hamburg senden?«

»Ja, Emil, sende ihn hin, ich bin damit einverstanden!« sagte Frau Ebeling mit festem Entschluß.

»Nun, dann packe seinen Koffer, denn er muß noch heute Abend fort. Ich habe keine Ruhe mehr, bis ich weiß, woran wir sind.«

Herr Ebeling verließ jetzt seine Frau, um sich in sein Arbeitszimmer zu begeben, wo die jungen Männer ihn schon sehulich erwarteten.

»Laßt mich kurzen Proceß machen,« sagte er zu ihnen, »und rasch ein vernünftiges Wort sprechen. Fritz, willst Du Deine erste diplomatische Reise antreten und Dir dabei Deine Sporen verdienen?«

»Ah!« rief Fritz frohlockend. »Ich soll nach Hamburg und Baring und Sohn besuchen, nicht wahr?«

»Ja, das sollst Du, wenn Dein Freund nichts dagegen hat.«

»Was sollte ich Dagegen haben?« fragte dieser mit seiner alten Ruhe. »Wenn es aber etwas ganz Anderes ist, als Sie erwarten, dann hat Fritz seine Zeit und Sie haben das Geld verloren, was die Reise kostet.«

Vater und Sohn lachten laut auf über diesen letzten Einwurf.

»Sie haben diesmal in Beidem Unrecht, lieber Bosch,« sagte der Banquier. »Zeit und Geld sind nie verloren, wenn man damit einem Freunde etwas Liebes thut und dadurch erreicht, was man erreichen will. Etwas erreichen wir durch Fritz bestimmt: Entweder erfahren wir, daß wir recht calculirt, oder daß wir ein Luftschloß gebaut. Auch die Einsicht eines Irrthums ist oft Geld werth, mein Lieber. Und nun sind wir fertig. In zwei Stunden, Fritz, komm zu mir und nimm einen Brief an den alten Baring in Empfang. Ich werde Dich ihm als meinen Sohn vorstellen und ihn bitten, Dir von seinem jüngsten Sohn – er hat zwei und der älteste ist schon sein Compagnon – die Stadt Hamburg zeigen zu lassen. Die übrigen Instructionen werde ich Dir mündlich geben. In dem Briefe wird natürlich nichts von Casimir van der Bosch stehen und Du wirst ihn selbst auf's Tapet bringen müssen. Jetzt geh' zu Deiner Mutter und sage ihr, was Du für Sachen eingepackt haben willst, Deinen Koffer hat sie schon von dem Boden holen lassen.«

Paul hörte das Alles an wie Jemand, der gar nicht an der Sache betheilig ist, und fast kam ihm der Eifer seiner

Freunde scherzhaft vor. Aber diese faßten seine Angelegenheit wirklich ernsthaft auf. Zwei Stunden später hatte sich Fritz bei der Familie des Oberforstmeisters verabschiedet und von Betty den besonderen Auftrag erhalten, ja nichts zu versäumen, was zum Besten ihres beiderseitigen Freundes gereichen könne.

»Ich glaube gar, Du gingest lieber selbst nach Hamburg, um Deine kleine Spürnase in Baring's Comptoir zu stecken, wie?« fragte der heitere Cousin.

»Wenn ich ein Mann wäre, gewiß, Fritz, und sei überzeugt, ich brächte mehr heraus als Du.«

»Oho! Das wollen wir doch erst sehen! Baring und Sohn und Ebeling und Sohn werden sich messen und ein kleines Turnier bestehen.«

»Soll ich Dir einmal Etwas prophezeien?« fragte Betty lachend.

»Ja – ich will Dich zum falschen Propheten machen, wenn Du etwas Schlimmes prophezeist.«

»Nun denn. Du gehst zum Turnier und kommst zwar mit stumpf geschlagenen Waffen aber ohne den Sieg errungen zu haben, zurück.«

Fritz schaute trüb vor sich nieder. »Du sagst das?« rief er. »Pfui, das klingt bitter. Du hättest mir auch einen besseren Trost mit auf die Reise geben können. – Dafür bekomme ich aber einen Kuß, nicht wahr?«

»Da hast Du einen – und noch einen – so! Und nun reise glücklich. Hast Du sonst nichts auf dem Herzen?«

Fritz besann sich. »Daß ich nicht wüßte. Oder ja, doch. Sorge doch ja dafür, daß Paul alle Tage seine Flasche Rothwein trinkt; er will nie daran, wenn ich ihn nicht ermuntere, und doch stärkt ihn der Wein so und macht ihn immer heiter.«

»Ich werde dafür sorgen, ja!«

»Thu das. Deine Bitten wirken bei ihm, wie der Stab Mosis auf den Felsen – er läßt Wasserquellen sprudeln –«

»Es sollte diesmal ja Wein sein –«

»Ach ja, aber Du hast mir nur zwei Küsse gegeben und darum spreche ich Unsinn –«

»Aha – hier hast Du den dritten, und nun Adieu, mein Bursch, jetzt wirst Du hinreichend mit Klugheit gewappnet sein!«

Sie drückten sich herzlich die Hände und schieden von einander. Abends nach neun Uhr aber begleitete Paul seinen Freund nach dem Bahnhof und Punct zehn Uhr dampfte Fritz mit dem Schnellzuge ab, um sich die Sporen zu verdienen und – wie die Cousine es ihm prophezeit – mit stumper Waffen aus seinem ersten Turnier zurückzukehren; ob aber ganz ohne Erfolg, wird bald die Folge lehren.

## NEUNTES KAPITEL. VOR DER SONNE STEIGEN DÜSTERE NEBEL AUF.

Wir würden nicht die Wahrheit sagen, wenn wir behaupten wollten, Paul habe ohne alle Spannung der Entwicklung des Auftrages entgegengesehen, mit welchem



sein Freund Fritz Ebeling diese Reise nach Hamburg angetreten hatte; indeß war diese Spannung eine viel gemäßigtere, als die der meisten übrigen Mitglieder des uns bekannten Kreises, und spiegelte sich kaum in seinem Wesen, am wenigsten aber in seinen Worten ab, wenn irgend einmal die Rede darauf kam. Paul hegte in der That keine große Hoffnung, daß Fritz mit einem bestimmten Resultat zurückkehren werde, ja er trug sich nicht einmal mit dem lebhaften Wunsch danach herum. Und fragen wir, warum dies so war, so müssen wir aufrichtig bekennen, daß sein Leben, wie es gegenwärtig beschaffen, ihn vollkommen befriedigte und daß er nie nach einem besseren, am wenigsten glänzenderen verlangte. Bei seinem Studium und seiner Arbeit hatte er sich stets wohl befunden, die geregelte Thätigkeit, in der ihm der Tag verlief, war ihm zum heilsamen und angenehmen Bedürfniß geworden. Diese Thätigkeit hatte ihm auch die Mittel gewährt, sich das Leben behaglicher zu gestalten. Außerdem besaß er Freunde, gute, vortreffliche Freunde, so daß seine Gegenwart unsäglich herrlicher als seine Vergangenheit war, und an die Zukunft hatte er noch nicht gedacht, da er ja vollauf beschäftigt war, den laufenden Tag, die sich ruhig abrollenden Jahre auszufüllen und er auch nicht zu den sich selbst quälenden Menschen gehörte, die über die Sorge des kommenden Tages die Freude des gegenwärtigen vergessen, was allerdings jeden Genuß vergällt und doch Vielen eine traurige Mitgift für's ganze Leben ist.

Dennoch empfand er in diesen Tagen einige Neugierde, wie Fritz sich der ihm übertragenen Aufgabe gegenüber verhalten und was er ausrichten würde, da von dieser Seite allein ein Aufschluß über die räthselhafte Zeitungsannonce zu erwarten war. Denn daß sein so wenig schreibbelustiger Onkel ihm so bald keine Erklärung senden würde, wenn eine solche demselben überhaupt zu Theil wurde, das hatte ihn eine lange Erfahrung gelehrt und so gab er sich auch diesmal keiner Täuschung darüber hin.

Bei Weitem neugieriger schon auf den Erfolg der Reise des jungen Kaufmannes waren die Eltern desselben, da ihn in diesem Fall nicht allein Paul's Glück, sondern auch die Geschicklichkeit ihres Sohnes am Herzen lag. Noch viel begieriger indessen, von den nächsten Ereignissen unterrichtet zu werden, erwies sich Frau von Hayden, und in ihren Augen war der junge Bauführer auf einen Schlag ein ganz anderer Mensch geworden, als wäre er schon jetzt der unzweifelhafte Erbe einer Million, die der alte reiche Holländer ja doch wenigstens in seinem Besitz haben mußte.

Als sie, in solchen Träumen befangen, in Betty's Begleitung, die bei der ersten Nachricht des Ereignisses nur von einem lauten Herzklopfen befallen war, mit flammendem Gesicht vor ihren Gatten trat und ihm das Neueste berichtete, lächelte dieser sehr ungläubig, schüttelte den Kopf und zuckte dann mit seiner vornehmsten Miene die Achseln.

»Dummes Zeug,« sagte er, die Zeitung, in der er – auf einem Sessel am Fenster sitzend – las, auf das Fensterbrett werfend. »Die Ebelings werden über ihren Baumeister noch närrisch werden! In Baumwolle haben sie ihn schon gewickelt und nun möchten sie ihn noch in Gold fassen! Ich habe ihn auch ganz gern, er ist ein anständiger, leidlich gebildeter Kerl, aber man muß doch bei einem Menschen von so unbestimmter Abkunft seine Zärtlichkeit in gewissen Schranken halten. Wenn Fritz ein Mädchen wäre, sie müßte ihn am Ende gar heiraten und würde ihm vielleicht noch auf einem goldenen Teller präsentirt. Und jetzt wird der Teufel erst recht los sein. Was doch solch' eine dumme Zeitungsannonce nicht für Wirkung hat! Du lieber Gott, was kann die nicht Alles zu bedeuten haben – muß es denn immer gleich eine Erbschaft sein?«

Betty's Auge leuchtete bei dieser väterlichen Rede in hellerem Strahl auf und sie war eben im Begriff, einige Worte darauf zu erwidern, als die Mutter ihr einen Wink gab, zu schweigen und dem Vater lieber nicht zu widersprechen, der schon lange Zeit mißgestimmt war, weil er in seinem Amte wiederholt Unannehmlichkeiten gehabt hatte und außerdem an häufig wiederkehrendem Kopfschmerz litt. Betty beherrschte sich auch sogleich, befolgte den Wink der Mutter und verließ das Zimmer, um sich in ihr eigenes zu begeben und wenigstens mit ihren Gedanken sich über den das ganze Haus in Bewegung setzenden Vorfall zu unterhalten.

»Wenn Du etwas recht Wichtiges und vielleicht gar bald erfährst,« hatte die letzte Instruction des Banquiers an Fritz gelautes, »so schreibst Du es auf der Stelle!« und auf seines Sohnes Pünctlichkeit rechnend, setzte er voraus, daß dieser sich beeilen werde, seinem Wunsche nachzukommen. Als aber zwei und drei Tage vergingen, ohne daß ein Brief kam, beruhigte er sich allmählig und seine bisher so glänzenden Erwartungen nahmen von Stunde zu Stunde eine blässere Färbung an.

Endlich war Fritz schon sechs Tage fort und nun konnte man seiner Rückkehr stündlich entgegensehen. Der Banquier wurde, da diese Rückkehr sich dennoch hinauszog, mit jedem Augenblick unruhiger, und jedesmal, wenn ein neuer Bahnzug von Hamburg angekommen war, erschien er im Zimmer seiner Frau, bei der er nicht selten Betty antraf, die nicht minder eifrig das Coursbuch studirt hatte, als ihr Onkel selber. Allein Betty sollte nicht so glücklich sein, den Cousin eintreffen zu sehen, denn als er endlich am Abend des siebenten Tages mit dem letzten Nachtzuge kam, war sie schon in ihrem Zimmer und so entging ihr die Freude, eine der Ersten zu sein, die von den Lippen des jungen Sendboten den Erfolg seines diplomatischen Unternehmens erführe.

Der Banquier war im Zimmer bei seiner Frau und Paul saß noch bei ihnen, als ein Fiaker vor die Thür gerollt kam und bald darauf Fritz bei ihnen eintrat. Von Seiten der Eltern wurde er mit lauter Freude, von Seiten

Paul's mit einem warmen Handschlage empfangen, und drei gleich gespannte Augenpaare forschten auf seinem Gesicht, was für Nachrichten er bei sich trüge.

Der junge Sendbote aber war ein schlauer Diplomat von Natur, und jetzt gab er sich die größte Mühe, alle inneren Regungen von seinem Gesicht fernzuhalten. Dennoch sah man ihm an, daß er nicht allzu viel Lorbeeren erworben habe, sonst würde er am Ende doch lauter und fröhlicher gewesen sein. Als er aber erst eine Tasse warmen Thee's getrunken, sah er seine Lieben der Reihe nach heiter an und sagte: »Nun, Ihr seid wohl recht neugierig, trotzdem Ihr keine Frage aussprecht – nicht wahr? Das kann ich mir denken. Na, in Einigem kann ich Euch doch befriedigen, wenn auch nicht in Allem.«

»Also Du hast doch Etwas erreicht?« rief die Mutter frohlockend aus.

»Laßt mich ruhig erzählen, von Anfang zu Ende,« fuhr Fritz mit erstaunlicher Ruhe fort, »das Resultat wird sich dann für uns Alle von selbst ergeben. Meine Reise fing ganz gut an und ich hatte erträgliche Gesellschaft. In Hamburg angekommen, schlief ich erst ordentlich in Streit's Hôtel, wo ich abgestiegen war, aus, kleidete mich gegen Mittag an und begab mich auf die Börse, wo ja um ein Uhr alle Kaufleute zusammenströmen. Ich ließ mich an den Platz von Baring und Sohn führen und traf den alten Herrn und seinen ältesten Sohn, die mir alsbald bezeichnet wurden, richtig an. Ich stellte mich vor, gab dem alten Herrn Deinen Brief und sprach Deinen Gruß dabei aus, Vater. Er hieß mich willkommen und nahm

mich um drei Uhr mit in sein Haus in St.-Georg, wo ich eine Stunde später mit der Familie speisen mußte. Das ist eine nette Familie, so viel muß ich sagen, und ich habe bei ihnen auch ganz gut gespeist, obwohl sie gewiß nicht auf einen Gast vorbereitet waren. Vor Allen gefiel mir der jüngste Sohn, Hugo heißt er, der auch Commis bei seinem Vater, wie ich bei Dir, und nur sechs Monate jünger ist als ich. Es ist ein kleiner gewandter Mensch, mit einem ausdrucksvollen Gesicht und einer ungeheuren Washingtonnase, wie sie fast alle seine Verwandten haben, aber die seine ist doch die größte und ragt ganz erstaunlich keck und frisch in die Welt hinaus. Der alte Baring hatte sehr viel nach Dir und der Mutter zu fragen und ich erzählte ihm offen und ehrlich, was er wissen wollte, namentlich, was das Geschäft betraf. Ich mußte ihn mir ja zum Freunde machen. Beim Dessert, als es Champagner gab, den Hugo namentlich sehr gern trank, wie ich merkte, sagte ich ganz zufällig: ›Wissen Sie, Herr Baring, wodurch mein Vater wieder an Sie erinnert worden ist?‹ – ›Na, wodurch denn? Der alte Schwede hat lange genug nichts von sich hören lassen.‹ – ›Durch eine Zeitungsannonce, die im Hamburger Correspondenten stand.‹ – Ich sah sie dabei Alle sehr aufmerksam an, aber Niemand verzog eine Miene, und nur der Alte hob etwas rasch seine große Nase empor und sagte: ›Ei sieh da, das ist ja ein ganz hübscher Zufall!‹ – ›Ja,‹ sagte ich dreister, ›und um so mehr, als wir Ihnen über den erfragten Casimir van der Bosch einige Auskunft geben können.‹ – ›Das wäre!‹ sagte

der alte Herr schmunzelnd. Und nun erzählte ich, natürlich ohne Paul's im Geringsten zu erwähnen, daß ich als Student den Namen Casimir van der Bosch oft hätte nennen hören, daß er nämlich ein namhafter Mathematiker sei und als Professor in der kleinen Universitätsstadt . . . lebe, und daß mir auch bekannt geworden, der berühmte Logarithmenberechner sei aus Holland gebürtig.

Da machte der alte Herr große Augen und sein Gesicht wurde immer freundlicher. ›Nun, dann kann ich ja an ihn schreiben,‹ sagte er, ›und ihn von meinem Wunsch in Kenntniß setzen.‹ – ›Das werden Sie nicht nöthig haben,‹ versetzte ich, ›mein Vater, der sich wegen Ihrer Namensunterschrift für den Mann interessirte, hat ihm auf meine Bitte die Zeitung zugesandt, ihn also mit Ihrer Aufforderung bekannt gemacht, und nun wird er schon selbst ein Lebenszeichen von sich geben.‹

›Das ist ja prächtig!‹ rief der alte Herr und trank ein ganzes Glas Wein auf einen Zug aus. – ›Ist die Sache denn wichtig?‹ fragte ich so ruhig wie möglich. – Der Alte wollte etwas sagen, aber er besann sich. ›Es mag doch wohl sein,‹ sagte er endlich mit sichtbar erzwungener Gleichgültigkeit, ›ich glaube es fast, obgleich ich nichts Näheres darüber weiß und auch nicht werde erfahren können, da die ganze Angelegenheit ziemlich in Dunkel gehüllt ist.‹

Das war Alles, was ich von dem alten Baring erfahren konnte und niemals wieder ging er später auf meine Fragen ein, so viel ich deren auch in dieser oder jener Form

an ihn richten mochte. Nur heute Morgen, als ich Abschied von ihm nahm und ihm für seine vielen Freundlichkeiten dankte, sagte er zu mir: »Nun grüßen Sie Ihren Vater recht herzlich von mir und zugleich können Sie ihm mittheilen, daß sein Brief an den Professor in dessen Hände gelangt ist. Der Mann hat selbst an mich geschrieben und die Sache ist in Richtigkeit. Er scheint der Gesuchte zu sein und das Uebrige wird sich nun wohl von selbst ergeben.«

Fritz ließ eine Pause eintreten und bat sich eine Zweite Tasse Thee aus.

Paul saß stumm und nachdenklich am Tisch; die Mutter schaute den Sohn freudig an, der Vater aber lächelte und sagte: »Also das ist der ganze Gewinnst Deiner diplomatischen Sendung gewesen, Fritz? Nun, da wirst Du keine goldenen Sporen errungen haben und ich kann mich höchstens entschließen, Dir ein paar stählerne zu schenken.«

»Gemach!« rief Fritz mit emporgehobenem Zeigefinger. »Mit dem Stahl begnüge ich mich diesmal nicht und sie müssen wenigstens von Silber sein. Höre nur weiter. War ich bei dem alten Baring nicht gerade überglücklich gewesen, so wollte ich mein Heil doch noch bei dem jungen versuchen, und da konnte ich schon etwas drastischer auftreten. Hugo war mir gleich am ersten Tage als Führer durch die Stadt und Umgegend überwiesen worden und wir begaben uns bald auf den Weg. Hugo ist ein prächtiger und ehrlicher Junge und wir wurden im Handumdrehen gute Freunde. Schon am zweiten Tage



lud ich ihn ein, am dritten bei Streit mit mir zu speisen und er nahm die Einladung an. Wir tranken erst eine Flasche guten Rothwein und dann ließ ich eine herrliche Sorte goldköpfigen Cliquot's bringen. Da hättet Ihr 'mal meinen jungen Hamburger sehen sollen! Er wurde ganz vergnügt und in zehn Minuten hatten wir Brüderschaft getrunken und einen Freundschaftsbund für's ganze Leben geschlossen, wie die Alten.«

Der Banquier lachte laut auf; die Mutter sprang von ihrem Sitze auf und küßte Fritz, und selbst Paul konnte sich eines stillen Lächelns nicht erwehren.

»Nun also weiter!« fuhr Fritz fort. »Wir aßen und tranken nach Herzenslust und wurden immer redseliger und vertraulicher, bis ich mit einem Mal zu Hugo sagte: ›Höre einmal, mein *alter* Freund, ist Dir die ›Wiederholte Aufforderung‹ im Hamburger Correspondenten auch bekannt geworden?‹ – ›Ja, natürlich,‹ sagte er. – ›Na, wie hängt die Sache denn eigentlich zusammen?‹ – Da kraute er sich hinter den Ohren und sagte: ›Ja, sieh' 'mal, mein *alter* Freund, eigentlich weiß ich von der Geschichte sehr wenig, denn der Alte ist *grausam* verschwiegen in gewissen Dingen. Was ich aber weiß, ist Folgendes: Ein alter seltsamer Kunde von meinem Vater, der schon lange mit ihm Geldgeschäfte macht, hat die Aufforderung durch meinen Vater bekannt machen lassen und der Name – er heißt nämlich *van der Bosch* – läßt mich vermuthen, daß er ein Verwandter des Gesuchten ist. Das ist aber auch Alles, was ich weiß, ja sogar Alles, was ich erfahren kann, denn, wie gesagt, mein Alter ist *schrecklich*

verschwiegen in Geschäftssachen und selbst mein Bruder ahnt oft nicht, wie die Personen mit den Dingen und Geldern zusammenhängen, die durch seine Hände gehen.« – »So,« sagte ich, »vielleicht weißt Du aber doch noch Eins.« – »Was denn?« – »Ist der *seltsame* Kunde, wie Du ihn nannetest, eben jener van der Bosch – ein reicher Mann?« – »Donnerwetter, ja, das ist er gewiß, flüsterte er, »denn gerade in Bezug auf *seine* Angelegenheiten ist mein Vater die Verschwiegenheit selber und er besorgt die Geschäfte jenes Mannes ganz allein.« – »Und wo mag er wohnen?« – Hugo zuckte die Achseln, indem er mit seiner großen Nase wollüstig in das Champagnerglas roch. Ich goß ihm sogleich das Glas noch einmal voll und da sagte er: »Laß sein, laß sein, Bruderherz, unsere Flasche ist zu Ende und mein Durst und meine Geschichte auch. Ich habe keine Ahnung von dem Aufenthalt des geheimnißvollen Unbekannten und Du kannst keinen Tropfen Neuigkeit mehr aus mir herauspressen, es ist Alles ausgelaufen, was ich davon in mir hatte.« – So, und da habt Ihr meine ganze diplomatische Leistung und nun bitte ich mir die silbernen Sporen aus.«

»Die sollst Du haben!« rief der Banquier vergnügt, »und damit wollen wir uns für's Erste begnügen. Paul van der Bosch, nun gratulire ich Ihnen und ich glaube, ich habe Grund dazu. Der reiche Onkel ist gefunden oder will sich vielmehr selbst enthüllen, und nun mag die Sache ihren Lauf nehmen, es hat sie ein Anderer in die Hände genommen und wir können nur wünschen, daß er sie bald zu Ihren Gunsten zu Ende führen möge.«

Paul lächelte in seiner gewöhnlichen Art ruhig vor sich hin und bedankte sich bei Fritz noch einmal. Dann nahm er seinen Hut und ging nach Hause, herzlich froh, in sein Bett zu kommen, denn es war Mitternacht und er war sehr ermüdet. Im Zimmer der Frau Ebeling aber blieben die drei Familienglieder noch eine Stunde versammelt und besprachen unter sich, was sie eben vernommen, doch bei'm besten Willen vermochte Fritz nicht, noch ein Wort den bereits gesprochenen hinzuzufügen, da er Alles, was er in Erfahrung gebracht, mitgetheilt hatte. –

Allmählig, je weiter die Zeit vorschritt und je mehr man sich an den Gedanken gewöhnte, daß Paul van der Bosch noch einmal eine große Erbschaft machen könne, legte sich die Aufregung, die jene Aufforderung in der Zeitung hervorgerufen hatte, und sogar die sanguinischen Erwartungen des Banquiers Ebeling beruhigten sich, da eine Woche nach der andern verging, ohne daß eine erklärende Mittheilung von Seiten des Professors der Mathematik an seinen Neffen gelangt wäre. So wickelten sich denn die bestehenden Verhältnisse bald wieder in ihrem alten Geleise ab, die Familienzusammenkünfte, die gemüthlichen Unterhaltungen im Garten wurden fortgesetzt und der Bau vor dem Braunschweiger Thore schritt rüstig voran, um das Haus im Anfang August richten zu können, es unter Dach zu bringen und dann den Winden und der Luft preiszugeben, damit diese ihr Spiel darin trieben und die Feuchtigkeit aufsögen, die noch in dem Mörtel zwischen den Fugen haftete.

Da sollte Mitte Juni etwas ganz Neues und Unerwartetes die Gemüther Aller wieder aufregen, aber diesmal war es nichts Freudiges, wie das erste Mal, vielmehr wurden Alle von dem Ereigniß mehr oder minder unangenehm berührt.

Seit dem Mai hatte die Kränklichkeit des Oberforstmeisters und damit seine üble Laune von Tag zu Tag zugenommen. Er verließ sein Zimmer fast gar nicht mehr und klagte fort und fort über einen seine Geisteskräfte lähmenden Kopfschmerz. Dabei war er sehr eigensinnig und hadersüchtig geworden und seine Frau und Tochter hatten Mühe, ihn zu beschwichtigen, zu zerstreuen und vor allen Dingen ihm den Gedanken auszureden, daß er sein Amt aufgeben und sich auf das Land zurückziehen müsse, um einen seinen gekürzten Einkünften entsprechenden Aufenthaltsort zu suchen.

Frau von Hayden kam in dieser trübseligen Zeit fast gar nicht mehr zu ihrer Schwester, und Betty durfte immer nur auf wenige Minuten den Vater verlassen, dem sie vorlesen mußte vom Morgen bis Abend, bis ihr die Augen zufielen oder die Stimme versagte, denn der Oberforstmeister war in seinen Ansprüchen an die Kräfte und die Geduld der Seinigen ein kaum zu befriedigender Mann. Wäre er dabei nur heiter und guter Laune geblieben wie früher, dann hätte dieser vorübergehende Zustand leichter ertragen werden können; so aber verbitterte er Frau und Tochter fast jede Stunde, erheischte Tag und Nacht ihre ganze Aufmerksamkeit und steigerte seine Anforderungen immer höher, bis ihnen endlich nicht mehr

entsprochen werden konnte und nothwendig irgend ein Hilfsmittel gefunden werden mußte.

Der Banquier Ebeling sprach zu diesem Zwecke mit mehreren ihm bekannten Aerzten, die einer nach dem andern bei seinem Schwager zu Rathe gezogen worden waren, und diese kamen eines Tages in der Wohnung des Patienten zusammen und hielten eine sehr gelehrte Consultation mit einander ab. Das Resultat wurde vor der Hand noch nicht bekannt und um so gespannter warteten die in das Verhältniß Eingeweihten der Stunde, in der es sich enthüllen würde.

Litt unter diesen Umständen die ganze Familie des Banquiers schon sehr, da der früher so trauliche Verkehr mit Frau von Hayden und Betty fast ganz abgeschnitten war, so gab es Einen bei ihnen, dem sie fast noch schwerer auf's Herz fielen, obgleich er in viel geringerem Grade dabei betheilt zu sein schien. Und doch war er persönlich gewiß sehr stark dabei betheilt. Paul's ganzes Glück hatte bisher in seiner Arbeit und dann in der Erholung innerhalb der Familie seines Freundes gelegen. Die Arbeit konnte er sich selbst schaffen, die war und blieb seine treuste Begleiterin durchs Leben – aber die Erholung, wenigstens wie sie früher gewesen, wurde ihm nach und nach fast ganz versagt. O, wo waren die traulichen, herrlichen Abende geblieben, die er früher in Betty's und deren Cousins Gesellschaft im Zimmer oder im Garten verlebte! Nur selten und dann stets flüchtig, erschien Betty noch bei ihrer Tante, und nur wenige Worte konnte er mit dem lieben Wesen wechseln, dessen frohen heiterer

Blick ihm zuletzt wirklich die Sonne seiner Tage geworden war. Zwar bewahrte sie gegen ihn noch immer die alte Freundlichkeit und Wärme, aber man merkte ihr doch an, daß sie sich dabei einigen Zwang anthun mußte und daß ihr Inneres nicht mehr so ruhig und goldklar wie in früheren Tagen war.

Paul empfand darüber ein tiefes Weh, aber er verschloß es fest in sich und niemals, selbst gegen Frau Ebeling, seine vertrauteste Freundin nicht, sprach er laut oder gar klagend seine Empfindungen aus. Nur wurde er stiller und ernster, seine sonst so offene Stirn verschleierte eine trübe Wolke, und sein feuriges, lebensvolles Auge blickte alle Tage düsterer und entmuthigter vor sich hin.

Wohl bemerkte man diese Veränderung an ihm, allein man schrieb sie meist seinen vielen Geschäften zu und war nur um so mehr bemüht, ihn leiblich zu pflegen, da alle ihm vorgetragenen Bitten weniger zu arbeiten und seine Kräfte zu schonen, keine Aenderung in seinem Verhalten herbeiführten.

So war man bis zu dem Tage gekommen, an welchem die Consultation der Aerzte bei dem Patienten stattfand, und als Paul am Mittag dieses Tages zu Tisch kam, sah er drei Wagen vor der Thür halten, deren Insassen sich augenblicklich alle im Zimmer des Oberforstmeisters befanden.

Noch als man bei Tisch saß, fuhren sie fort und Frau Ebeling verfügte sich sogleich zu ihrer Schwester, um irgend eine vielverheißende Kunde einzuziehen. Allein sie erfuhr nichts, als daß man den Kranken in einigen Tagen

noch einmal besuchen und dann eine definitive Entscheidung treffen werde.

Diese Entscheidung blieb auch endlich nach bangem Erwarten nicht aus und auf Alle bis auf Einen wirkte dieselbe außerordentlich beruhigend und trostvoll.

Frau Ebeling war Diejenige, welche Paul diese Entscheidung mittheilte, und Paul der Einzige, der davon auf eine fast qualvolle Weise betroffen wurde. Die Entscheidung lautete: der Herr Oberforstmeister solle auf längere Zeit auf's Land an die See gehen, um sich einem Luftwechsel zu unterziehen. Wenn im Juli das Wasser warm würde, solle er auch in der See baden. Als Ort war Dobberan festgestellt; Frau und Tochter sollten ihn dahin begleiten und nicht vor Ende September mit ihm nach der Residenz zurückkehren. Schon in wenigen Tagen werde man nach Heiligendamm abreisen, fügte Frau Ebeling hinzu, es werde bereits Alles dazu in Stand gesetzt, nachdem man sich von der Nothwendigkeit dieses Vorschlages vollkommen überzeugt habe und nach der stärkenden Cur einer endlichen Wiedergenesung hoffnungsvoll entgegensehe.

Als Paul diese Mittheilung vernahm, war ihm zu Muth, als ob plötzlich ein dichter Nebel sich über alle seine Sinne breitete. Seine Brust athmete beklommen, eine Art Schwindel befiel seinen Kopf und in seinem Innern entwickelte sich eine seltsame Angst, die er sich nicht zu erklären vermochte, da sie durch nichts begründet schien.

Frau Ebeling mußte den auffallenden Ausdruck seines Gesichts bemerken, denn sie sah ihn eine Weile besorgt an. Allein er hatte sich schnell wieder gefaßt und, mit der rechten Hand über seine feuchte Stirn streichend, nickte er nur mit dem Kopfe, als wolle er sagen: »Ich begreife die Nothwendigkeit, ja, ja, ich begreife sie.«

»Das ist Ihnen unangenehm?« fragte Frau Ebeling mit ihrer sanften einschmeichelnden Stimme, »nicht wahr?«

»Ja, in zwiefacher Weise sehr unangenehm,« erwiderte er, die Augen zu Boden schlagend. »Einmal ist der Gesundheitszustand Ihres Herrn Schwagers sehr bedauerlich, und dann – und dann –«

»Verlieren wir meine Schwester und Betty, wollen Sie sagen, nicht wahr?«

»Ja, das wollte ich sagen!« versetzte er, sich gewaltsam fassend und die Aufwallung seines Innern männlich niederkämpfend. »Das ist allerdings nicht angenehm – o, er war so sehr hübsch, dieser vertrauliche, freundschaftliche Verkehr!«

»Nun, seien Sie nicht so betrübt darüber, lieber Freund, er kommt ja wieder. Die Zeit bis zum September vergeht rasch und der Winter wird uns dann um so ergötzlicher verstreichen.«

»Wer weiß!« dachte Paul und seine vorige Beklommenheit kam noch einmal über ihn, aber er suchte sie niederzuhalten und bald darauf entfernte er sich, um in's Freie zu kommen und die frische Sommerluft zu athmen, die, ach! nicht gerade sehr erfrischend, im Gegentheil sehr heiß und bedrückend war.



»Es ist schwül, schwül, schwül!« sagte Paul zu sich, als er die Straße nach dem Thore hinunter ging. »Ah! Vielleicht giebt es ein Gewitter, das die Luft reinigt und den geheimnißvollen Alp dieser unbegreiflichen Angst auch von meiner Seele wegnimmt. Ja!« –

Am nächsten Tage, unmittelbar nach Tische, als der Banquier und seine Frau schon das Speisezimmer verlassen hatten, blieb Paul noch einen Augenblick darin zurück, da er glaubte, Fritz, der eben hinausgegangen war, werde zu ihm zurückkehren und ihm irgend eine Neuigkeit berichten, nach der zu fragen er bei Tische nicht den Muth gehabt hatte. Da ging die Thür auf und herein trat Betty, die so eben die Krankenstube ihres Vaters verlassen hatte, um einige Augenblicke bei der Tante zuzubringen.

Als die beiden jungen Leute so unerwartet zusammentrafen, blieben sie vor einander stehen und betrachteten sich mit seltsamen fragenden Blicken, als wollten sie die Stimmung ergründen, in der sie Beide befangen waren. Da war es zuerst Betty, die sich in die Lage zu finden verstand und, indem sie dem Bauführer einen guten Tag bot, sagte:

»Nun, Sie haben schon gehört, Herr van der Bosch, was uns bevorsteht, nicht wahr?«

»Ja, mein Fräulein, ich habe es gehört und aufrichtig bedauert, daß es so kommen mußte.«

»O, ich auch, das werden Sie sich wohl denken. Nun können wir nicht einmal dabei sein, wenn das neue Haus gerichtet wird, und doch habe ich mich so sehr darauf gefreut!«

»Ach ja!« seufzte Paul, »Man darf sich im Leben nie auf Etwas freuen, die Freude muß unverhofft kommen, wie es leider auch so oft der Schmerz thut. Doch – das Haus – das Haus – das ist das Wenigste! Es wird in Ihrer Abwesenheit noch viele andere Lücken hier zu füllen geben.«

Betty war an das Fenster getreten und schaute hinaus, so daß Paul ihr Gesicht nicht sehen konnte.

»Ich glaube es auch,« hörte er sie leise sagen, aber er blieb wie eine Bildsäule unbeweglich auf seinem Platze stehen. Da er hartnäckig dabei schwieg, fuhr Betty vom Fenster her fort: »Wir werden in der Fremde auch Vieles vermissen, woran man uns hier so freundlich gewöhnt hat –«

»O ja, aber doch nicht so viel wie wir. Sie empfangen bei jedem Schritt, den Sie vorwärts thun, neue Eindrücke, sehen neue Menschen und Dinge, und wir – wir haben nur – unsre alltägliche Arbeit zu verrichten und – an unseren Erinnerungen zu zehren.«

Da drehte sie sich langsam nach ihm um und er sah, daß ihr liebliches Gesicht viel bleicher als gewöhnlich war. »O nein,« sagte sie mit größerer Lebhaftigkeit, »nicht bloß die Erinnerung darf Sie besuchen – auch die Freude muß Ihr täglicher Gast sein.«

»Welche Freude?«

»Die Freude des baldigen Wiedersehens!« erwiderte sie mit fester und klarer Stimme.

»Ja, da haben Sie Recht, darauf freue ich mich sogar schon jetzt in meiner Traurigkeit.«

»Das ist mir lieb, ich freue mich auch. Doch nun, Herr van der Bosch, lassen Sie uns Abschied von einander nehmen –«

»Wie?« rief Paul mit einer Art starrer Verwunderung – »Abschied? Schon jetzt? Wollen Sie denn schon so bald fort?«

»Ja, mein Freund, schon morgen in aller Frühe. Und nun hören Sie meinen Wunsch – oder meine Bitte, aber Sie dürfen mich nicht mißverstehen –«

»Sprechen Sie, ich verstehe Sie immer recht.«

»Gut denn. Wir reisen morgen früh um acht Uhr ab. Kommen Sie nicht an den Wagen, um Abschied von uns zu nehmen – ich liebe das nicht in Gegenwart Anderer, die – die uns doch – so wenig begreifen. Nicht wahr?«

Paul schwindelte es wieder vor den Augen, aber er faßte sich abermals schnell. »Ich werde Ihren Wunsch, Ihre Bitte befolgen,« sagte er langsam und mild, »und früh aufstehen und das Weite suchen. Auch ich sehe nicht gern Menschen scheiden, die – die ich lieber in meiner Nähe behalten hätte.«

»Aber,« mein Gott, es muß doch einmal sein –«

»Natürlich, und Sie sehen es ja, ich finde mich darein –«

»Aber Sie machen ein so schmerzlich trauriges Gesicht dabei –«

»Auch das Ihrige ist weder lachend noch freudig –«

»Nein, das kann es wohl nicht sein.«

»Und wann sehen wir uns wieder?« fragte Paul schnell, der diese peinliche Scene abkürzen zu müssen glaubte.

»Mitte oder Ende September – es ist ja keine Ewigkeit bis dahin –«

»Nein, eine Ewigkeit nicht, aber doch eine lange Zeit. So gehen Sie denn – ich werde bis dahin zu schlafen versuchen – im Schlafe vergißt man am schnellsten –«

»Sie sollen aber nicht vergessen – und man träumt auch bisweilen im Schlafe –«

»Sogar im Wachen. Doch noch Eins! Werde ich mir erlauben dürfen, Ihren Eltern Lebewohl zu sagen?«

»Welche Frage! Gehen Sie jetzt gleich hinauf, sie sind allein.«

»Ja!« sagte Paul, aber er blieb noch immer stehen und betrachtete das liebliche Geschöpf vor sich mit wunderbarer Wärme und Innigkeit, als wolle er sich die Züge desselben zur ewigen Erinnerung einprägen. Da trat sie mit einer hastigen Bewegung auf ihn zu reichte ihm die Hand und sagte mit leise bebender Stimme:

»Leben Sie wohl! Ich wünsche Ihnen alles Gute!«

»Und ich Ihnen das Beste, was es auf der Welt giebt! – Werden wir einmal von Ihnen hören?«

Betty lächelte holdselig und es lag in ihrer Miene mehr der Bejahung, als in irgend einem Worte hätte liegen können. Dabei nickte sie mit dem Kopfe, als ob ihr das Sprechen schwer würde. »Nun gehen Sie!« brachte Sie endlich mühsam hervor.

»Ich will ja« – drang es wie ein tief kummervoller Ton über seine Lippen, »aber –«

»Gehen Sie!« hauchte sie ihm zu, aber dabei hielt sie noch immer seine Hand in der ihrigen fest.

»Ja, ja, aber Sie halten mich ja!« bebte es wie ein Seufzer aus seiner Brust hervor.

Da ließ sie seine Hand schnell los, als traue sie ihrem eigenen Entschluß nicht, und wandte sich nach dem Fenster um. Einige Augenblicke darauf betrat Paul die Treppe, die in das zweite Stockwerk führte, aber dabei schwindelte es ihm vor den Augen und seine Füße waren ihm so schwer, als hätten bleierne Gewichte sich daran gehängt.

Oben angekommen, schellte er. Der Diener öffnete die Thür und meldete ihn auf seinen Wunsch an. Als er eingelassen war, sah er sich dem Oberforstmeister gegenüber, während Frau von Hayden so eben durch eine andere Thür verschwand, so daß man noch das Rauschen ihrer Kleider hören konnte.

»Aha!« rief ihm Herr von Hayden entgegen, der auf seinem Sessel saß und etwas bleicher und matter als sonst, aber nicht gerade krank aussah. »Aha! Sie kommen, um Abschied zu nehmen, nicht wahr?«

»Ja, Herr von Hayden, und um Ihnen eine vollständige Genesung im Bade zu wünschen.«

»Die kann ich gebrauchen. Nun, leben Sie wohl! Wir reisen schon morgen.«

»Ich habe es gehört.«

»Apropos, wie steht es denn mit der Erbschaft?« fragte der Oberforstmeister mit einem etwas spitzen Lächeln.

»Ich habe nichts davon vernommen und denke noch an keine Erbschaft.«

»Na, da haben Sie auch Recht. Man muß sich keinen Illusionen hingeben – niemals – in Nichts!«

»In dieser Beziehung habe ich mir noch nie Illusionen gemacht. Ich sehe die Sache mit nüchternen Augen an.«

»Da haben Sie wieder Recht. Ich auch. Nun leben Sie wohl und Gott behüte Sie!«

Auf den Flur hinausgetreten, blieb Paul einen Augenblick stehen und schaute nach der Thür, welche, wie er wußte, in Frau von Hayden's Zimmer führte. In diesem Augenblick öffnete sie sich von innen und Betty's Mutter trat mit thränenden Augen heraus. Sie schritt hastig auf Paul zu und reichte ihm die Hand. »Leben Sie wohl, Herr van der Bosch,« sagte sie mit herzlichem Tone. »Hoffentlich sehen wir uns vergnügter wieder als wir scheiden.«

»Das wolle Gott, denn vergnügt ist jetzt Keines von uns.«

»Nein! Und es ist auch kein Grund dazu vorhanden. Leben Sie wohl und behalten Sie uns in gutem Andenken!«

Das war das letzte Wort, welches Paul von den Lippen eines der Angehörigen Betty's vernahm. Rasch enteilte er dem Hause, dessen Mauern plötzlich auf seine Schultern zu drücken schienen, um an seine Arbeit zu kommen und seinen Geist in eine andere Richtung zu treiben. Am nächsten Morgen um fünf Uhr aber hatte er schon wieder seine Wohnung verlassen, und als er Mittags um drei Uhr am Tische des Banquiers erschien, brachte ihm Fritz mit gepreßter Miene noch einen Gruß von der ›verschlei-erten Sonne‹, und Frau Ebeling erzählte mit thränenden

Augen, daß ihre Verwandten abgereist seien und daß ihnen Allen ohne Ausnahme der Abschied recht schwer geworden wäre.«

»Ich glaube es!« erwiderte Paul, wehmüthig lächelnd, und nahm seinen gewöhnlichen Platz am Tische ein.

## ZEHNTES KAPITEL. DIE SONNE VERSCHWINDET HINTER WOLKEN.

Niemanden vergeht die Zeit rascher als Dem, dem eine geregelte und seinen Geisteskräften angemessene Thätigkeit beschieden ist, der mit Freude seine tägliche Arbeit beginnt, in ihr seinen höchsten Genuß findet und am Abend in der Zeit der Ruhe schon wieder an die des Morgens denkt. Ja, diese Arbeit ist süß und, mag sie noch so schwer sein, sie wird leicht durch die Freude, die man daran hat; und so beglückt sie uns wie eine göttliche Wohlthäterin, deren Gaben nie für uns zu sprudeln aufhören, da wir selbst im Stande sind, sie alle Tage von Neuem hervorzurufen.

Auch Paul van der Bosch gehörte, wie wir wissen, zu den Menschen, die mit Freuden ihre Arbeit verrichten und ihren größten Genuß in deren Erfolgen finden, und so verstrich auch ihm in dieser jetzigen Zeit Woche auf Woche, ohne daß er wußte, wo eine und die andere blieb, als verschlänge der Tag den Tag und als bemühten sich Tag und Nacht um die Wette, einander abzulösen und ihre Herrschaft geltend zu machen.

Da wir von den vielen verschiedenen Arbeiten, die Paul zu verrichten hatte, bisher nicht besonders gesprochen

haben, so wollen wir auch jetzt nur der einen gedenken, die wir allmählig haben entstehen sehen. Schon Ende August war das Haus vor dem Braunschweiger Thore im Rohbau fertig, gerichtet und mit Schieferplatten überdacht. Die handwerkliche Feier des Richtens selbst war still verlaufen; die Arbeiter hatten ihr übliches Fest dabei gehabt und die Familie des Bauherrn war in ihrem Hause heiter und glücklich gewesen, indem sie sich mit alter Liebe und Hingebung um den jungen Baumeister scharte, der an diesem Tage mit Recht den Mittelpunkt des Festes bildete.

Da seine Thätigkeit in dem Neubau für jetzt aufhörte und er nur noch zuweilen hinaufging, um den Fortschritten des Gärtners zuzuschauen und die Aufstellung des schönen Gitterwerkes zu überwachen, hatte er mit dem Tage der äußeren Vollendung des Baues auch seine Theilnahme an der Tischgenossenschaft des Bauherrn aufgekündigt, indem er der ihn verwundert darüber anschauenden Frau Ebeling sagte, daß seine jetzigen Verhältnisse eine solche Aenderung nöthig machten. Er würde nun bald wieder Vorlesungen in der Bauakademie besuchen, sich zum Baumeisterexamen vorbereiten und da müsse er wie früher um ein Uhr speisen, um allen seinen Verpflichtungen gewissenhaft nachkommen zu können.

»Gut,« erwiderte der Banquier auf diese Auseinandersetzung, »ich sehe ein, daß Sie Recht haben. So speisen Sie denn um ein Uhr, wo Sie wollen, aber dann leisten Sie uns jeden Abend eine Stunde Gesellschaft. Wir sind



an Ihren Umgang so gewöhnt, daß wir ein Bedürfnis danach fühlen, Sie alle Tage wenigstens einmal zu sehen. Was aber unsern Bau betrifft, so soll er Sie nicht wieder von Ihren Geschäften abhalten. Er bleibt der sicheren Austrocknung wegen so stehen, wie er jetzt ist, bis Sie Ihr Baumeisterexamen vollendet haben. Dann soll er das erste Haus sein, an das Sie als Privatbaumeister die letzte Hand anlegen, und ich stehe Ihnen dafür, Sie werden bald mehr Häuser zu bauen bekommen, denn viele meiner Freunde haben sich schon meine Empfehlung bei Ihnen ausgebeten, um Sie zu ähnlichen Unternehmungen in ihrem Interesse zu gewinnen.«

Paul dankte ihm für seine Freundschaft und verhiess, jeden Tag wenigstens einmal vorzusprechen; Zeit und Dauer seines Besuches aber könne er nicht festsetzen, da dies von seinen Arbeiten abhängt.

So war es beschlossen und so blieb es, so lange Paul van der Bosch noch Bewohner dieser Stadt war, wenn freilich es Zeiten gab, wo sein Besuch sich nur auf einige Minuten erstreckte, da nicht allein Geschäfte oft seinen ganzen Tag in Anspruch nahmen, sondern auch Ereignisse eintraten, denen er in jeder Beziehung Rechnung tragen mußte.

Kehren wir jedoch für jetzt zu der Zeit zurück, in welcher wir das vorige Kapitel geschlossen haben. Nur die ersten Tage nach der Abreise der Familie des Oberforstmeisters waren den Zurückbleibenden wahrhaft bitter gewesen; als man sich aber erst an die Trennung gewöhnt hatte, wie der Mensch sich ja glücklicherweise an Alles

gewöhnt, da fing man schon wieder an, sich zu freuen, daß die Reisenden einst zurückkehren würden, denn wie ja nun schon acht Tage verflossen, müßten auch alle übrigen verfließen und dann – dann würde ja so bald keine neue Trennung wieder stattfinden können. Vor allen Dingen aber waren Frau Ebeling, Fritz und Paul auf die Ankunft der ersten Briefe gespannt, denn daß diese bald nach Verlauf der ersten Woche erwartet werden konnten, unterlag bei Niemanden einem Zweifel. Auch hatte man sich nicht geirrt; schon am zehnten Tage brachte der Postbote zwei Briefe, von denen der eine zwei Schreiben, eins vom Oberforstmeister an seinen Schwager, und eins von Frau von Hayden an ihre Schwester enthielt. Der zweite Brief dagegen war von Betty allein geschrieben und an ihren Cousin gerichtet.

Als Paul die Ankunft dieser Briefe erfuhr, war Fritz auf einem Geschäftsgange abwesend und sein Brief konnte also dem Freunde nicht sogleich mitgeteilt werden. Frau Ebeling aber ließ Paul zu sich herüberholen, um ihm die ersten Nachrichten von den Reisenden mittheilen zu können, und so saß er in ihrem Zimmer und las und besprach mit ihr den Inhalt der beiden ihr zugekommenen Schreiben, die in der That auf Jedermann eine befriedigende Wirkung äußern mußten.

Am heitersten, was man gerade am wenigsten erwartet, schrieb der Oberforstmeister. Er sprach fast nur von seinem Befinden, mit dem er alle Ursache habe, zufrieden zu sein. Sein Kopfschmerz hatte ihn verlassen, sein Appetit war wiedergekehrt und seine Laune – die beste

von der Welt, wie er sagte. Er erzählte auch, daß er in Dobberan alte Freunde getroffen und mit ihnen in ein sehr angenehmes Verhältniß getreten sei. Er habe sogar auf dem Gute eines benachbarten Edelmanns schon wieder eine Jagd mitgemacht und die ungewohnte Anstrengung sei ihm sehr gut bekommen. »Grüße Charlotten und halte mir wacker den Daumen,« schloß der Brief, denn es ist möglich – ich sage, es ist *möglich*, daß ich das Glück erfasse, nach dem ich schon längst auf einer Art Parforcejagd begriffen bin.« –

Was diese Worte bedeuteten, wußte kein Mensch im Hause des Banquiers und erst in mehr als acht Wochen sollten sie ihnen klar werden. Dennoch flößten sie Niemanden Unruhe ein, da man an solche unbestimmte und in der Regel unverfängliche Ausdrucksweise des Schwagers schon gewöhnt war. Von Paul schrieb er kein Wort, bestellte also auch keinen Gruß an ihn, und wahrlich, Paul selbst hatte am wenigsten eine solche Freundlichkeit von ihm erwartet. Am meisten aber ärgerte sich Frau Ebeling im Stillen darüber und endlich konnte sie es nicht unterlassen, ihrem Mann ihre Meinung deshalb zu sagen.

»Laß ihn,« erwiderte dieser, »Du weißt ja, wie er ist. Er ist ein *vornehmer* Herr und unser guter Bosch ist ihm nur immer noch, ›der arme Student‹. Haha! Gut! Wir werden ja sehen, wir werden ja sehen, wer einmal der Reichste von ihnen wird!« –

Der Brief Frau von Hayden's an ihre Schwester war sehr herzlich, aber in einer seltsam weichen Stimmung geschrieben. Auch sie sprach von der schon gebesserten

Gesundheit ihres Mannes und seiner aufgeklärten Laune, aber ihre eigene Stimmung schien nicht gerade die heiterste zu sein, obgleich kein Grund dafür sich in dem Schreiben auffinden ließ. Am Schlusse grüßte sie ihren Schwager und Fritz sehr warm und fügte die Worte hinzu: »Ich muß hier viel öfter und lebhafter an Herrn van der Bosch denken, als zu Hause, wo er mir doch so nahe war. Ich glaube – nein, ich bin fest überzeugt, Ihr habt einen eben so wahren wie wackeren Freund in ihm gefunden, einen Freund, wie sie im Leben selten sind. Grüßt ihn herzlich von mir und sagt ihm, daß ich mich freue, ihn wiederzusehen.«

»Da haben Sie es,« sagte Frau Ebeling zu Paul, als sie ihm auch diesen Brief vorgelesen. »Sie sehen, meine Schwester ist nicht immer die einsylbige Frau, wie sie Ihnen so oft erschien. Sie hat ein warmes Herz in der Brust, dessen laute Schläge leider nur zu oft durch das Machtwort ihres Herrn Gemahls in Schranken gehalten werden. Sie hätte sich ihm nicht so ganz unterthänig machen sollen. Nun hat sie keine Kraft mehr gegen und keine Gewalt mehr über ihn und handelt auf jeden seiner herrischen Winke, wie er gehandelt haben will. Das ist nicht gut, nicht heilsam nach meiner Meinung. Eine Frau muß nicht über den Mann herrschen wollen, aber sich eben so wenig sclavisch unter den Willen eines immer Recht haben wollenden Mannes beugen. Und meine Schwester hat leider öfters Recht als ihr Mann, das können Sie mir glauben. Doch still davon, das interessirt Sie ja nicht und bietet nichts Angenehmes dar. Nun, der

Brief, den Betty an Fritz geschrieben, ist wirklich angenehmer, Sie werden Ihre Freude daran haben. Es steht auch Manches von Ihnen darin. Fritz beabsichtigt, heute Abend ein Stündchen in Ihrer stillen Stube zu verbringen und mit Ihnen zu plaudern – ist Ihnen das recht?«

Paul's froher Blick bestätigte seine Worte, und bald darauf verließ er Frau Ebeling, um noch einen nothwendigen Gang zu thun und dann in seine Wohnung zurückzukehren und mit einem Herzen voller Freude Fritz und dessen Brief zu erwarten, der ja auch ›Manches‹ von ihm enthalten und ›angenehm‹ sein sollte.

Fritz stellte seine Geduld auf keine allzulange Probe. Etwa um neun Uhr trat er bei ihm in's Zimmer und rief schon in der Thür:

»Glück auf, Paul! Es sind gute Nachrichten von unsrer lieben Sonne angelangt. Nun können wir uns einmal eine Stunde vergnügen.«

»Ich habe es schon von Deiner Mutter gehört,« erwiderte Paul mit seiner jetzt immer so gleichmäßig ruhigen Miene. »Setz' Dich und dann zeige mir Deinen Brief, wenn ich ihn lesen darf.«

»Nun natürlich, er ist so gut an Dich wie an mich geschrieben, das geht aus seinem ganzen Inhalt hervor. Soll ich ihn Dir vorlesen?«

»Nein, wenn ich es darf, lese ich ihn lieber selbst.«

»Ja, da hast Du auch Recht. Aus Zügen, wie sie Betty mit der Feder hinwirft, spricht eben so viel Herzlichkeit und Wohlwollen, wie aus ihrem Auge, wenn man es

sieht. Da hast Du ihn und nun werde ich mich ganz ruhig verhalten. Lang ist er leider nicht und Du wirst bald damit fertig sein.«

Er brannte sich eine Cigarre an und setzte sich ruhig auf das Sopha, allein er mußte doch länger warten, bis Paul fertig war, als er geglaubt, denn wenn der Brief eigentlich auch nur kurz war, so schien er doch für seinen Freund einen umfangreichen Inhalt zu haben, wenigstens las er manche Stelle nicht nur zwei oder drei Mal, sondern er ließ auch Pausen eintreten, die er mit kurzem Nachdenken und freudigen Empfindungen ausfüllte. Der Brief aber, der so viel Anziehendes für ihn besaß, lautete folgendermaßen:

»Mein lieber, guter Fritz! Da sind wir also in Dobberan angekommen und haben ein hübsches Haus in der Nähe der See am Heiligen Damm zur Wohnung gefunden. O, wer hätte gedacht, daß ich so bald schon von Euch getrennt sein würde! Alles liegt vor mir wie ein Traum: die Erkrankung meines Vaters, der plötzliche Entschluß seiner Aerzte – unser Abschied – und die Reise! –

Doch – *ich träume im Wachen* – aber sei es so angenehm oder so unangenehm, wie es will – ich soll oder ich will Dir lieber Nachricht von meinem Leben geben. Ich lasse also *alle* Träume hinter mir liegen

und bin wieder wach, ganz wach. – Aber da concentrirt sich Alles, was ich Dir schildern oder noch lieber malen möchte, in einem einzigen Bilde und Worte, und dies Bild und Wort heißt die See! O, mein lieber Fritz, was auch Alles auf dem Grunde dieser See liegen mag, mir hat schon ihre Oberfläche viel des Herrlichen und Göttlichen geboten. Eine ganz neue Welt ist mir im stündlichen Anschauen derselben aufgegangen, und nie, nie habe ich sie mir so schön, so groß, so unendlich gedacht. Ich wünschte wohl, daß Herr van der Bosch, der sie ja auch noch nie gesehen, wie er mir oft gesagt, mit mir zugleich sehen, dabei an meiner Seite stehen und seine Gedanken und Empfindungen mit mir darüber austauschen könnte. O, was würde *er* sehen, er, dessen Auge viel schärfer und begabter ist, als das meine, was würde er sagen, der ja für jeden Gedanken ein Wort, für jede Empfindung einen Ausdruck hat, und wenn er auch nur sein Auge dabei aufschlagen sollte, das so sprechend, so klar seinen Gedanken selbst ohne Worte wiedergiebt. – Doch, er ist so wenig bei mir wie Du, und wir müssen eben einmal von einander getrennt leben. Glaube mir indessen, daß ich oft bei Euch bin. Ich sitze in Gedanken zwischen Euch, wie früher so oft, und wir unterhalten uns über alles Mögliche dabei. Auch baue ich in Gedanken an dem herrlichen Schlosse – Du weißt ja, was ich meine – welches unserm Baumeister einst so schön, so wunderbar, so nachahmungswerth erschien. Ja, ich

baue und baue und, glaube mir, ich habe viele Steine dazu vorräthig und sie schließen sich alle von selbst an einander, ohne daß es eines künstlichen Mörtels bedürfte.

Doch still davon. Soll ich Dir noch von meinem hiesigen Leben sprechen? Nein, meine Mutter wird Euch bessere Kunde davon geben, als ich es vermöchte, denn ich habe in dieser Beziehung noch nichts Bemerkenswerthes erfahren. Die *Menschen*, die ich hier vorgefunden, scheinen mir nur zu den *Leuten* zu gehören, und wie ich die Menschen auch liebe, jene sind mir immer sehr gleichgültig gewesen und langweilig erschienen. Wenn ich wieder schreibe, werde ich Dir jedoch einige Persönchen nennen, die sich hier gewaltig breit machen, mit ungeheuren Bärten, kahlen Köpfen, stutzerhaften Geberden, obgleich sie wie Greise erscheinen, mit hohnlachenenden, austernlüsternen Augen und ganz hohlen Schädeln, wie sie mir noch niemals und nirgend im Leben vorgekommen sind. Und die Frauen und Mädchen – entschuldige, sie heißen ja Damen –?! Ach, Du lieber Gott! so viele langschleppige, nackthalsige Figuren mit falschen Haaren und thurmdicken Röcken, wie sie hier in zahlloser Menge, immer von näselnden Verehrern umringt, umherlaufen und unerträglichen Staub aufwirbeln, glaubte ich niemals auf einem Punct versammelt sehen zu können.

Da es mir also an einer *hörbaren* Unterhaltung gebricht, lese ich viel, denn ich habe mir einen kleinen



Schatz von Büchern mitgenommen, die mir einst Herr van der Bosch als meiner Beachtung werth empfohlen hat. Dafür danke ich ihm jetzt im Stillen, wie ich ihm schon so oft für Vieles gedankt, was ich von ihm kennen gelernt habe. Grüße ihn recht, recht freundlich von mir und er soll nicht zu viel arbeiten, hübsch langsam gehen, damit er nicht immer außer Athem zu Hause ankommt, täglich seinen Wein trinken und – und bisweilen an mich als eine entfernte *Freundin* denken. Dich aber küsse ich herzlich, mein guter Junge, und bin und bleibe auf dem Lande, an der See, jetzt auf der Erde und einst im Himmel, also überall, überall

Deine Dich innig liebende Betty.«

»Nun, was sagst Du dazu?« fragte Fritz, als Paul seine Lesung endlich beendet hatte. »Bist Du zufrieden?«

»Zufrieden? Welch armseliges Wort, lieber Fritz, ich bin ganz glücklich einmal – o, das war auch recht, recht nothwendig für mich. Das ist ein herrlicher Brief, mein Junge!«

»Ich dachte es auch!« versetzte Fritz, mit den Augen listig blinzeln und dann seinem Freunde herzlich zulächelnd. »Unsere Sonne sieht uns einmal wieder freundlich an –«

»Ja, und sie wärmt uns auch – bis – tief in's Herz hinein, ja!«

Nach diesen ersten drei Schreiben, die, wie wir eben sahen, außer einigem Schatten viel Licht und Wärme gebracht hatten, vergingen volle vierzehn Tage, ehe abermals ein Brief von Dobberan kam. Niemand konnte sich dies lange Schweigen erklären, so viel man auch darüber hin und herredete und sich gegenseitig die Sorgen verscheuchte, die Einer oder der Andere darüber empfinden mochte. Endlich jedoch kamen Briefe an, diesmal aber waren es nicht drei, sondern nur zwei, und Fritz und sein Freund gingen vollkommen leer dabei aus.

Der Oberforstmeister schrieb an seinen Schwager einen außerordentlich vergnügten Brief und schien bei Abfassung desselben ungewöhnlich glücklich gewesen zu sein. Er erzählte, daß er täglich bade und daß das Wasser ihm fast jugendliche Kräfte wiedergebe. Außerdem sei die Tafel herrlich, die Weine vorzüglich und die Unterhaltung und das Amüsement in der ›auserlesensten‹ Gesellschaft ›über alle Begriffe‹ schön. In vertrautem Freundeskreise bringe er ›wonnige‹ Stunden zu, seine ganze Gegenwart sei hell und seine Zukunft kläre sich wider alle Erwartung auf. »Seid vergnügt, Kinder,« schrieb er am Schluß, »wie wir. Ihr glaubt nicht, wie angenehm man sich das Leben machen kann, wenn man nur den Willen und den Muth dazu hat. Und ich, Gott sei Dank, habe *Willen* und *Muth* hier wiedergefunden und damit auch die Kraft und die nachdrückliche Ausdauer.«

»Na, der ist ja sehr gesund geworden,« sagte Frau Ebeling zu ihrem Mann, als sie diese Zeilen las. »Ich möchte seinen Willen und Muth und seine Kraft und Ausdauer

nur aus der Nähe kennen lernen. Die arme Emilie! Lies einmal, was die schreibt, sie hat nicht diesen Muth, und ihr Wille scheint mir etwas stark gefesselt zu sein.«

Der Brief der Frau von Hayden lautete allerdings sehr schwermüthig und man sah ihm die Unlust, ja, einen gewissen innerlichen Zwang an, unter dessen Einfluß er abgefaßt war. Augenscheinlich lag ein starker Druck auf der Seele der Schreiberin, sie bemühte sich vergeblich, irgend etwas Angenehmes zu sagen, es kam, wie sie es auch vorbrachte, immer klagend, trüb und fast bitter heraus.

»Ha!« sagte der Banquier zu seiner Frau, »weißt Du, welchen Eindruck dieses Schreiben Deiner Schwester auf mich macht? Als ob sie uns viel mehr verschwiege oder verschweigen müßte, als sie ausspricht. Ich kann mir nicht helfen, ich muß Dir sagen: ihr Brief gefällt mir ganz und gar nicht, und die Stimmung, in der er geschrieben noch viel weniger.«

»Und warum mag wohl Betty nicht an Fritz geschrieben haben?« fragte Frau Ebeling nach längerem Besinnen.

Der Banquier zuckte die Achseln. »Wer weiß es,« sagte er im Zimmer unruhig hin und her gehend. »Wenn man doch dreißig Meilen weit sehen könnte! Ich bin überzeugt, wir sähen viel, was – nicht gerade angenehm ist.«

Frau Ebeling seufzte und damit war das Gespräch über die Briefe beendet. –

Vierzehn Tage später kamen noch einmal zwei Briefe an und wieder war keiner von Betty dabei. Die heitere, ja glückliche Stimmung des Oberforstmeisters war wo möglich noch mehr gewachsen, er sprudelte fast von Uebermuth. Er scherzte und tändelte mit seinem ernstest Schwager und schilderte ihm das Leben, welches er führte, als ein pikantes Fricassée, das so wohlschmecke und so gut bekomme, daß man es ohne Widerwillen alle Tage verspeisen könne.

Einen noch viel unheimlicheren Eindruck als die beiden ersten ihrer Briefe brachte dagegen dieser dritte Frau von Hayden's auf ihre Schwester und deren Mann hervor. Eine geheime, unbestimmte, unausdrückbare Angst sprach aus ihren Worten und dabei hatte sie sich so kurz gefaßt, daß es schien, sie fürchte sich mehr zu sagen, um nicht durch einen unvorhergesehenen Zufall das absichtlich Verborgene an den Tag springen zu lassen.

»Ebeling,« sagte die gute Frau zu ihrem Mann, als sie beide Schreiben zum dritten Mal gelesen hatte, »ich glaube, wir müssen uns auf irgend etwas Unerwartetes, ja, ich will es gleich heraus sagen, wie ich es fühle, auf etwas Verhängnißvolles gefaßt machen. Mein Herr Schwager ist nicht umsonst so glücklich, und Emilie nicht umsonst so karg und angstvoll.«

»Was denkst Du Dir?« fragte Herr Ebeling plötzlich und sah seine Frau mit großen durchbohrenden Augen an, wie es gar nicht seine Gewohnheit war.

Seine Frau erschrak fast über diesen Blick. »Ich denke mir gar nichts – ich will, ich kann mir nichts denken –«

»So, na, dann müssen wir uns in Geduld fügen. – Ist Bosch heute noch nicht hier gewesen?«

»Nein, und es wäre mir lieb, er käme nicht. Auch sein trübes Gesicht ängstigt mich und mir ist immer zu Muth, wenn er mich ansieht, als wüßte er mehr über diese Dobberaner Ereignisse als *wir* wissen.«

Der Banquier dachte einen Augenblick nach. »Nein, das ist es nicht,« sagte er dann, »er weiß nicht mehr, aber er ist klug und hat ein scharfes Auge. Er beobachtet uns, und da wir unruhig sind, ist er es auch.« –

Die Zeit war ohne Rast verstrichen und die Hälfte des September hatte man hinter sich. Paul hatte seine Arbeiten bei der Regierung niedergelegt und war wieder Student geworden, aber ein Student, der mit gewaltig ausgreifenden Schritten seinem Ziele zustrebt und die muthig kräftige Hand schon mit sicherem Griff danach ausgestreckt hat. Er saß wieder viel bei seinen Büchern und Zeichnungen, besuchte seine Vorlesungen, die eben begonnen hatten, und außerdem verkehrte er bisweilen mit Gelehrten, Baumeistern und Literaten, mit denen er nach und nach bekannt geworden war und die ihn Alle liebten und achteten, ohne daß er um ihre Gunst gebuhlt oder nur mit Eifer ihre Freundschaft gesucht hätte.

Es war der sechszehnte September, ein trüber regnerischer Tag. Der Banquier saß noch bei seiner Frau im Frühstückszimmer und las eine Zeitung, als Fritz hereintrat und einen Brief auf den Tisch vor dem Vater hinlegte, mit den einfachen Worten: »Vom Onkel aus Dobberan!«

Damit ging er zur Thür hinaus und die Eltern waren wieder allein. Beide sahen mit starren Augen nach dem unerbrochenen Briefe, aber keines wagte die Hand danach auszustrecken, so beklommen fühlten sie sich plötzlich.

»Oeffne ihn doch, Emil,« sagte Frau Ebeling, »öffne und lies, in Gottes Namen – wir brauchen uns ja nicht zu fürchten!«

»O, ich fürchte mich nicht,« erwiderte ihr Mann und hatte den Brief schon mit einem gewissen Unmuth ergriffen, hastig das Couvert abgerissen, daß es in Stücke ging, und las nun folgende wenige Zeilen, wobei er leicht aufathmete, als er nichts fand, was seine Beklommenheit begründen half:

»Meine Lieben!« las er. »Hier ist mein letzter Brief von Dobberan. Ich bin froh, bald wieder zu Hause zu sein. Was ich Euch Ueberraschendes mitbringe, wird Euch erfreuen, wie auch wir Alle erfreut sind. Wir kommen in den nächsten acht Tagen, genau kann ich aber Zeit und Stunde nicht bestimmen, da wir noch immer von allen Seiten mit Fußangeln gehalten werden. Prächtige Menschen hier! Lebt wohl! Auf frohes Wiedersehen rechnet

Euer Schwager.«

»Das gebe Gott!« seufzte Frau Ebeling auf. »Ja, das sage ich auch. Und die Betty hat wieder nicht an Fritz geschrieben?«

»Nein, und das begreife ich eben nicht.«

»Ich begreife Vieles nicht, aber bald, bald, Frau, werden wir – Alles begriffen haben.« –

---

Von dem Tage an, wo diese Meldung der endlichen Rückkehr ihrer Schwester und deren Familie an Frau Ebeling gelangt war, hatte diese wenig Ruhe, weder in ihrem Hause, noch in ihrem Herzen. Sie brachte fast den ganzen Tag in den Zimmern ihrer Verwandten zu, um es denselben so recht behaglich wieder in der Heimat zu machen, da sie aus Erfahrung wußte, wie angenehm eine solche Fürsorge die von einer Reise Rückkehrenden überrascht und wie wohl sie ihnen thut. So war denn Alles sehr bald gelüftet, die Teppiche lagen wieder an ihrer Stelle, die Vorhänge waren erneuert und auf dem so lange kalt gebliebenen Heerde flackerte lustig das Feuer, um jeden Augenblick bereit zu sein, den Heimkehrenden mit seiner Hülfe zu dienen. Vor Allen aber zeigte sich die zurückgebliebene Dienerschaft thätig, Guirlanden und Kränze zu winden und Blumen in allen möglichen Arten und Farben herbeizuschaffen, um die Treppen, die Flure, die Thüren zu schmücken, welche der Herrschaft zuerst in die Augen fallen mußten.

Zu kunstfertigerer Ausschmückung dieser Gegenstände hatte sich diesmal eine sehr geschickte Hand dargeboten; Paul selbst hatte die Anordnung der Kränze und

Guirlanden geleitet und auch Frau Zeisig hatte auf seinen Betrieb zwei reizende Blumentischchen mit Schlinggewächsen und blühenden Topfpflanzen herbeischaffen müssen, die nach ihres Baumeisters Angabe an einem geeigneten Platze in den Damenzimmern aufgestellt wurden.

Als Alles so weit in Stand gesetzt war, erwartete man sehnlichst die Ankunft der Familie, wiewohl mehrere Tage lang vergebens, und die aufgehängten Kränze fingen schon allmähig an zu welken und die Blumen darin senkten ihre Köpfe, so daß viele von ihnen erneuert werden mußten. Und wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, so geschah es auch hier: die so lange Erwarteten kamen gerade zu einer Stunde, wo man sie am wenigsten erwartete, das heißt, Abends sehr spät, als man im Ebeling'schen Hause eben zu Bett gehen wollte.

Paul war zufällig an diesem Abend nur auf kurze Zeit bei Fritz und dessen Mutter gewesen, um ihnen anzuzeigen, daß er eine ihn sehr ehrende Einladung zu einem der größten Baukünstler der Residenz erhalten habe, wo die ganze Kunstwelt derselben sich an diesem Abend versammelte. Es war ihm unmöglich, dieser Einladung auszuweichen, so gern er auch zu Hause geblieben wäre, um von seinem Fenster aus dem möglichen Eintreffen der Familie des Oberforstmeisters beizuwohnen, da er ja wußte, daß Betty ein Abschiednehmen oder eine Begrüßung in Angesicht Vieler nicht liebte.

Als Paul Nachts gegen zwölf Uhr aus der Gesellschaft in seine Wohnung zurückkehrte, blickte er wie jeden



Abend nach dem obersten Stockwerk des Ebeling'schen Hauses hinauf, fand aber Alles in Dunkel gehüllt, wie so lange Zeit vorher. Um so mehr war er erstaunt, als er Frau Zeisig noch wachend antraf, die ihn, nach ihrem strahlenden Gesicht zu urtheilen, mit Sehnsucht zu erwarten schien.

»Wie,« rief Paul ihr schon auf der Treppe entgegen, »Sie sind noch munter, Frau Zeisig?«

»Ach Du lieber Gott, ja, Herr Baumeister,« lautete die Gegenrede, »ich mußte es ja wohl, wenn ich Ihnen noch eine Freude bereiten wollte, denn daß Sie sich freuen, wenn die Herrschaft da drüben wieder da ist, kann ich mir wohl denken.«

Paul stand lebhaft betroffen vor der guten Frau, deren Oellampe nur einen matten Schimmer über ihres Herrn schönes Gesicht fallen ließ, aber sie bemerkte trotzdem, daß er ob ihrer Nachricht fast zu erschrecken schien, obwohl er auf den baldigen Eintritt dieses Ereignisses schon lange vorbereitet war. »Also sie sind da?« fragte er, rasch in sein Zimmer tretend, wohin die dienstwillige Frau ihm auf dem Fuße folgte.

»Ja, gegen elf Uhr heute Abend sind sie gekommen und ich bin gleich hinüber gelaufen und habe mir die Herrschaften angesehen. Frau Ebeling erschien schon im Nachtkleide, denn Niemand erwartete sie mehr. Auch war die Begrüßung der beiden Schwestern und der Anderen ganz merkwürdig kurz – vielleicht waren die Damen von der Reise ermüdet. So viel ist gewiß, sie gingen

sehr bald hinauf und nun liegt Alles drüben im tiefsten Schlaf.«

Paul stand noch immer vor Frau Zeisig und starrte sie mit einer seltsamen Ausdauer an, als könne er auf ihrem Gesicht noch viele andere Neuigkeiten lesen. »Also sie sind da und schon zu Bett!« sagte er noch einmal halb laut, als ob er zu sich selber spräche.

»Nun natürlich, Herr Baumeister!«

»Und Sie haben sie gesehen? Alle zusammen?«

»Nun gewiß, Herr Baumeister. Und der Herr Oberforstmeister sah ganz prächtig aus und er nickte seinem Schwager auf sehr herzliche Weise zu.«

»So – und die Damen?«

»O, die Damen, die Damen – die haben mir eigentlich, daß ich es nur sage, heute Abend gar nicht gefallen.«

»Warum denn nicht?«

»Sie sahen mir gar nicht vergnügt und erfreut aus, daß sie wieder hier waren. Allerdings fielen sie der Frau Ebeling gleich um den Hals, aber dabei weinten sie unaufhörlich.«

»Nun, das geschah doch gewiß vor Freude?«

»Ei Du lieber Gott, ja, gewiß, Herr Baumeister, Freude war wohl dabei, wie könnte es denn auch anders sein – aber es war noch etwas Anderes dabei, eben das, was mir nicht gefiel.«

»Aber was war denn das? So sprechen Sie doch!«

»Ja, Herr Baumeister, das weiß ich eben nicht, denn ich bin ja nur eigentlich eine dumme Frau. Aber vergnügt sahen die beiden Damen da oben, wie, gesagt, wahrhaftig nicht aus!«

»Wissen Sie sonst noch Etwas?« fragte Paul nach kurzem Besinnen.

»Nicht ein Sterbenswörtchen mehr, Herr Baumeister.«

»Nun, dann schlafen Sie wohl und ich danke Ihnen für Ihre Benachrichtigung.«

»O bitte, es ist gern geschehen. Gute Nacht, Herr Baumeister!«

Paul zündete seine Lampe an und setzte sich, ohne den Gesellschaftsrock abzulegen, auf das Sopha. Hier saß er lange, den Kopf auf die Hand gestützt, ohne sich zu regen, und starrte in die kleine Flamme, die hell vor ihm brannte. Warum hatte die Mittheilung der Frau Zeisig ihn beunruhigt? Warum empfand er selbst nicht die Freude, die er empfinden mußte, nachdem er gehört: die Familie drüben sei wieder zurückgekehrt?

O, o! Hatten die dämonischen Geister, die den Schatten der Ereignisse auf ihren unsichtbaren Schwingen den Ereignissen selbst lange voraustragen, ihm schon ihren traurigen Besuch gemacht? Hatte eine schon lange empfundene trübe Ahnung, wie sie manchen Menschen von der Natur als verhängnißvolle Begleiterin für's Leben mitgegeben ist, ihre eisernen Klammern über sein warmes Herz gespannt und ihm einen unheilvollen Gedanken zugerant? Ja, warum hatte Betty nicht wieder an Fritz geschrieben? Stand dieses seltsame Schweigen vielleicht in

irgend einer Verbindung mit den Worten der Frau Zeisig: »die Damen oben sahen wahrhaftig nicht vergnügt aus!«

Endlich fuhr Paul aus seinem langen Brüten empor, stand von seinem Sitze auf und begann sich zu entkleiden. »Ruhig!« sagte er sich, »immer ruhig! Es hilft alles Denken und Sinnen nichts, die Nacht ist dunkel und nur der Tag ist hell. Morgen, morgen werden wir erfahren, was alle seit Wochen in der Luft schwebenden Geheimnisse zu bedeuten haben.«

Mit diesem Gedanken ging er zu Bett und mit ihm schlief er ein. Als aber der Tag kaum angebrochen war, erwachte er schon wieder und rasch sich ankleidend, stellte er sich an's Fenster und schaute mit laut pochendem Herzen nach dem jenseitigen Fenster hinüber, an dem ihm so lange keine liebe Gestalt erschienen war, nun aber bald, bald wieder erscheinen würde. Doch jetzt noch nicht. Noch waren die Vorhänge geschlossen, noch ruhte fester Schlaf auf allen Augen da drüben, noch lag das Siegel des Geheimnisses fest und unerbrochen vor seinem Auge, vor seinem Herzen, und Paul beruhigte sich allmählig wieder, wie ja der Morgen des anbrechenden Tages immer mit kühlerem Fittig die Wange fächelt als die düstere, räthselhafte, Verderben spinnende Nacht. –

Es war ein Sonntag und freilich sandten die Glocken der benachbarten Kirchen ihr harmonisches Geläut bis in die stille Wohnung unsers Freundes hinauf. Ihm aber schienen sie diesen Frieden so bald nicht bringen zu wollen. Unruhig wandelte er in seinem Zimmer auf und ab, bald auf die Straße, bald nach dem gegenüberliegenden

Hause spähend, ob sich denn nicht irgend Jemand darauf zu ihm heraufbegeben wolle, um ihm Aufschluß über das Räthsel des Tages zu bringen. Aber nein! Die Vorhänge vor den Fenstern drüben im zweiten Stockwerk blieben bis auf zwei geschlossen und diese gehörten zu des Oberforstmeisters Wohnzimmer, an denen Paul nie ein besonderes Interesse genommen hatte. Jeden Augenblick glaubte er nun Fritz kommen zu sehen, der doch gewiß in das Vorgehende eingeweiht und wie sonst immer, bereit war, seinem Freunde Wichtiges so schnell wie möglich mitzutheilen.

Aber auch Fritz war nirgends zu sehen. In des Banquiers Ebeling Wohnung unten blieb Alles so ruhig wie oben, kein Mensch zeigte sich an irgend einem der Fenster, kein Laut drang aus dem festverschlossenen Hause, der irgend einen Vorgang in dem Innern desselben verathen hätte.

Endlich, als es neun Uhr geworden, glaubte Paul eine ruhigere Stimmung in seinem ganzen Wesen wahrzunehmen. Vielleicht hatte er den Verstand zum Beistand herangezogen, und dieser Verstand hatte ihm gesagt, daß fortwährende Sorge und Angst nichts an der Sachlage ändere und, daß der Mensch sich ein wie alle Mal in das Unabänderliche fügen müsse. Als der Verstand ihm dies zugeflüstert, glaubte er seiner Beklommenheit Herr zu sein und setzte sich mit neuem Vertrauen an die Arbeit. Aber zum ersten Mal in seinem Leben war er zerstreut und die Buchstaben vor seinen Augen schienen nicht fest zu stehen oder sich mit allerlei Farben zu bedecken, so

daß er nach kurzer Zeit auch das Buch wieder bei Seite legen mußte.

Da fiel ihm plötzlich ein neues Heilmittel ein und das erwies sich in der That wirksam. Er nahm aus seiner Briefftafel, die er stets in der Brusttasche seines Rockes trug, Betty's Briefe, die er allmählig gesammelt und denen Fritz auf seinen Wunsch auch den letzten aus Dobberan beigefügt hatte. Diese Briefe las er langsam und bedächtig vom ersten bis zum letzten, und siehe da, die Buchstaben dieser Briefe blieben fest auf ihrem Platze stehen und nahmen keine verrätherische Farbe an. O, und der ruhige Geist, das milde Gefühl, welche in den einzelnen Worten und zwischen diesen Zeilen lebten und webten, wie ruhig und mild stimmten sie auch ihn wieder, so daß er sich zuletzt sagen konnte:

»Was für ein Thor ist der Mensch! Er bangt und zagt und weiß nicht einmal, ob er zu bangen und zu zagen hat!«

Das langsame Lesen dieser Briefe hatte wundersam rasch die Zeit weggenommen, und als plötzlich die nächste Thurmuhr die elfte Stunde des Vormittags angab, wollte er kaum seinen Ohren trauen und sah nach seiner Taschenuhr, einem Geschenk des guten Banquiers, welches dieser ihm zu seinem Geburtstag zum Dank für den schönen Bauentwurf verehrt hatte. Aber auch diese Uhr zeigte genau dieselbe Stunde wie jene, und nun – nun glaubte Paul die Zeit gekommen, in der es am Ende schicklich und gerathen sei, selbst zu seinen Freunden

zu gehen und sich bei ihnen nach den Heimgekehrten zu erkundigen.

»Ja,« sagte er, »das will ich, das muß ich. Was es auch sei, was ich erfahren werde, ich will es getrost auf mich nehmen, und Einer wird doch wenigstens drüben im Hause sein, der mir Rede steht, wenn alle Uebrigen auch schweigen wollen.«

So schickte er sich denn zu dem ihm so bedeutungsvoll erscheinenden Gange an. War es etwa Freude, die er empfand, als er sein stilles Zimmer verließ? Ach nein, Freude war es gewiß nicht, aber was war es denn? Er wußte es selbst nicht, aber so viel war sicher, die Beklommenheit und Unruhe vom Morgen packte ihn wieder und wie von einer centnerschweren Gewalt bedrückt, schritt er über die schmale Straße nach dem befreundeten Hause hinüber.

Bald hatte er die Hausthür geöffnet und trat in den geräumigen, vor einigen Tagen von ihm selbst so reich mit festlichen Kränzen geschmückten Flur. Alles war still, die eisernen Thüren des Comptoirs fest geschlossen, kein Mensch zu sehen. Langsam und immer wie von einer hemmenden Gewalt zurückgehalten, schritt er den Flur entlang und bog hinten um die Ecke, um zunächst an die Thür des Zimmers zu gelangen, in welchem Frau Ebeling sich gewöhnlich aufhielt. Eben hatte er die Thür erreicht und wollte klopfen, als er plötzlich einen jähen Schreck empfand und einige Schritte davon zurückfuhr. Er hatte irgend Jemanden sich von innen her derselben Thür

nähern gehört und – sein scharfes Ohr, heute noch viel schärfer als sonst, hatte ihn nicht getäuscht.

Auf that sich die Thür und heraus, im hellen Morgen-  
gewande, aber immer so reizend wie einfach gekleidet,  
trat die schlanke Gestalt des lieblichen Wesens, um wel-  
ches sich seit langen öden Wochen sein ganzes Denken  
und Empfinden bewegt hatte. Ja, es war Betty selber, die,  
gewiß nicht erwartend, ihm hier zu begegnen, rasch aus  
dem Zimmer ihrer Tante trat, um eben so rasch die Trep-  
pe nach ihrer Wohnung hinaufzueilen Aber ach, wie sah  
sie aus! Wo war das freundliche, lächelnde, glückliche  
Gesicht der armen Betty geblieben? Wo der Frohsinn, die  
hinschwebende Leichtigkeit ihrer früheren Tage? Heute  
sah sie ganz anders aus als sonst, Paul hatte sie noch nie  
so gesehen, so daß er entsetzlich erschrak und fast ge-  
gen die Wand taumelte. Denn das rosige Gesicht Betty's  
war von reichlich vergossenen Thränen überschwemmt,  
ihre müden Augen hatten eine endlose Fluth dieses See-  
lenblutes vergessen, und in ihrem ganzen Wesen, in je-  
der Linie ihres Gesichts lag ein so tiefer unaussprechli-  
cher Schmerz, daß Paul anfangs sich kaum überzeugen  
konnte, es sei dies dieselbe Betty, die er immer so heiter,  
freundlich und glücklich gesehen und deshalb nur mit  
der Sonne verglichen hatte.

Aber da hatte auch sie ihn schon mit ihrem schnel-  
len Auge erfaßt, und einen leisen Schrei ausstoßend und  
mit ihrem Tuche über das nasse Gesicht fahrend, trat sie



einen Schritt zurück und sah Paul van der Busch mit einem unbeschreiblich milden und tief wehmüthigen Blick an.

Doch da sammelte sich der starke Mann rasch und trat langsam und ruhig zu ihr heran. Eben wollte er den Mund zum Reden aufthun, da streckten sich zwei kleine weiße Hände nach ihm aus und augenblicklich hatte er sie fest mit den seinigen umschlossen, mit unsäglicher Wonne sich eingestehend, daß sie noch warm seien und den herzlichen Druck nicht zu spenden vergessen hätten, den er schon einige Male von ihnen gefühlt.

»Um Gotteswillen, Fräulein Betty,« brachte er endlich mit Mühe und kurzem Athem hervor, »was bedeutet das, was ist geschehen? Ich weiß noch nichts, noch gar nichts, und Niemand sagt mir, was ich doch endlich hören muß.«

»O mein Gott, Herr van der Bosch,« entgegnete Betty mit leiser und halb schluchzender Stimme, »von mir wollen Sie es hören? Nein, nein, ich kann es nicht, ich kann es nicht, und wenn Sie mich noch tausendmal flehender ansahen, als Sie jetzt thun.«

Paul war wunderbar ruhig geworden nach dieser Rede, die, so kurz sie war, einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn machte. Also es war wirklich ein Unglück geschehen. Dem Unglück gegenüber aber war er stets ein Mann gewesen und so wollte er es auch jetzt sein, selbst wenn er sein kostbarstes Herzblut dabei fließen sehen sollte. »Also Sie können es nicht,« sagte er, »gut, so bescheide ich mich. Ach, ist dies das Wiedersehen, auf welches ich mich so lange gefreut habe?«

»Nur Sie, nur Sie? O nein, Herr van der Bosch,« – und von Neuem brachen die glänzenden Perlen aus ihren Augen – »auch ich, auch ich habe mich sehr darauf gefreut, und das – das Ihnen zu sagen, wird mir wohl Niemand verwehren können!«

»Wer sollte es Ihnen verwehren?« fragte Paul, in neues Staunen gerathend.

»Still!« unterbrach sie ihn. »Hören Sie auf, mit mir zu reden, ich bin nicht stark genug, Ihre fragenden Blicke zu ertragen, Ihnen gegenüber noch länger Schweigen zu bewahren, und ich möchte auch nicht, daß Jemand sähe, wie ich mit Ihnen hier auf dem Flure rede. Doch seien Sie ruhig, ja, seien Sie ruhig. Ich werde Fritz zu Ihnen senden, sobald ich seiner habhaft werden und ohne Störung mit ihm sprechen kann, und der – ja, der soll Ihnen Alles sagen, was *mir* – ach! – was *uns Allen* begegnet ist. Leben Sie wohl, leben Sie wohl und bleiben Sie, wie es auch kommen mag, mein Freund!«

Bei diesen Worten preßte sie seine Hände mit aller Gewalt fest in die ihrigen, aber nur einen kurzen Moment; dann hatte sie ihn losgelassen und war mit raschem Fluge die Treppe hinausgeeilt, die in ihres Vaters Wohnung führte.

Paul stand unbeweglich auf derselben Stelle, wo sie ihn verlassen, und schaute ihr wie einem entschwindenden Traumbild nach, das dem Glücklichen nur einmal im Leben begegnet. Dann, als sie seinen Augen entzogen war, legte er seine Hand auf die glühende Stirn und drückte sie fest dagegen, als wolle er seine Gedanken

ordnen oder zur Ruhe zwingen. »Ein Unglück, ein großes Unglück ist geschehen,« sagte er, »ja, ich sehe es, und man muß ein Mann sein, es zu ertragen, wie groß es auch sei. Vorwärts denn – sie hat mich an Fritz gewiesen, aber Frau Ebeling ist auch meine Freundin, und ihr vertraue ich in diesen Dingen mehr. Vorwärts, ich werde sie fragen: was giebt es? und sie wird mir antworten, wie sie antworten muß.«

Bei den letzten Worten oder vielmehr Gedanken hatte sein Finger vernehmlich an die Thür gepocht, auf eine Art, daß Jedermann im Hause wissen mußte, wer der Einlaß Begehrende sei. Aber dieser mußte lange auf seinem Platze verharren, ehe Jemand auf sein Pochen achtete oder achten zu wollen schien. Endlich nach wiederholtem Pochen öffnete sich die Thür leise und die Jungfer Frau Ebeling's trat, ebenfalls mit thränenden Augen, heraus und begrüßte Paul mit ihrem gewöhnlichen höflichen und freundlichen Wesen.

»Kann ich Frau Ebeling sprechen, Auguste?« fragte der junge Freund des Hauses mit festgewordener Stimme.

»Ach Gott, Herr van der Bosch,« erwiderte sie, »ich glaube nicht. Frau Ebeling befindet sich so elend und unwohl, daß sie sich hat niederlegen müssen. Sie läßt Sie bitten, heute sie nicht zu besuchen, morgen aber, ja, morgen, sagte sie, will ich den ganzen Tag für ihn zu Hause sein. Aber der junge Herr wird heute noch zu Ihnen kommen,« fuhr das Mädchen leise weinend fort – »das soll ich Ihnen bestimmt versprechen, hat mir Frau Ebeling aufgetragen.«

Paul stand mit bleichem Gesicht vor der also Redenden und sein glanzvolles Auge schien dabei in ihr Innerstes dringen zu wollen. Aber er sprach kein Wort mehr, er konnte das rechte nicht finden, und, nur leise mit dem Kopfe nickend, kehrte er dem Mädchen den Rücken und ging langsam und tief niedergedrückt aus dem Hause fort, das sich immer tiefer in Räthsel hüllte und durch Niemandes Mund ihm für jetzt einen Aufschluß geben wollte.

So kam er wieder in seinem Zimmer an. Und immerfort das eine Wort: »Also ein Unglück, es ist ein Unglück geschehen!« wiederholend, sprach er sich ein Mal um das andere selbst Trost und Fassung ein, bis er glaubte, er habe beides gefunden und nun könne Alles kommen, was kommen wolle, es würde ihn gewappnet finden.

Ach, aber wie lange dauert eine solche Fassung? Bis ein neuer Gedanke kommt und sie aus dem Sattel wirft, und in solchen Momenten, wie Paul sie jetzt zum ersten Male in seinem Leben durchmachen mußte, eilen die Gedanken auf Sturmesflügeln herbei und schwärmen in dichten Schaaren um unsern Kopf, um unser Herz, um unsere Seele, so daß man zuletzt, wie von stechenden Bienen umgeben, nicht mehr weiß, wohin man sich wenden, sich retten soll, bis man sich endlich mit dem Trotze der Resignation begnügt und sagt: »So sei es – ich ergebe mich. Stecht und verwundet mich, ihr geflügelten Quälgeister, ihr könnt mir nicht mehr Blut entziehen, als ich besitze.«

In den Zustand dieser Ergebung war Paul endlich gerathen, und in diesem Zustande blieb er den Tag über auf seinem Zimmer sitzen, bald Fritz mit seinen erschreckenden Nachrichten erwartend, bald irgend eine Gedankenbahn verfolgend, die ihn zu Gott weiß welchen Zielen geführt hätte, wäre nicht immer wieder ein anderer Gedanke aufgetaucht, der den ersten verdrängt und beseitigt hätte.

Um ein Uhr rief er Frau Zeisig und bat sie, ihm eine Tasse Kaffee zu kochen, er befände sich nicht wohl und wolle nicht zu Tisch gehen.

Die verständige Frau schaute ihn nur mit einem raschen Blick an und sah, daß er wirklich leidend war. Ohne jedoch eine Frage zu thun, beeilte sie sich, seinen Wunsch zu erfüllen, und bald trank Paul eine Tasse sehr guten Kaffees und fühlte sich dadurch frisch belebt. Als nun aber Frau Zeisig noch einmal kam und sich nach seinem Befinden erkundigte, bat er sie, ihn zu verlassen, da er jeden Augenblick Besuch erwarte und außerdem dringend beschäftigt sei.

Langsam verging ihm dabei die Zeit und doch war der Nachmittag mit einem Male wie von einem Sturm weggefegt, verschwunden, und Paul konnte, als er es bemerkte, nicht begreifen, wo er geblieben sei. So lange und so tief hatte er sich in sein trübes Gedankenmeer versenkt, aus dem er erst wieder ganz auftauchte, als ihm ein neuer Gedanke durch den Sinn fuhr, den er geraume Zeit vergessen zu haben schien.

»Wo bleibt Fritz?« fragte er laut. »Ist sie seiner noch nicht habhaft geworden? Ha, der Himmel hat sich mit Schatten bedeckt und es bricht schon der Abend herein – wo bleibt Fritz? Ist es denn noch nicht Zeit, daß er mich aus meiner Qual erlöst, bin ich nicht lange genug ein geduldiger Mann gewesen?«

Und als ob dieser seiner Seele ausgepreßte Ruf auf Geisterflügeln zu seinem treuen Freunde gedrungen wäre, so sollte die Frage sich bald selbst beantworten, denn langsam, nicht mit so springenden Sätzen wie sonst, kam eben ein schwerfälliger Schritt die Treppe heraus, als trage auch der Kommende eine drückende Last auf seinen Schultern, seinem Herzen.

Paul sprang nach der Thür und riß sie auf.

»Fritz!« rief er angstvoll und mit offenen Armen auf ihn zueilend, »Fritz, bist Du es endlich? O, was giebt's, was giebt's? Es ist nicht recht von Euch, daß Ihr mich so lange nach Eurer Mittheilung schmachten laßt!«

Ja, es war Fritz, der mit so schwerem Tritt die Treppe heraufgekommen war, aber ach! wie sah unser junger, sonst so frischer und lebhafter Freund heute aus!

In dem Zimmer Paul's war schon einige Dämmerung eingetreten, zumal draußen ein kalter Wind sich erhoben und den ganzen Himmel mit dunklen Wolken überzogen hatte; aber es war doch noch hell genug, die Gesichtszüge des jungen Mannes zu unterscheiden und die furchtbare Wandlung wahrzunehmen, die mit demselben vorgegangen war. Es war, als ob alle Jugend und alles Leben plötzlich daraus gewichen wäre, so blaß, fast verwelkt

und abgespannt sah es aus. Dabei hielt er den Kopf gebeugt, als suche er etwas auf dem Boden oder als hege er Furcht, den Blicken des geliebten Freundes zu begegnen, und die Stimme, mit der er ›Guten Abend, Paul,‹ sagte, klang hohl und fremdartig, als sei der frische Geist entflohen, der sie früher belebt und klangvoll gemacht hatte.

»Ach,« fuhr er fort, als er jene Anrede Paul's gehört, »Du bist ungeduldig geworden, ich glaube es; aber halt' ein und schelte nicht, ich komme Dir immer noch früh genug.«

Paul stand jetzt dicht vor ihm und musterte mit seinem scharfen Auge die auffallende Veränderung des Aussehens seines Freundes, und die Niedergeschlagenheit und die Ohnmacht desselben, die er sogleich wahrnahm, erhob fast seinen eigenen Muth wieder, der doch schon lange gesunken war.

»Sieh mich nicht so lange an und forsche mich aus, das gefällt mir heute nicht,« fuhr Fritz mit seiner tonlosen Stimme fort, »sondern setze Dich und höre mich an. Ich habe Dir viel zu sagen.«

Paul athmete bei diesen Worten laut, aber er bewegte sich nicht von der Stelle, denn zum Sitzen hatte er schon lange keine Ruhe mehr und den feindlichen Schlag, den er erwarten mußte, wollte er stehend empfangen, wie es einem Manne, der sich in sein Schicksal ergeben hat, geziemt. Fritz jedoch, als wäre er erstaunlich müde, ließ sich auf das Sopha fallen und stöhnte dabei laut.

»Nun,« fing Paul wieder an, »wirst Du bald reden? Oder muß ich noch länger zwischen Himmel und Erde in der Schwebel bleiben?«

»Nichts von Himmel, nichts von Himmel!« warf Fritz heftig hin, »die Hölle ist es allein, von der hier die Rede ist. Ah, nun kommt meine Wuth wieder, ich fühle es, und nun kann ich die Worte finden, die ich zu sprechen habe. Paul, ich bringe Dir tausend Grüße von meiner Mutter und – von Betty,« setzte er langsamer und gedehnter hinzu.

»Von Betty!« klang es wie ein dumpfer Widerhall aus Paul's Brust hervor. »Ah! Und nun sprich rasch – was ist mit ihr?«

»Was mit ihr ist?« fuhr Fritz fast unwirsch auf. »Nun, was denkst Du Dir wohl, he?«

»Ich denke jetzt gar nichts mehr, ich höre nur.«

»Nun, so höre denn: Ja, hahaha!« und bei diesem höhnischen Lachen kamen ihm die heißen Thränen in die Augen – »verzeih, daß ich lache, aber bei Gott, wenn man ein schadenfroher Teufel wäre, man könnte sich über den Unsinn zu Tode lachen –«

»Ueber welchen Unsinn denn? Fritz, ich bitte Dich, sei doch vernünftig!«

»Vernünftig? Ich? Wozu denn, wenn die ganze Welt so verrückt ist, daß sie einen solchen Unsinn zugiebt –«

»Welchen Unsinn?« fragte Paul in einiger Erregung, da ihn seines Freundes Zustand zu ängstigen anfing.«



»Ach was,« fuhr Fritz fort – »der Unsinn muß doch einmal heraus und wir haben uns lange genug den Kopf zerbrochen, wie wir es Dir mittheilen sollten, aber ich weiß nicht mehr, wozu sie riethen und mit welchen Worten ich zu Dir sprechen sollte, und so will ich es lieber offen und ehrlich mit meinen eigenen sagen: Betty, Paul, unsre gute, liebe, himmlische Betty, unsre Lebenssonne – denn Du hast sie so lieb wie ich, ich weiß es – Betty ist Braut geworden, hat Braut werden *müssen* und – o! ja! – in vier Wochen wird sie schon eine Frau sein!« –

Paul sah ihn bei diesen mit einem gewissen Hohn und doch auch mit einer Wehmuth ohne Gleichen gesprochenen Worten starr an, als verstehe er ihn nicht recht oder als müsse er die Bestätigung derselben auf seinen Zügen lesen. Als er sie aber las, fand seine Brust kein Wort der Erwiderung. Nur war sein Gesicht leichenblaß geworden, seine Hände rangen sich krampfhaft in einander und von seiner Stirn perlte ein kalter Schweißtropfen nach dem andern nieder.

»Nun,« fuhr Fritz fort, aufmerksam nach dem Gesicht Paul's spähend, dessen Schweigen ihn in Verwunderung setzte, »und Du sprichst nichts darauf?«

»Nein!« sagte da eine kalte, aber feste und mannhafte Stimme, die ein Zeugniß von der großen Willenskraft des Redenden gab, »nein, ich spreche nichts – fahre Du aber fort in Deiner Rede, mein Freund.«

»Ach,« sagte Fritz, »jetzt begreife ich: Du bist starr geworden vor Schreck, wie wir Alle es waren, als wir die herrliche Botschaft vernahmen. Nun, dann kann ich

ja fortfahren in meiner lustigen Erzählung. Ja, Betty ist Braut, ihr guter Herr Vater hat sie dazu gemacht, mit einer Eile und Hast, als ob er die Zeit nicht erwarten könnte, daß sie aus dem Hause käme; und ob sie auch nicht gewollt und dagegen gefleht und gerungen hat, und obwohl ihre Mutter ganz auf ihrer Seite gestanden und mit für sie gebeten hat – sie hat es *doch* werden müssen, und da hast Du die ganze Geschichte auf einen Wurf.«

»Aber das ist ja schrecklich!« rief Paul, dem nun die Worte kamen, mit fast ächzender Stimme, »wie kann denn ein Vater so grausam sein!«

»Das frage ihn nur und er wird Dir die Antwort geben: O, ich bin klug und weise! Mein Kind und Ihr Alle wißt nicht, was meinem Kinde heilsam ist, ich allein bin der Allwissende und glücklicherweise auch der Allmächtige in dieser Beziehung. Ich Sorge für mein Kind am besten und am sichersten, wenn ich ihm einen reichen und vornehmen Mann gebe, denn alles Uebrige, was darum und daran hängt, Empfindung, Gefühl, Neigung, Liebe, was man so nennt, das Alles ist nichts als eingebildetes dummes Zeug.«

»Sprichst Du im Ernst?« fragte Paul mit wogender Brust, während wieder ein wärmerer Pulsschlag in sein erkältetes Herz trat.

»Nun, natürlich, warum sollte ich nicht? Was ist einem solchen Vater ›von hochadligen Gefühlen‹ an dem wirklichen Glück seines einzigen Kindes gelegen, wenn er nur seinen eigenen Dünkel und Hochmuth befriedigt. Ein Kind aus den Banden der Familie zu reißen, in denen

es glücklich ist und es einem Fremden in die Arme zu schleudern, der keine Liebe, kein Vertrauen erweckt, der nicht die geringste Bürgschaft bietet, dies Kind in Ehren zu halten, welches ihm nur aus blindem Gehorsam folgt und weil es keinen eigenen Willen hat und haben darf – das ist einmal so die *humane* Art und Weise so vornehmer Väter, die sich was Besseres und Edleres dünken als alle anderen vom Weibe geborenen Menschenkinder!«

»Aber das ist ja in Wahrheit schrecklich!« erwiderte Paul, noch immer in dumpfer Betäubung seinen Freund anstarrend, der sich nun ausgetobt zu haben schien und ruhiger geworden war.

»Ja, gewiß ist es schrecklich,« fuhr er viel sanfter fort. »Meine Mutter ist außer sich, mein Vater hat geweint wie ein Kind, daß er auf diese Weise die Betty verlieren soll – denke Dir das – und wir, nun wir, ach, mein guter Paul, wir haben den halben Tod davon, nicht wahr?«

Paul schritt auf Fritz zu und drückte ihm herzlich die Hand und dabei nickte er wehmüthig mit dem Kopfe. »Ja,« sagte er, »wenigstens das halbe Leben, und die schönste Hälfte davon, ist uns mit Betty entwichen. Also in Dobberan hat diese Tragödie gespielt?«

»Ja, ja, ja, in Dobberan hat sie begonnen und ein Ende genommen und der Hauptacteur, als Heldenvater, hat, da ihn Niemand beklatschen wollte, sich selbst beklatscht, und darum, weil ihm der kühne Wurf gelungen ist, seine Tochter an einen von jenen kahlschädlichen Baronen

zu verschachern, der zehntausend Thaler jährliche Rente, ein großes Gut und darauf eine ›süperbe‹ Jagd hat, darum ist er so glücklich gewesen.«

»Also ein Baron ist es?« fragte Paul, leise erhebend, nachdem er sich neben Fritz auf das Sopha gesetzt hatte.

»Ja, ein Baron von Wollkendorf auf Wollkendorf da oben im Herzogthum Bremen, in irgend einem abgelegenen Erdzipfel, wo nur Möwen und Schaaf in den Mooren und Haiden leben, da residirt der gnädige Herr und dahin nimmt er – o Paul, wie grausam ist das! – dahin nimmt er unsre liebe Sonne mit, um sich seine ewigen Wolken von ihr verscheuchen zu lassen. Und siehst Du,« fuhr er eifrig fort, »darum hat sie auch nicht mehr an mich geschrieben. Als sie den ersten Brief abfaßte, da war das Unheil noch nicht geschehen und sie war noch ganz *unsre* Betty, obgleich das blanke Schwert schon an einem seidenen Faden über dem armen Opfer hing. Da trat ihr Vater eines Tages zu ihr heran und machte sie mit seinem und des Herrn Barons Wunsche bekannt. Da erfolgte die schreckliche Scene zwischen Vater und Tochter und Mutter. Und als nun der Vater Sieger geblieben war, wie es bei seiner Uebermacht nicht anders sein konnte, schrieb Betty natürlich nicht mehr, denn sie hätte ihm ihre Briefe zeigen müssen, weil er gar zu gern mit eigenen Augen gesehen hätte, wie glücklich sie selbst war, indem sie uns ihr Glück verkündigte.«

»Nun ist es mir auch erklärlich!« tönte es still aus Paul's Brust hervor.

»Gewiß! Und in drei Wochen wird der Herr Bräutigam kommen und das ganze Haus beglücken – und in vier Wochen wird er sie heimführen auf seine Wollkenburg.«

»Das ist noch ein Glück!« stöhnte Paul.

»Ah, Du meinst, weil dann die Pein nicht so lange für uns dauert – darin hast Du Recht. Aber das wird eine recht vergnügliche Hochzeit werden! Meine Eltern nehmen unter keiner Bedingung daran Theil, und damit ist glücklicherweise auch Betty einverstanden, nur ihre Mutter kann sich noch nicht darein finden, daß ihre einzige Schwester nicht auf der Hochzeit ihrer einzigen Tochter sein soll. Doch mein Vater bleibt fest und kommt erst mit meiner Mutter von der Reise wieder, wenn das glückliche junge Paar fort ist, sie werden den Herrn Baron also vielleicht gar nicht einmal kennen lernen. Haha! Da werde ich also der Märtyrer unserer Familie sein. Gut, das muß ich schon, dann hat die arme Creatur doch *einen* Freund in ihrer Nähe, der mit ihr ein und dasselbe Gefühl theilt.«

Paul nickte stumm mit dem Kopfe. »Ich danke Dir,« sagte er endlich mit auffallender Ruhe, »daß Du mir diese Mittheilung in einer so großen Aufregung gemacht hast, aus der nur der Schmerz Deines Herzens spricht. Aufregung von Außen macht mich immer ruhig im Innern. Aber wenn die Sache wirklich so weit gediehen ist, wie Du sagst, und nicht mehr zurückgethan werden kann, dann – dann laß uns nicht mehr von dieser Hochzeit sprechen – ich bitte Dich darum.«

»Da hast Du Recht, das wollen wir auch nicht. So, ah! nun ist mir die Brust leicht, nun weißt Du Alles, jetzt

habe ich mich ausgeschüttet und nun kann ich wieder nach Hause gehen und meine arme Mutter trösten. – Du wirst sie doch morgen besuchen?«

»Ich werde sie besuchen, verlaß Dich darauf.«

»Nun, dann wird sich ja das Uebrige schon finden – darf ich Dich jetzt verlassen? Es wird mir zu eng hier im Zimmer, ich muß frische Luft schöpfen. Willst Du mich vielleicht begleiten?«

Paul schüttelte den Kopf. »Nein, ich bleibe. Geh' Du getrost, ich habe sogar das Bedürfniß, mit mir allein zu sein.«

»Lebe wohl!« sagte Fritz aufstehend und seinem Freunde die Hand hinreichend, die dieser lange und herzlich drückte und dann kurz den Abschiedsgruß erwiderte.

Fritz hatte das jetzt ganz dunkle Zimmer verlassen und Paul saß allein auf seinem Sopha, den Kopf auf die Brust geneigt, die Hände gefaltet, und sprach still mit sich und seinem Gott. Der Schlag war entsetzlich, der ihn getroffen hatte, das Weh, das seine Brust zerriß, kaum erträglich, und doch ertrug er es und bezwang es, wie ein Mann es muß, der auf keinen andern Beistand als auf seinen eigenen zu rechnen hat. Vielleicht auch kam ihm sein natürlicher Stolz zu Hülfe, der unbewußt in ihm schlummerte, vielleicht auch das Mitleid mit Betty, mit ihrer Mutter, ihrer Tante, seinem Freunde Fritz und dessen wackerem Vater, und als er so eine halbe Stunde allein zugebracht, war der Seelenkampf ausgekämpft, sein Herz blutete zwar noch in langsam rinnenden Tropfen,

aber der Sturm brauste doch nicht mehr so gewaltig wie vorher und allmählig brach sich eine ruhigere Empfindung in ihm Bahn.

Plötzlich hob er den Kopf in die Höhe und schien nun erst zu bemerken, daß es im Zimmer um ihn her dunkel war. Da stand er leise, als wolle er Niemand stören, aufnahm ruhig die Lampe von einem Seitentisch, zündete sie an und setzte sie auf sein Schreibpult nieder.

Bald darauf saß auch er auf einem Stuhl davor und öffnete einen verborgenen Kasten. Das alte Album der Mutter kam ihm in die Hände und er schlug langsam die erste Seite auf.

Da stand es vor ihm, was ihm plötzlich in den Sinn gekommen, und er beugte seinen Kopf nieder und las:

- »Leide, meide, schweige und ertrage!
- »Deine Noth Niemand klage!
- »An Gott, Deinem Schöpfer, nicht verzage,
- »Denn das Glück –«

Weiter las er nicht. Ach, das Glück konnte ihm ja heute nicht mehr kommen, das fühlte er nur zu tief, aber in den gelesenen Worten war sein ganzer gegenwärtiger Trost enthalten, und lange, lange gab er sich in dieser Nacht diesem Troste hin, bis er ganz sein Eigen geworden und sein Wesen durchdrungen hatte. Erst als er sich dieses göttlichen Gewinnstes klar bewußt geworden war, erhob er sich von seinem Sitze, und dann von einer tiefen, an Erschöpfung gränzenden Müdigkeit heimgesucht,

wie sie das übermäßig gequälte Herz endlich in der Regel überfällt, legte er sich still zu Bett, und kaum hatte er so viel Zeit, den Spruch noch einmal sich langsam vorzusprechen, da hatte ihn der Schlummer ergriffen und der Welt und ihrer Sorge, den Schmerzen und der Bitterkeit des Lebens entrückt, um ihn die Süßigkeit des Selbstvergessens kosten zu lassen, die nur dem Schlafenden oder dem Todten zu Theil wird, dem Todten, der erst in einer besseren Welt erwacht und dann *vielleicht* sanft lächelnd und voller Verwunderung auf das vergängliche Trübsal dieser Erde zurückblickt.

#### ELFTES KAPITEL. DER LETZTE SONNENBLICK.

Es giebt Menschen, die nur thätig sein und vorwärts streben und dabei ihre geistige und sittliche Entwicklung langsam und stetig vollenden können, wenn Alles um sie her in tiefer Ruhe und in ungetrübtem Frieden bleibt, wenn die Gemächlichkeit des Lebens ihnen alle Bedürfnisse faßlich zur Hand rückt und weder ein höherer Wellengang des ungestümen Welttreibens, noch ein jäher Windstoß ihren ruhig steuernden Gleichmuth erschütteret, andere dagegen, die nur mit Leichtigkeit arbeiten und sich mit einem wahrhaft rapiden Aufschwunge entwickeln, wenn Alles um sie her in Kampf und Streit liegt, wenn Unruhe die Welt und ihr Haus erfüllt und dadurch ihr Gemüth und ihren Geist gleichsam in eine treibende Gährung versetzt. Bei dieser Gährung kreisen ihre Gedanken mächtiger und rascher, ihre Thatkraft wird bis zum höchsten Grade angespannt, und sie erklimmen im



geistigen Sturmschritt eine Höhe und Ausbildung in ihrem ganzen Sein und Wesen, welche sie im gewöhnlichen Laufe der Dinge vielleicht niemals erklommen hätten.

Etwas von der Begabung dieser Letztgenannten mußte wohl Paul van der Bosch innewohnen, denn wenn er auch gewiß kein Freund von Zwietracht, Hader und Unfrieden war, denen er sogar überall, wo er konnte, aus dem Wege ging, so war sein Geist doch so organisirt, daß aus dem Zwiespalt, der ihn umgab, immer eine treibende, anspornende Kraft in ihm thätig wurde, die ihn unaufhaltsam zum geistigen Fortschritt drängte und dadurch von selbst die Betrübniß niederhielt, die sich von anderer Seite her seines ganzen Wesens bemächtigt hatte.

So finden wir ihn denn, nachdem seit jenem traurigen Abend kaum eine Woche verstrichen war, von einer wahren Fluth ernster Arbeiten aller Art überschüttet, denen er sich mit rastloser Ausdauer und völliger Hingebung überließ. Wenn er bei Tage seine Vorlesungen gehört und die schwierigen Arbeiten zu der bevorstehenden großen Prüfung beschlossen hatte, gab er sich eifriger denn je den Betrachtungen hin, die seine Seele erfüllten, aber nicht etwa um thatlos darüber zu grübeln, sondern sie in gediegener Form auf das Papier zu werfen und sein eigenes Geschick mit dem Gewoge der äußeren Welt zu vergleichen, die ihm in gegenwärtiger Zeit in ähnlicher Aufregung zu schweben schien, wie sein Gemüth und sein Herz. Allerdings floß dabei manche Bitterkeit und

manche trübe Anschauung mit ein, er mußte wider seinen Wunsch oft tadelnd und krittelnnd, ja, verwerfend erscheinen, die Zustände und Verhältnisse der Welt däuchten ihm wie in einen dunklen Trauerflor gehüllt, aber dabei hatte seine Sprache, sein Ausdruck im Ganzen und Einzelnen eine treffende Schärfe gewonnen und die Ueberzeugungstreue, mit der er sein Thema erfaßte und aus der es sich bei ihm entwickelte, lag klar vor den Augen Dessen, der vielleicht künftig einmal diese vereinzelt und im Stillen gesammelten Aufsätze lesen sollte.

Mehr als früher gab er sich auch in dieser Zeit dem Verkehr mit geistig ihm gleichstehenden Männern hin; er tauschte gern mit ihnen seine Ideen aus, er besprach die Erscheinungen der Kunst und Literatur, und leider war diese Zeit von manchem Giftstoff geschwängert, der wider sein Wissen Eingang in sein Inneres fand und seinen Gedanken und Worten einen viel schärferen Stachel und eine ausgeprägtere Richtung gab, als sie ihm früher eigen gewesen waren.

Mit der Familie des Banquiers verkehrte er in dieser traurigsten Zeit seines Lebens viel weniger als sonst; nur einzelne kurze Augenblicke brachte er täglich bei seiner mütterlichen Freundin zu, und auch Fritz kürzte, obgleich er nach wie vor alle Tage erschien, seine Besuche ab, da Beide keine Neigung verspürten, über das zu reden, was doch zumeist ihr ganzes Innere erfüllte.

Auf der früher so harmlos und glücklich lebenden Familie lag in diesen wenigen Wochen ein unsichtbarer

aber schwer empfundener Druck, der weit von der Freude entfernt war, die sonst in einem Hause zu herrschen pflegt, wenn sich ein hervorragendes Mitglied desselben einem Ziele nähert, wie es hier dicht vor Aller Augen stand. Ueberdies war ein peinlicher Zwiespalt – der erste von Bedeutung, so lange sie sich kannten – zwischen den Häuption, der beiden verwandten Familien ausgebrochen. Der Banquier, durch Betty's und deren Mutter Klagen auf das Tiefste ergriffen, hatte mit seinem Schwager einige harte Auftritte gehabt und diesem offen seine Ansicht über die tyrannische Handlungsweise gegen seine Tochter dargelegt. Der ursprüngliche Stolz des Herrn von Hayden war dadurch aus seinem Schlummer geweckt und er hatte mit einem Nachdruck, der leider häufig ein erzwungener Beistand des seines Unrechts sich bewußten Menschen ist, das Urtheil seines Schwagers höhlich zurückgewiesen und dessen aufrichtige Meinungsäußerung als einen gewaltsamen Eingriff in seine väterlichen Rechte betrachtet. Als dieser Ausspruch aber auf eine überaus harte und herbe Weise erfolgt war, stieg die Spannung zu einem sichtbaren Bruch, die Familien hielten sich im Ganzen von einander fern, und nur Betty besuchte täglich ihre Tante, was der Vater derselben trotz seines inneren Grollens doch nicht verhindern zu wollen sich die großmüthige Miene gab. Auch Frau von Hayden kam noch bisweilen zu ihrer Schwester, aber diese Besuche brachten weder Frieden noch Behaglichkeit hervor, im Gegentheil, die lauten Klagen der beängstigten und

beeinflußten Frau liefen am Ende immer in einen lauten Thränenstrom aus und führten niemals zu einem erwünschten Ziele, da keine Mittel vorhanden waren, den einmal auf abschüssiger Bahn eigensinnigster Rechthaberei befindlichen Oberforstmeister in seinem leidenschaftlichen Sturm Laufe aufzuhalten.

Auch Paul war einige Male zufällig der bedrängten Schwester Frau Ebeling's in den Weg getreten, obgleich er sich bemühte, ein solches Zusammentreffen zu vermeiden oder, wenn es geschah, es nach Möglichkeit abzukürzen. Die arme Frau hatte selbst in ihrem Schmerz noch immer einige Freundlichkeit für ihn, reichte ihm jetzt stets die Hand, sah ihn auch wohl theilnehmend mit ihren schwimmenden Augen an, aber ein näheres Gespräch über das Vorliegende fand nie zwischen ihnen statt, und die Menschen, die früher so oft sich gemüthlich und froh unterhalten hatten, schieden stets mit dem traurigen Bewußtsein von einander, daß fortan eine weite Kluft zwischen ihnen liege und daß die schönen vergangenen Zeiten ihnen niemals, niemals wiederkehren würden.

Frau Ebeling, die in diesen Tagen ebenfalls nie mit Paul über die Verhältnisse ihrer Schwester und deren Tochter sprach, da sie sowohl durch ihres Sohnes Mittheilung wie aus eigener Anschauung wußte, wie sehr sie damit Paul's Wunsch entgegenkam, konnte sich eines Abends, als ihre Schwester sie Beide eben verlassen hatte, doch nicht enthalten, zu ihm zu sagen:

»Ach, Du lieber Gott, das war einmal wieder eine traurige Stunde für mich, lieber Freund. Die arme Frau, sieht

sie wohl aus wie eine Mutter, die eben ihr geliebtes einziges Kind in äußerlich so glänzende Verhältnisse bringen will? Nein, wahrhaftig nicht! Aber, lieber Bosch, verzeihen Sie, daß ich davon rede; ich hatte mir zwar fest vorgenommen, jetzt nicht mit Ihnen darüber zu sprechen, allein oft, recht oft fühle ich das Bedürfniß, die Banden meines Gelübdes zu sprengen und mir so recht die volle Seele vor Ihnen auszuschütten. Aber nein, es soll gewiß noch nicht geschehen – beruhigen Sie sich und sehen Sie mich nicht so wehmuthsvoll und bittend an – ich verstehe Sie. Lassen Sie die paar Wochen erst vorüber sein, dann gehören wir uns wieder wie früher, aber auch ganz, ganz, und dann wollen wir mit einander so recht, recht glücklich sein, wenigstens so viel wir es noch nach dem Verluste vermögen, der uns nun unvermeidlich bevorsteht. Ach, was hülfe es auch, wollten wir uns jetzt einander unsere Noth, klagen! Nichts! Wie sind übrigens nicht die einzigen Leidenden, das glauben Sie mir nur, auch Andere leiden unter der schrecklichen Verblendung dieses Einzelnen.«

Paul nickte ihr ruhig zu und sagte: »Ich glaube es! Tragen wir unser Leid – diese Anderen haben vielleicht noch mehr zu tragen als wir – wer weiß es!«

»Meinen Sie Betty?« fragte da Frau Ebeling, wider ihren Willen den Namen Derjenigen aussprechend, die jetzt eben so schwer auf dem Herzen Aller lag, wie sie auch ihre Zungen zu fesseln schien. Paul sah sie groß und starr an und ein wehmüthiges Lächeln umspielte dabei seine Lippen. Dann nickte er und wandte sich seitwärts.

»O, um Betty ängstigen Sie sich nur nicht,« fuhr Frau Ebeling fort. »Die ist merkwürdig gefaßt. Wir Alle müssen es bewundern. Sie hat sich in ihr Schicksal ergeben und erträgt es wie eine Heldin, die man dafür nur noch mehr lieben muß.«

»Gute Nacht!« sagte Paul rasch, der das Gespräch über diesen Gegenstand nicht weiter geführt wissen wollte, und nach einem warmen Druck ihrer Hände schieden sie von einander, die Eine, um zu ihrem einsamen Gram, und der Andere, um zu seiner nicht minder einsamen Arbeit zurückzukehren.



Aber nicht allein Paul van der Bosch entwickelte in dieser Zeit eine ungewöhnliche Thätigkeit, auch drüben im Hause war Jemand, der obgleich zu einem ganz anderen Zwecke, seine bisherige Lebensweise völlig aufgegeben und eine andere eingetreten zu haben schien. Niemals hatte irgend wer den Oberforstmeister so rührig und hastig wirkend gefunden und fast nie mehr sah man ihn, wie sonst, seiner Liebhaberei huldigen und stundenlang im Fenster liegen, um, eine Cigarre nach der andern rauchend, das Treiben auf der lebhaften Straße zu betrachten. Schon früh am Morgen sah man ihn jetzt, oft allein, oft in Begleitung seiner Frau, bald nach dieser bald nach jener Richtung der Stadt fahren oder gehen, um die verschiedenen Ausstattungsgegenstände für seine Tochter zu besorgen, ein Geschäft, an das er für seine Person

früher wohl niemals gedacht oder für welches er irgend ein Talent zu besitzen geglaubt hatte. Allein jetzt weckte sein Eifer und vielleicht auch die Noth dieses Talent aus seinen Banden, denn die Zeit, nur das Nöthigste zu beschaffen, war ihm kurz gemessen, und da er ganz allein auf sich und seine Frau angewiesen war, indem er das Anerbieten seiner Schwägerin, ihrer Schwester im Stillen zur Hand zu gehen, streng und kurz zurückgewiesen, so mußte er doppelt thätig sein. Betty selbst verhielt sich in Bezug auf diese Einkäufe vollkommen passiv. Sie hätte, sogar auf wiederholtes Befragen, keinen Wunsch laut werden lassen, sondern Alles in das Belieben ihres Vaters gestellt, der ja nun den seinen Geschmack offen offenbaren konnte, den er im Gegensatz zu seinem ›spießbürgerlichen‹ Schwager, so oft aller Welt selbst angepriesen hatte. Uebrigens war die Sorge um die Beschaffung dieser Artikel nicht sehr groß und erstreckte sich ganz allein auf die Ausrüstung einer vollständigen Toilette seiner Tochter, wobei die glänzenden Verkaufsläden solcher Gegenstände mit ihrer reichen Auswahl ihm bestens zur Hand gingen und Verkäufer genug sich fanden, die für einen guten Verdienst ihr Alles und Jedes zur Ansicht in seine Wohnung brachten oder bringen ließen. Um andere Gegenstände, Möbel, Weißzeug und dergleichen brauchte der glückliche Hochzeitsvater sich gar nicht zu bemühen, sein reicher Schwiegersohn hatte sich jede Aussteuer dieser Art verboten, da er mit Allem reichlich versehen und sein Haus so von Luxusgegenständen überfüllt sei, daß nichts Neues mehr Platz darin finde.

Alle diese interessanten Verhältnisse waren, – man weiß kaum, wie das immer geschieht, – sehr bald unter die Leute gekommen und namentlich war es Frau Zeisig, die ein großes Vergnügen daran fand, alle Tage eine frische Neuigkeit berichten zu können. Allein ihr erster Versuch, ihren lieben Baumeister damit zu unterhalten, fiel so gründlich unglücklich aus, daß sie ihm niemals mehr einen Bericht abzustatten unternahm, und so sah sie sich genöthigt, ihre schwer errungene ›Wissenschaft‹ allein ihrem Manne und anderen Freunden zu verrathen, die dafür aufmerksamere Ohren hatten als ihr seltsamer Herr, dessen Benehmen zu dieser Zeit der guten Frau ein vollkommenes Räthsel erschien.

So waren die ersten drei Wochen nach der Rückkehr der Hayden'schen Familie sehr rasch vergangen und nur noch sechs Tage waren zu überwinden, bis der große Tag herankam, der den entschiedenen Sieg des Herrn Oberforstmeisters aller Welt verkünden sollte. Viele unserer näheren Freunde mochten diese Tage nach Stunden und Minuten berechnen, Keiner aber theilte dem Andern seine Bemerkung über den Ablauf der Zeit mit und doch mochten sie Alle mit einer gewissen Bangigkeit dem endlichen Ziele entgegensehen, das unaufhaltsam näher rückte und dem Schlusse eines langen Trauerspiels zu vergleichen sein möchte, das Jeder mit Zagen erwartet und ihm doch voll Sehnsucht entgegensteht, um endlich der lästigen Spannung sich entwinden zu können, die einem solchen Ende vorherzugehen pflegt.



Da trat ein neuer Abschnitt dieser Zeit sichtbar an den Tag und Paul van der Bosch sollte es nicht erspart bleiben, einer der Ersten zu sein, der ihn mit seinen eigenen Augen wahrnahm. Eines Mittags kam er aus dem Speisehause in seine Wohnung und näherte sich zufällig dem Fenster, von welchem er jetzt einen größeren Theil der Wohnung des Oberforstmeisters bestreichen konnte, als früher von dem kleinen Dachstübchen aus. Da fiel sein Auge plötzlich auf ein Fenster eines der gegenüberliegenden Zimmer und er nahm auf der Stelle zwei Gestalten daran wahr, von denen er die eine noch niemals gesehen hatte. Neben dem Oberforstmeister stand ein Fremder und augenblicklich sagte unserm stillen Beobachter eine innere Stimme, wer derselbe sei. Paul konnte sich nicht enthalten, diese Persönlichkeit einer genaueren Musterrung zu unterwerfen, und so lebhaft sein Herz auch dabei schlug, er hielt den Anblick standhaft aus und setzte seine unfreiwillige Prüfung mit ziemlich langer Ausdauer fort.

Dieser Fremde war kein junger Mann mehr, das gewahrte man auf den ersten Blick, und hatte ohne Zweifel längst das vierzigste Lebensjahr überschritten. Er war groß, starkknochig, und am Umfange seines Leibes sah man, daß er nie in seinem Leben Mangel an guter Nahrung gelitten haben konnte. Auf seinem wettergebräunten Gesicht lag unverkennbar der Ausdruck einer ächten Nimrodsnatur. Er hatte eine unendlich hohe Stirn, die durch das Fehlen des heublonden Haares auf dem Schädel noch viel auffallender wurde, und einen ungeheuren

röthlichen Bart, der die untere Hälfte seines nicht gerade unschönen aber gewiß nicht edlen Gesichts fast ganz bedeckte.

Der Oberforstmeister sprach sehr angelegentlich mit ihm und der Fremde lächelte fortwährend äußerst zufrieden, wie es ja ganz natürlich für einen Mann war, der im Begriff stand, seinen übrigen reichen Schätzen noch den edelsten und besten hinzuzufügen, den die Welt ihm nur bieten konnte.

Als Paul schließlich auf diesen unglücklichen Gedanken gerieth, wandte er sich rasch vom Fenster fort und zog die Vorhänge desselben möglichst dicht zusammen, mit dem festen Entschluß, diesmal solle es das letzte Mal gewesen sein, daß seine Augen auf jenen Fenstern haften, fortan solle das Haus drüben nicht mehr für ihn vorhanden sein, bis – bis der Augenblick gekommen, daß es seine Schrecken für ihn verloren habe und nur noch das leblose Denkmal einer schönen Erinnerung sei, die ihm wie eine glänzende Fackel seine Jugend erleuchtet und wenigstens eine Zeit lang sein einsames Leben vergoldet und verschönert hatte. –

Am Abend dieses Tages – es brannte schon Licht in dem Zimmer des fleißigen Bauführers – klopfte eine bekannte Hand an Paul's Thüre. Er legte ruhig die Feder weg, stand auf und trat dem stets willkommenen Freunde entgegen. Dieser zeigte ein etwas befangenes Gesicht, da er nicht wußte, ob er mit seiner neuen Botschaft genehm sein würde, und doch hielt er sich verpflichtet, sie abzustatten.

»Guten Abend, Paul,« sagte er und nahm bald seinen gewöhnlichen Platz in der Sophaecke ein, nachdem Jener die immer dienstfertige Lampe auf den Tisch davor gestellt hatte. »Ich störe Dich doch nicht, wie? O, Du bist jetzt wieder so fleißig wie vor vier Jahren, ich weiß es wohl, und wirst Dich noch zu Tode arbeiten.«

»Zum Leben, mein Lieber, zum Leben, denn bald soll es ja erst recht beginnen, was ich so lange mit allen Kräften meiner Seele erstrebt habe.«

»Du wirst es auch erreichen, gewiß. Doch höre, ich habe Dir heute eine ganz besondere Neuigkeit zu überbringen –«

»Auf die ich wahrscheinlich schon vorbereitet bin,« unterbrach ihn Paul mit einem seltsam matten Lächeln.

Fritz schaute hoch auf und schien ganz erfreut über diese Vorbereitung »Wie meinst Du?« fragte er, »ich verstehe Dich nicht.«

»Sprich nur weiter, wir werden uns bald verständigt haben.«

»Nun denn – aber sei nicht böse, daß ich Dir es sage – *Er* da drüben – Du weißt schon – ist angekommen und der Anfang vom Ende ist also in's Leben getreten.«

Paul nickte, still vor sich niederbückend. »Ich weiß es, ich habe ihn mit dem Oberforstmeister am Fenster stehen sehen,« sagte er ruhig.

»Na, das ist ja ganz gut,« rief Fritz, tief Athem schöpfend, »dann kann ich um so kürzer sein. Wie hat Dir ›der Mann‹ gefallen?«

Paul zuckte mit den Schultern. »Ich habe kein Urtheil darüber, mir ist ›der Mann‹ an sich sehr gleichgültig.«

»Ja wahrhaftig mir auch! Na, das ist kein Mensch, der jemals Betty's Liebe gewinnen kann –«

Paul schaute rasch auf. »Warum nicht?«

»Ei, er ist gerade das Extrem von ihr, an Bildung und Anschauung, an Gesinnung und Lebensweise –«

»Woher weißt Du das schon?« fragte Paul wie ein mit seinem Geiste weit abwesender Mensch.

»Er hat mit der Tante meinen Eltern heute seinen Besuch gemacht und bedauert, daß sie auf seiner Hochzeit fehlen würden, da er schon gehört, sie müßten eines kranken Bruders meines Vaters wegen eine mehrtägige Reise antreten. Das war das Gescheidteste, was er gesagt, denn alles Uebrige, was er vorbrachte, war halb Windbeutelei, halb Großthuerei. Er erzählte von seinen ungeheuren Waldungen, seinem reichen Wildstand, seinen Wiesen und Mooren, seinen Pferden und Hunden, und ist also so recht ein Genoß seines zukünftigen Schwiegervaters, der nun bald sein Amt aufgeben und zu seinem Schwiegersohn auf's Gut ziehen wird, um bei den bevorstehenden Halalis auf den großen Jagden das erste Horn zu blasen. Haha!«

Paul schwieg nachdenklich, dann sagte er, noch immer einige Worte seines Freundes festhaltend: »Warum sollte das Windbeutelei oder Großsprecherei sein? Er ist ja ein reicher Mann und kann das Alles besitzen, was er nannte.«

»Nun freilich, aber die Art und Weise, wie er es vorbrachte, war windbeutelig, obgleich er wahrhaftig über die Jahre der Windbeutelerei weg ist. Er that gerade so, als ob wir in der Wildniß lebten und noch nie gewußt hätten, wie der Hase läuft, den wir verzehren. Nun, mit diesem ersten und letzten Gespräch war die Bekanntschaft gemacht – Fortsetzung folgt – vielleicht in jener großen, dunklen Zukunft, die wir noch nicht ergründen können. Da hast Du meine Nachricht und nun habe ich noch eine Bitte von Seiten meiner Mutter an Dich zu richten.«

»Sprich sie aus; Deine Mutter hat stets nur Bitten für mich, die ich gern erfülle.«

»Gut. Meine Eltern reisen morgen Abend mit dem Nachtzuge nach Cöln und lassen mir das ganze Haus in Verwahrung. Das wird recht ergötzlich sein, wenn ich keinen besseren Gesellschafter finde als Du jetzt bist.«

»Sprich doch Deine Bitte aus!« ermahnte Paul sanft.

»Ja, meine Mutter wünscht vorher noch Abschied von Dir zu nehmen, Du möchtest also morgen Abend in der Dämmerung hinüberkommen und Dich ein halbes Stündchen bei ihr aufhalten.«

»Gem. Aber warum sprichst Du das so zaghaft und beklommen? Es hört sich gerade so an, als ob Du mit dieser Bitte noch irgend etwas Anderes sagen wolltest –«

»Was Du für ein Gehör hast! Aber diesmal – diesmal hast Du Dich doch geirrt. Meine Mutter hat mir das wirklich so aufgetragen.«

»Das glaube ich. Nun, ich werde kommen. In der Dämmerstunde also?«

»Ja, etwa um sechs Uhr, vergiß das nicht.«

»Ist das denn so schwer zu behalten?«

»O, Du bist jetzt so zerstreut –«

»Nicht im Geringsten. Willst Du schon wieder fort?«

»Ja. Ich darf Dich jetzt nicht lange abhalten. Künftig kommen vielleicht bessere Zeiten und dann wollen wir wieder redlich beisammen sein, nicht wahr!«

»Darauf gebe ich Dir meine Hand. Recht redlich und von ganzem Herzen gern!«

Sie drückten sich die Hände und kaum war Fritz gegangen, so ließ Paul sich wieder vor seinem Schreibtisch nieder und nahm die Feder zur Hand, um, ohne irgend zerstreut zu sein, seine begonnene Arbeit bis gegen Mitternacht fortzusetzen.



Die Dämmerung des nächsten Tages war angebrochen und Paul schickte sich zu seinem Abschiedsbesuche an. Es war das erste Mal, daß er sich auf mehrere Tage von der Mutter seines Freundes trennen sollte, seitdem er mit ihr in ein vertrauterer Freundschaftsverhältniß getreten war, und dieser Gedanke, der ihn auf dem kurzen Wege nach dem Nachbarhause begleitete, mochte es wohl sein, der sein Herz zu lebhafterem Schlage veranlaßte und sein Gemüth in eine größere Wallung versetzte, als er sie seit längerer Zeit empfunden hatte.

Als er in Frau Ebeling's, Zimmer trat, fand er nur sie und den Banquier darin vor, und daß sie verreisen

wollten, sah man schon an ihren Koffern und Taschen, die noch unverschlossen auf einigen Stühlen lagen. Frau Ebeling saß schweigend auf dem Sopha und ihr Mann ging, die Hände auf dem Rücken haltend, vor ihr auf und nieder, die Eine wie der Andere wenig aufgelegt, ein wortreiches Gespräch zu führen. Als Paul bei ihnen eintrat, übte seine Erscheinung auf beide Personen eine gleich wohlthuende Wirkung aus. Beide kamen ihm mit aufgehobenen Händen entgegen und Jedes von ihnen faßte eine der seinen.

»Da sind Sie ja, lieber Bosch,« sagte der Banquier zuerst, »na, wir haben Sie schon erwartet und eben von Ihnen gesprochen. So, nun setzen wir uns und dann können wir mit Ruhe besprechen, was wir uns noch mitzutheilen haben. – Bei Gott,« fuhr er fort, als er auf einem Stuhl und Paul neben Frau Ebeling auf dem Sopha Platz genommen hatte, »wir gehen nicht gern aus unserm Hause, aber das traurige Zerwürfniß mit meinem Schwager – vor Ihnen existirt ja darin kein Geheimniß – treibt uns fast gewaltsam fort, wenn wir nicht eine traurige Rolle bei – bei dem Bevorstehenden spielen wollen. Indessen werden wir nicht lange ausbleiben und sobald hier Alles im Reinen ist, sind wir wieder da. Na, dann gehen wir hoffentlich glücklicheren Tagen entgegen, denn die letzten Wochen haben uns Allen nichts Gutes gebracht. Unser Fritz bleibt zu Hause und wird unsere Stelle – da oben vertreten. Der arme Junge thut mir leid, er wird keine leichte Aufgabe haben und sich mannhaft zusammennehmen müssen. Sollte er in irgend einer Hinsicht Ihres

Rathes bedürfen, dann – ich brauche Sie ja kaum darum zu bitten, da ich Sie kenne – dann rathen Sie ihm und gestatten Sie ihm auch, daß er Sie täglich nach wie vor in Ihrem Hause besucht, da das meinige zur Zeit wohl nichts Einladendes für Sie enthält, wenn wir fort sind. Na, traurige Tage gehen auch vorüber und bessere kommen wieder. Und das soll mein Abschiedsgruß sein, denn ich muß noch auf das Comptoir. Leben Sie wohl, bester Freund, und Gott behüte Sie!«

Er drückte Paul herzlich und wiederholt die Hand und entfernte sich schnell, einmal, weil er kein Freund von langen Abschiedsceremonien war, und dann, weil eine weiche Stimmung ihn ergriffen hatte, als er von den im Hause herrschenden Verhältnissen sprach und dabei das bleiche Gesicht seines jungen Freundes krampfhaft zucken sah.

Als der Banquier das Zimmer verlassen hatte, ergriff Frau Ebeling Paul's Hand und wiederholte auf ihre Weise, was eben ihr Mann gesagt. Beide tauschten dann noch einige Worte aus und Paul wollte sich schon zum Aufbruch anschicken, als die Thür aufging und Fritz mit vorsichtig suchender Miene in's Zimmer schaute. Ohne daß Paul es merkte, tauschten Mutter und Sohn einen raschen Wink aus und gleich darauf hatte Frau Ebeling sich erhoben und auf herzliche Weise von Paul Abschied genommen.

Als dieser aber nun das Zimmer durch die gewöhnliche Thür verlassen wollte, trat Fritz an ihn heran, hielt ihn auf, indem er seinen Arm traulich um seinen Leib schlang und sagte: »Nicht da hinaus, Paul, komm noch



einen Augenblick in mein kleines Zimmer, ich habe Dir etwas zu zeigen.«

Nicht die Worte des Freundes waren es, die auf Paul eine seltsame Wirkung übten, wohl aber die eigenthümliche Hast und Dringlichkeit, mit der sie gesprochen wurden, und der Blick, mit dem er ihm dabei in's Auge sah. Unwillkürlich bebte er zusammen und, ohne ein Wort zu sprechen, folgte er mit zögernden Schritten dem Freunde, der ihn durch mehrere Zimmer nach seinem kleinen Gartenstübchen führte, in dem Beide früher so manche glückliche Stunde verbracht hatten. Als sie sich nun demselben näherten, schritt Fritz voran, und hastig die Thür aufstoßend und Paul hineindrängend, sagte er: »Geh voran, ich folge Dir!«

Fast mechanisch bewegte sich Paul vorwärts und trat in das schon von der Dämmerung mäßig beschattete Zimmer ein, aber Fritz folgte ihm nicht, sondern schloß sogleich hinter ihm die Thür und Paul war in dem bekannten Raume allein. Aber nein, er war nicht darin allein, denn kaum seinen Blick erhebend, bemerkte er eine Gestalt, die bisher am Fenster gestanden und jetzt mit langsam schwebenden Schritten auf ihn zu kam und ihm schon von Weitem eine Hand bewillkommnend entgegenstreckte.

Paul fuhr zurück, wie von einem electrischen Schläge berührt. Hatte irgend ein vorahnendes Gefühl ihm vorhergesagt, wer und was ihn noch in Fritz Ebeling's Zimmer erwartete, oder war es eine rauschartige, aufblitzende Freude, die ihn fast starr machte, oder endlich

erschrak er wirklich, als er Betty von Hayden vor sich sah, Betty, mit ernst wehmüthigem Gesicht, aber dabei von einem Liebreiz übergossen, wie er ihn noch nie an ihr wahrgenommen zu haben glaubte?

»Herr van der Bosch,« redete sie ihn mit ihrer wunderbar süßen und jetzt leicht vibrirenden Stimme an, als sie seine Hand schon in der ihren hielt, »verzeihen Sie, daß ich Sie auf diese Weise hierherbescheiden ließ; aber es wäre mir unmöglich geworden, von diesen Stätten zu scheiden, ohne Sie noch einmal gesehen und aus Ihrem eigenen Munde gehört zu haben, daß Sie wie bisher wenigstens im Stillen fortfahren werden, mein Freund zu sein. – Aber mein Gott, wie bleich sehen Sie aus! Sie sind doch nicht krank?«

Paul holte tief Athem und nur mit Mühe brachte er die Worte hervor: »Nein, ich bin gesund – aber Sie – sehen auch nicht rosig und trunken vor Freude aus – doch das ist natürlich – der Abschied vom Elternhause hält schwer –«

»Still!« unterbrach sie ihn, »kein Wort darüber – wir haben es hier nur mit uns Beiden zu thun und unser Abschied muß kurz sein – ich habe nur wenige Minuten für mich und – für Sie.«

»Ach, auch für *eine* Minute schon bin ich Ihnen mein ganzes Leben lang dankbar –«

Sie sah ihn mit einem unaussprechlich freundlichen Blick bei diesen Worten an und nickte ihm mit ihrer alten Vertraulichkeit zu. »Das freut mich,« preßte sie hervor –

»und Sie bleiben mein Freund, nicht wahr? Darf ich wohl noch einmal Ihre Antwort hören?«

Paul vermochte nichts mehr zu sprechen, es war, als wäre ein schwerer Fels auf seine Brust gewälzt, aber aus seinen dunklen Augen schoß ein so leuchtender Strahl und seine Hand umspannte dabei ihre Hand so fest, daß Betty das »Ja«, welches Beides enthielt, doch verstand.

»Ich danke Ihnen,« sagte sie, immer leiser sprechend, »für dieses nicht gesprochene und doch gehörte, und auch für alles Gute, was Sie mir erwiesen haben –«

Die beiden Hände faßten sich bei diesen Worten noch fester, und der Druck, den sie zugleich auf einander übten, war so voll, so fest, so warm, wie der Blick, mit dem sich Beide in die Augen schauten, tief war und bis auf den Grund ihrer Seelen zu dringen schien.

»Gehen Sie,« flüsterte Betty da, »es ist Zeit – *meine* Minute ist vorüber.«

Er nickte ihr zu, sie desgleichen, und gleich darauf hatte er sie verlassen und stand vor der Thür, die sie nun auf ewig von ihm scheiden sollte. Da erfaßte plötzlich ein dämonischer Schmerz seine Brust. »Mein Gott,« sagte er zu sich im Fluge, »ich habe ihr ja gar nichts gesagt und mein Kopf ist doch so voller Gedanken – nein! so kann ich nicht scheiden, ich muß sie noch einmal sehen und mir ihr liebes Gesicht für alle Ewigkeit einprägen.«

Und ohne sich einen Augenblick zu besinnen, drückte er die Thür wieder auf und wieder sah er sich Betty gegenüber, die noch auf derselben Stelle im Zimmer stand

und unbeweglich, starr nach der Thür blickte, durch die so eben der Freund entwichen war.

»Verzeihen Sie,« rief nun Paul, »daß ich noch einmal komme – ich konnte nicht anders – o mein Gott, ja. Leben Sie wohl, leben Sie wohl und Gott behüte Sie!«

Das war wieder Alles, was er sprechen konnte, und die zahllosen Gedanken, die er vorher im Kopfe gehabt, waren abermals verflogen. Aber Betty begriff ihn. Mit einem glückseligen Lächeln hatte sie ihn noch einmal erscheinen sehen und mit einer unwillkürlich hastigen, fast sprungartigen Bewegung war sie ihm entgegen getreten, und ohne daß sie wußte, wie es geschah, hatte sie noch einmal die Hand gefaßt, die sie ja doch nicht so bald wieder berühren sollte. Und wieder umschlossen sich die beiden Hände fest und fester, als ob ihre Seele mit in diesen Druck übergehen wollte, und wieder senkte sich Auge in Auge – aber sprechen konnte Keines von Beiden mehr, so sehr wenigstens Paul sich bemühte, sein übervolles Herz zu entlasten.

Betty bemerkte, wie er mit sich kämpfte, und mit ihrem beruhigenden milden Lächeln und einer unbeschreiblichen Anmuth den Kopf schüttelnd, sagte sie so leise, daß er sie kaum verstehen konnte.

»Sprechen Sie kein Wort mehr – ich verstehe Sie doch – und Sie – mich hoffentlich auch. Leben Sie recht, recht wohl! Gott gebe Ihnen alles Glück, welches er in seinen reichen Händen hält. O Sie wissen ja: ›Das Glück kann alle Tage kommen!«

Paul lächelte bei diesem Citat schwermuthsvoll. »Ach ja, es *kann* kommen, aber jetzt – jetzt ist es wahrhaftig nicht da.«

»Nein, Sie haben Recht, jetzt ist es nicht da. Doch – wir haben es nicht verschuldet. Und nun?«

»Nun sei es wirklich geschieden!« stieß er mit einem tief aus seiner Brust dringenden Seufzer hervor.

»Ja – gehen Sie – jetzt haben wir uns Alles gesagt, was wir uns sagen *können* –«

»Leben Sie wohl! Darf ich sagen: auf Wiedersehen?«

Sie nickte freundlich. »Gott gebe es und ich – ich wünsche es!«

»Dann gehe ich doch etwas getröstet!« rief Paul frohlockend und, nach noch einem, dem letzten warmen, festen Druck ihrer Hände, lösten sich Beide von einander los und Paul eilte mit raschen Schritten aus dem Zimmer, aus dem Hause, zum ersten Mal seiner eignen Kraft nicht trauend, die ihn sonst immer vorwärts trieb, heute aber ihn mit einer unbegreiflichen, fast unwiderstehlichen Gewalt zurück zu reißen drohte.

## ZWÖLFTES KAPITEL. DIE SONNE GEHT UNTER UND DER MOND GEHT AUF.

Nach jenem Abschied, der unserm Freunde, so aufregend an und für sich gewesen war, eine wunderbare Ruhe, freilich nicht für lange Zeit, eingeflößt hatte, war es ihm zu Muthe, als ob er vom Glück und der Freude seines Lebens selbst Abschied genommen habe und als ob alles Uebrige, was nun noch kommen könne, nicht werth sei,

sich ferner noch Sorge darüber zu machen oder ein gar eifriges Streben danach zu verrathen. Für ihn war Betty schon abgereist, er brauchte sich also nicht mehr um das drüben im Hause Vorgehende zu kümmern, und so sah er auch wirklich nicht mehr nach den Fenstern hinüber, wie er sich nach jenem Zufall gelobt, der ihm ›den Mann‹, ›Ihn‹ vor Augen geführt hatte, der allein schuld war, daß die schreckliche Zwietracht in dem bisher so einträchtigen Hause seiner Freunde ausgebrochen und die jetzige Aufregung in alle Gemüther gedrungen war.

Nur einmal noch gerieth er in die Versuchung, einen Blick nach dem ehemals so oft gesuchten Fenster hinüber zu werfen und das geschah am Abend, welcher dem Hochzeitstage voranging. Daß kein sogenannter Polterabend stattfinden würde, hatte er längst von Fritz und zum Ueberfluß auch von Frau Zeisig gehört, die sich über eine solche Abweichung von der alten Regel nicht genug wundern konnte.

Allein Betty, die sich mit keiner öffentlichen feierlichen Kundgebung irgend welcher Art befreunden konnte, hatte sich die Gunst von ihrem Vater erbeten, daß dieser Polterabend ausfalle, und das war der einzige Wunsch gewesen, den ihr Vater von ihren Lippen vor der Hochzeit vernommen hatte. An dem Abend nun, an welchem dieser ›Polterabend‹ hätte stattfinden müssen, saß Paul noch bis tief in die Nacht vor seinem Schreibtisch. Die Vorhänge seines Fensters waren geschlossen wie immer und zu den Ohren des fleißigen Arbeiters drang kein Laut mehr von der Straße herauf, so sehr war sein Geist beschäftigt

und alle seine Sinne waren nur der Lösung seiner Aufgabe zugewandt.

Da aber zuckte er plötzlich zusammen. Es war, als ob eine innere Stimme ihm ein ›Halt!‹ zugerufen und geboten hätte, sein Auge zu erheben und noch einmal nach dem gegenüberliegenden Hause zu schauen. Einen Augenblick schwankte er, ob er diesem seltsamen Antriebe gehorchen solle, aber schnell war er, entschlossen, ihm nicht nachzugeben, denn was Paul van der Bosch sich einmal selbst gelobt, das hielt er unverbrüchlich fest, sogar wenn es seinem Herzen eine bittere Entsagung auferlegen sollte.

Ach! Hätte er dieser inneren Stimme diesmal Folge geleistet, er hätte vielleicht doch noch an diesem Abend eine große Freude gehabt. Denn in demselben Augenblick stand drüben am, vom Monde hell beschienenen Fenster, während sein Haus im tiefsten Schatten lag, eine menschliche Gestalt und diese Gestalt schaute mit fast flammenden Augen, so scharf bohrten sie sich in die vor ihnen liegende Dunkelheit, nach seinem Fenster hinüber, auf dessen weißem Vorhang sich, ihm selbst unbewußt, der vornüber gebeugte Kopfschatten des nächtlichen Arbeiters abzeichnete. Ja, *er* sah sie nicht, aber *wir* sehen diese Gestalt, diese Augen, wie sie jetzt am Tage vor ihrem Scheiden, zum letzten Mal in der letzten Nacht, wo sie in der Heimat die Augen schloß, thränengefüllt nach dem Nachbarhause schauten und das beleuchtete Fenster durchforschten, an dessen Bewohner sie vor Jahren

schon, von dem warmblütigen Cousin aufmerksam gemacht, mit Antheil geschaut, der ihr im Laufe der Jahre immer näher und näher getreten war, jetzt aber so unbarmherzig und unverhofft aus ihrem Gesichtskreise gedrängt würde, so daß keine, gar keine Hoffnung vorhanden war, daß er jemals wieder innerhalb desselben auftauchen werde. Und so nahm sie denn noch einmal im Geiste Abschied von ihm, so goß sie ihre herzlichsten, wärmsten Wünsche gleich einem Segenstrahl – ach! jeder gute Mensch kann einen andern Menschen in Gedanken segnen, wie der böse ihm auch fluchen kann – über ihn aus, und so begann sie die letzte Nacht im Vaterhause, das ihr einst eine so theure Stätte gewesen, jetzt seit wenigen Wochen aber ein Gefängniß geworden war, aus dem ihre Seele sich schon lange, nach Freiheit und Zwanglosigkeit dürstend, emporgeschwungen hatte – wohin? Ach, das wußte sie selbst nicht, denn die Zukunft lag ihr wie ein dunkles Geheimniß in der Ferne und sie hatte kein Organ, nicht einmal ein ahnendes Vorgefühl, mit dem sie in dieses Geheimniß dringen und auch nur einen Schatten ihres Schicksals im Voraus erkennen konnte. –

Der Tag der Vermählung Betty's von Hayden mit Isidor, Baron von Wollkendorf war angebrochen. Die Feierlichkeit sollte Mittags um zwei Uhr im Hause der Braut stattfinden und um fünf Uhr schon sollte das neuvermählte Paar seine Reise in die nordische Heimat antreten. Das wußte Paul, von Fritz nicht allein, auch Frau Zeisig hatte



es ihm beizubringen gewußt, als sie ihm an diesem Tage das Frühstück auf sein Zimmer brachte.

Paul antwortete ihr nicht, selbst als sie ihre wichtige Neuigkeit zum zweiten Male wiederholte. Die gute Frau schüttelte den Kopf, sah den jetzt immer so seltsamen Baumeister fast mitleidig an und entfernte sich wieder. Dieser aber verzehrte sein Frühstück schnell, kleidete sich an und eilte mit raschen Schritten auf die Straße hinab, ohne einen Blick nach dem Festhause hinüber zu werfen, innerhalb dessen Mauern heute der Grundstein zu einem neuen menschlichen Seelenbunde gelegt werden sollte.

Wie Paul sich nun aber für diesen Tag auch vorbereitet und mit stählerner Geistesrüstung gegen die Eindrücke desselben gewappnet zu haben glaubte – er erwies sich doch stärker, gewaltsamer, tyrannischer als unser armer Freund es für möglich gehalten hatte. Der Gedanke, der sich mit diesem Tage verband, ergriff ihn mit einer dämonischen Uebergewalt und jagte ihn einige Stunden lang ruhelos auf und ab durch die Straßen der volkreichen Stadt, ohne daß er sah und hörte, was um ihn her vorging. Dennoch aber vertauschte ihm Stunde auf Stunde mit pfeilschnellem Flügelschlage, und endlich – endlich war er bezwungen und es war Alles im Reinen, wie der Banquier Ebeling sich gegen den Freund seines Hauses vor seinem Aufbruch ausgedrückt hatte.

Erschöpft, fast zerschlagen, wie nie in seinem Leben, trat Paul Abends nach sechs Uhr in sein bereits dunkles

Zimmer und nur das Bedürfniß, sich zu ruhen, empfindend, warf er sich auf das Sopha, ohne die Lampe anzuzünden, die Frau Zeisig schon vorsorglich auf den Tisch gestellt hatte, damit ihr Herr bei seinem Nachhausekommen nicht lange danach zu suchen habe.

Kaum aber hatte der müde Mann fünf Minuten schwer athmend in dieser Lage zugebracht, da kam mit raschem Schritt Jemand die Treppe heraus und, ohne anzuklopfen wie sonst, trat er in's Zimmer, von Paul schon erkannt, noch ehe er ein Wort gesprochen hatte.

»Bist Du hier, Paul?« fragte eine freundliche und doch von innerer Aufregung bebende Stimme.

»Ja, ich bin hier!« antwortete der Gefragte vom Sopha her, ohne sich aufzurichten. »Was willst Du?«

Fritz näherte sich dem Liegenden und suchte seine Hand, die er auch bald fand. »Was ich will, kann ich Dir im Dunkeln sagen, wenn Du kein Licht machen willst.«

»So sprich – die ganze Welt ist dunkel, wenn die Sonne untergegangen ist, und unsere ist untergegangen, nicht wahr?«

»Ja,« seufzte Fritz, »da hast Du Recht. Aber höre, Paul, ich komme als Bote und ich *muß* sprechen, sonst drückt es mir das Herz ab. O, mein Gott, was war das für ein Tag! Jetzt aber sind sie fort – ja, fort!«

»Gott mit ihnen! Laß sie unter seinem Schirme ziehen!«

»Das habe ich auch gedacht. Aber die Abschiedsscene war schrecklich – sie war nicht von meinem Halse fortzubringen und weinte so laut, wie ich nie einen Menschen habe weinen hören. Es war zum Erbarmen, und ihre Mutter weinte eben so und ich auch.«

»Nun, da konntet Ihr Euch doch wenigstens trösten mit Euren sichtbaren Thränen – manche Menschen weinen auch zum Erbarmen, aber nur ihre Seele ist es, die unsichtbare Thränen vergießt, und das thut vielleicht noch weher. Also sie ist fort?«

»Ja, sie ist fort, der Kelch ist an mir vorüber und ich bin froh, daß ich ihn nur allein zu leeren brauchte,« denn meiner Mutter wäre der Athem dabei ausgegangen. Aber da – hier – nimm, das ist für Dich!«

»Was hast Du da?« fragte Paul, der fühlte, wie Fritz ihm einen leichten Gegenstand auf die Brust legte.

»Nimm es und bewahre es Dir auf, mein Freund. Es sind die Blumen, die Betty heute Mittag an ihrer Brust trug, und sie gab sie mir mit dem Auftrag, sie Dir zu bringen, zur Erinnerung an eine schöne Vergangenheit, die ach! niemals wiederkehren wird.«

Paul hatte sich schon erhoben und den halb welken Blumenstrauß, den er nun fühlte und dessen Duft er begierig einsog, in die Hand genommen, in der Dunkelheit hastig an seine Lippen gedrückt und dann beide Hände wie um einen theuren Schatz darüber geschlossen.

»Also sie hat auch heute noch an mich gedacht?« flüsterte er.

»O gewiß, bis auf den letzten Augenblick. ›Grüße ihn, grüße ihn herzlich,‹ sagte sie, ›und er soll Wort halten und mein Freund bleiben, auch wenn er mich niemals mehr mit Augen sieht.«

»Das sagte sie?« jauchzte Paul beinahe frohlockend auf.

»Ja, und es muß ihr wohl Ernst damit gewesen sein, denn sie drückte mich dabei fast todt mit ihren Küssen und Liebkosungen.«

Paul war an das Fenster getreten und blickte nach dem jenseitigen hinüber, auf welches der Mond eben wieder sein blendendes Licht zu werfen begann, aber diesmal war keine Gestalt an demselben zu sehen, die mit thränenden Augen zu ihm herüber schaute.

»Ja, ja,« sagte er dumpf in sich hinein. »Zweimal hat sie mir Blumen gesandt. Das erste Mal, da kannte sie mich noch nicht, und das war der schöne Anfang unsrer Seelengemeinschaft. Aber das zweite Mal, da kannte sie mich, und das war das traurige Ende unsrer Seelenverbindung. Aber nein, nein, nein – es gibt kein Ende für solche Seelen – sie finden sich immer wieder – auf der Erde oder endlich – im Himmel!«

Er hatte die letzten Worte laut gesprochen, so daß Fritz sie vernehmen konnte. »Da hast Du Recht,« sagte dieser – »es gibt kein Ende für solche Seelen. Ach, aber es ist kalt auf der Erde, wenn die Sonne verschwunden ist, nicht wahr, mein lieber Freund?«

»Ja, sehr kalt und finster dabei, und nun müssen wir uns mit dem Mondschein begnügen.«

»Ah, Du meinst meine Mutter! Ja, die soll unser Trost sein, sie hat ein Herz für Schmerzen, wie wir sie empfinden.«

»Ich weiß es. Wann kommt sie wieder?«

»O, ich habe heute Morgen einen Brief von ihr erhalten. Morgen Nachmittag trifft sie mit dem Vater ein. Du wirst doch gleich hinüberkommen, um sie zu begrüßen?«

»Natürlich, sobald sie mich empfangen will, laß es mich wissen.«

»Ja. Heute arbeitest Du wohl nicht?«

»Nein, Fritz, heute nicht, ich kann – bei Gott nicht!«

»Nun denn, darf ich dann bei Dir bleiben? Ich will auch ganz ruhig sein – schon Deine Nähe tröstet mich.«

»So bleibe. Auch ich habe Dich gern bei mir.« –

Und die beiden treuen Freunde blieben bei einander bis zum späten Abend, und als sie sich endlich trennten, waren sie Beide ruhiger geworden, denn sie hatten den bitteren Kelch bis auf die Neige geleert, dessen Inhalt, wenn er erst getrunken ist, oft heilsamer wirkt, als der süßeste Trank wirken kann, der nicht die Läuterung hervorbringt, die jenem von dem Athem der Vorsehung zum Besten der leidenden Menschheit eingehaucht ist.

---

Um mit dem Schwager nicht gleich nach der Hochzeit seiner Tochter wieder zusammenzutreffen, hatte der Oberforstmeister von Hayden mit seiner Frau am Morgen des folgenden Tages eine Reise angetreten. So störte die

Ruhe der von ihrem kurzen Ausfluge Zurückkehrenden nichts von Außen her und sie konnten sich ihren Geschäften wie ihren Freunden mit ganzem Herzen hingeben.

Am Nachmittag schon war der Banquier mit seiner Frau eingetroffen und Beide hatten gleich in der ersten Stunde den Bericht entgegengenommen, den Fritz ihnen in lebhaftester Darstellungsweise abzustatten geneigt war. Ruhig hatten die Eltern ihn angehört, und wenn Frau Ebeling auch einige stille Thränen dabei vergossen, so war sie doch schließlich froh, daß das Trauerspiel in ihrer Familie nun beendet und sie nicht gezwungen gewesen sei, der Handlung desselben als Zuschauerin beizuwohnen.

»Wie befindet sich Dein Freund?« fragte die Mutter, als Herr Ebeling sie verlassen hatte und in das Comptoir gegangen war.

Fritz zuckte die Achseln. »Heute habe ich ihn noch nicht gesehen; er hat viel nachzuholen, weil die traurige Geschichte ihn stark mitgenommen und er deshalb in den letzten Tagen wenig gearbeitet hat. Gestern Abend aber war ich bis elf Uhr bei ihm und da befand er sich ganz leidlich. Nur hatte er große Sehnsucht, Dich wiederzusehen, das hat er mir wiederholt gesagt.«

Frau Ebeling nickte befriedigt. »Das freut mich,« sagte sie, »ich trage auch Verlangen, mit ihm zu sprechen. Laß mich nur noch eine halbe Stunde allein, dann magst Du ihn zu mir bescheiden, wenn er Zeit hat, mich auf ein Stündchen zu besuchen.«

»O ja, Zeit hat er jetzt, das weiß ich, auch ist er zu Hause.«

»So geh' hinüber und lade ihn zu mir ein.« –

Fritz sprang mit den lebhaften altgewohnten Sätzen die Treppe zu Paul hinauf und verkündete ihm mit strahlenden Blicken, daß seine Eltern wieder da seien und daß seine Mutter ihn in einer halben Stunde bei sich zu sehen wünsche.

Paul seufzte erleichtert auf. »Das ist gut,« sagte er. »Ich danke Dir für Deine liebe Botschaft und werde nicht auf mich warten lassen. – Willst Du schon wieder fort?«

»Ei gewiß, ich muß in's Geschäft, mein Vater sitzt schon an seinem Pult und hat Mancherlei mit mir zu sprechen.«

»So thu' Deine Pflicht. Leb' wohl!«

Die Dämmerung war schon sichtbar herabgesunken, als Paul den Weg zu seiner mütterlichen Freundin antrat. Ein kalter Herbstwind wirbelte durch die staubigen Straßen und machte den Aufenthalt im Freien unbehaglich. Im gemüthlichen Zimmer Frau Ebeling's aber loderte ein kleines Feuer im Kamin und das gelinde Prasseln desselben störte die behagliche Stille nicht, die darin herrschte. Frau Ebeling saß, mit ihren Gedanken beschäftigt, auf einem Sessel vor dem Kamin, wie sie es bei wichtigen Veranlassungen wohl zu thun liebte, und erwartete den jungen Bauführer, auf dessen Erscheinen sie diesmal, sie wußte selbst nicht warum, äußerst gespannt war.

Paul wurde von einer ähnlichen Gemüthsbewegung heimgesucht, als er den Weg zu ihr antrat. Er wußte ja,

wovon heute gesprochen werden würde, und das brachte sein Blut schon lange vorher in stürmische Wallung. Dennoch war er ziemlich gefaßt und ruhig, er hatte seit gestern Abend sein Schicksal überwunden und war – nach seiner Meinung – als Sieger aus dem schmerzenreichen Kampf hervorgegangen, den er zu bestehen gehabt. Was ihn nun bei Frau Ebeling erwartete, wollte er mannhaft ertragen und darum hatte er seine Brust mit der Rüstung erzwungener Willensstärke umkleidet und Niemand sollte ihm anmerken können, was in ihm vorgegangen war. So dachte er wenigstens und glaubte, seinen Vorsatz ohne Rückfall in seine gestrige Stinmiung durchführen zu können.

Ach! als er aber nun in das trauliche Gemach, der so verehrten mütterlichen Freundin trat, in welches die Dämmerung eben ihr melancholisches Licht warf, als er dann die liebe Gestalt, das weiche, seelenvolle Gesicht dieser Frau sah und ihre sanfte Stimme hörte, die heute so klagend und traurig in sein Ohr tönte, da fielen, wie von einem Winde fortgeweht, die schützenden Panzer und Stahlketten von seiner Brust ab, da wurde der willensstarke Mann wieder ein fühlender Mensch und eine nie empfundene und unabweisliche Rührung ergriff ihn mit einer Macht, daß es ihm war, als ob das Herz sich in seiner Brust umdrehe, als ob ihm der Athem stocke, und die ganze Welt vor ihm und in ihm sich mit einem Male in das Gegentheil von vorher gewandelt habe.



Kaum sah Frau Ebeling ihn in das Zimmer treten, so eilte sie ihm entgegen und streckte beide Hände verlangend nach ihm aus. Als seine Hände aber die ihrigen erfaßt, zog sie den nicht Widerstrebenden dicht an sich heran, um einen prüfenden Blick in sein Auge zu thun und gleichsam mit ihrer Seele forschend in die seine zu dringen.

»Mein lieber Freund!« hauchte es leise von ihren Lippen – aber weiter konnte sie zuerst kein Wort sprechen, so sehr übermannte sie die Bewegung ihres Herzens, als sie dies traurige Auge sah, das doch so liebevoll ihr entgegenschaute, als könne es Trost und Linderung aus ihrer Erscheinung saugen.

Kaum aber hatte sie jene Worte gesprochen, da war es mit Paul's Fassung und Standhaftigkeit vorbei. Wie durch einen Zauberschlag mitten in den schmerzlichen Gefühlswirbel seiner Seele zurück versetzt, war es, als ob die bisher gedämmten Schleusen seines Innern sich öffneten und er den für bezwungen gehaltenen Schmerz auf die Lippen treten lassen müsse, den seine Brust zu verschließen kaum noch im Stande war.

»Mein lieber Freund,« wiederholte sie endlich mit dem Aufgebot aller ihrer Willenskraft, »o wie lieb ist es mir, daß ich Sie wiedersehe! Nun sind wir wieder bei einander, nun können wir offen und ehrlich sprechen, was uns auf dem Herzen liegt, nicht wahr?«

Er nickte und sah sie nur um so trauriger, zerschmetterter an, denn das Wort, welches er in seinem Herzen trug, brannte ihn schon wie eine Flamme auf der Zunge

und nur noch ein sanfter Anreiz fehlte, es ihm zu entreißen.

»Aber Sie sprechen ja nicht,« fuhr sie dringender fort, als er sein Gesicht vor ihren scharf forschenden Augen senkte, »o, so reden Sie doch – seit wann sind Sie denn so stumm?«

Da konnte er nicht länger an sich halten; die so lange verhaltene Qual, die auf seiner Seele lag, preßte seine Brust zusammen, daß er zu ersticken glaubte, wenn er sie nicht von sich würfe. Und so öffneten sich endlich seine Lippen, und seine Hände aus den ihrigen ziehend und sie vor seine Augen schlagend, als schäme er sich, seine Gefühle enthüllt zu sehen, rief er mit halb gebrochener und seinen ganzen inneren Zustand verrathender Stimme: »O mein Gott, was wollen Sie? Was soll ich denn sprechen, was kann ich sprechen! *Sie ist ja fort, sie ist fort, und ich – ich habe sie auf ewig verloren!*«

Frau Ebeling stand im ersten Augenblick halb erstarrt vor dem also seinen Schmerz offenbarenden Manne. Wie? Sah sie denn jetzt erst klar in sein Inneres hinein? Hatte sie sich denn so sehr in ihm, in seiner bisher zur Schau getragenen Ruhe getäuscht? War sie blind gewesen, hatte sie gar keine Augen gehabt? Ja, ja, sie war blind gewesen und sie nicht allein – jetzt aber, jetzt fiel es ihr wie Schuppen von den Augen und sie sah sonnenklar, daß Paul's Empfindung für Betty weiter nichts als eine gränzenlose, sein ganzes Wesen erfüllende und unausrottbare Liebe war.

Als sie dies aber sah und mit ihrem weiblichen Instinct sogleich die ganze Lage der Vergangenheit und Gegenwart überschaute, da trat auch auf der Stelle das wahre und edle Weib aus ihr hervor, und da sie nicht mehr durch die That helfen konnte, da wollte sie wenigstens mit dem Worte trösten und voll Mitgefühl an der Seite des Leidenden stehen. So eilte sie hastig, ohne sich eine Secunde zu bedenken, auf den jungen Mann zu, faßte seine beiden Hände, zog sie von seinem Gesicht fort und drängte ihn leise nach dem Sopha hin, wo sie neben ihm Platz nahm, um ihren Trost sofort beginnen zu können.

Allein sie wurde daran verhindert. Denn Paul, als er sich jetzt erst bewußt wurde, daß er wider Erwarten und Willen dieser Frau sein innerstes Geheimniß verrathen, blieb nicht bei dem bloßen Bekenntniß seines Seelenzustandes stehen – jetzt, jetzt war es vielmehr Zeit, den ganzen in ihm tobenden Sturm auszuschütten und sich Ruhe für alle Zukunft damit zu verschaffen, und so, von einem inneren Drange dazu getrieben, sank er zu ihren Füßen, stützte seinen schwindelnden Kopf in ihre Hände auf ihrem Schooß und – weinte laut, wie nur ein Sohn vor seiner Mutter über seine verlorene Liebe weinen kann.

Sie ließ ihn eine Zeitlang gewähren, nur drückten ihre Hände sich fester um sein heißes Gesicht; dann aber sich zu ihm niederbeugend, flüsterte sie leise und mit dem sanftesten Tone mütterlichen Gefühls:

»Mein armer, armer Paul!«

Kaum aber hatte sie diese wenigen Worte gesprochen, so übten der Ausdruck, womit sie sein Ohr trafen, und die

unendliche Milde, die in ihnen lag, eine unbeschreibliche Wirkung auf den sie Hörenden aus. Er hob plötzlich, wie aus einem tiefen Traume erweckt, den Kopf in die Höhe, sah die edle Frau mit großen schwimmenden Augen fest an und rief, indem er langsam aufstand:

»Was sagten Sie da? Mein armer Paul? O, mein Gott, warum bin ich in Ihrem Sinne arm, warum nennen Sie mich so?«

»Weil ich Sie in tiefster Seele bemitleide!« brachte Frau Ebeling voller Verwunderung hervor, da sie sich diese Wandlung im ersten Augenblick kaum zu erklären vermochte.

»O nein, o nein,« rief er mit seiner allmählig ihm wiederkehrenden Willensenergie, »bemitleiden Sie mich nicht; fühlen Sie nur mit mir, dann bin ich schon glücklich und zufrieden. O, zweifeln Sie an meiner Kraft, an meinem Muth, gegen das Leben und seine Schmerzen zu kämpfen? Nein, nein, um Gottes willen, zweifeln Sie nicht!«

»Nein, nein, ich zweifle ja nicht,« rief sie, den Durchbruch des männlichen Stolzes dieses starken und nur für einen Augenblick gebrochenen Geistes mit Freuden gewahrend, »wie könnte ich an Ihnen und Ihrem Muthe zweifeln, der Sie ja von jeher dem Kampfe des Lebens ausgesetzt gewesen sind und ihm siegreich gegenüber gestanden haben. Nein, gewiß, ich zweifle nicht. O, mein lieber, guter Paul, mein zweiter Sohn, so gefallen Sie mir tausend Mal besser als vorher und ich habe nun, wie ich zu meinem eigenen Troste sehe, mit Ihnen einen schweren Moment überlebt und überwunden. Ja, ja, aber nun

ist er vorbei, nun – geben Sie mir Ihre Hand – so, kommen Sie her und setzen Sie sich zu mir, und nun lassen Sie uns treulich wie sonst über uns selber reden.«

Paul setzte sich willig neben sie, aber dann sah er sie liebevoll und dankbar an und schüttelte seinen dunklen Kopf.

»Nein,« sagte er, »lassen Sie uns das Vorliegende ein für alle Mal abmachen: über mich selber *kann* ich und *will* ich – niemals, niemals sprechen. Nur so viel will ich sagen: lassen Sie das Vergangene – ich meine, was Betty betrifft – vergangen sein und kommen wir nie mehr darauf zurück. Ich habe Ihnen wie ein Sohn den ganzen, tiefen, ewigen Schmerz meines Wesens enthüllt, und Sie haben mich, wie nur ein edles mütterliches Herz es vermag, getröstet. So liegt das alte Leben hinter uns und wir beginnen von diesem Augenblick an ein neues. Und glauben Sie mir – so groß und weit es vor mir liegt, ich werde in seinen geweihten Kreis als ein Geprüfter, Berechtigter treten, ich werde mich Ihrer und aller Guten Liebe und Freundschaft würdig beweisen und Sie sollen mich nie wieder schwach, trostlos und unmännlich sehen, wie es vorher geschah.«

»O nein, o nein, mein lieber Freund, schwach und unmännlich sind Sie nicht gewesen. Die Liebe zu einem edlen und reinen Wesen betrachte ich mehr als eine Stärke, denn als eine Schwäche der menschlichen Natur, und daß Sie auch im Uebrigen stark, sehr stark sind und das fernere Leben siegreich bekämpfen werden, wie feindlich es Ihnen auch gegenüber treten mag, das habe ich in

meinem Innern noch nie bezweifelt und werde ich nie bezweifeln, denn ich glaube an Sie, an Ihren Willen, Ihre Kraft und – Ihre Tugend!«

Zum ersten Mal lächelte Paul sie jetzt freudig an. Sie hatte den rechten Fleck getroffen, wo der Trost bei diesem Manne haftete, und er fühlte sich wirklich durch diese Frau getröstet. Ruhig sprachen sie nun mit einander, was sie auf dem Herzen hatten, und als sie sich endlich trennten, schieden Beide mit dem Gedanken, daß diese Stunde eine wichtige für sie gewesen sei und daß von ihr an wirklich ein neues Leben tage, das nun mit frischen Kräften begonnen und hoffentlich zu einem guten Ende geführt werden solle.

Niemanden aber, selbst ihrem Manne nicht, sagte Frau Ebeling ein Wort von dem Gespräch, welches sie so eben mit Paul geführt hatte. Dieser hatte sie zwar nicht um ihr Schweigen gebeten, aber sie fühlte selbst, daß es gerathen wäre, keinem Andern die Neigung zu verrathen, die Paul zu Betty gehegt und die ihr in ihrem ganzen Umfange erst so spät klar geworden war. Fortan aber herrschte zwischen Frau Ebeling und Paul van der Bosch das herzlichste Einverständniß und Vertrauen, in großen wie in kleinen Dingen, und so lange noch Beide neben einander lebten, war es stets, als ob Paul nur ihr älterer und Fritz ihr jüngerer Sohn sei, denn es wurde ihr wirklich schwer zu entscheiden, welcher von Beiden ihrem Herzen näher stehe, – einen solchen Standpunct hatte ›der arme Student‹ sich bei ihr errungen und so würdig hatte er sich

erwiesen, ein geliebtes Mitglied ihrer kleinen Familie zu sein.

So war also wirklich der sanfte Mond mit seinem milden Schein über Paul's Geschick aufgegangen, nachdem die Sonne seines Lebens von seinem Horizonte geschwunden war. Mit dieser hatte er das Theuerste und Liebste seines Lebens verloren, die Blüthe und Kraft seines Herzens aber war mit ihr nicht gestorben. Muthig wie immer raffte er sich zu neuen Anstrengungen empor, und wie ein großer Verlust im menschlichen Leben oft einen unerwarteten Gewinn zur Folge hat, indem wir mit frischer Thätigkeit den Mangel des Einen durch die Fülle des Andern zu ersetzen suchen, so war auch Paul aus diesem Schmerz seines Lebens siegreich hervorgegangen und ein Mann geworden, wie er es ohne denselben nicht so früh geworden wäre. Denn eine reine und wahre Jugendliebe haftet an dem edlen Menschen und macht ihn zugänglich für alles Gute; und wenn sie, falls sie ihm verloren ging, sein Herz auch einige Zeit mit Bitterkeit erfüllt, so wird doch sein Geist dadurch nicht gebrochen, vielmehr gestählt, und für alle Zukunft – wenn sie die rechte Liebe war – hat er sich einen Maaßstab erworben, nach dem er zu handeln, ein Ziel, wonach er zu trachten, wofür er zu ringen hat, und ringen und streben nach einem Ziele, mag es auch fern und dunkel vor ihm liegen, muß einmal der Mensch, wenn er nicht versumpfen und verbleichen will, wie so viele Tausende versumpfen und verbleichen, blos weil sie keine reine Vergangenheit

gehabt und darum also auch keine edle Zukunft haben können.



ZWEITER THEIL.

ERSTES KAPITEL. DER VERSCHOLLENE ONKEL TRITT  
WIEDER AUF.

»Ja, ja, das Glück kann alle Tage kommen, und hiermit bringe ich Dir es vielleicht schon! Da hast Du einen Brief aus . . . , also kommt er gewiß von Deinem Onkel Casimir!«

Mit diesen Worten trat Fritz Ebeling einige Tage nach der im letzten Kapitel erzählten Scene voller Hast bei seinem Freunde ein, indem er ihm einen Brief triumphirend entgegenhielt.

Paul hob erstaunt sein Auge gegen ihn auf und sagte: »Wie kommst Du zu diesem Brief, Fritz?«

»Ei, das ist eine sehr einfache Geschichte. Der Briefträger gab so eben in unserm Comptoir seine Briefe ab und da hielt er zufällig auch diesen in der Hand. Da er weiß, wie befreundet wir sind, überließ er ihn mir auf meine Bitte, denn ich glaubte, Du würdest ihn von mir lieber annehmen und mir die Freude gönnen, Dir einmal eine glückliche Nachricht zu bringen. Wir haben lange genug trübes Wetter gehabt, nun kann es auch einmal wieder einen heiteren Himmel geben. So nimm ihn und lies, er enthält gewiß eine Nachricht, die Bezug auf die bewußte Erbschaft hat.«

Paul dankte ihm und erbrach den Brief sogleich. Als er ihn aber gelesen, lächelte er auf seine alte stille Weise und sagte zu dem ihn aufmerksam betrachtenden Freunde:

»Diesmal ist das Glück noch nicht gekommen, wie Du hofftest, und ich erwarte es auch nicht so rasch. Das Glück wird bisweilen leicht müde und ruht sich dann eine Weile aus, ehe es wieder in Thätigkeit geräth. Das meine ist augenblicklich sehr müde und wird viel Zeit gebrauchen, um wieder zu Kräften zu kommen. Es hat sich bei mir überarbeitet, denn ich war – o Du weißt es nur zu gut – fast *zu* glücklich, und das soll der Mensch einmal nicht sein, wenigstens lehrt die Erfahrung, daß es selten heilsam ist.«

Jetzt lächelte Fritz schalkhaft und entgegnete: »Ich danke Dir für Deinen *philosophischen* Vortrag, aber ein Bischen ›Mathematik‹ wäre mir jetzt lieber. Laß mich sie hören. Was schreibt denn der hochgelehrte Herr, darf ich es nicht wissen?«

Paul reichte ihm den Brief hin und Fritz las folgende Zeilen:

»Mein lieber Junge! Du wirst Dich über mein langes Schweigen gewundert haben, aber ich wollte Dir für Deine Aufmerksamkeit, mir die so zufällig gefundene ›Wiederholte Aufforderung‹ so rasch zu übermitteln, erst meinen Dank abstaten, wenn ich von Hamburg aus irgend eine Antwort auf meine dahin abgesandte Erklärung erhalten hätte. Allein bis jetzt ist keine weitere Nachricht von dorthier eingetroffen und nun kann ich Dich nicht länger ohne eine Mittheilung meinerseits lassen.

Was meine Meinung über die fragliche ›Aufforderung‹ betrifft, so glaubte auch ich im ersten Augenblick – und glaube es eigentlich noch – daß mein verschollener Bruder dahintersteckt, allein, wie gesagt, bis jetzt hat sich derselbe noch nicht weiter vernehmen lassen. Obgleich Quentin mir durchaus fremd geworden ist, da wir uns schon als kleine Jungen getrennt haben, so wäre es mir in jedem Falle doch sehr angenehm, von ihm etwas Näheres zu erfahren, selbst wenn es nur die Nachricht wäre, daß er lebt und meiner gedenkt. Weiter gehen auch meine Erwartungen, geschweige denn Hoffnungen nicht. Auf die wichtigen Folgen, die jene Aufforderung andeutet, bin ich allerdings etwas neugierig, da ich nicht wüßte, was auf der Welt solche Folgen für mich haben könnten. Mir ist im Leben Nichts wichtiger, als meine Wissenschaft, und wenn ich mich ihr nur mit ganzem Herzen und ungestört hingeben kann, so verlange ich nichts Anderes. Gegen irgend einen Angriff meiner beschaulichen Ruhe – mag er kommen woher er will – kann ich nur mit Archimedes gegen jenen rohen römischen Krieger rufen: ›Bringe mir meine Kreise nicht in Unordnung!‹ und das möchte ich selbst meinem Bruder zurufen, wenn er meine Einsamkeit unterbrechen und mich in meinen Arbeiten stören sollte.

Da ich eben von Archimedes spreche, so will ich Dir auch mittheilen, daß ich zur Zeit dessen dunkle

Schrift über die Spiralen studire und mich bemühe, sie in einer verständlicheren Form dem wissenschaftlichen Publicum vorzuführen. Außerdem aber bin ich neben vielen anderen Berechnungen mit einer neuen Ausgabe meiner vor Jahren erschienenen Schulbücher beschäftigt und das wird mich das ganze nächste Jahr in Anspruch nehmen. Du siehst also, Arbeit habe ich genug, und es freut mich, daß es auch Dir nicht daran fehlt. Wie Du mir sagst, gehst Du jetzt mit starken Schritten Deinem Hauptziele entgegen. Glück auf zum baldigen Baumeister! Mögest Du recht viele Bauherren finden, wie jener freundliche Kaufmann einer ist, mit dessen Familie Du so vertraut lebst, dann wird es Dir an einer günstigen Gestaltung Deiner Zukunft nicht fehlen. Vermelde dem Herrn meinen tiefsten Respect, auch ich fühle mich ihm zu herzlichem Danke verpflichtet.

Im Uebrigen, um noch einmal auf Deine vermeintliche Erbschaft zurückzukommen, bist Du derselben so nahe wie ich oder, richtiger gesagt, wir Beide sind von ihr nur gleich weit entfernt. Denn ich bedarf deren gar nicht und sollte sie mir dennoch zufallen, so bist Du, falls mein Bruder keine anderweitigen Erben hat, mein einziger Erbe, und das ist die hauptsächlichste Freude, die mir die Nachricht verursacht hat, mit welcher Du mein Stilleben zu unterbrechen Dich verpflichtet gefühlt hast.

Schließlich nimm noch einen guten Rath von mir an, obgleich Du jetzt ein Mann geworden bist, der

des Rathes seines alten wunderlichen Onkels füglich entbehren kann: arbeite ruhig und ungestört fort und laß Dir um Gottes willen keine Minute durch die Illusionen rauben, die eine in der Luft schwebende Erbschaft stets mit sich zu bringen pflegt. Die Zeit ist edel und kostbar, ja, für einen arbeitsamen Menschen das Edelste und Kostbarste auf der Welt nach seiner Gesundheit. Benutze also die Zeit, indem Du strebsam den Kreislauf vollendest, den Dir die Natur vorgezeichnet hat, und springe weder rechts noch links ab, denn ein Kreis mit Ecken ist kein Kreis und ein Leben voll getäuschter Hoffnungen ist kein glückliches und zufriedenes Leben mehr. Dieses allein aber wünscht Dir von Herzen Dein

Dir ewig treugesinnter Onkel  
Casimir van der Bosch.«

Als Fritz den Brief zu Ende gelesen, lachte er, nahm dann aber bald wieder eine ernstere Miene an, da er auch seinen Freund ernst bleiben sah. »Etwas Mathematik ist doch wieder darin,« sagte er, »na, ich habe sie mir ja gewünscht. Aber die Erbschaft, das sehe ich, ist Dir mit diesem Brief um keinen Strohalm näher gerückt obgleich auch eben so wenig dadurch bewiesen, daß sie nicht existirt. Geduld, mein Freund, ein neues wohnliches Haus wird nicht in vier Wochen erbaut, das hat mein Vater schon oft meiner Mutter gesagt, wenn sie fragte, wann wir in das neue Gartenhaus einziehen könnten. Doch, da ich gerade von meinem Vater spreche – darf ich ihm

diesen Brief zeigen? Er interessirt sich einmal für alle Geldangelegenheiten, und für diese, da sie Dich betrifft, doppelt.«

»O, so nimm ihm doch den Brief mit!« rief Paul schnell. »Aber mir däucht, Du faselst ein wenig, mein Lieber. Wo liegt denn hier eine Geldangelegenheit?«

»Lieber Junge, nimm es mir nicht übel: das verstehst Du nicht recht. Du bist kein Geldmensch, wie wir es sind, Du hast kein Witterungsorgan, um Schätze zu entdecken, die noch Verborgnen liegen. Arbeite nur ein Jahr bei uns drüben auf dem Comptoir und das Organ wird sich entwickeln, ich stehe Dir dafür. Ich rieche das Geld jetzt auch schon von Weitem, wie ein gutes Gericht und, weiß es der Himmel, der Duft davon wird Einem alle Tage angenehmer. Du lächelst, weil ich, wie Du jetzt wahrscheinlich denkst, so materiell geworden bin; allein, mein Junge, *diese* Materie ist wirklich wichtig. Wenn mein Onkel sie im Besitz gehabt, so hätte er sie nicht in dem Baron von Wollkendorf zu suchen brauchen, nicht wahr?«

Paul nickte, aber er antwortete nicht gleich. Endlich aber sagte er: »Ich habe auch nichts gegen diese Materie, aber das ewige Suchen und Jagen danach gefällt mir nicht.«

»Ei, mein Gott, in diesem Falle suchen wir ja nicht für uns, also aus Egoismus, sondern wir suchen für Dich, also aus Liebe zu unserm Freunde. Und das wirst Du doch nicht verdammen?«

Paul lächelte. »Ich danke Dir sogar,« sagte er. »Suche getrost weiter, aber ich bin überzeugt, es wird noch lange dauern, bis Ihr etwas findet.« –

Fritz hatte seinen Freund wieder verlassen und dieser setzte seine Arbeit, des Onkels Rath genau aus eigenem Antriebe befolgend, wie alle Tage fort. In ununterbrochener Thätigkeit verstrichen ihm Wochen auf Wochen. Seine Prüfungsarbeiten, die er nach und nach erhalten, wurden reiflich überlegt und dann mit rüstigster Kraft begonnen, während die noch vorliegenden theoretischen Studien keineswegs vernachlässigt wurden. So kam allmählig das Weihnachtsfest heran. Wieder war die Familie des Banquiers, diesmal aber nur in kleinerem Kreise versammelt, denn der Oberforstmeister fehlte mit den Seinigen, er grollte dem Schwager noch immer mit gleich beharrlichem Eigensinn und auch seine Frau mußte sich auf seine Anordnung von allen Festlichkeiten des Ebeling'schen Hauses fern halten, obgleich es ihr gestattet war, ihre Schwester von Zeit zu Zeit zu besuchen, da diese ihre Wohnung nur selten in Abwesenheit des Herrn von Hayden betrat.

Natürlich befand sich auch Paul wieder inmitten seiner Freunde an diesem Weihnachtsfeste, welches unter den obwaltenden Umständen einen weniger frohen Verlauf nahm, als früher. O, wer dachte an diesem Feste nicht an jenes vor einem Jahre, wo Paul dem Vater seines Freundes die große Mappe mit den schönen Entwürfen seines neuen Hauses verehrte; wem kam nicht die liebliche, allerseits Gaben spendende Fee in's Gedächtniß, die

damals die Zierde und der Stolz beider Familien war, die kein Anderer bei ihnen ersetzen konnte und die jetzt, viele Meilen weit entfernt, ganz von den Ihrigen abgetrennt, ein Jedermann unbekanntes Dasein führte.

Ja, sie dachten Alle mit stiller Wehmuth daran, aber Niemand sprach darüber ein Wort, nur in ihren Augen, wenn sie sich ansahen, blitzte die innere Uebereinstimmung in einem und demselben Gefühle auf, sie erriethen, sie verstanden sich, und Einer beklagte im Stillen den Andern, daß ihm die größte Freude versagt sei und Niemand ihm helfen könne.

Als die Bescheerung zu Ende war und die Commis und Diener des Hauses den großen Festsaal verlassen hatten, kam eine junge Magd herein und berichtete der Frau vom Hause, daß so eben Frau Zeisig, die Waschfrau, gekommen sei und Herrn van der Bosch zu sprechen begehre.

»Laß sie hereinkommen,« sagte Frau Ebeling sogleich, »sie sieht vielleicht gern die Lichter brennen und ich will ihr auch eine kleine Bescheerung zu Theil werden lassen.«

Gleich darauf trat Frau Zeisig lebhaften Athems in den glanzvollen Saal und schlug, als sie die bunten Tische, die flammenden Kronleuchter und die brennenden Weihnachtsbäume sah, vor freudigem Staunen die Hände zusammen. Jetzt aber bemerkte auch Paul seine Aufwärtlerin, und auf sie zutretend, fragte er, was sie wünsche und ob sie eine Bestellung an ihn auszurichten habe.



»Ach, Du lieber Gott, ja, Herr Baumeister,« antwortete sie, sich immer noch bewundernd rings umschauend. »Aber das ist doch gar zu schön hier!«

Die in ihre Nähe getretenen Mitglieder der Familie lächelten über diesen naiven Ausruf, Paul aber fragte sie noch einmal, was sie ihm zu sagen habe.

»Zu sagen habe ich eigentlich nichts, Herr Baumeister, nur einen Brief habe ich zu übergeben, der schon heute gegen Abend gebracht ist. Ich glaubte, Sie würden noch einmal nach Hause kommen, ehe Sie hierher gingen, aber da Sie nicht kamen, bringe ich ihn herüber, weil man nicht wissen kann, was darin steht.«

»Da haben Sie auch sehr recht gethan, liebe Zeisig,« sagte Frau Ebeling. »Aber nun, da Sie einmal hier sind, soll Ihre Aufmerksamkeit für Ihren Herrn auch belohnt werden.«

Mit diesen Worten führte sie die gute Frau an einen Tisch und beschenkte sie reichlich mit Kuchen und Äpfeln, Nüssen und einigen anderen noch nützlicheren Dingen, worüber Frau Zeisig eine große Freude äußerte und sich endlich mit zahllosen Danksagungen und Knixen wieder entfernte.

Unterdessen waren Fritz und sein Vater in die Nähe Paul's getreten, der sich auf einen Sessel niedergelassen, den Brief erbrochen und das Couvert neben sich auf den Tisch gelegt hatte. Fritz nahm es sogleich auf, betrachtete es und flüsterte seinem Vater zu:

»Er ist Vom Onkel Casimir. Der Tausend! Gerade am heiligen Abend! Na, wenn er diesmal kein schönes Weihnachtsgeschenk bringt, will ich alle meinigen wieder herausgeben!«

»Still!« raunte ihm der Vater zu und zog den lebhaften Sohn bei Seite. »Störe ihn nicht, Du siehst ja, daß es was Ernstes ist. Indessen bin ich Deiner Meinung, es muß doch endlich einmal eine Antwort von Hamburg erfolgen –«

In diesem Augenblick unterbrach Paul die Flüsternden, indem er um Entschuldigung bat, daß er so ämsig lese. Aber sie würden selbst nachher sehen, daß der Brief sehr wichtig sei, jedoch müßten sie sich gedulden, er sei sehr lang und der gute Onkel habe ganz gegen seine Gewohnheit sich diesmal vielerlei künstlichen Abkürzungen bedient.

So las er denn ungestört weiter, und schon während er las, sah man ihm bisweilen eine große Verwunderung an, wobei er jedoch auch wiederholt lächelte oder den Kopf bedeutsam schüttelte. Als er aber endlich fertig war, sprang er auf und zu der Familie gehend, die voller Erwartung abseits um einen Tisch saß, sagte er:

»Das ist allerdings ein seltsamer Brief und Sie werden Alle recht viel Neues daraus erfahren, wie ich. Der verschollene Onkel Quentin ist also wirklich gefunden und giebt nun selbst ein Lebenszeichen von sich.«

»Also er lebt, er lebt?« fragte Fritz, der die Zeit nicht erwarten konnte, bis er das Nähere erfuhr. »Aber wo, wo lebt er, das sage uns!«

»Ja, wo? Das weiß ich selber nicht, denn das steht nicht im Briefe. Und nun lesen Sie ihn zuerst, Herr Ebeling.«

»Nein, nein,« rief die Hausfrau, »lesen Sie ihn uns laut vor, dann erfahren wir Alle zugleich seinen Inhalt und können auch an Dies oder Jenes sofort unsere Bemerkungen knüpfen.«

»Ja, das ist das Beste und Vernünftigste!« bekräftigte Fritz.

Paul war auf der Stelle dazu bereit. Er setzte sich nun zu den Uebrigen und las ihnen langsam den ohne Zweifel bedeutungsvollen Brief seines Onkels vor. Dieser aber lautete:

»Mein lieber Paul! Endlich also hat sich der Schleier vor jener ›Wiederholten Aufforderung‹ gelüftet und ich bin nun im Stande, Dir einen sichtbaren Fortschritt in unsrer geheimnißvollen Geschichte zu liefern. Verzeihe aber, wenn ich Dir dieselbe nicht mit meiner alten gewohnten Umständlichkeit und Gründlichkeit mittheile, denn meine Zeit ist gemessen, ich habe unendlich viel zu thun und muß mich also kurz fassen. Wollte Ich Dir jedes Wort sagen, was ich über meinen Bruder gehört und was ich darauf erwidert habe, so könnte ich zehn Bogen mit der kleinsten Schrift füllen und das geht schon aus

dem Grunde nicht, weil das Papier in meinen Augen ein so kostbarer Artikel ist, daß der Verschwen-der desselben mir als eins der strafbarsten Wesen der Schöpfung erscheint.«

Die Zuhörer lachten und selbst Paul stimmte ihnen bei, indem er der Eigenthümlichkeit seines Onkels in dieser Beziehung gedachte.

»Nun lesen Sie weiter,« sagte endlich Herr Ebeling. »Diesmal wird der Brief wahrhaftig interessant und wir haben wieder eine köstliche Weihnachtsüberraschung.«

Paul nahm den Brief wieder auf und las:

»Bis vor vierzehn Tagen hatte ich noch keine Ahnung, was mir bevorstand, während doch schon im Schatten meines Daseins, *id est*: hinter meinem Rücken, der Faden gesponnen ward, der mich leider schon jetzt so eng umstrickt, daß ich kaum meine Hände bewegen, nicht schreiben, nicht rechnen kann – o, du göttlicher Euklides, was habe ich schon darüber für kostbare Zeit verloren! Doch zur Sache.

Wie Du weißt, liegt in der engen Straße, in welcher ich wohne, meinem Hause gegenüber ein Gasthaus, zur ›Stadt Rom‹ geheißen, eigentlich ein miserables kleines Ding, in welches nur Leute vom Lande, aber sicherlich keine Vergnügungsreisende einzukehren pflegen. In diesem Hause, gerade meiner Arbeitsstube *vis-à-vis*, war seit einigen Tagen ein Fremder eingekehrt, der stundenlang am Fenster stand

und nach meinem Hause herübersah und mich beobachtete wenn ich ausging, wenn ich wiederkam, wenn ich bei Tage oder bei Nacht meinen Arbeiten oblag. Das heißt, versteh mich recht: ich hatte diesen Fremden nie gesehen und er hätte für mich zehn Jahre mir gegenüber wohnen und mich beobachten können, ohne daß ich auch nur das Geringste davon bemerkt hätte. Andere Augen aber waren darin schärfer als die meinigen, oder vielmehr neugieriger, und die hatten den ganzen Vorgang schon lange mit angesehen, ohne daß ich ein Wort davon erfuhr. Da kam eines Abends – ich rechnete gerade eine höchst amüsante Gleichung aus – mein alter Dragoner – Du weißt, wen ich meine – wie eine Windsbraut zu mir in die Stube gefegt und sagte zu meinem gränzenlosen Erstaunen, denn ich glaubte schon, ihrer Miene nach zu urtheilen, ein unermessliches Staatsunglück zu vernehmen: ›Herr Professor, hören Sie einmal auf zu addiren und zu subtrahiren und machen Sie Ihre tauben Ohren auf; es wird Zeit, daß ich spreche, sonst halte ich es nicht mehr aus und die Angst drückt mir das Herz ab.‹

›Was wollen Sie, Dralling,‹ fragte ich, ›ist Ihnen meine Mehlsuppe angebrannt?‹

›Um Gottes willen, wie kommen Sie auf die Mehlsuppe?‹ rief sie rebellisch. ›Es handelt sich ja hier um ganz andere und wichtigere Dinge!‹

›Um welches wichtige Ding handelt es sich, Thusnelde Dralling?‹ fragte ich weiter. ›Reden Sie, aber machen Sie es kurz, ich habe keine Secunde Zeit!‹

›O, heute,‹ sagte sie, ›*müssen* Sie Zeit haben, denn es handelt sich gewiß um etwas Ernstliches. Denken Sie nur, da drüben in der ›Stadt Rom‹ wohnt seit mehreren Tagen ein unverschämter Mensch, der mir wie ein ächter Galgenstrick vorkommt, und starrt ohne Unterlaß in Ihr Fenster, als wolle er jede Bewegung ausspioniren, die Sie im Zimmer hin und her thun, um Sie am Ende – zu bestehlen.‹

›Zu stehlen giebt es hier nichts,‹ sagte ich, ›also lassen Sie ihn spioniren, Thusnelde, was geht mich das Treiben eines unverschämten Menschen an. Und schon wollte ich mich wieder an meine Gleichung begeben, da nahm die selber unverschämte Person mir die Feder weg und rief mit ihrer Dragonerstimme: ›Herr Professor, ich bitte Sie mich anzuhören, denn es handelt sich um Leben und Sterben!‹

Das war mir doch zu arg. Ich stand von meinem Stuhl auf, sah sie groß an und fragte:

›Wer soll leben und wer soll sterben? Heraus mit der Sprache, damit wir zu Ende kommen.‹

›Endlich!‹ keuchte die gute Alte – denn gut ist sie wahrhaftig, wenn sie auch ein böses Maul hat – ›Nun also, hören Sie. Dieser unverschämte Mensch, Niemand kennt ihn und Niemand weiß, woher er kommt, ist fast von Haus zu Haus gegangen, zu allen unsern Nachbarn, hat irgend etwas erhandelt oder

gefragt und sich dabei, ganz unter der Hand, nach Ihrem Leumund erkundigt. Ist das nicht schändlich?«

»Schändlich?« fragte ich. »Nein, das ist es nicht, das ist nur menschliche Neugier und was verschlägt das mir!«

»Ihnen? Ja, Ihnen freilich verschlägt das nichts, aber mir ist es wahrhaftig nicht gleichgültig, wenn ein solcher hergelaufener Mensch sich nach dem Leumund meines Herrn erkundigt, der wie ein Kind lebt und die Unschuld selbst ist – was geht ihn dieser mein Herr an?«

»Oho!« sagte da das alte unschuldige Kind. »Seien Sie doch nicht ungerecht, Frau Dralling, Sie können ja gar nicht wissen, was ich ihn angehe. Der Mann scheint mir ganz in seinem Recht zu sein.«

»Nein, das ist er nicht,« schrie sie, »ich bin aber in meinem Recht, daß ich mich darüber ärgere.«

»Aergern Sie sich meinetwegen, bis Sie schwarz werden, aber ärgern Sie mich nicht!« sagte ich leidlich unwirsch und wollte mich wieder an meinen Tisch begeben.

»Nein, Herr Professor,« rief sie, »Sie dürfen nicht wieder rechnen, Sie müssen mich hören, ich bin noch lange nicht fertig.«

»Noch lange nicht?« fragte ich. »Nun, dann stärke mich Gott – ich sehe wohl, daß ich heute zur schwersten Strafe für mich, zum Faullenzen, verurtheilt bin – reden Sie also!« sagte ich mit einem stillen Seufzer.

Und da erzählte sie mir ein Langes und Breites, wie jener Mensch überall nach mir gefragt, sich nach meinen Verhältnissen erkundigt, ob ich Kinder hätte, und dergleichen, und was man ihm darauf gesagt habe. Sie wollte es von den Leuten selbst erfahren haben und berichtete mir Alles haarklein und brühwarm.

Im Grunde genommen war mir das wirklich schrecklich gleichgültig. Alle Welt, Niemand ausgenommen, kann jeden meiner Schritte, ja, jeden meiner Gedanken erfahren, denn ich bin mir nicht bewußt, jemals etwas Unrechtes gethan oder gedacht zu haben. Nur daß die Alte solchen Werth darauf legte und mich so unverantwortlich störte, das verdroß mich.

Aber ach, Du lieber Gott, es sollte noch ärger mit der Störung kommen und nun geht die Geschichte erst recht los. Die Alte hatte ich endlich aus meiner Stube getrieben, nachdem sie ihrem Unrath witternden Polizeiherzen Luft gemacht, dafür aber kam ein Anderer herein, den ich nicht so leicht vertreiben konnte.

Ich saß eben wieder bei meiner Arbeit und Alles, was ich gerechnet, stimmte auf ein Haar, da pochte es ganz leise an meine Thür. Die Alte war eben, eines Geschäftes halber, aus dem Hause gegangen, das wußte ich, und so konnte sie es nicht sein.

Ganz verduzt über die neue Störung, stehe ich auf und gehe nach der Thür, um sie zu öffnen, und



stehe da: hereintritt ein Mann, der, wie ich nachher erfuhr, der Fremde aus der ›Stadt Rom‹ war. Ach, du lieber Gott, wie hatte sich aber die gute Wittve des ehemaligen Polizeisergeanten geirrt! Denn dieser, ihr unverschämter Mensch war durchaus nicht unverschämt, im Gegentheil, ein sehr liebenswürdigen stiller und bescheidener Mann, kaum fünfzig Jahre alt, sehr einfach gekleidet, mit glattem, wohlhändigem Gesicht, hellblondem schlichten Haar und einer höchst treuherzigen und lammfrommen Miene. Dabei waren alle seine Worte so bedächtig, überlegt und wurden so ruhig und mit einem so still und harmlos beobachtenden Blick vorgebracht, daß ich über seine Gefährlichkeit sogleich beruhigt war und weder einen Spion, noch weniger einen Dieb in ihm erkennen konnte, und ich schämte mich gleich in der ersten Minute in der Seele meiner Alten, daß sie ein rechtwinkliges Dreieck für ein spitzwinkliges angesehen hatte.

›Habe ich die Ehre,‹ sagte der Fremde mit etwas ausländisch klingender Sprache, ›den Herrn Professor Casimir van der Bosch vor mir zu sehen?‹

›Der bin ich allerdings,‹ lautete meine Antwort.

›Sind Sie der Herr, der im Mai dieses Jahres an das Haus Baring und Sohn in Hamburg ein Schreiben gerichtet und die ›Wiederholte Aufforderung‹ im Hamburger Correspondenten beantwortet hat?‹ fragte er weiter.

›Ja, mein Herr, der bin ich.‹

›Sie sind also in Amsterdam geboren, Ihr Herr Vater hieß Jan van der Bosch und Sie haben einen Bruder Namens Quentin gehabt?‹

›Ja, ja, so ist es,‹ versicherte ich ihm.

›Nun denn,‹ fuhr er freudig lächelnd fort, ›ich komme von diesem Quentin van der Bosch, meinem Herrn, und bringe Ihnen einen herzlichen Gruß von ihm.‹

Da war mir's doch mit einem Mal, mein Junge, als ob eine Stimme vom Himmel mich grüßte. Eine solche Freude hatte ich lange nicht empfunden und ich vergaß sogar im ersten Augenblick meine schöne Gleichung. ›Wie?‹ rief ich, ›Sie grüßen mich von Quentin, meinem Bruder?‹

›Ja, ich grüße Sie von ihm, und habe Ihnen viel von ihm zu bestellen.‹

Ich war wirklich ganz betroffen und vergaß anfangs ganz und gar, dem Herrn einen Stuhl anzubieten. Allmähig aber sammelte ich mich und da saßen wir mit einem Mal auf meinem alten Kanapee, nachdem ich ein Dutzend Bücher davon an die Erde geworfen hatte, da mein Tisch schon übervoll war. Als wir aber so saßen, faßte ich die Hand des lieben fremden Mannes und sagte: ›Wie sehr ich mich freue, endlich von meinem Bruder zu hören, das sehen Sie. Ich wußte gar nicht mehr, daß er noch lebte, noch weniger wo und in welchen Verhältnissen.‹

Der Fremde freute sich sichtbar über meine Freude und drückte mir wiederholt die Hand. ›Das Alles

und noch vieles Andere Ihnen mitzuthetheile, bin ich von Ihrem Herrn Bruder abgesandt,« sagte er, »und ich hoffe, Sie werden nun ruhig genug sein, meine Mittheilung aufmerksam entgegenzunehmen.«

»O, o,« sagte ich, »ich bin so ruhig wie ein Kind, welches an der Mutterbrust liegt, also sprechen Sie!«

Da erzählte er mir nun – ich berichte Dir nur das Hauptsächlichste – daß mein Bruder als ganz junger Mensch auf ein Schiff gegangen, aber schon nach einigen Jahren nach Europa und zwar nach Hamburg zurückgekehrt und Kaufmann geworden sei. Es wäre ihm auch ganz gut in dieser Stellung ergangen, bis er zu seinem Unglück oder zu seinem Glück mit der Tochter seines Principals eine verhängnißvolle Bekanntschaft gemacht und eine brennende Liebe zu ihr gefaßt habe. Denn da er nur ein armer Commis gewesen, so habe diese Liebe vor den Augen des reichen Kaufmanns keine Gnade gefunden und endlich habe mein Bruder aus Gram, nachdem das junge Mädchen sich mit einem anderen Manne verlobt, Europa wieder verlassen und sei nach Batavia gegangen. Dort habe er als kleiner Kaufmann ein unbedeutendes Geschäft angefangen, jedoch sich allmählig emporgearbeitet und endlich großen Reichtum erworben. Es habe ihm auch in Batavia gefallen, nur habe ihn fortwährend die Sehnsucht nach jenem Orte gepeinigt, wo er seine Liebe verlassen und in den Besitz eines Anderen übergehen sehen mußte. Da habe ihn vor zehn Jahren die Nachricht

erreicht, seine Jugendliebe – ich meine die Tochter seines ehemaligen Principals – sei schon lange, lange todt und auf dem Landgute, wo er sie einst kennen gelernt, begraben. Ihr Vater aber habe vor Kurzem fallirt und das etwas abgelegene Landgut stehe nun zum Verkauf aus.

In Folge dieser Trauernachricht sei mein Bruder nicht länger mehr in Batavia zu halten gewesen. Er habe Alles zu Gelde gemacht, was er besessen, und sei so rasch wie möglich nach Europa zurückgekehrt. Hier habe ihm das Glück wohlgewollt und er habe das Gut, auf welchem seine Liebe begraben zu einem angemessenen Preise erwerben können. Dort habe er aus alter Anhänglichkeit an die so früh verlorene Liebe sich angesiedelt und ihr ein schönes Denkmal gesetzt, indem er sich ein Haus nach seinem Geschmack auf der für ihn geheiligten Stätte erbaut.

›Wie heißt das Gut und wo liegt es?‹ unterbrach ich den erzählenden Mann, der, während er sprach, immer weicher und wehmüthiger geworden war.

›Erlauben Sie,‹ sagte er, ›daß ich Ihnen das noch verschweige. Bis jetzt ist mir kein Befehl geworden, es Ihnen zu verrathen und ich darf nur verkünden, was mir aufgetragen ist. Was mich selbst betrifft, so war ich früher in Batavia – ich bin ein in Ostfriesland geborener Deutscher – der Secretair Ihres Herrn Bruders und jetzt bin ich sein Rentmeister, Geschäftsführer und – bis auf einen gewissen Grad, das dürfen Sie nicht vergessen – sein vertrautester Freund.‹

›So, so,‹ sagte ich und besann mich schon, wie ich es möglich machen könnte, zu meinem so lange nicht gesehenen Bruder zu reisen und ihn zu besuchen. Aber das hatte seine Schwierigkeit – ich konnte mich ja so leicht nicht loslösen – und dieser Gedanke belastete meine Seele so schwer, daß ich ihn aussprach. Aber da sagte der Herr Rentmeister zu meinem unaussprechlichen Troste:

›Nein, Herr Professor, daß Sie Ihren Herrn Bruder jetzt schon besuchen, ist seine Absicht durchaus nicht –‹

Ah, ich seufzte erleichtert aus voller Seele auf und drückte dem guten Manne noch einmal so warm die Hand. ›Was hat er aber sonst für eine Absicht mit mir?‹ fragte ich nun voll banger Zweifel.

Der gute Mann lächelte auf eine höchst liebevolle Weise und fuhr dann fort: ›Für's Erste schickte er mich nur ab, um Sie aufzusuchen, mich nach Ihrer Person und Ihren Verhältnissen in allen Richtungen zu erkundigen und ihm dann Meldung über das Vorgefundene abzustatten. Ich glaube aber – und dies wenigstens anzudeuten, ist mir der Auftrag geworden – daß Ihr Herr Bruder, der schon viele Jahr sehr kränklich, jetzt sogar fast gebrechlich ist und keine Familie oder sonstige Erben besitzt, sich in Ihnen seinen zukünftigen Erben sichern will, nachdem er sich überzeugt hat, daß Sie der Mann sind, wie er sich ihn als seinen Erben wünscht. Denn Sie müssen wissen‹ – hier nahm der gute Mann eine etwas

ängstliche Miene an und sprach das Folgende viel leiser als vorher – ›und hier rede ich ganz im Vertrauen zu Ihnen, da ich es Ihnen, dem wahrscheinlichen Erben gegenüber nicht verschweigen zu dürfen glaube – Sie müssen wissen, sage ich, daß mein guter Herr in mancher Beziehung ein höchst seltsamer und vorsichtiger Mann ist, der nicht nur ganz eigenthümliche Ansichten und Gewohnheiten angenommen, sondern sogar das hat, was man Schrullen zu nennen pflegt. So will er zum Beispiel Alles, was er thut, auf seine eigene Weise thun und allerdings hat er bis jetzt immer einen guten Erfolg damit erzielt.‹

›Das kann man ihm auch nicht verdenken,‹ warf ich ein; ›wenn er ein so reicher und unabhängiger Mann ist, wie Sie sagen, so kann er ja ganz nach eigenem Gefallen leben, nicht wahr?‹

Da sah mich der Herr Rentmeister eine Weile zweifelhaft an, als wage er noch nicht ganz mit der Sprache heraus zu treten, endlich aber sagte er: ›Sie dürfen mich nicht falsch verstehen und vielleicht habe ich Ihnen über den Reichthum Ihres Herrn Bruders schon etwas zu viel gesagt. Von seinen wirklichen Vermögensverhältnissen ist eigentlich kein Mensch vollständig unterrichtet, obgleich man nach Allem, was er treibt, wie er lebt und wie er sich angebaut, annehmen muß, daß seine Verhältnisse von bester und befriedigendster Art sind.‹

›Aber Sie sind ja sein Rentmeister und Geschäftsführer,‹ unterbrach ich ihn, ›und müssen also auch seine Vermögensverhältnisse kennen?‹

›Ja, freilich, ich kenne sie auch im *Allgemeinen*,‹ erwiderte er, ›aber Herr Quentin van der Bosch ist ein so eigener und in Geldangelegenheiten so äußerst vorsichtiger Mann, daß er trotz seiner Freundschaft zu mir mich nie ganz auf den Grund seines Vermögens blicken ließ. Vor allen Dingen liebt er die Verschwiegenheit und ist selbst über die Maaßen verschwiegen, so daß er Niemanden sagt, was dieser nicht unumgänglich nothwendig zu wissen braucht. So hält er es auch mit den Banquiers, die ihm in Geldangelegenheiten zur Seite stehen. Nie giebt er einem derselben über sein ganzes Vermögen völligen Aufschluß, und erführe er, daß irgend einer seinem Vertrauen nicht entspräche oder etwas ausplauderte, was er geheim gehalten wissen will, so entzöge er ihm auf der Stelle die ganze Kundschaft.«

»Aha!« unterbrach hier den Lesenden der Banquier Ebeling, der, wie auch die Uebrigen, voller Spannung der Vorlesung zugehört hatte – »hier haben wir ja den Schlüssel zu Baring's Geheimthun. Na, das begreife ich, der Rentmeister hat seinen Herrn mit wenigen Strichen vortrefflich gezeichnet. Wir müssen also auch discret in unseren Nachforschungen sein und Baring nicht wieder bedrängen, die Sache hat ihre Richtigkeit. – Doch nun

fahren Sie fort, lieber Bosch,« dieser Brief hat ein wunderbares Interesse für mich.«

»Nach dieser Mittheilung des Rentmeisters,« fuhr Paul im Lesen fort, »fragte ich ihn nach verschiedenen Verhältnissen meines Bruders, aber ich bekam selten genügende, häufig sogar ausweichende Antworten. Was ich jedoch erfuhr, lief darauf hinaus, daß mein Bruder niemals verheirathet gewesen sei, einen großen Hausrath und namentlich viele Diener unterhalte, wie er es in Ostindien gewohnt gewesen, daß er mit der Außenwelt in gar keiner geselligen Beziehung stehe und eigentlich, nur von seinem zahlreichen Gesinde umgeben, als Einsiedler auf seinem stillen Gute lebe.

Als der Rentmeister mir auch dies erzählt, machte er eine Pause, sah vor sich nieder und ich glaubte zu bemerken, daß er einen bisher noch nicht ausgesprochenen Gedanken hin und her überlege.

Endlich blickte er mich freundlich an und fragte mit seiner leisen, angenehmen Stimme:

›Haben Sie keine Kinder, Herr Professor?‹

›Nein,‹ erwiderte ich, ›auch ich bin, wie mein Bruder, nie verheirathet gewesen, lebe, wie er, fast wie ein Einsiedler, studire und arbeite und habe in der Welt sehr wenig Anhang, da ich auch nicht die geringste Neigung oder gar ein Bedürfniß nach größerem Verkehr hege.‹



Das schien den Herrn Rentmeister sehr zu befriedigen und er rieb sich vergnügt die Hände.

›Kehren Sie jetzt direct zu meinem Bruder zurück?‹ fragte ich weiter.

›Ja, das muß ich sogar, denn er ist sehr begierig, zu erfahren, wie meine Forschungen bei Ihnen ausgefallen sind.‹«

›Halt!‹ unterbrach hier den Lesenden der Banquier Ebeling noch einmal, der auf die letzten Mittheilungen besonders aufmerksam gewesen war. ›Halt, lieber Freund – hierbei ist mir etwas aufgefallen. Also Ihr Onkel hat dem Rentmeister gesagt, daß er keinen Anhang in der Welt habe? Das ist merkwürdig und der gute Mann muß sehr befangen oder von den Mittheilungen des Rentmeisters bezaubert gewesen sein, daß er gar nicht an Sie gedacht hat. Warum mag er seinem Bruder nicht die Meldung gemacht haben, daß noch ein Neffe von seinem jüngeren Bruder existirt?‹

Paul schlug gegen den also Sprechenden ruhig sein großes Auge auf und sagte: ›Man kann ja nicht wissen, ob er ihm das nicht gesagt hat. Hier in dem Briefe steht freilich nichts davon. Indessen hat er sich ja schon im Anfang dahin geäußert, daß er mir nur das Hauptsächlichste mittheile, um Papier zu sparen.‹

›Vielleicht hat der gute Onkel auch wieder irgend ein Exempel im Kopfe gerechnet, als er sich mit dem Rentmeister unterhielt,‹ warf Fritz hin.

Alle lachten über diesen Einwurf und begnügten sich mit Paul's Ansicht, die auch viel Wahrscheinliches für sich zu haben schien, dieser aber nahm sogleich den Brief wieder auf und las weiter, wie folgt:

»So, das war der erste Besuch des Herrn Rentmeisters bei mir, denn als wir in unsrer Unterhaltung so weit gekommen waren, stand er auf und sagte, indem er sich gemüthlich im Zimmer umsah: ›Ich darf Sie nicht länger stören, Herr Professor, Sie sind bei wichtiger Arbeit, sehe ich. Darf ich Sie aber morgen bei Tage noch einmal besuchen?‹

›Ei gewiß und warum nicht?‹ antwortete ich. ›Essen Sie um zwölf Uhr bei mir eine Suppe und dabei wollen wir uns noch ein Stündchen unterhalten, Stoff wird sich ja wohl gering finden.‹

Diesen Vorschlag nahm er dankbar an und entfernte sich, nachdem er mir zehnmal die Hand geschüttelt und mit allen möglichen Worten seine Freude über die neue Bekanntschaft ausgedrückt hatte. Ach, aber nun bekam ich einen schweren Strauß mit meiner Alten auszufechten, als sie nach Hause kam, von mir den Besuch erfuhr und die Nachricht erhielt, daß der gefürchtete Spion am nächsten Mittag sogar eine Suppe bei mir essen würde. Die einfältige Creatur gerieth fast außer sich und ich mußte ihr schließlich – was ich noch nie gethan – erklären, daß es mein Wille und Entschluß sei, diesen Mann bei Tische zu haben. Endlich, nachdem ich

ihr gesagt, wer er sei und was er mir für Nachrichten gebracht, fand sie sich darein. Er war dadurch offenbar in ihren Augen gewachsen; aber am andern Tage, als er nun wirklich kam und bei mir aß, war sie wieder launenhaft, sprach weder mit ihm noch mit mir ein Wort und wartete bei Tische mit einer Art trotziger Miene auf, um die ich mich freilich nicht kümmerte, da ich schon daran gewöhnt bin, wenn sie ihren Willen einmal nicht durchsetzen kann.

Nun, der Rentmeister kam also zu Tisch und sogar noch eine Viertelstunde früher, als ich festgesetzt. Da sah er sich denn meine Studirstube noch einmal recht genau in allen Winkeln und Ecken an und nahm von Allem und Jedem Kenntniß, um, wie er sagte, meinem Bruder gewissenhaft Rechenschaft ablegen zu können. Und das muß ich sagen, der Mann gefiel mir an diesem Tage noch besser, als am Abend vorher, und ich bekam sogar von seinem vielseitigen Wissen eine gute Meinung. Es war merkwürdig, wie er sich gleich in mein Wesen und Treiben fand und sich gleichsam in jeder Falte meiner Lebensart zu orientiren wußte. Sogar meine kleinen Liebhabereien und Wunderlichkeiten schien er sogleich begriffen zu haben und sich ganz richtig zu deuten. Dadurch wurde ich sehr bald mit ihm näher bekannt und zuletzt sogar fast vertraut, denn er hatte etwas ungemein Gewinnendes, Verständiges in seinem Wesen. Namentlich drückte er sich stets sehr kurz und immer logisch aus, was ich so sehr liebe,

man konnte nie an dem zweifeln, was er sagte, er war mit Allem und sich selber im Klaren und so habe ich wirklich eine Stunde lang Genuß von ihm gehabt, denn länger hielt er sich kaum bei mir auf, was mir auch unter uns gesagt – sehr lieb war, denn es brannte mir in den Fingerspitzen, wieder an meine Arbeit zu kommen. Ich trug ihm natürlich die herzlichsten Grüße an meinen Bruder auf und sprach den Wunsch aus, recht bald mehr von ihm zu hören. So schieden wir als die besten Freunde – und hier, mein Lieber, habe ich Dir meine Erlebnisse mitgeteilt. Du wirst mit meiner Ausführlichkeit zufrieden sein, denn, o mein Gott, jetzt sehe ich es erst, ich habe dennoch vier ganz weiße schöne Bogen – der Vernichtung überliefert, obgleich ich nicht den geringsten Rand gelassen habe, um sparsam zu sein. Lebe wohl und erhalte Dich frisch. Sobald ich mehr von meinem Bruder erfahre, wirst Du Nachricht erhalten. Es grüßt Dich herzlich

Dein treuer Onkel Casimir.«

Paul faltete den Brief zusammen und lächelte seinen Zuhörern wohlgefällig zu, die bis zum letzten Worte mit der größten Theilnahme aufgemerkt hatten. Da ergriff der Lebhafteste von ihnen, Fritz, zuerst das Wort und sagte:

»Hübsch ist der Brief, von Anfang bis zu Ende, das ist wahr, und große Hoffnungen erregt er gewiß. Vor allen

Dingen gefällt mir die Pietät, die der alte Batavier für seine verlorene Liebe bewahrt und die ihn am Schluß seines Lebens wieder auf die Stätte zurückgeführt hat, von der er so hoffnungslos in die weite Welt gezogen ist.«

Frau Ebeling schien diese Wendung des Gesprächs nicht ganz angenehm zu sein und sie stand eben im Begriff, es auf ein anderes Feld hinüberzuspielen, als ihr Mann ihr zuvor kam und sagte:

»Allerdings ist diese Pietät sehr hübsch und sie nimmt auch mich von vornherein für den alten Mann ein, indessen scheint mir der Geldpunct hier doch das Wichtigste zu sein. Nun, mein lieber Bosch, nehmen Sie jetzt meine Gratulation an? Ich denke, Sie können es mit gutem Gewissen thun. Der Schritt, der jetzt vorwärts gethan ist, kann auf keine Weise wieder rückwärts führen: die Erbschaft steht fest und Sie haben es schriftlich in Händen, daß Sie der Erbe eines Erben, das heißt, der Ihres Onkels Casimir sind. Der alte Quentin hat, als vorsichtiger Mann, seinen jüngeren Bruder erst sondiren lassen, das finde ich in der Ordnung, und darum schickte er ihm einen gescheidten und umsichtigen Verbündeten, dem er vertraut und der auch ihm ganz ergeben ist. Mit einem Wort – die Sache ist richtig und Sie brauchen nur Geduld zu haben, bis eine höhere Hand aus den Wolken greift und – ihr Füllhorn über Sie ausschüttet.«

»Man sollte es denken,« nahm nun Frau Ebeling nach längerer Ueberlegung das Wort, »aber noch ist mir nicht Alles sonnenklar, wie es sein muß. Wenn ich aufrichtig sein soll, so muß ich gestehen, daß ich nicht vollkommen

im Stande bin, mich über ein gewisses Mißtrauen zu erheben und hinwegzusetzen.«

»Mißtrauen? Gegen Wen?« fragte ihr Mann voller Eifer. »Etwa gegen den alten Batavier, wie Fritz ihn nennt?«

»Nein, gegen seinen gescheidten und umsichtigen Abgesandten, wie Du ihn nennst. Aber vielleicht hat mich Frau Dralling mit ihrer Abneigung gegen den Mann angesteckt. Ihr seltsamer Widerwille scheint mir hier nicht ganz ohne Bedeutung zu sein. Frauen werden in dieser Beziehung oft von einer Art Instinct geleitet.«

»Ja wohl, gebildete Frauen, meine Liebe, aber diese ist doch wohl nur eine untergeordnete Persönlichkeit und ihr Gefallen oder Mißfallen hat in meinen Augen sehr wenig zu bedeuten.«

»Da irrst Du vielleicht, lieber Mann,« sagte Frau Ebeling sehr ruhig. »Nicht allein gebildete Frauen besitzen diese Eigenschaft, sie liegt vielmehr in der weiblichen Natur begründet, und Frau Dralling ist, mag sie sonst sein, was sie will, immer eine Frau.«

»Sie mag jedenfalls etwas vorschnell mit ihrem Urtheil gewesen sein,« sagte nun Paul, »und nachher hat sie sich ja auch zu einer milderer Auffassung des Characters und Wesens dieses Rentmeisters geneigt.«

»Freilich, aber erst, als sie von der muthmaßlichen Erbschaft gehört hatte, also gewissermaßen bestochen und von ihren ersten Gefühlen abgeleitet war. Doch darüber läßt sich nicht streiten. Das Eine aber steht auch bei mir fest: die Erbschaft schwebt nicht mehr in der Luft, sondern sie hat festen Fuß auf der Erde gefaßt. Und so, mein

lieber Freund, gratulire auch ich Ihnen von ganzem Herzen. Ihre Zukunft hellt sich sichtbar auf und Ihr Horizont wird klar.«

Paul seufzte ganz leise und nickte der mütterlichen Freundin verständlich zu. »Ich nehme es dankbar an, was auch geschehen möge,« sagte er, »aber eine große Freude kann ich noch nicht empfinden, dazu scheint mir die Zeit noch nicht gekommen zu sein.«

»Nun, dann kommt sie vielleicht bald!« sagte der Banquier. »Und daß sie bald komme, darauf laßt uns jetzt ein Glas leeren, denn da erscheint eben Auguste in der Thür und meldet, daß der Tisch uns erwartet.«

Alle erhoben sich und schritten in das Nebenzimmer, in welchem heute das festliche Mal eingenommen werden sollte.

## ZWEITES KAPITEL. EIN KURZER SONNENBLICK, DANN – DUNKLE NACHT.

Paul van der Bosch hatte an jenem Abend die Wahrheit gesprochen, als er gesagt, daß er die Zeit noch nicht für gekommen erachte, in welcher er eine große Freude empfinden könne. Er empfand sie in der That noch lange nicht. Die Erwartung eines einstigen sicheren und reichen Besitzes, an sich immer beruhigend und erfreulich, bestach ihn keineswegs, noch weniger schläferete sie seinen regsamen, thatkräftigen Geist an, wie es bei so vielen Menschen in ähnlicher Lage geschieht, einmal, weil der Kummer seines Herzens noch zu frisch und lebendig

war, sodann aber, weil er, eine Seltenheit unter den Menschen heutiger Zeit, nicht zu Denjenigen gehörte, für die der materielle Reichtum etwas Verlockendes, Verführerisches besitzt, mit einem Wort, weil er den Reichtum höchstens nur als Mittel zum Zweck, niemals aber für den einzigen Lebenszweck selber hielt. Ein Character von solcher Gediegenheit und strebsamer Männlichkeit, wie er ihn theils von der Natur empfangen, theils durch seine eigenthümliche Anschauungsweise menschlichen Lebens und Treibens in sich entwickelt hatte, unterlag nicht dem einschläfernden Einfluß sybaritischen Wohllebens, er mußte seine Kräfte anspannen, seine Stärke offenbaren, wenn er sich glücklich fühlen wollte, und nur im geistigen Schaffen, im sichtbaren Fortschritt inneren und äußeren Gedeihens erkannte er die Aufgabe des menschlichen Strebens, und allein dieser zu genügen und sich zu weihen, war er fortan bis an sein Lebensende entschlossen.

»Ach ja,« sagte er sich oft, wenn er allein war und von seiner stäten Arbeit gedankenvoll ausruhte, »es wäre das Alles recht gut und schön, wenn mir nur meine Sonne nicht so frühzeitig und für ewig untergegangen wäre! Die Welt um mich her und in mir – o ja, auch in mir – ist öde und kalt geworden, ich fühle die fröstelnde Einsamkeit meiner verwundeten Seele und mir blüht keine Hoffnung, keine, daß es jemals auf dieser Erde besser für mich werden könne, daß die Last von meinem Herzen weiche, die schwer darauf drückt. Und selbst wenn Onkel Casimir einst seine Erbschaft antritt und mich dann zu



seinem Erben wählt, was habe ich davon, daß ich der Erbe *dieser* Güter bin, da mir das höchste Gut fehlt, was mir das Leben süß und köstlich gemacht hätte. Doch nicht verzagt, Paul, denke an den Spruch Deiner Mutter:

»Leide, meide, schweige und ertrage!

»Deine Noth Niemand klage!

»An Gott, Deinem Schöpfer, nicht verzage,

»Denn das Glück – kann kommen alle Tage! – «

*Einen* Einfluß, und zwar einen recht großen und vielleicht nicht sowohl für ihn selbst wie für Andere sehr fühlbaren Einfluß hatte jene Aussicht in eine von materiellen Sorgen weniger bedrängte Zukunft denn doch gehabt. Seine Gedanken waren freier und kühner geworden, sein Blick haftete nicht mehr so tief am Boden, sondern hob sich leichter beschwingt in reinere und höhere Sphären empor. Namentlich machte sich diese Freiheit und Kühnheit in seinen bisher in aller Stille betriebenen geistigen Beschäftigungen bemerklich, und seine literarischen Unternehmungen fingen an, nicht allein an innerem Gehalt zu gewinnen, sondern sich auch in bestimmterer Form aus seinem Geiste heraus zu gestalten und zu ergießen.

Zu diesen Bestrebungen führte ihn gewissermaßen von selbst sein Verkehr mit einigen Männern allmählig hinüber, mit denen er schon früher dann und wann Umgang gepflogen und denen er in jetziger Zeit viel näher zu treten begann. Er hatte zahlreiche Bekanntschaften

unter Künstlern aller Art, Gelehrten und Literaten gemacht, die unläugbar geistig auf ihn einwirkten und die schlummernde Kraft der Production in ihm weckten. Er war einem geselligen Verein dieser Männer beigetreten und allmählig aus einem aufmerksamen ein thätiges Mitglied desselben geworden. Wie es unter Männern solcher Art immer sein wird und nicht anders sein kann, da sie ja aus innerer Naturnothwendigkeit selbst Kinder und Väter des geistigen Fortschrittes sind, gehörten die Mitglieder dieses Vereins ohne besonderen Namen auch in Sachen der äußeren Weltverhältnisse einer freieren, der sogenannten liberalen Richtung an, ohne daß sie sich zu einer wirklichen Partei gestaltet oder öffentlich bekannt hätten. Sie alle wirkten für jetzt nur belebend und anfeuernd auf einander ein, sie sahen in der höchsten Blüthe der Kunst und Wissenschaft, mochten diese einen Namen und eine Richtung haben, welche sie wollten, sie erkannten in dem Gedeihen gelehrter Forschung, in der allseitigen Entwicklung menschlichen Lebens überhaupt ihr Ziel, und diesem Ziele strebten sie mit allen Kräften zu, ohne sich von irgend einer Seite her darin beirren zu lassen. Am wenigsten fürchteten sie, ihres edlen Zweckes sich bewußt, den drohenden Blick jenes hader- und herrschsüchtigen Parteigeistes, der, sobald er einmal auf schaukelnder Woge des Zeitmeers emporgehoben wird, sich gleich zum Richter und Rächer über Gerechte und Ungerechte aufwirft und dann mit schonungsloser Ruthe Andersdenkende und Andersgläubige zu züchtigen sich unterfängt. Nein, sie fürchteten

ihn nicht, vielmehr gönnten sie ihm seine augenblickliche Herrscherseligkeit, die ja niemals in heutiger Zeit von Dauer sein kann; sie ließen ihn, so laut er mochte, mit seinen Ketten rasseln, seinen Ketten, die, wenn sie auch hart und schwer sind und oft schmerzlich in das ohnmächtig zuckende Fleisch schneiden, doch noch niemals den wirklich wahren und ächten Geist gebändigt haben und ihn niemals – niemals bändigen werden. Denn der Geist ist ja frei, an und durch sich selbst, durch Geburt und Bestimmung, er hat Schwingen, starke, unzerbrechliche, unsichtbare Schwingen, die ihm immer wieder von Neuem wachsen, wenn sie auch hundert Mal mit scharfer Scheere beschnitten werden.

Diesen Geist mit der unverwüstlichen Kraft und den unsichtbar zum Aether aufstrebenden Schwingen besaß auch Paul van der Bosch, und ihm huldigte er mit ganzer Seele, ihm gab er sich zu eigen, seinen Einflüsterungen gehorchte er, seine urewigen und unumstößlich in der männlichen Brust vorhandenen Gesetze befolgte er mit jener stählernen, loyalen Consequenz, welche die edelste Tochter und wiederum die Mutter dieses Geistes selber ist.

In stillen Abendstunden, wenn seine Berufsarbeit abgethan war, saß er jetzt oft bis spät nach Mitternacht und schrieb in einer vorher genau erwogenen Form seine Gedanken nieder, indem er sich selbst ein Thema aufgab und dasselbe mit der pünctlichen Gewissenhaftigkeit künstlerischer Erwägung bis zur möglichsten Vollendung abrundete. Als er erst einige solcher Aufsätze beendet

hatte, unterwarf er sie einer strengen Selbstkritik, und nachdem er sie dann noch in Einzelnem gefeilt und gebessert, schrieb er sie ab und legte sie dem ihm immer noch befreundeten Buchhändler vor, von dem er gewiß sein konnte, daß er den Autor Niemanden verrathen würde.

Der Buchhändler, jenem Verein ausgezeichnete Männer ebenfalls angehörend, las diese Aufsätze mit stiller Verwunderung, indem er erkannte, daß sie nicht allein zeitgemäß waren, sondern auch jenes läuternde Feuer enthielten, welches von jeher dem trägen Zeitgeist das stockende Blut warm, klar und flüssig gemacht hat. Auf seinen Wunsch, sie allmählig nach einander drucken zu lassen, ging Paul bereitwillig ein, und nun war er mit einem Mal Corrector seiner eigenen Arbeiten geworden, wie er früher nur der fremder gewesen war.

Als die erste Schrift unter dem Titel: ›Wo waren wir, wo sind wir, wohin wollen wir?‹ ohne Nennung des Autors erschienen war, steckte er sie zu sich und ging eines Abends – es war im Monat März nach dem letzten Weihnachtsfeste – zum Banquier Ebeling hinüber. Er fand ihn bei seiner Frau sitzen und sie plauderten eine Weile gemüthlich mit einander. Da zog Paul die kleine Brochüre hervor und reichte sie dem Freunde mit der Bitte hin, gelegentlich einen Blick hinein zu werfen.

Kaum aber hatte der Banquier den Titel gelesen, so setzte er sich bei Seite und fing auf der Stelle eifrig zu studiren an, und für diesen Abend war auf seine Mitwirkung bei der mündlichen Unterhaltung wenig zu rechnen. Am

nächsten Mittag aber schon kam er, was er selten that, selber zu Paul herüber und indem er sich niederließ, legte er die Brochüre auf den Tisch und sagte:

»Da haben Sie das kleine Werk wieder, was Sie mir gestern gaben, und ich danke Ihnen herzlich dafür.«

»Wie hat es Ihnen behagt?« fragte Paul mit seiner gewöhnlichen Ruhe.

»O, das bedarf ja gar keiner Frage,« antwortete der ältere Freund. »Die Abhandlung ist vortrefflich. Eigentlich aber habe ich mich darüber gewundert.«

»Wie so?«

Der Banquier lächelte. »Nun, bei Gott, sollte Ihnen das nicht aufgefallen sein? Es sind in diesen scharf durchdachten und streng erwogenen Zeilen nicht allein unsere eigenen Ansichten ausgesprochen, sondern die ganze Art und Weise des Vortrags, die Diction, kommt mir so bekannt vor, als wäre das Ganze von einem Belauscher unserer früheren Abendunterhaltungen bearbeitet, der ihm nur eine glänzendere Ausstattung und eine logischere Form gegeben hat. Es ist ein klarer Kopf, der dieses kleine Werk gedacht, und ein edles Herz, das es empfunden hat. Solche Männer können wir in jetziger hüstelnder und engbrüstiger Zeit gebrauchen, denn sie sind kerngesund und übertragen ihre Gesundheit auf Andere. Ich wünschte, es träten Tausende solcher Männer auf, dann würde die Welt bald ganz anders beschaffen sein und keine zuckenden Krebsgänge mehr unternehmen. – Warum werden Sie mit einem Male so roth?«

Paul war in der That roth geworden, das Lob des verehrten Mannes hatte sein Blut in Wallung gesetzt. »Wenn ich roth geworden bin,« erwiderte er, »so geschah es nur in Folge der Freude, welche mich ergriff, daß Sie wieder vollkommen mit mir übereinstimmen. Auch ich finde manches Wahre in dieser Schrift niedergelegt.«

»Manches Wahre? O, wie können Sie so ungerecht urtheilen! Denn ein halbes Lob ist ein ungerechtes Urtheil, wenn man ein ganzes sprechen muß. In dieser Schrift ist jedes Wort, jeder Gedanke wahr und ich erkläre mich freudig mit dem Verfasser von ganzer Seele einverstanden.«

Mit diesem ersten Urtheilsspruch war Paul zufrieden und er setzte nun seine literarischen Versuche eifrig fort, so viel Zeit ihm dazu von seinen übrigen Studien und Unternehmungen übrig blieb. Diese Zeit wurde gegenwärtig von allen Seiten sehr stark in Anspruch genommen, denn die letzte Prüfung rückte näher und näher, der Frühling war verstrichen, der Sommer kam und ging, und endlich war wieder der Herbst vor der Thür, der ihnen Allen im vorigen Jahr so viel Trübsal gebracht hatte.

Wohl tauchte diese Trübsal auch jetzt noch oft in unsres Freundes Brust auf, aber er zwang sie immer wieder durch seine Arbeit und festen Willen nieder. Da nahte die Zeit der Prüfungen. Auch sie kam und verging und Paul trat eines Tages bei seinen Freunden ein und stellte sich als Baumeister vor, was er nun wirklich geworden war.

Da war denn die Freude groß im Hause des Banquiers. Das Ziel war erreicht, das lange ersehnte und erstrebte,

und nun begann erst das ächte, wahre Mannesleben und Wirken.

»So,« sagte Herr Ebeling, als er Paul's Meldung empfang, mit freudestrahlendem Gesicht, »also das ist fertig! Nun, dann gratulire ich abermals, und damit Sie sogleich Beschäftigung in Ihrem neuen Wirkungskreise haben, so ernenne ich Sie heute – da Sie doch nicht in den Staatsdienst treten – vor der Hand zu *meinem* Baumeister. Wohlan denn, jetzt begeben Sie sich an die Arbeit und machen Sie zuerst mein Haus im Innern fertig, damit wir es im nächsten Sommer bewohnen können. Doch warten Sie, ich bin noch nicht zu Ende. Ich habe noch andere Aufträge in der Tasche, mit denen ich nur gewartet habe, bis die rechte Zeit gekommen wäre. Einige meiner Freunde, die Sie schon kennen, wünschen ähnliche Sommerhäuser zu haben, wie das meinige – darf ich sie morgen zu Ihnen senden, damit sie mit Ihnen Rücksprache nehmen?«

»Herr Ebeling,« sagte Paul gerührt, »Sie sorgen wirklich für mich, wie ein Vater. Ich sage nur, ich *danke* Ihnen, mehr kann ich nicht thun, denn Ihnen und Ihrer Familie noch mehr Liebe zuzuwenden, als ich jetzt schon thue, wäre mir nicht möglich. Ja, ja, ja, senden Sie Ihre Freunde; und je mehr ihrer sind, um so willkommener sollen sie mir sein.«

Die Besuche fanden auch wirklich am nächsten Morgen und den darauf folgenden Tagen statt und der neue Baumeister bekam so viel zu entwerfen, zu zeichnen, zu

berechnen, zu ordnen, daß er sich von Frau Zeisig wieder die Dachkammer miethen mußte, um einige Gehülfen darin unterzubringen, welche die von ihm angegebenen Entwürfe nach seiner Vorschrift ausführten. Zugleich wurde mit der Arbeit am Gartenhause vor dem Braunschweiger Thor rüstig begonnen, und da das Meiste schon lange vorgearbeitet war und fertig bei den verschiedenen Meistern lag, so schritt der innere Ausbau rasch vorwärts; und alle Tage fast, wie früher, trafen sich wieder draußen der Bauherr und der Baumeister, um sich auch an diesem Fortschritt in ihrer kleinen Welt zu erfreuen.



An den Onkel Casimir hatte Paul gleich nach Neujahr geschrieben und ihm seinen Glückwunsch zur Auffindung seines so lange verschollenen Bruders, und dann seinen Dank für die wiederholte Versicherung seiner Liebe ausgesprochen. Auf diesen Brief aber hatte er auffallender Weise bis zum nächsten October keine Antwort erhalten. Fritz scherzte oft über diese lange Schweigsamkeit, wenn das Gespräch bei seinen Eltern darauf kam, indem er sagte: der Herr Professor brauche ein volles Jahr, um nachzuholen, was er an einem Tage durch den Besuch des Rentmeisters versäumt habe. Im Allgemeinen aber wunderte man sich über dies Schweigen nicht, einmal, da man wußte, wie der gelehrte Herr gar oft solche lange Pausen in seinen Mittheilungen eintreten ließ, und



sodann, weil dies Schweigen in jetziger Zeit die sicherste Kunde gab, daß der Bruder Quentin noch kein Wort weiter habe von sich hören lassen.

Paul selbst gab sich in der ersten Zeit keinen Grübeleien darüber hin, denn seine angespannte Thätigkeit leitete seine Gedanken auf andere Felder; als aber endlich die Hartnäckigkeit dieses Schweigens auch ihm auffallend zu werden anfang, zumal er dem Onkel den Ausfall seiner letzten Prüfung sogleich berichtet hatte, da trat von anderer Seite her ein unerwartetes Ereigniß ein, welches für ihn so wichtig – und bedeutungsvoll war, daß selbst die Neuigkeiten, die er vom Onkel Casimir erwartete, dagegen in den tiefsten Schatten zurücktraten.

Es war nun ungefähr gerade ein Jahr verstrichen, seitdem Betty von Hayden als Baronin von Wollkendorf das Haus ihrer Eltern verlassen hatte und mit einem kaum gekannten Mann, den ihr der Vater zum Gatten ausgesucht, in die ihr ebenfalls fremde Welt gewandert war. In der ersten Zeit ihrer Verheirathung, die das neuvermählte Paar auf weiten Reisen im südlichen Europa zubrachte, trafen nur selten und dann sehr dürftig ausgestattete Schreiben von Betty ein, und diese waren allein an ihre Mutter gerichtet. Alle diese Schreiben, es waren nur zwei, höchstens drei, gaben nichts weniger als ein klares Bild von den Empfindungen der jungen Frau, und ihre Tante, als sie dieselben las, erschrak sogar darüber mehr

als sie erfreut war, und doch konnte sie nach Lage der Sache nichts Anderes von ihrer Nichte erwartet haben. Diese kurzen und mit fast sich überstürzender Hast hingeworfenen Briefe athmeten keine Freude und kein Glück aus, sie beschrieben ganz einfach oder bezeichneten vielmehr nur die Orte, die sie gesehen oder an denen sie, um genauer zu sprechen, nur wie eine halb Träumende vorübergekommen war, ohne ihre Augen, geschweige denn ihre Seele, dabei in Wirksamkeit zu setzen. Von dem Baron sprach sie darin sehr selten und führte nur das an, was unumgänglich nöthig war oder auf seinen ausdrücklichen Wunsch geschrieben ward, da er selbst nie eine Feder in die Hand nahm und von dieser schweren Arbeit schon seit langer Zeit entwöhnt war, indem zu Hause sein Secretair dieselbe ganz allein besorgte. An *alle ihre Lieben* sandte Betty am Ende ihrer Briefe jedesmal Grüße, aber sie nannte Keinen besonders, nicht einmal ihre Tante, der sie doch von jeher von ganzem Herzen ergeben war. Diese Grüße waren auch von ihrer Mutter stets an Ebelings bestellt worden, und sowohl Fritz wie seine Mutter hatten dafür gesorgt, daß deren in Paul's Gegenwart Erwähnung geschah, da man auch ihn mit in den allgemeinen Gruß eingeschlossen glauben konnte. An ihre Tante und Fritz selbst schrieb Betty gar nicht, und obwohl diese sich anfangs darüber höchlichst wunderten, so fand doch der Scharfsinn Frau Ebeling's bald heraus, daß ihre theure Nichte wohl triftigen Grund haben möge, gegen sie zu schweigen.

Nachdem nun der Winter vergangen, waren die Neuvermählten, die denselben in Italien verbracht, nach ihrer nördlichen Heimat zurückgereist und endlich im Mai langte auch der erste Brief von dorthier bei Frau von Hayden an. Auch dieser und die nun alle Monate regelmäßig folgenden Briefe waren nur kurz und sprachen sich über Nichts ausführlich aus. Niemals wurde eine Empfindung, ein Wunsch, eine Bitte darin laut, das Herz der Schreiberin schien völlig erkaltet, ja erstarrt zu sein. Sie beschrieb das Gut Wollkendorf zwar als ein ziemlich großes, aber auch sehr einsames und abgelegenes. Im Innern sei das alte Schloß leidlich behaglich eingerichtet, doch durchaus nicht so, wie ihr Vater es einst erwartet oder geschildert hatte. Indessen sei sie damit wie mit Allem zufrieden, auch der geringe Verkehr mit einigen ihrer Nachbarn sei ihr ganz recht. Sie ginge viel im Park und auf den grünen Feldern spazieren, müsse auch ihren Mann zu Pferde auf weiteren Ausflügen zu einigen vornehmen Familien begleiten, die übrige Zeit bringe sie mit Lesen hin, denn das sei eine Beschäftigung, die ihr theuer geworden und von der sie unter keinen Umständen mehr lassen möge.

Ueber alle diese Briefe empfand der Oberforstmeister eine große Freude und er war der Einzige, der kein Leben, keine Seele, kein Herz darin vermißte, wie alle übrigen seiner Verwandten. Nur über Eins wunderte sich der egoistische Mann. Er hatte bestimmt darauf gerechnet, daß sein Schwiegersohn und seine Tochter ihn gleich nach ihrer Rückkehr auf das Gut auffordern würden, sie

dasselbst zu besuchen, aber kein Wort davon stand in den anlangenden Briefen und der Herr Baron ließ sogar gar nichts von sich hören. Daß Herr von Hayden durch diesen Fehlschlag seiner lebhaftesten Wünsche unangenehm berührt war, ja daß er sich sogar dadurch gekränkt fühlte, war offenbar, allein er gab seine Gedanken darüber durch kein Wort kund und nur an seinem mürrischen Wesen merkte seine Frau, daß er unzufrieden mit sich und Anderen sei.

Im August war der letzte Brief von Betty gekommen und hatte die Nachricht gebracht, daß sie Ende September ihrem Mann nach Bremen folgen werde, wo derselbe auch früher schon alljährlich einige Wintermonate zugebracht hatte, da er in dieser schönen Stadt ein Haus besaß. Der September war gekommen, aber der von Bremen her erwartete Brief war ausgeblieben und schon hatte man die Mitte Octobers erreicht und immer noch wartete man vergeblich auf den papierenen Boten aus der großen Handelsstadt.

Da sollte er endlich kommen – aber was brachte er? War es eine freudige oder traurige Nachricht?

Wer möchte das im ersten Augenblick entscheiden wollen? Für die Einen war sie gewiß traurig genug, für Andere minder traurig, wie es das Leben denn oft so wunderbar mit sich bringt, daß ein und dasselbe Ereigniß auf der Welt bei verschiedenen Menschen die verschiedenartigsten Empfindungen hervorruft. –

Als Paul eines Morgens von seinem Dachstübchen aus, wo er sich jetzt wieder bisweilen aufhielt, um seinen

Gehülfen die nöthigen Instructionen zu geben, zufällig nach dem Nachbarhause hinübersah, gewahrte er zu seinem Erstaunen, daß die Fenstervorhänge in der Wohnung des Oberforstmeisters, obgleich es schon beinahe neun Uhr war, noch sämmtlich geschlossen waren. Was mochte das zu bedeuten haben?

Von einem dunklen Ahnungsgefühl aufgeregt, wie es Menschen von großer Gefühlswärme bisweilen überkommt, stieg er in seine Wohnung hinunter und traf daselbst schon Fritz Ebeling an, der ihn bereits seit einer Viertelstunde voller Spannung erwartete.

»Paul,« rief dieser ihm mit einer seltsam aufgeregten Miene entgegen – »ich bringe Dir eine bedeutungsvolle Nachricht.«

Jetzt wußte Paul, daß seine Ahnung ihn nicht belogen habe. »Sie betrifft die Familie Deines Onkels?« fragte er, indem sein Gesicht eine bleichere Farbe annahm.

»Ja, Du kannst merkwürdig gut rathen, aber vielleicht haben die verschlossenen Fenster drüben Dich schon auf den richtigen Weg geführt.«

»Sprich,« sagte Paul, sich mühsam fassend, »und laß mich nicht so lange in der Schweben.«

»Nun denn, mit einem Wort, diese Nacht ist eine telegraphische Depesche aus Bremen angekommen, der heute Morgen auch ein Brief von Betty gefolgt ist –«

»Gott sei Dank!« brach es bei Paul mit tiefer Empfindung hervor, »also Betty hat selbst geschrieben?«

»Ja, sie selbst, und zwar, daß ihre Eltern so rasch wie möglich nach Bremen kommen möchten; ihr Mann sei

ernstlich erkrankt und sie sei in der großen Stadt so fremd, daß sie Niemanden habe, der ihr Beistand leisten könne. Da sind denn mein Onkel und meine Tante heute Morgen um sieben Uhr schon mit dem Schnellzuge nach Bremen abgereist und so ist der Wunsch des Ersteren, seine Tochter besuchen zu können, auf eine eigene und gewiß nicht erwartete Weise erfüllt worden.«

Paul versank in tiefes Nachdenken und an diesem Morgen, ja den ganzen Tag über, war er sehr zerstreut und selbst Frau Ebeling vermochte ihn nicht aus seinen Gedanken zu wecken, als er gegen Mittag hinüberging und diese ihm Betty's Brief zeigte, der an ihre Mutter gerichtet, aber in deren Abwesenheit von der Tante erbrochen war. Der Brief enthielt nur wenige Worte, war mit sichtbarer Hast geschrieben und sprach, wenn auch keine große Besorgniß, doch eine tiefe Rathlosigkeit aus.

»Meine Schwester will uns sogleich Nachricht geben,« sagte Frau Ebeling zu Paul, als er diesen Brief mit bedeutungsvollem Kopfschütteln gelesen, »und uns wissen lassen, wie es steht. Ich habe sie dringend darum gebeten und bin überzeugt, sie wird ihr Versprechen in keinem Fall vergessen.«

Paul schwieg noch immer, endlich aber sagte er: »Es ist mir lieb, daß sie jetzt ihre Mutter bei sich hat. In dieser Stunde muß Ihre Frau Schwester schon in Bremen sein. Der Zustand der armen Frau ist gewiß ein beklagenswerther.«

»Das ist er ohne allen Zweifel schon lange, mein Freund,« lautete die leise Antwort. »Sollten Sie das noch nicht gemerkt haben?«

Paul warf ihr einen Blick zu, der Alles sagte, was er hätte sprechen können, und Frau Ebeling verstand ihn, wie sie ihn immer verstand. –

Zwei Tage später kam der erste mit Sehnsucht erwartete Brief Frau von Hayden's an ihre Schwester. Er brachte einige nähere Aufklärung über den gefährlichen Krankheitsfall, aber noch keine Entscheidung. »Der Baron ist schon längere Zeit kränklich gewesen,« schrieb sie, »und hat, seitdem er von seiner großen Reise zurückgekehrt ist, an einer nervösen Verstimmung gelitten, die oft eine beängstigende Höhe erreichte. Dabei ist er mit sich und der ganzen Welt in Zwiespalt gerathen, hat an nichts mehr Freude gefunden, sich über viele Menschen, unter andern auch über meinen Mann beklagt, ohne daß dieser ihm doch Grund dazu gegeben, und hat überhaupt eine bittere Laune gegen Jedermann an den Tag gelegt. Betty ist natürlich nicht sehr glücklich dabei gewesen. Da, eines Tages, sobald er nach Bremen gekommen, hat er einen Advocaten rufen lassen und sein Testament gemacht. Was in demselben enthalten, weiß kein Mensch, und mein Mann ist darüber in großer Sorge. Gleich nach der Unterzeichnung des Testaments hat er sich gelegt und bald die Besinnung verloren. Die Aerzte erklären seine Krankheit für ein Nervenfieber und halten seinen Zustand für höchst bedenklich. Ich schreibe Dir wieder, sobald etwas Wichtiges vorfällt. Gott schütze unsere arme

Betty, die ich von ganzem Herzen beklage, denn jetzt erst sehe ich ein, wie unglücklich das liebe Wesen ist.« –

Als Paul diesen Brief von Frau Ebeling vorlesen hörte, ging er mit gesenktem Kopfe im Zimmer vor ihr auf und ab. Ohne Zweifel sprach er mit sich selber, aber Frau Ebeling vernahm kein Wort. Endlich sagte sie: »Es ist wunderbar, die Menschen kommen immer erst zur Einsicht, wenn sie ihnen nichts mehr helfen kann. Meine Schwester hat diese Einsicht schon lange, das kann ich Ihnen vertrauen, aber nun tritt sie vielleicht auch an meinen Schwager heran, der sich ihr bisher eigensinnig verschloß. Das so hastig abgefaßte Testament spukt gewiß wie ein drohendes Gespenst vor seinem Auge.«

»Wenn es ihm nur das Herz öffnen wollte!« fuhr Paul beinahe auf. »Aber das glaube ich nicht. Dieser Mann, Ihr Herr Schwager, hat den dreifach eisernen Panzer der Ueberhebung, der Selbstsucht und der privilegierten Erbweisheit, den nur die vornehme Welt sich zu fabriciren versteht, um seine Brust gelegt und sich damit gegen alle Schläge des Schicksals zu schützen geglaubt. Jetzt kann er es erproben, ob dieser Panzer ihn gegen den Kummer und die Gewissensbisse schützt, die ich schon gegen ihn sich erheben sehe.«

»Sie haben Recht, leider haben Sie Recht. Doch nun stehen wir dicht vor einer Krise – lassen Sie sie uns mit fester Stirn und reinem Herzen erwarten, wir tragen wahrhaftig keine Schuld.«



»Nein, wir nicht!« erwiderte Paul, nahm seinen Hut und reichte der edlen Freundin die Hand, um sein heißes Blut in der frischen Luft draußen abzukühlen. –

Zwei Tage später kam der zweite Brief. »Kinder!« schrieb Frau von Hayden mit flüchtiger Hand, »bereitet Euch auf Alles vor; die Krankheit des Barons entwickelt sich mehr und mehr und wahrscheinlich nicht zum Guten. Die Aerzte schütteln den Kopf und mein Mann ist in Verzweiflung. Betty ist so gefaßt wie immer vor großen Entscheidungen ihres Schicksals und sie stützt uns mehr, als wir sie stützen können.«

»Ja, ja,« sagte Frau Ebeling zu Paul; als er auch diesen Brief angehört hatte, »wir sind vorbereitet – nicht wahr?«

»Ja,« erwiderte Paul ernst, »an Alles, und ich bin es schon lange!«

Da, einen Tag später, kam der verhängnißvolle schwarz gesiegelte Brief. Nur wenige Worte brachten die Entscheidung. »Der Baron ist todt. Er kam noch einmal zur Besinnung, und da er Betty an seinem Lager stehen sah, sagte er zu ihr mit fast schluchzender Stimme:

»Du bist ein beklagenswerthes Weib und gewiß nicht in die rechten Hände gefallen. Verzeih mir, daß ich Dich nicht glücklich machen konnte. Aber einigen Ersatz habe ich Dir vielleicht doch für das verlorene Lebensjahr bieten können.«

Bald nach diesen Worten stieß er seinen letzten Seufzer aus und – unsere Betty ist Wittwe. Wir bleiben natürlich bei ihr, das ist unsere Schuldigkeit. Hayden fällt sichtbar ab, er hat zwei Tage lang kein Wort gesprochen,

keinen Bissen genossen und eigentlich nur von Wein gelebt. So tief hat ihn noch nie ein Todesfall erschüttert. Doch ich muß schließen. Lebt wohl, lebt wohl, Kinder, und mögt Ihr an Eurem Fritz einst mehr Freude erleben.«

Frau Ebeling sah Paul fragend an, als sie ihm diesen letzten Brief vorlas, und dachte, er würde etwas sprechen, aber er sprach Nichts. Er setzte sich ruhig neben sie, faßte ihre Hand, küßte sie und seufzte laut.

»Sprechen Sie doch ein Wort!« ermuthigte ihn die mütterliche Freundin.

»Ich kann nicht. Und das ist ja natürlich. Betty ist Wittwe, und darin ist Alles enthalten, was man denken, also auch sagen kann.«

»Ja,« erwiderte die kluge Frau, »Betty ist Wittwe und Gott hat sie dazu gemacht. Es ist doch ein weiser und guter Herr da oben über den Wolken, und es giebt Menschen, die dankbar zu ihm aufblicken müssen –«

»Menschen? Einige?« fragte Paul verwundert. »Ich dünkte, Alle wären dazu verpflichtet.«

»Also Sie auch!«

»Ich bin ihm dankbar für Alles, was er mir von meiner Geburt an gethan hat, und jetzt mehr als sonst – ich habe ja Sie und Ihre Familie gefunden.«

Sie reichte ihm die Hand. Er aber verließ sie schnell, um einen weiten Weg nach seinen Bauten anzutreten und vielleicht Gott im Stillen noch einmal zu danken, daß er ihm – Frau Ebeling und ihre Familie gegeben hatte. –

Acht Tage waren nach diesem letzten Gespräch vergangen, da schickte Herr Ebeling eines Morgens um acht

Uhr schon einen Diener an Paul, mit der Bitte, doch sogleich zu ihm hinüberzukommen. Paul kleidete sich rasch an und schritt mit dem Gedanken über die Straße: »Was mag denn nun schon wieder geschehen sein?«

Er fand die ganze Familie in Frau Ebeling's Zimmer versammelt und Alle sahen ihm, als er hastig unter sie trat, mit nur schwach verhehlter Bestürzung entgegen. Der Banquier kam auf ihn zu und reichte ihm die Hand, mit einem Gesicht, daß Paul erschrak, so traurig und fast zerrüttet sah es aus.

»Nun,« fragte er, »was ist denn wieder Neues vorgefallen?«

Der Banquier zeigte auf einen Brief, der geöffnet auf dem Tisch lag.

»Ich kann nicht sprechen,« sagte er matt, »sage es ihm, Charlotte.«

Frau Ebeling versuchte ein Lächeln zu erzwingen, aber es wurde nur sein schmerzliches Zucken daraus. »Sehen Sie hier,« sagte sie, »da schreibt meine Schwester noch einmal. Der Baron ist beerdigt, aber er steigt zum zweiten Mal aus seinem Grabe hervor und droht mit seiner kalten Hand gegen unsere warmen Herzen hin.«

»Ich verstehe Sie nicht!« sagte Paul unwillkürlich schauernd.

»Nun denn, mit einem Wort: Sein Testament ist eröffnet und meine Schwester sendet uns eine Abschrift davon. Es ist sehr kurz, lesen Sie es!«

Paul wehrte den dargereichten Brief mit der Hand ab und sagte: »Lesen Sie, mir flimmert es vor den Augen.«

»Ach, was da!« rief der Banquier, sich ermannend. »Lesen Sie es Niemand mehr, ich weiß es auswendig, und nun hören Sie. So ein verrücktes Testament ist mir noch nie in meinem Leben vorgekommen. Der Mensch muß wahn-sinnig oder wüthend gewesen sein, als er es ausgedacht und niedergeschrieben hat. Also hören Sie: er hat Betty, seine Frau, zu seiner Universalerbin eingesetzt, das heißt, ihr sein Gut Wollkendorf, sein Haus in Bremen und zehntausend Thaler Rente vermacht – ist das nicht hübsch? O ja, aber der gute Mann hat auch zugleich einige ganz bestimmte lautende Bedingungen aufgestellt, wenn sie die Erbschaft antreten will, und dieser Nachsatz lautet nicht so hübsch wie jener Vordersatz.«

»Bedingungen?« fragte Paul mit schwerer Zunge. »Welche denn?«

»Erstens: sie darf sich nie wieder verheirathen oder nur einem Manne ihre Hand reichen, der über sechszig Jahre zählt.«

Paul wurde bleich wie der Tod. Aber er faßte sich. »Diese Bedingung ist hinreichend, um der hinterlassenen Wittwe seine Liebe zu beweisen,« sagte er kalt.

»Zweitens,« fuhr Herr Ebeling fort: »sie darf ihr Gut Wollkendorf nie länger als acht Tage verlassen und das Haus in Bremen hat sie zu vermieten oder zu verkaufen. Sonst kann sie machen was sie will. Heirathet sie aber einen Mann unter sechszig Jahren, so verliert sie jeden Anspruch auf ihre Erbschaft – und Gut und Alles geht an einen Vetter des Barons über, der, glaube ich, noch lange nicht die Sechzig erreicht hat und den der Testator

also wahrscheinlich bei jener ersten Bestimmung im Auge gehabt hat. So denke ich es mir wenigstens. Nun, wie gefällt Ihnen dies Testament?«

Paul bedeckte sich die Augen mit der Hand und von seiner bleichen Stirn fielen heiße Tropfen zur Erde. Ihm war zu Muthe, als ob die Sonne, die ihn einen Augenblick freundlich aus den Wolken angeblickt, plötzlich ganz und gar verschwunden und es völlige Nacht auf der Erde geworden wäre.

»Ja, ja,« murmelte er zwischen den Zähnen, »ich sagte es ja, die Welt ist kalt um mich her und unsere armen Herzen müssen sich an diese Kälte gewöhnen.«

»Nein!« rief Fritz aufbrausend und von seinem Stuhle aufspringend, »*mein* Herz gewöhnt sich nicht an diese Kälte. Es will warm bleiben, warm, Paul, und – und wir wollen doch sehen, ob solch ein dummes Testament seine Gültigkeit hat!«

Zum ersten Mal lächelte Paul an diesem Tage. »Mein guter Junge,« sagte er, »es ist gültig vor je dem irdischen Gerichtshof, verlaß Dich darauf, wenn es nicht Einer, der Einzige, der es kann, umstößt, und der wird es nicht thun.«

»Wer ist *dieser* Eine?« fragte Fritz mit funkelnden Augen.

»Das sage Dir selber!« erwiderte Paul und nahm schon seinen Hut. »Nun aber, meine lieben Freunde,« fuhr er

mit bebender Stimme fort, »habe ich über dieses Testament genug gehört und gesprochen. Es ist einmal gemacht und wird vollstreckt werden. Leben Sie wohl – ich habe heute noch viel zu thun.«

---

Erst vierzehn Tage nach dem Tode des Barons, nachdem die junge Wittwe mit ihren Eltern schon längst von Bremen nach Wollkendorf zurückgekehrt war, schrieb diese endlich selbst an Frau Ebeling. Es war ein langer inhaltreicher Brief, ein inniger herzlicher Erguß ihrer so schwer geprüften Seele an ihre mütterliche Freundin, der sie im Geiste viel näher stand als der eigenen Mutter. Aber dieser Brief enthielt für die gute Frau Ebeling so manches Neue und Unerwartete und war so ganz und gar geeignet, einen Blick in das innerste Wesen der armen Betty thun zu lassen, daß sie ihn für sich allein behielt und von seinem Inhalt sogar ihrem Manne nur sehr Weniges mittheilte. O, was mußte das junge, bisher so zart behandelte Weib gelitten haben, als es so ganz und gar der rohen und gewaltthätigen Hand eines, aller feineren Bildung entbehrenden Mannes hingegeben war, dem es in seiner geistigen und physischen Erschlaffung wahrhaftig nicht darum zu thun gewesen, ein edles und liebenswürdiges Weib zu besitzen, nein, der es nur an seine Seite genommen, um ein neues, ihn anregendes Spielzeug zu gewinnen, das ihm die so traurig langweilige Zeit zu vertreiben geeignet schien, an dessen eigenem Glück ihm

also eben so wenig gelegen war, wie das ganze Leben für ihn selbst schon lange keinen Reiz mehr besessen hatte und nur als ein leidiger Gewohnheitszustand betrachtet wurde, den man ertragen müsse, so lange die frühzeitig untergraben und verschleuderten Körperkräfte es eben gestatten mochten.

Auch Fritz erhielt jetzt einen langen und die alte Herzlichkeit zwischen seiner Cousine und ihm frisch abspiegelnden Brief. Hierin wurde auch zum ersten Mal wieder Paul's Name genannt und er selbst mit vielen freundlichen Grüßen bedacht. In diesem Brief sprach Betty sich ganz natürlich und vertraulich über ihre gegenwärtige Lage aus, ohne jedoch eigentlich zu klagen, aber freilich auch ohne ihren guten Cousin so tief wie dessen Mutter in ihr Herz blicken zu lassen.

So hieß es unter Anderm in diesem Schreiben. »Was ist nun dadurch erreicht, daß ich ein Jahr von Euch entfernt habe leben müssen, mein lieber Fritz? Man verheirathete mich, angeblich um mein Glück zu befördern, und nun bin ich eine Wittwe, mit dreiundzwanzig Jahren, wo eine Frau sonst erst anfängt, in die Welt zu treten, das Leben zu genießen und die sie umgebenden Menschen und Dinge auf ihr Herz und ihren Geist heilsam wirken zu lassen. Und nun bin ich gar auch als Wittwe – deren Stand im gewöhnlichen Leben ein so wenig beschränkter und verhältnißmäßig freier ist – von Neuem gefesselt,

durch willkürliche Bestimmungen, die ich nicht vorhersehen konnte und die Niemand von den Meinigen vorhergesehen hat. Ich habe nun Vermögen, viel mehr sogar, als ich verbrauchen kann, und auch ein leidlich hübsches Gut, wie wir es uns in früheren Tagen – weißt Du es noch? – so oft gewünscht, wenn wir einmal in der grünen Weinlaube oder am traulichen Wintertisch die Geschicke der Menschen gegen einander abwogen und für uns selbst ein bescheidenes Loos in Anspruch nahmen. Ja, das habe ich Alles, aber was ist mir damit geholfen? So recht eigentlich bin ich doch nur eine Gefangene mitten in meinen Schätzen, und kann nicht einmal zu Euch fliegen, Euch an mein übervolles Herz drücken und trauliche Worte mit Euch tauschen, was ich schon so lange unter unbeschreiblichen Schmerzen entbehrt habe.

Eins nur, mein lieber Fritz, habe ich bei alledem gewonnen: meine persönliche Freiheit im Denken und Empfinden, und meine Selbstbestimmung – letztere freilich in einem nur sehr engen Kreise. Jetzt darf mir Niemand – Niemand wieder etwas anhaben, wenn ich die mir gestellten Bedingungen erfülle; kein Zwang, kein Befehl – mag er ausgehen von Wem er will – greift in meinen Willen, mein Bedürfniß; ich kann jetzt Jedermann in's Gesicht sagen: *Ich will*, das ist *mein* Recht, und Niemand darf mir dies schwer erkaufte Recht im Geringsten trüben. Freilich, wirst Du sagen, dieser Wille reicht nicht weit und mein ganzes Leben hindurch werde ich die Fesseln fühlen, die mir der Baron von Wollkendorf in seinem unberechenbaren Egoismus um die Füße – ach, nicht um



die Füße allein – gelegt hat, und Du hast auch Rechte, wenn Du so sagst, allein, mein Lieber, ich bin schon zufrieden, daß ich unabhängig bin, denn wenn ich das vor einem Jahre gewesen wäre, so würde ich mich niemals von Euch entfernt haben.

Nun habe ich aber noch *eine* Bitte an Euch zu richten, und diese richte ich an Euch Alle und Du magst sie also den Deinigen mittheilen. Sprecht von heute an kein Wort mehr mit mir über meine letzte Vergangenheit, richtet keine Frage deshalb an mich, ich würde sie Euch doch nicht beantworten können, wenn ich mein Herz nicht immer von Neuem bluten lassen will. Nein, laßt diese Vergangenheit vergangen sein, vergeßt sie, wie auch ich sie zu vergessen suchen werde, und fangt lieber ein ganz neues Leben mit mir an, wie es mir – wenn ich Alles in Allem betrachte – der liebe Gott jetzt in seiner Gnade gegeben hat. Eins hat mir der strenge Erblasser nicht verboten: ich darf Freunde bei mir sehen, so viel und so oft ich will. Nun denn, so werde ich auch Euch bei mir sehen und Ihr werdet ja wohl Alle bisweilen gern das kleine Opfer bringen und mich in meiner Einsamkeit besuchen.

Das erste Jahr will ich jedoch mit meinen Eltern – hier hast Du schon den ersten *Willen* – ganz ruhig und abgeschlossen auf Wollkendorf zubringen und in dieser für mich so gewichtigen Zeit überlegen, wie ich mir meine Zukunft gestalten will und kann. Davon werde ich noch häufiger mit Dir reden und ich hoffe auch Deines Rathes eben so wenig wie dessen Deiner guten Eltern dabei zu entbehren.

*Unsern gemeinsamen Freund*– o ich darf ja jetzt wieder an ihn denken und von ihm sprechen – grüße herzlich, herzlich von mir. Du glaubst nicht, lieber Fritz, wie sehr ich mich über seine Erfolge gefreut habe, die Du mir in Deinem letzten ausführlichen Schreiben – o, es war ja das erste seit langer Zeit – mitgetheilt. Ich hoffe, Du wirst auch ferner in Deinen Mittheilungen über ihn nicht schweigsam sein und mir nichts vorenthalten, was seine Lebenslage, seine Aussichten, sein geistiges und leibliches Befinden betrifft.

Meine Eltern bleiben bis auf Weiteres bei mir und mein Vater hat so eben nach reiflicher Ueberlegung seine Pensionirung beantragt, die nun wohl ohne weitere Umstände erfolgen wird.« –

»Nun,« sagte Fritz, als er seinem Freunde dieses Schreiben mittheilte, »daß mein Onkel bei ihr auf Wollkendorf bleibt, will mir nicht recht gefallen. Der ganze Zwang, unter dem sie gelitten, ist allein von ihm ausgegangen, und wenn Betty nicht stark, muthig und aufmerksam ist, wird ihr Vater diesen Zwang auf andere Weise fortzusetzen suchen, denn gewisse Menschen lassen nie von ihrer Art, weil sie den Herrscherstab als eine ihnen von Gott gegebene Gnade, als ein ihrer Machtvollkommenheit verliehenes Privilegium betrachten und rücksichtslos über alle Häupter zu schwingen lieben, die in ihre Hände gegeben sind.«

»Das befürchte ich diesmal nicht,« erwiderte Paul. »Der vernünftige Mensch lernt in der ersten Schule des Lebens viel und rasch und Deine Cousine faßt schnell und

begreift leicht, was deren weiser Lehrmeister ihr vor die Augen hält – ihr ganzer Brief giebt davon Kunde,«

»O ja, und ich wünsche auch, daß Du darin Recht haben mögest. Auch werde ich nicht ermangeln, ihr in dieser Beziehung die Augen zu öffnen und ihr dabei sagen: auch Du erwartest, daß sie die Augen offen hält. Darf ich das?«

Paul lächelte matt. »Sage es ihr, wenn es nur hilft.«

»Es hilft gewiß, ich versichere es Dir.« –

Auch in Bezug auf Betty's Wunsch, Alles zu erfahren, was *den gemeinsamen Freund* betraf, können wir erwarten, daß Fritz eben so offenherzig wie mittheilsam war, und in der That meldete er mit der fortschreitenden Zeit alle Vorkommnisse nach Wollkendorf, die Paul van der Bosch berührten und die wir jetzt in ihrer natürlichen Reihenfolge, aber in etwas rascherer Weise dem Leser mittheilen wollen, als sie sich in Wirklichkeit nach und nach abwickelten.

### DRITTES KAPITEL. EIN TODTER LEBT AUF UND EIN LEBENDER STIRBT.

Der für unsere Freunde so ereignißreiche October war endlich vorübergegangen, um einem ruhigen November Platz zu machen, und auch dieser war dem December gewichen, der dies Jahr mit reichlichem Schneefall begann und früh Kälte heranzuführte, so daß man sich gern in das warme Haus zurückzog, um allmählig behagliche Vorbereitungen für den langen Winter zu treffen.

Es war ein Sonntagabend und die Familie Ebeling saß traulich im Zimmer der Hausfrau beisammen. Der weiße Porzellanofen hauchte eine angenehme Wärme aus und die beiden großen Lampen brannten hell auf dem mit grünem Plüschteppich verhangenen Tische. An dem einen Ende dieses Tisches saß Herr Ebeling, dem Sopha gegenüber, in den Tageszeitungen blättern und dann und wann seine Meinung über die Weltlage, den Stand der Börse und industrielle Unternehmungen zum Besten gebend. Frau Ebeling saß auf dem Sopha und schrieb Briefe an ihre Schwester und Betty, mit denen jetzt eine sehr eifrige Correspondenz unterhalten wurde. Fritz saß zwischen ihnen, in einem Buche lesend, aber seine Aufmerksamkeit nur halb auf den Inhalt desselben gerichtet, denn dann und wann stand er vom Stuhle auf und ging unruhig im Zimmer hin und her, als erwarte er Jemand. Ein Fremder konnte dies nicht sein, denn Sonntags Abends wurde die Familie nur selten von einem unangemeldeten Gast gestört.

Endlich hatte der Banquier seine Zeitungen durchflogen und faltete sie zusammen, um sie auf die kleine Console unter der Uhr zu legen, wo sie bis zum nächsten Tage ihren Platz fanden, bis der Comptoirdiener sie mit neuen vertauschte. Als Herr Ebeling eben vor die Uhr trat, schlug sie sieben Mal an.

»Es schlägt Sieben,« sagte er, »sich zu seinem Sohne gesellend, der, den Rücken an den Ofen gelehnt, horchend dastand. »Bosch kommt doch heute Abend?«

»Ei gewiß, Vater, es ist ja Sonntag, und da hat er noch nie bei uns gefehlt. Aber ich habe ihn heute früher erwartet, er muß also eine Abhaltung bekommen haben.«

Als Frau Ebeling dies Gespräch vernahm, welches immer Interesse für sie hatte, legte sie ihre Papiere und Federn zusammen, klappte die Schreibmappe zu und sagte aufstehend; »So, für heute habe ich genug geschrieben, morgen Abend mehr. Betty können unsere Briefe nie lang genug sein und da habe ich schon wieder zwei Bogen gefüllt.«

»Ihr werdet Euch noch die Finger abschreiben,« bemerkte ihr Mann, »und könnt nie ein Ende damit finden. Ich möchte nur wissen, was es so Vieles mitzutheilen giebt, da doch in unserm Hause wahrhaftig nicht viel Neues passirt.«

»O, genug, lieber Mann. Du weißt ja, Frauen finden in Allem und Jedem Stoff und werden nie mit ihren Herzensergießungen fertig.«

In diesem Augenblick hörte man die Glocke der Hausthür laut und rasch anklingen und eine Minute später klopfte ein Finger in wohlbekannter Weise an die Zimmerthür.

»Da kommt er!« rief Fritz, dem Freunde entgegen springend. »Herein, immer herein, Paul, ein solcher Gast ist immer willkommen. Aber warum so spät, mein Junge?«

Paul, nachdem er dem draußen ihn erwartenden Diener Mantel und Hut übergeben, trat in's Zimmer und begrüßte die Versammelten freundlich und eigenthümlich

lächelnd. Beim ersten Blick auf sein Gesicht sahen Alle, die ihn so genau kannten, daß er ihnen etwas Neues zu verkünden habe und daß es sogar etwas Gutes sei.

»Was giebt's?« fragte Frau Ebeling zuerst, als sie dem Freunde die Hand reichte und ihn noch immer lächeln sah. »Ist endlich ein Brief von Ihrem Onkel gekommen?«

»Sie haben es errathen,« erwiderte Paul, »ja, sogar von zwei Onkeln, denn nun hat auch Onkel Quentin an seinen Bruder Casimir geschrieben.«

Ein großes und freudiges Staunen malte sich bei diesen Worten auf allen Gesichtern ab. »Na,« sagte der Banquier und rieb sich vergnügt die Hände, »also endlich! Nun werden wir gewiß Entscheidendes erfahren; ich bin neugierig wie selten in meinem Leben. Heraus damit und lassen Sie uns hören, wenn man es hören darf.«

Paul nickte mit freudigem Gesicht. »Ja,« sagte er, »Sie sollen jedes Wort hören, aber erst setzen wir uns. Ich will Ihnen beide Briefe nach einander vorlesen. Aber erwarten Sie nicht zu viel, das obwaltende Geheimniß wird auch jetzt noch nicht ganz entschleiert. Der Brief des Onkels Quentin ist nicht direct von seinem Wohnort, sondern wieder durch die Hände von Baring und Sohn in Hamburg an den Professor gelangt.«

»Das ist einerlei,« rief der Banquier, schon am Tische sitzend und beide Lampen dem jungen Manne näher rückend. »Das Licht des Tages springt auch nicht mit einem Ruck in die Welt, sondern entwickelt sich allmällig und langsam. So, nun sitzen wir und jetzt beginnen Sie

Ihren Vortrag; Sie haben aufmerksame und dankbare Zuhörer.«

Pius nahm zwei Briefe aus der Brusttasche, legte sie vor sich nieder und öffnete den von Onkel Casimir geschriebenen zuerst. »Also Onkel Casimir schreibt Folgendes,« sagte er:

»Mein lieber Junge! Du wirst lange auf meine Antwort gewartet haben, aber ich konnte sie Dir bei'm besten Willen nicht eher geben als heute. Weiß der Himmel, je älter man wird, um so kürzer werden Einem die Tage und man möchte doch immer mehr arbeiten als früher, da man von Stunde zu Stunde mehr Einsicht gewinnt, wieviel man noch unvollendet vor sich hat. Allein selbst wenn ich Dir geschrieben, ich hätte Dir doch keine Aufschlüsse über meinen Bruder geben können, da ich dieselben erst in den letzten Tagen in beiliegendem Briefe erhalten habe. So schicke ich Dir denn auch diesen Brief und ersuche Dich, ihn genau zu studiren und mir dann wieder zurückzusenden. Wie sehr ich mich gefreut habe, endlich etwas von meines Bruders eigener Hand Geschriebenes zu sehen, kannst Du Dir denken, und doch befriedigt es mich nicht ganz, weil es durchaus nicht in Alle klar und auf Alles eingehend ist und sogar Vieles im Dunkeln läßt, was ich hell zu sehen gewünscht hätte. Auch geht aus dem Schreiben selbst hervor, daß mein Bruder sehr schwach und hinfällig sein muß, man liest es

gleichsam zwischen den Zeilen und die Handschrift ist nicht frei und frisch, wie sie ein Mann hat, der aufrecht vor seinem Pulte sitzt oder steht. Solltest Du einige Bemerkungen an seinen Brief zu knüpfen haben, so bitte ich sie mir aus, doch brauchst Du Dich damit nicht zu übereilen; da ich noch heute an ihn schreiben und ihm die Gefühle ausdrücken werde, die mir sein Wiederaufleben verursacht hat. Ehe ich dann wie schreibe, wird wohl einige Zeit vergehen und dazu kommt Deine Antwort immer zeitig genug.

Hiermit sage ich Dir für heute Lebewohl und wünsche Dir Glück in allen Deinen Unternehmungen, wie Du es in Betreff Deiner bestandenen letzten Prüfung gehabt hast. Bei meiner früheren Bestimmung bleibt es: wenn ich einst der Erbe meines Bruders werde, so bist Du *mein* Erbe und damit ist Alles gesagt, was Dir sagen kann

Dein alter treuergebener Onkel Casimir.«

»Nun, der Schluß ist das Beste,« sagte Fritz, als Paul den Brief zusammenfaltete und einsteckte, »im Uebrigen erfahren wir nichts Neues daraus.«

»So gedulde Dich doch,« ermahnte der Vater, »jetzt kommt ja erst der Brief von dem verschollenen alten Holländer. Ah – ja, das hat ein alter gebrechlicher und von seinem Tode gewiß nicht weit entfernter Mann geschrieben!«



Paul hatte den Brief des Onkels Quentin dem Freunde hingehalten und dieser betrachtete ihn unter dem Licht der nächsten Lampe. In der That war derselbe sehr klein und kritzlich geschrieben und die Zeilen liefen bald auf bald niederwärts. Auch zeigten gewisse Abschnitte, deren Schrift von einander abwich, daß er zu verschiedenen Zeiten abgefaßt sei, und selbst als man seinen Inhalt hörte, gaben die oft kurzen und abgerissenen Sätze ein ziemlich klares Bild von einem ermüdeten Geiste und einer demselben nur noch mit Mühe gehorchenden Hand. Wohnort und Datum fehlten gänzlich daran und der Brief an Casimir van der Bosch war dreifach versiegelt in einem Couvert mit der Adresse von Baring und Sohn nach Hamburg abgegangen, welches letztere Herr Baring in sein Couvert an den Professor mit eingelegt, nachdem er die eine Ecke, in welche wahrscheinlich der Poststempel des Aufgabsortes aufgedruckt gewesen, abgeschnitten hatte. Der Brief selbst aber lautete folgendermaßen:

»Mein guter Bruder Casimir! Also Du lebst, in Gesundheit und geistiger Frische! O, das hat meinem Herzen wohlgethan, als mein treuer *Hummer*« – »so heißt der Rentmeister,« schaltete Paul ein – »mir diese Nachricht von Dir zurückbrachte und so voll des Lobes von Dir war, daß ich mich doppelt über Deine Auffindung freuen mußte. Der gute Kerl hat es schlau angefangen, Kundschaft über Dich einzuziehen, und erst dann Dein Haus betreten; als er

schon Alles erfahren hatte, was *mir* von Dir zu wissen nothwendig war. O ja, dazu ist er zu gebrauchen und ich bin zufrieden mit ihm, wie immer. – Also, mein lieber Casimir, ich freue mich sehr, daß ich Dich wiedergefunden habe, und da ich nicht weiß, wie lange ich lebe, so muß ich Dir heute Alles mittheilen, was auch Dir von mir zu wissen nothwendig ist. Ich bin nämlich neun Monate sehr krank gewesen, habe meist nur auf meinem Stuhl gelegen und nicht schreiben können. Was ich Dir aber zu sagen habe, konnte und wollte ich nur selbst schreiben, da es doch Dinge und Verhältnisse zwischen Blutsverwandten giebt, die selbst der vertrauteste Freund und Diener nicht zu wissen braucht. Da Dir aber doch Hummer schon hinreichende und, wie ich ihm befohlen, sogar sehr genaue Auskunft über mein Leben und meine Verhältnisse gegeben ist, so kann ich mich glücklicherweise hier kurz fassen. Wenn Du mich im nächsten Sommer besuchst, was ich sehnlichst wünsche, so wirst Du Alles noch viel umständlicher erfahren, denn sprechen kann ich viel leichter als schreiben, da ich nur periodisch an meinem alten Asthma leide.«

Hier hatte der Professor folgende Worte an den breiten Rand des Briefes geschrieben: »Mein Bruder beruft sich auf eine *genaue* und *hinreichende* Auskunft, die mir sein Verwalter gegeben hätte. Das ist nicht ganz richtig. Was mir jener Mann über ihn gesagt, war so unbedeutend

und enthielt so wenig Aufklärung über meines Bruders Verhältnisse, daß ich annehmen muß, Letzterer irre sich, oder ich müßte denn nicht immer ganz aufmerksam auf des Rentmeisters Erzählung gehorcht haben, was auch möglich ist, da ich bisweilen an meine Gleichung dachte, die ich damals gerade berechnete.«

»Ja, so wird es wohl gewesen sein,« bemerkte Herr Ebeling lächelnd. »Doch nun fahren Sie im Lesen fort.«

»Nur auf einen Punct, den Du auch schon kennst,« las Paul weiter, »muß ich zurückkommen, denn er enthält die Triebfeder meiner ganzen späteren Handlungsweise und schließt auch den Grund ein, warum ich mich hier in dieser Einsamkeit niedergelassen habe. Du wirst Dich wohl erinnern, daß ich in meiner Jugend ein Brausekopf war und mit meiner kühnen Stirn den Himmel gestürmt hätte, wenn es nur möglich gewesen wäre. Das armselige Leben auf dem Lande, wo man immer gehen muß oder höchstens einmal im Trabe fahren kann, sagte meinem Ungestüm, meiner Wanderlust nicht zu und so lief ich davon und ging zur See. Aber die harte Behandlung die mir auf dem Schiffe widerfuhr, erkältete meinen Eifer sehr bald und nach vier Jahren kehrte ich, etwas zahmer geworden, nach Hamburg zurück und wurde ein sehr bescheidener und lernbegieriger Kaufmann. Ich wäre gewiß auch in Hamburg geblieben und Dir nicht so lange entzogen worden, hätte mich nicht ein Unglück betroffen, was ich damals

für ein großes Glück zu halten so thöricht war. Ich verliebte mich nämlich in die schöne Tochter meines Principals und bald wurde meine Leidenschaft für sie eine Art Raserei. Weil ihr Vater meine Erfahrungen zur See schätzte und mir auch sonst gewogen war, zog er mich in seine Familie und ich durfte bisweilen mit ihm sein Landgut besuchen, welches auf dem Hamburger Gebiet gelegen war und seiner Familie zum Sommeraufenthalt diente. Diese Gunst stieg mir in den Kopf und erhitzte mein Blut bis zu einem Grade, daß ich, der ich doch gewiß nicht auf den Kopf gefallen war, in einer Beziehung dumm wurde. Ich hielt bei meinem Principal um die Hand seiner Tochter an und er lachte mich natürlich aus. Ich wurde aus dem Geschäft verwiesen. Seine Tochter freilich, die hatte mich gern, ich wußte es wohl, wollte mir auch einmal durch einen Brief den Beweis davon geben. Dieser Brief fiel unglücklicher Weise in des Vaters Hände und – in vier Wochen war Betty die Braut eines anderen jungen Mannes.«

»Wie?« riefen die drei Ebelings, den Lesenden unterbrechend, der die letzten Worte sehr langsam gesprochen hatte. »Betty hieß das junge Mädchen?«

»Ja, hier steht es so,« sagte Paul ruhig.

»Aber das ist ja höchst sonderbar,« rief Fritz.

»Haltet ihn nicht auf,« ermahnte Herr Ebeling, mit beiden Händen gegen die Seinigen hin winkend – »jetzt wird die Sache wirklich interessant!«

Paul, der die Augen nicht von dem Briefe erhoben hatte, las sogleich weiter.

»Ja, sie war Braut und ich – war vernichtet. Doch nein, ehe ich vernichtet ward, wurde ich wahnsinnig, denn ich schrieb an den Bräutigam meiner innig geliebten Betty: wenn es ihm einfiel, sie zu seiner Frau zu machen wäre er ein Kind des Todes und ich selbst würde ihn mit eigener Hand erwürgen. Ob diese Drohung dem armen Menschen imponirte oder ob ein anderer Grund ihn dazu veranlaßte, weiß ich nicht, genug, die übereilte Verlobung ging rückwärts und ich genoß meinen Triumph im Stillen. Jetzt verfiel ich einen anderen Paroxysmus. Meine Geliebte war reich ich und ich war arm, und darum allein sollte sie nicht mein werden. Ich beschloß also reich zu werden. So ging ich nach Indien und das Glück wollte mir wirklich wohl und machte mich reich. Aber ach, glücklich wurde ich darum doch nicht, denn meine Betty, meine innig geliebte Betty starb, ohne je einem anderen Manne gehört zu haben, an einer abzehrenden Krankheit, deren Grund mir nicht bekannt geworden ist, und ich hatte sie nun auf ewig verloren. Was half mir nun später mein Reichthum, der sich von Jahr zu Jahr vermehrte? O, der wahrhaft goldene Glanz meines Lebens lag hinter mir und vor mir nur ein langes Leben voll Schmerz und Qual, denn diese eine Liebe, mein Bruder, hat mich durch

das ganze Leben begleitet und ich habe nie wieder ein anderes Weib in mein Herz geschlossen.

Der Schmerz aber, den ihr Verlust mir bereite- te, machte mich frühzeitig grämlich, menschenscheu und seltsam; ich nahm eigenthümliche Gewohnhei- ten an und wurde vielleicht das, was man im Leben einen Sonderling nennt. Indessen lebe ich ja nur zu meinem eigenen und nicht zu anderer Menschen Be- hagen. Die Welt außer mir bietet mir nichts, ich bin für sie und sie ist für mich todt. Auch kann ich nichts Anderes mehr genießen, als mein Haus, es fehlt mir sowohl die Kraft wie die Lust dazu. Was die Men- schen von mir denken und schwatzen, ist mir immer gleichgültig gewesen, und da ich niemals in die Ge- wohnheiten und Rechte Anderer eingegriffen habe, so, denke ich, brauche ich mir das auch nicht von ih- nen gefallen zu lassen. Doch – ich war ja mit meiner Lebensbeschreibung noch in Indien. Ja, so lange ich rüstig und gesund war, gefiel es mir in Batavia, als aber das tropische Klima und mancherlei Anstren- gungen mich mürbe gemacht, sehnte ich mich nach dem heimatlichen Europa zurück. Da drang vor etwa elf Jahren die Kunde zu mir, mein ehemaliger Princi- pal in Hamburg habe fallirt und seine liegenden Be- sitzthümer ständen zum Kaufe aus. Ich bevollmäch- tigte sogleich ein Haus in Hamburg, mir diese Be- sitzungen zu erwerben, und das geschah. Ich kehrte nach Europa zurück und betrat als ein auf seinen

Beinen schon wankender Mensch den deutschen Boden, den ich mir nun einmal zu meiner letzten Heimat auf Erden auserwählt hatte, weil die Gebeine meiner Betty in seinem Schooße ruhten. Da, wo sie begraben lag, baute ich mir ein meinen Mitteln und meinem Geschmack entsprechendes Haus und bettete die Theure in ein neues, ihrer Schönheit und meiner endlosen Liebe angemessenes Grab. Ueber diesem erhebt sich ein einfaches Denkmal und von meinen Fenstern aus blicke ich zu jeder Stunde des Tages auf ihre jetzige irdische Ruhestätte. Das Gut ihres Vaters, früher anders geheißen, nannte, ich nach ihr *Betty's-Ruh*. Wenn ich Dir wieder schreibe und um Deinen Besuch bitte, werde ich Dir sagen, wo Du uns finden wirst.

Auf dieser Erdscholle nun lebe ich seit zehn Jahren – das neue Haus ist aber erst seit fünf Jahren vollständig fertig – als Einsiedler und genieße die Tage, die mir der Allmächtige noch schenken mag, auf meine Weise. Wenn Du zu mir kommst wirst Du sehen, was das für eine Weise ist. Da ich weiter keine Erben habe als Dich und Du mein nächster Verwandter bist, so wird alles Meinige nach meinem Tode Dir gehören. Meine Papiere sind geordnet und Alles liegt wohlverwahrt in meinem Hause. Ein eigentliches Testament habe ich nicht gemacht, sondern nur meinen letzten Willen aufgesetzt, der über mein Hab und Gut zu Deinen Gunsten verfügt. Dieser letzte Wille liegt in meinem eisernen Schrank und eine

versiegelte Abschrift davon hat ein Mann in Händen, der einen großen Theil meiner Geldangelegenheiten besorgt und dem ich in dieser Beziehung vertrauen kann. Mit den Advocaten und Gerichten wollte ich nichts zu thun haben, die habe ich nie leiden können, auch bin ich in der Noth stets mein eigener Anwalt gewesen und habe mich gut dabei befunden.

Damit Dir Niemand Abbruch thun kann, habe ich ein genaues Inventarium meiner Besitzthümer anfertigen lassen und Du wirst es bei mir und eine Abschrift davon ebenfalls bei jenem vorgenannten Hause finden. Ich hätte Dir auch leicht jetzt schon eine dritte Abschrift davon senden können, damit Du weißt, was Dich erwartet, allein es gehört zu meinen Gewohnheiten dergleiche wichtige Documente, wenn es nicht unbedingt nöthig, nicht aus den Händen zu geben, da man nie wissen kann, wie das Unglück darüber walten könnte, wenn sie eine weite Reise unternehmen müssen, und ich habe in dieser Beziehung Uscaan Hummer's Lieblingspruch zu dem meinen gemacht, der da heißt: *Man muß in allen Dingen immer sicher gehen!*

Doch, da ich wieder von Hummer spreche, muß ich noch Folgendes hinzufügen, und das ist mit ein Grund, warum ich ihm nichts von diesem Schreiben gesagt habe und es Dir durch Baring und Sohn sende. Schicke Deine Antwort also ebenfalls durch dieses Haus, wie Deine erste Meldung, denn alle Briefe, die von ihm kommen, öffne und lese ich selbst, weil



ich der Meinung bin, daß Hummer seine Nase nicht in alle meine Angelegenheiten zu stecken braucht. Doch ich wollte ja von ihm reden. Ja, dieser mein Secretair oder Rentmeister, wie er sich lieber nennen hört, so vertraut er im Ganzen mit meinen Verhältnissen ist, weiß doch bei Weitem nicht Alles, und namentlich ist ihm der Umfang meines Vermögens nicht bekannt. So ist er factisch nicht im Stande, darüber zu plaudern. Einen klaren Begriff hat er nur von der Höhe *der* Summen, die unmittelbar durch seine Hände gegangen sind, alle übrigen sind seiner Einsicht absichtlich von mir entzogen worden. Für Dich aber, wenn Du zu mir kommst, habe ich ein Büchelchen zurechtgelegt, in welchem die ganze Summe meines Vermögens und die Art ihrer Anlegung verzeichnet ist. Sollte ich plötzlich und unvorhergesehen von dieser Welt abberufen werden, so werde ich dafür sorgen, daß dieses Büchelchen Dir auf irgend eine Weise in die Hände geräth. Doch das fürchte ich nicht. Ich bin jetzt wieder rüstig genug und fühle, daß ich wenigstens noch ein paar Jahre leben kann, wenn ich mich recht vor Zugwind in Acht nehme, und dafür ist bei mir hinlänglich gesorgt.

Eine Versiegelung meines Hauses und meiner Effecten habe ich mir verboten, denn ich kann auf die Redlichkeit Hummer's bauen. Er allein ist auch zum Vollstrecker meines letzten Willens ernannt und die Gerichte – die leidigen Gerichte, ich habe sie in dieser Beziehung doch nicht ganz umgehen können! –

sind davon unterrichtet. Ich habe dies wohlweislich so angeordnet, denn wenn ich den weisen Herren vom Rathe Einsicht in meine Verhältnisse gestatten wollte, so würden sie Dir, Gott weiß welche Steuern und Lasten aufbürden und Du hast, als Erbe meines Grundstücks, schon eine ganz hübsche Summe als Collateralsteuer zu bezahlen. Diese Summe, die ich im Voraus nach der Taxation besagten Grundstücks habe ermitteln lassen, liegt baar in meinem Schranke vorrätig, Hummer überwacht sie und Du hast dabei weiter keine Umstände, als Dich bei der nächsten Behörde als mein Erbe zu melden und die Summe zu zahlen, die man Dir abverlangen wird.«

»Halt!« unterbrach hier den Lesenden der Banquier Ebeling, »halt, mein Lieber! Das ist ein wichtiger Punct, und ich muß bekennen, daß ich ihn für einen schwachen halte! Der alte Mann ist allerdings schlau und hat sich Alles sehr wohl überlegt, aber er hat nicht bedacht, daß er von dieser Welt abberufen werden kann, ehe er jenes Büchelchen in die Hände seines Erben, Ihres Onkels bringt. Dies Büchelchen aber ist in meinen Augen das Wichtigste in seinem ganzen Vermächtniß und darauf scheint er mir nicht den nöthigen Werth gelegt zu haben. Wenn es nun verloren ginge, wie dann?«

»Nun,« sagte Fritz, »dann ist doch noch die Summe Geldes vorhanden, die er baar oder in Papieren hinterläßt, und das ist noch wichtiger als das Buch.«

»So, und wenn diese Summe von einem noch schlaueren Menschen, als der Erblasser ist, beseitigt oder nur beeinträchtigt wird?«

»In der That, das ist ein möglicher Fall,« sagte Paul, »und ich werde meinen Onkel Casimir bitten, bei seinem Bruder dahin zu wirken, daß die Sache in's Reine kommt.«

»Ja, thun Sie das, und zwar bald, gleich morgen schon. Ich will zwar Niemanden verdächtigen, Gott bewahre mich davor, aber mir fallen die Worte Herrn Uscan Hummer's ein: *man muß in allen Dingen immer sicher gehen*. Gehen Sie also auch sicher, oder sorgen Sie dafür, daß Ihre beiden Onkel sicher gehen. Man muß in diesem Falle bedenken, daß keine gerichtliche Versiegelung stattfindet, wenn Ihr Onkel Quentin stirbt, und daß er die Vollstreckung seines Willens in die Hand eines einzigen Menschen gelegt hat, den allerdings er, nicht aber sein Erbe kennt, ihm also auch nicht unbedingt vertrauen kann.«

»Ja, und dieser Mensch heißt Uscan Hummer, und die Hummer sind, wie bekannt, gefräßige Thiere!« warf Fritz lächelnd ein.

»Fritz!« rief die Mutter, ihren Sohn liebevoll und doch ernst anblickend, »das war nicht recht von Dir!«

»Ich bitte um Verzeihung, liebe Mutter, es war auch wirklich nur ein schlechter Witz, der mir entschlüpft ist.«

»Bitte, lesen Sie weiter!« wandte sich der Banquier an Paul und dieser nahm das zweite Blatt des Briefes auf und las:

»Für die reichliche Anzahl von Menschen, die mich hier umgiebt, habe ich natürlich gesorgt und auch in dieser Beziehung ist Hummer von allen meinen Wünschen unterrichtet, die ich schriftlich in meinen Schrank niedergelegt habe, so daß darin kein Irrthum und kein Unterschleif möglich ist. Ich habe für sie Alle Legate ausgesetzt, oft ziemlich bedeutende, weil die Empfänger sie meiner Meinung nach verdienen, und Du wirst dafür zu sorgen haben, daß Jedem sein Recht geschieht. Vor allen Dingen aber wundere Dich nicht, daß ich Hummer ein großes Legat ausgesetzt; er hat meine Erkenntlichkeit vor Allen verdient, denn er ist mir mehr als zwanzig Jahre hindurch ein treuer und redlicher Diener und in mancher Hinsicht sogar ein Freund gewesen. Ob er in Europa bleiben und Dir auch ferner zur Seite stehen wird, weiß ich nicht; in der neuesten Zeit hat er oft den Wunsch ausgesprochen, nach Ostindien zurückzukehren, um dort sein Heil für sich zu versuchen, und das mag er thun, wenn ich todt bin, so lange aber bleibt er hier und er hat mir auch versprochen, in Deinem Dienste so lange zu bleiben, bis Du mit Deiner Erbschaft in Ordnung und seiner nicht mehr benöthigt bist.

Ich bin überzeugt, Du wirst gern alle meine hier ausgesprochenen und schriftlich hinterlassenen Wünsche erfüllen, vor allen Dingen aber wirst Du –

darum bitte ich wiederholt – das Grab meiner Betty heilig und in dem vorgefundenen Zustande erhalten, zumal auch ich an ihrer Seite einst begraben sein werde. Mein Sarg steht schon leer in dem Gewölbe neben dem ihren, denn auch darauf hat sich meine Sorge bei Zeiten erstreckt. Also ich baue auf Dich in Allem, mein Bruder, Du sollst ja ein gerechter, wackerer und edler Mann sein, wie mir Hummer versichert hat. Und darum sehe ich Dich gern als Erbe an meine Stelle treten, da ich meinen irdischen Besitz ja doch nicht mit in den Himmel nehmen kann. Lieb wäre es mir freilich, wenn Du leibliche Erben hättest, denn dann bliebe doch mein Hab' und Gut, mit vielen Sorgen und Mühen erworben, in unserer Familie.

Auf unsern Stiefbruder Adrian, den ich nur als ganz kleines Kind gekannt, habe ich keine Rücksicht nehmen können, dazu hat es mir an Arbeitskraft und – offen gesagt – auch an Lust gefehlt.

Seine Mutter war nicht unsere Mutter, und darum steht er mir ferner, viel ferner als Du. Solltest Du jedoch wissen, ob und wo er lebt, so handle in Bezug auf ihn nach Deinem Ermessen, ich gebe Dir darin volle Freiheit. Wenn er Kinder hat, so dürften diese in Ermangelung anderer näherer Erben wohl zu bedenken sein. Doch das mag Deine Aufgabe bleiben, ich will nur mit Einem abschließen, und das bist Du.

Nun weißt Du ziemlich Alles, was Dir zu wissen nothwendig ist. Wenn ich plötzlich sterben sollte –

es kann dies doch möglich sein – so wende Dich zunächst an Baring und Sohn in Hamburg. Sobald Du Dich ihm persönlich vorstellst, wird er wissen, was er zu thun hat, er ist instruiert für diesen Fall. Eben so weiß Hummer Alles, was er wissen soll; an ihn halte Dich, wenn Du mich nicht mehr hast, und weise ihn nicht von Dir, bis Du über Alles im Klaren bist, denn Du wirst seine Umsicht, Treue und Geschäftskennntniß noch oft zu Rathe zu ziehen haben.

Jetzt wäre ich fertig mit Dir und doch kann ich mit meinem Schreiben nicht zu Ende kommen. Es hält mich ein unbestimmtes Etwas wie ein im Verborgenen wirkender Faden an Dir fest. Wenn der Sommer doch bald kommen wollte, damit ich wieder die frische Luft genießen, mit Dir genießen kann! Ich lebe jetzt sehr einsam und still in meinem großen Hause, bin krank und verwöhnt, eigensinnig und launenhaft, und habe bisweilen Sehnsucht nach einem mir nahestehenden Menschen, namentlich wenn mein Asthma mich plagt, welches manchmal so stark wird, daß ich denke, mein Athem bleibe stehen. Dies Schreiben, obgleich ich Wochen damit zugebracht, und immer heimlich, hat mich sehr angegriffen; mehr durch die von Neuem in mir erweckten Gefühle als durch die Arbeit selbst. Doch so bald fürchte ich noch nicht, daß mein Ende naht. Ich bin schon kränker und schwächer gewesen. Doch – es muß nun endlich geschieden sein, also lebe wohl, mein Bruder! Gott erhalte Dich gesund und frisch,

damit Du mit besseren Kräften meine Stelle vertreten und meinen Besitz genießen kannst, wenn ich nicht mehr bin. Lebe wohl, lebe wohl, es grüßt Dich herzlich – o wie herzlich! – Dein Bruder, der Dich so früh verloren hat und jetzt erst, am Ende seines Lebens, so glücklich ist, Dich wiederzufinden. Lebe wohl und gedenke jedes Wortes und jedes Wunsches Deines

Quentin van der Bosch.«

---

Als Paul diesen Brief zu Ende gelesen hatte, ihn langsam zusammenfaltete und in die Brusttasche steckte, hingen aller Augen voller Spannung, Freude und Theilnahme an den lebensvollen und selbst jetzt noch so ruhigen Zügen seines schönen Gesichts. Einer von ihnen war so erfreut wie der Andere, aber auch Verwunderung mischte sich damit, denn daß nun Alles so günstig für den geliebten Freund sich gestaltete, bewegte sie tief. Es dauerte aber ziemlich lange, ehe Eins von ihnen sprechen konnte, der eigentliche Brief des kranken und so seltsamen Onkels hatte sie stark erschüttert und Manches auch mochten sie zu bedenken haben, was sich nicht so leicht in die richtigen Worte kleiden ließ.

Da war Paul der Erste, der sich sammelte und, mit freudigem Auge im Kreise umherschauend, fragte: »Was sagen Sie nun? Ist das nicht ein seltsamer Brief?«

»Ja, sehr seltsam,« erwiderte der Banquier, »aber er ist noch etwas mehr als seltsam – er ist von großer Bedeutung für Sie.«

»Zuerst für meinen Onkel, lieber Freund!«

»Ja, aber dann kommen Sie gleich in nächster Reihe. Die Erbschaft ist jedenfalls eine große und es wäre mir lieb, wenn der sonderbare Onkel wenigstens eine Andeutung über den Umfang derselben gemacht hätte.«

»Da er es aber nicht gethan hat, was eben mit zu seiner Sonderbarkeit gehört, so muß ich mich schon zufrieden geben, nicht wahr?«

»Allerdings! Wenn der Sommer nur bald kommen wollte! so sage auch ich, denn für jetzt wird der Professor, wie er einmal ist, nicht zu bewegen sein, seinen Bruder aufzusuchen.«

»Das kann er auch nicht,« sagte Paul nach einigem Besinnen. »Der Alte will ihn ja noch gar nicht sehen und hat sich noch immer in Räthsel und Geheimnisse gehüllt.«

»Das ist wahr. Hm! Also Betty's-Ruh heißt sein Gut! Wo mag es nur liegen?«

»Das werde ich bald erfahren,« rief Fritz lebhaft. »Zwar kann man an Baring und Sohn noch keine Frage stellen, das wäre vergeblich, aber ich werde morgen zu unserm ersten Landkartenhändler gehen und mir eine Specialkarte von Hamburg und Umgegend geben lassen. Jedenfalls liegt es in der Nähe der Stadt und ich habe mein Auge schon im Stillen auf das schöne Blankenese gerichtet.«



Der Vater nickte ihm beifällig zu, auch seine Mutter und Paul waren mit ihm einverstanden. Den ganzen Abend aber sprach man über den Inhalt des Briefes und die verschiedenen darin angedeuteten Verhältnisse, und erst sehr spät kaum Paul nach Hause, nachdem er die Ueberzeugung erlangt, daß er auf der ganzen Welt keine theilnehmenderen Freunde finden könne, als die Familie Ebeling sich an diesem Abend gegen ihn erwiesen hatte.

Die Hoffnung des jüngeren Freundes jedoch, die derselbe auf die Specialkarte von Hamburg gesetzt, sollte nicht erfüllt werden. Karten selbst waren bald genug gefunden, aber ein Gut Betty's-Ruh war auf keiner derselben verzeichnet, mochten sie nun zu alt oder zu wenig genau abgefaßt sein. Das vorhandene Dunkel blieb also noch unaufgeklärt und einige Monate sogar sollten vergehen, bis auch dieses schwand und Alle erfuhren, wo das Gut Betty's-Ruh wirklich zu finden war.

Wie es beschlossen worden, hatte Paul gleich am nächsten Morgen an den Professor geschrieben und demselben seine Bemerkungen über den Inhalt des Briefes seines Bruders mitgetheilt. Auf das ›Büchelchen‹ benannte Verzeichniß des Vermögens Onkel Quentin's machte er ihn wiederholt aufmerksam und bat ihn, in dieser Beziehung so aufmerksam wie möglich zu sein. Als er aber diesen Brief abgesandt, fühlte er, daß er seine Schuldigkeit in jeder Richtung gethan habe und nun gab er sich rastlos seinen neuen Arbeiten hin, die alle Tage einen größeren

Umfang erhielten, denn der Bauherren fanden sich immer mehr, die von ihm Grundrisse gezeichnet und Häuser gebaut haben wollten. Diese ernsten Beschäftigungen nahmen ihn ganz und gar in Anspruch, Tage und Wochen verschwanden ihm unter den Händen und sein Unternehmungsgeist entwickelte sich immer kräftiger dabei, wie sein Character sich schon lange unter dem Einfluß so verschiedenartiger Lebenserfahrungen gestählt und gehärtet hatte.

Bisweilen allerdings, aber nicht mehr so häufig wie sonst, denn er war ja nie ein Grübler oder Schwärmer gewesen, besuchte ihn eine aus Freuden und Schmerzen gemischte Erinnerung. Auch er hatte ja eine Betty verloren, und wenn sie auch noch nicht im Grabe lag, wie die Betty seines Onkels Quentin, so war sie ihm doch ganz entzogen; weite Strecken trennten sie von ihm und eine Kluft war zwischen ihr und ihm errichtet, die überspringen zu können er niemals hoffen durfte. So leuchtete sie ihm nur noch wie ein sanft dämmerndes Licht aus der Ferne herüber, die Erinnerung an verschwundene Stunden war allein süß und so trat er allmählig in sein Mannesalter ein, wie so viele vom Schicksal verfolgte und durch dasselbe wiederum gestählte Menschen, die ihre Jugend nur wie einen längst Verschwundenen Traum betrachten gelernt und, wenn sie auch Viel seitdem verloren, doch manches Andere gewonnen haben, was zu finden sie einst nicht erwartet hatten: eine edle umfangreiche Thätigkeit, herrliche Freunde, und wenn auch nicht

die Befriedigung ihres Herzens, doch eine stille Zufriedenheit und ein fortgesetztes rastloses Streben nach einem höheren Ziele, was allein schon manchen Ausfall in unsern Herzenswünschen ersetzt.

Da sollte er plötzlich durch ein neues und unerwartetes Ereigniß noch einmal an seinen unglücklichen Jugendtraum erinnert und mit ihm zugleich die ganze Ebeling'sche Familie tief erschüttert werden.

Es war am Ende des Monats Februar des folgenden Jahres und eine übermäßig starre Kälte hielt Wasser und Land in ihrer eisigen Fessel, da langte von Wollkendorf her ein Schreiben an, welches die baldige Folge eines noch herberen fürchten ließ. Frau von Hayden schrieb an ihre Schwester, daß der Oberforstmeister in Folge einer Jagd, die er ungeachtet ihrer und Betty's Abmahnung bei der großen Kälte veranstaltet, sich eine Lungenentzündung zugezogen habe und ernstlich, wenn nicht bedenklich krank darniederliege.

Zwei Tage später traf ein neues Schreiben ein, welches die Krankheit als eine lebensgefährliche schilderte, und schon einen Tag darauf folgte diesem die Todesnachricht.

Frau Ebeling weinte bittere Thränen darüber und auch ihr Mann war tief erschüttert. Er war von seinem Schwager nicht mit den alten freundschaftlichen Gefühlen geschieden und nun hatte derselbe das Leben verlassen, ohne wieder ein freundliches Wort mit ihm ausgetauscht zu haben. Das drückte den braven Mann sehr darnieder und er machte sich im Stillen Vorwürfe, seinerseits nicht auf

eine schnellere Versöhnung bedacht gewesen zu sein. Allein nun war es zu spät und der stolze Schwager war in schweigsamem Groll von ihm auf ewig geschieden.

Frau Ebeling wäre gern nach Wollkendorf gereist, um ihrer Schwester und Betty tröstend zur Seite zu stehen, allein ihr Mann redete sie davon ab, da die Kälte zu grimmig und der Weg dahin, der theilweise zu Wagen zurückgelegt werden mußte, in dieser Jahreszeit und bei dem fußhohen Schnee ein sehr beschwerlicher war. So mußten sie sich denn Alle mit schriftlicher Theilnahme begnügen und Briefe wurden genug gewechselt, bis das neuste Unheil nach allen Seiten erörtert und, wie es glücklicherweise nicht anders sein kann, durch das heilsame Walten der vorüberrauschenden Zeit bezwungen, wenigstens gesänftigt war.

Anfangs April schrieb Frau von Hayden den letzten auf diesen Todesfall bezüglichen Brief. »Ich bleibe bei Betty,« schrieb sie, »und denke Euch erst im Sommer oder Herbst zu besuchen, wenn ich mich bis dahin wohl befinde, denn auch ich kränkle oft. Betty ist jetzt mein Alles, was ich außer Euch habe, und da sie hier so ganz allein ist, kann ich sie nicht gut verlassen. Vielleicht besucht Ihr uns nun einmal bald, und obgleich ich von Ebeling weiß, daß er sich sehr schwer von seinem Geschäfte losreißt und daß Fritz auch in Jahre noch keine Vergnügensreise machen kann, so hoffe ich doch, Du trennst Dich uns zu Liebe einmal von Deinen beiden Lieben und schenkst uns einige Wochen. – Beiliegend sende ich Dir ein Verzeichniß derjenigen Sachen, die Du mir nach und nach

über Bremen schicken kannst. Meine Möbel, so wie Wagen und Pferde, verkauft, ich gebe Euch Vollmacht, darin ganz nach Einsicht und Belieben zu schalten und zu walten.« –

Der Wunsch Frau von Hayden's wurde nur in einer Richtung erfüllt. Ihre Besitzthümer wurden günstig verkauft, den schönen Wagen und die guten Pferde behielt der Banquier für sich und die gewünschten kleinen Besitzthümer wanderten nach Wollkendorf. Ein Besuch Frau Ebeling's dagegen kam nicht zu Stande, diese wollte nicht allein zu ihrer Schwester reisen und ihr Mann konnte und wollte sich der politischen Ereignisse wegen nicht von seinem Geschäfte trennen. »Wenn aber nichts Neues, Unerwartetes vorfällt,« sagte er, »so reisen wir Alle nächstes Frühjahr gewiß und vielleicht begleitet uns dann auch Bosch.«

Frau Ebeling lächelte bei diesen Worten, denn sie hatten auch ihren Wunsch und ihre Erwartung ausgesprochen, und sie begnügte sich vor der Hand mit dem Versprechen ihres Mannes. Wie aber viele Versprechungen und Hoffnungen der Menschen nicht ganz so in Erfüllung gehen, wie man es sich vorstellt oder wünscht, so sollten auch diese an Klippen scheitern, die ihnen Allen die Vorsehung in den Weg warf und die kein Pilot im menschlichen Lebensocean vorhersehen, noch weniger vermeiden kann.

Hören wir, was zunächst der erste Mai dieses Jahres den Freunden brachte, und diesmal war es wieder Paul

van der Bosch, der in erster Reihe davon betroffen wurde, obgleich seine Freunde den innigsten und wärmsten Antheil an der anscheinend so günstig sich gestaltenden Entwicklung seines Schicksals nahmen.

#### VIERTES KAPITEL. WIE EIN GELEHRTER PROFESSOR SICH ALS ERBE AUSNIMMT.

Hatte der Winter sich in seinen letzten Anstrengungen gegen das nahende Frühjahr gewaltsam und tyrannisch gezeigt, so mußte er bald darauf umso schneller in seine kalten Regionen flüchten, denn der Lenz kam mit eiligen Schritten und starken Schaaren heran und siegte mit Sturmesgewalt über den hartnäckigen und hinterlistigen Feind. Blau und rein war der Himmel geworden, südliche Lüfte zogen schmeichelnd über das Land, aus dem eben noch erstarrten Boden keimte das frische duftige Leben und Flur und Wald hüllten sich in ihr liebliches, jungfräulich grünes Frühlingsgewand.

»Ja, nun kommt der Sommer mit Macht!« sagte am ersten Mai der Banquier Ebeling, als er den jungen Baumeister draußen in seinem nun bald fertigen Gartenhause traf, »und nun kann Ihr Onkel bald nach dem Gute seines Bruders aufbrechen und seine künftige Heimat in Augenschein nehmen. Gott sei Dank! mir wird es wie ein Stein vom Herzen fallen, wenn ich erst höre, daß er in den Wagen gestiegen ist.«

»Er ist noch nicht fort!« entgegnete Paul lächelnd.

»Nun, er wird doch aber seinen Vorsatz ausführen, wie? Es wäre ja unverantwortlich, wenn er sich durch

seine mathematischen Aufgaben von einer so wichtigen Reise abhalten ließe! Aber freilich, ehe ein so gelehrter Herr sich zu einer Ortsveränderung entschließt, muß er erst mit spitzigen Stacheln von seinem Sitze angetrieben werden.«

Paul lächelte noch stärker als vorher. »Sie scheinen mir auch ziemlich fest zu sitzen, lieber Herr Ebeling,« sagte er dann.

»Ei, bei Gott, das ist ein Unterschied, lieber Bosch. Ich bin ein wohlhabender Mann, habe mein unangefochtenes Reich wohlgeordnet an Ort und Stelle und muß es regelrecht zu beherrschen und zu verwalten suchen – Ihr Onkel Casimir aber soll sich erst eins erobern, ehe er auf seinen Lorbeeren ruht. Finden Sie den Unterschied nicht heraus?«

»O gewiß. Aber ich glaube auch bestimmt, daß mein Onkel bald seinen Koffer packen wird –«

»Begnügen Sie sich nicht mit dem bloßen Glauben – schreiben Sie, schreiben Sie ihm und wenden Sie dabei einen kleinen Stachel an – mit einem Wort: stellen Sie Ihr Interesse in den Vordergrund –«

»Nein, das thue ich gewiß nicht – nun und nimmer!« sagte Paul entschieden. »Mein Interesse ist für den Augenblick nur ein untergeordnetes dabei und ich dränge mich eben so wenig zu einer Erbschaft, wie mein alter Onkel.«

»Na, das muß ich sagen, Sie sind ein seltsamer Mensch, Bosch, und haben alle Anlage – das scheint in der Familie zu stecken – auch so eine Art Sonderling zu

werden, wie die beiden Brüder Ihres Vaters. Wir Leute vom Geschäft denken darüber anders. Na, nehmen Sie es nicht übel, und nun Gott befohlen! Kommen Sie heute ein paar Augenblicke zu Charlotte? Sie sind jetzt wahrhaftig selten zu haben und Ihre Besuche werden immer kürzer.«

»Freuen Sie sich doch lieber darüber,« scherzte Paul, der sich heute in überaus guter Laune befand; »es ist ein Zeichen, daß auch meine Geschäfte gut gehen.«

Die beiden Männer drückten einander die Hände und trennten sich. Als Paul zwei Stunden später nach Hause kam, um eine Viertelstunde zu ruhen, sah er einen ziemlich dicken Brief auf dem Tisch liegen. Rasch ergriff er ihn – die Adresse war von des Professors Hand – und als er ihn umdrehte, sah er das wohlbekannte Petschaft desselben, ein Dreieck mit einem Auge darin – in schwarzen Siegelack abgedrückt.«

Paul erschrak. Was war das? War Onkel Quentin etwa todt? Mit bebender Hand erbrach er den Brief, setzte sich an's Fenster und las folgende Schreiben, die allerdings von sehr großer Bedeutung waren und ihm klar machten, wie recht der Banquier Ebeling gehabt, wenn erwünschte, daß Onkel Casimir rasch in den Wagen steige.

Das erste Schreiben war von der Hand des Professors, und dieses las er zuerst, da ihm die Handschrift des zweiten fremd war. Der Brief des Onkels aber, der mit etwas bebender Hand geschrieben war, lautete folgendermaßen:



»Mein guter, lieber Paul! Gott hat es in seiner Allweisheit so gefügt und wir müssen es dankbar von ihm annehmen, wenn unser Herz auch darüber tief bekümmert ist. Ja, mein guter Junge, mein Bruder Quentin ist, was ich jetzt in der Nähe des Sommers am wenigsten befürchtete, plötzlich in einem Anfall seines alten Uebels gestorben und ich – ich bin der letzte Lebende der drei Brüder, die einst Amsterdam verließen, um in der Fremde ihrem Schicksal entgegenzugehen. O wie betrübt bin ich über diesen unerwarteten Hintritt meines ältesten Bruders! Ich habe ihn nicht mehr im Leben gesehen, es sollte nicht sein, obwohl ich es so lebhaft wünschte. Ach, er war ein Knabe von zwölf Jahren, als ich zum letzten Mal seine Hand faßte, und nun liegt er im Sarge und das lange Leben zwischen Damals und Heute hat Jeder von uns auf seine eigene Weise durchmessen! Weite Meere und Länder haben zwischen uns gelegen und doch sind wir nie so weit von einander entfernt gewesen wie jetzt, da Einer von uns noch auf der Erde wandelt, der Andere aber schon im Himmel ruht und selig ist. Friede seiner Asche und Gott wolle ihm ein gnädiger Richter sein! – – –

Nun aber, mein Lieber soll ich von anderen und irdischen Dingen sprechen, und das wird mir sehr schwer. Du magst es mir glauben. Ja, mein Bruder hat mich, wie er verheißen, zu seinem Universalerben eingesetzt und ich muß nun die ganze Last übernehmen, die ihm, dem Erfahreneren, schon so

drückend auf den Schultern gelegen hat. O, das wäre nicht nöthig gewesen, das habe ich nie verlangt, nie gewünscht, denn ich war ja mit meinem Erdenglück zufrieden und habe keine Minute lang Mangel gelitten.

Ja, ja, mein Lieber, der Kelch ist nun an meine Lippen gehalten und ich muß ihn trinken. O, wie bitter schmeckt mir das! Ich bin genöthigt, mein stilles Asyl, das so lange meine Freude, meine Zuflucht gewesen, zu verlassen und mich in einen Strudel mir ganz unbekannter Verhältnisse zu stürzen. Ich liebte so sehr das Alte, Gewohnte Ruhige, und nun muß ich auf meine alten Tage noch mit dem Neuen, Ungewohnten, Unruhigen mich vertraut machen. Ich muß liebgewonnene Menschen verlassen und mich unter fremde begeben, was mir immer und überall so überaus lästig gewesen ist. Meine stille Wirksamkeit wird unterbrochen und ich muß noch einmal von vorn an ein ganz neues Element zu lernen beginnen. O, und meine liebe Wissenschaft, der soll ich Lebewohl sagen? Nein, nein, das kann ich nicht – ich nehme sie also mit mir und sie soll mir auch an einem fremden Orte meine Stunden, meine Tage, meine Jahre versüßen, wenn Gott in seiner Gnade mir noch Jahre geben will.

Doch nun genug der Klage! Man muß ja einmal sein, wozu Einen die Vorsehung gemacht hat, also ein Mann, und als solcher auch das sogenannte Glück ertragen lernen, wie Andere das Unglück

ertragen müssen. Also zur Sache. Der Rentmeister Hummer, der mir beifolgenden Brief geschrieben, den Du lesen magst, da er so recht zu Gunsten des braven Mannes spricht, verlangt, daß ich schnell nach Betty's-Ruh komme, um wo möglich noch der Schließung des Sarges meines Bruders beiwohnen zu können, denn in sein Grabmal beigesetzt ist er schon, wie er es wiederholt vor seinem Tode angeordnet hat. Deshalb schreibt er mir auch auf einem Beiblatt, welches ich aber leider verlegt habe und in meiner jetzigen Unruhe nicht gleich finden kann, wo Betty's-Ruh liegt und wie ich reisen muß, um es auf dem kürzesten Wege zu erreichen. Aber mein Gott, das geht ja doch so rasch nicht, wenn ich es auch selber wollte. Ich muß mich ja erst von meinen hiesigen Verhältnissen und Verbindlichkeiten lösen, und das ist bei mir nicht in zwei Stunden abgemacht. Für's Erste werde ich ein Vierteljahr Urlaub nehmen und bin schon darum eingekommen. O, meine armen Studenten, wer wird ihnen, wenn ich fort bin, ihre Lectionen vortragen! Ich habe zwar nur drei, denn die kluge, logische Welt, wie sie jetzt einmal ist, will leider nur noch sehr wenig von der Mathematik und Arithmetik wissen. Gott erbarme sich und erleuchte die irre gehenden Menschen zu ihrem eigenen Besten! – Doch, ich wollte ja von meinem Reiseplan sprechen. Nimm es nicht übel, wenn dieser Brief etwas confus ist, aber mir wirbelt bald das Eine, bald das Andere im Kopfe herum. Doch das wird

sich geben, wenn ich nur erst von hier fort bin und meine Bücher mich nicht mehr mit ihren herausfordernden Augen ansehen. Also: meine Wohnung behalte ich einstweilen bei, denn wer kann wissen, ob ich es in der Fremde ertrage. Meine verführerischen Bücher aber packe ich ein, damit sie mir mein Wirth, sobald ich sie gebrauche, nachsenden kann, Meine gute Dralling – o das ist noch *ein* Trost – nehme ich gleich mit, denn sie sorgt für mich wie eine Mutter und ohne sie wäre ich wie ein Kind, das nur mit den Armen und Beinen zappeln, aber sich nicht selbstständig bewegen kann. Doch, nimm das nicht wörtlich, mein Lieber. Ich wollte damit nur ihre Sorgfalt für mich ausdrücken, denn ich bin doch immer ich und weiß, was ich zu thun und zu lassen habe, auch ohne den alten Dragoner.

Wenn Du diesen Brief erhältst – er ist leider schon vor sechs Tagen begonnen, aber damals nur bis zu den drei Gedankenstrichen fertig geworden und so lange ist mein Bruder bereits todt – bin ich wahrscheinlich schon auf dem Wege nach dem Norden. Schreibe nicht eher an mich, als bis ich Dir meine genaue Adresse sende. Ob das bald geschieht, will ich nicht versprechen, denn wer weiß, wie viel Zeit ich gebrauche, um mich in mein neues Dasein zu finden und die Gemüthsruhe zu erreichen, die zum Briefschreiben stets erforderlich ist. Jedenfalls erhältst Du Nachricht von mir, wenn ich etwas Wichtiges zu melden habe, und falls ich so schnell sterben sollte

wie mein Bruder – wer kann es wissen, das Beispiel steht vor unsern Augen! – so Sorge nicht um Deine Erbschaft. Ich habe schon eine Schrift aufgesetzt, die ich, sobald ich an Ort und Stelle bin, den Gerichten übergebe, und darin bist Du als mein einziger Erbe bezeichnet.

Jetzt bin ich am Ende und nun will ich wieder, an das Einpacken meiner Bücher gehen. So lebe denn also wohl; mein, Junge, bis auf Wiedersehen! Bleibe Deinem alten Onkel treu wie er Dir – aber fasse Dich in Geduld, wenn ich nicht gleich in den nächsten acht Tagen schreibe. Ich kenne mich darin und darum beuge ich vor. Das ist eine Eigenschaft der Weisen und ich möchte in meiner Art auch zu ihnen gehören. Also noch einmal, lebe wohl und behalte lieb

Deinen Onkel Casimir.«

»Der gute Mann!« sagte Paul zu sich, als er den Brief weglegte und sich in seinen Stuhl nachdenklich zurücklehnte. »Er denkt fast nur an mich, und ich – ich sehe ihm darin etwas ähnlich, daß ich mich auch nicht nach dieser Erbschaft abjage, denn, mag sie so groß sein wie sie will – kann sie mir das Glück zurückbringen, welches ich verloren?«

Paul starrte in tiefe Gedanken versunken vor sich hin und es dauerte lange, ehe er das zweite Schreiben auseinander schlug. Als er aber sein Auge darauf gerichtet

hatte, wurde er wieder aufmerksam, kehrte in die Gegenwart zurück und sagte, ehe er den rasch, aber deutlich und sogar schön geschriebenen Brief zu lesen begann:

»Ah, also jetzt soll ich auch die Bekanntschaft von Us-can Hummer machen! Nun, was schreibt denn dieses *Non plus ultra* von treuem Freund und Diener? Vorwärts, lesen wir seine Trauerkunde, denn die ist es ja, das habe ich schon aus den ersten Zeilen errathen.«

Und er setzte sich bequem auf seinem Stuhl zurecht und las folgende Worte:

»Betty's-Ruh, den 24. April 185 .

Morgens vier Uhr.

Sehr geehrter Herr Professor!

Entschuldigen Sie gütigst die Hast, mit der ich diese Zeilen auf das Papier werfe, allein mir beben die Hände wie das Herz, indem ich mich, nur der drängenden Nothwendigkeit folgend, dazu anschicke. Ich bin diese ganze Nacht nicht im Bette gewesen und mein Kopf brennt mir wie Feuer, denn alle meine Gedanken sind von dem großen Unglück, welches uns so plötzlich betroffen, dermaßen in Anspruch genommen, daß ich sie nur mit Mühe auf einen bestimmten Punct richten kann. Und doch muß ich gerade in meinem an Sie abgehenden Bericht ganz bestimmte Punkte im Auge haben.

O, Sie errathen gewiß schon aus diesen Zeilen, was ich Ihnen zu melden leider in der traurigen Lage

bin. Ja, mein guter alter Herr, gestern noch so glücklich und zufrieden ist diese Nacht, oder vielmehr gestern Abend gegen neun Uhr unerwartet von einem Herzschlage betroffen und – in meinen Armen verschieden.

Doch erlauben Sie mir gütigst, daß ich die bei diesem Todesfall stattgefundenen Vorgänge etwas näher erwähne. Der gestrige Tag, der dreiundzwanzigste April, war ein Sonntag, und mein guter Herr sah es gern, wenn die Dienerschaft sich an Sonntagen außerhalb des Hauses bei Bekannten auf ihre Weise vergnügte. So geschah es auch gestern und nur wenige Diener hielten sich im Hause oder in der Nähe desselben auf, während viele Andere, so viel ich weiß, benachbarte Ortschaften aufgesucht hatten. Selbst das Personal der Küche war theilweise abwesend.

Gegen Abend erhob sich ein sturmartiger Wind von der See her und mein Herr ließ sich, wie dies immer bei schlechtem Wetter geschah, wärmer kleiden. Um acht Uhr, nachdem er gespeist und seinen Xeres getrunken, saßen wir, das heißt, mein Herr und ich, an seinem Schreibtisch und brachten, wie jeden Abend, die laufenden Rechnungen in Ordnung. Ich hatte auch einige Aufträge an einen unserer Banquiers entwerfen müssen und diese ging mein Herr mit mir genau durch, wie es seit Jahren seine Gewohnheit ist. Das große Geschäftsbuch, in welches täglich die Ausgaben eingetragen werden, lag vor

ihm und er gab seine Zufriedenheit mit meinen Berichten und Schriften kund.

Ein Viertel nach acht Uhr stand er plötzlich ungewöhnlich hastig auf, that ein paar Schritte vor dem lodernden Kamin hin und her und äußerte dann den Wunsch, eine Partie Billard mit mir zu spielen. Das Billard steht in dem Saal, welchen er bewohnt, und so waren wir bald mit dem Spiel beschäftigt, da die Kerzen, wie jeden Abend, im ganzen Saale brannten. Die ersten Stöße seinerseits fielen sehr günstig aus und ich freute mich über seinen kräftigen Arm. Dabei sprach er Mancherlei in scherzhafter Weise mit mir und ließ namentlich seine Freude über den nun bald nahenden Sommer laut werden. Plötzlich hielt er mitten im Spiel inne, warf das Queue auf das Billard und stützte sich mit beiden Händen gegen den Rand desselben. Ein starker anhaltender Husten erschütterte seine Brust und alles Blut stieg ihm dabei in den Kopf. Ich sprang sogleich zu ihm hin und führte ihn nach einer Chaise-longue. Kaum hielt er sich noch auf den Füßen und fiel beinahe ohnmächtig auf den weichen Sitz. ›Hummer!‹ rief er schon mit röchelnder Stimme, ›ich sterbe, ich fühle es – es ist Alles vorbei und ich sehe meinen Bruder nicht mehr!‹

Das waren seine letzten Worte. Einen Augenblick darauf sank er zusammen und – war todt. Ich war dermaßen erschrocken über Alles, was ich so rasch sich vor meinen Augen entwickeln sah, daß ich



kaum wußte, was ich zuerst thun sollte. Aber ich sammelte mich schnell, brachte meinen guten Herrn in eine liegende Lage und nun zog ich die Glocke mit solcher Gewalt, daß zu gleicher Zeit mehrere der im Schlosse anwesenden Diener hereinstürzten. Den einen ließ ich sogleich ein Pferd satteln und den Arzt aus dem nächsten Orte holen. Ich selbst aber begab mich daran, die aufgeschlagenen Rechnungsbücher einzuschließen und meine Briefschaften in einen Kasten des Schreibtisches zu legen. Allmählig kamen nun auch die andern Diener herbei und alle wollten den entschlafenen Herrn sehen. Dies gestattete ich ihnen, bis um elf oder zwölf Uhr der gerufene Arzt erschien und Herrn van der Bosch für todt erklärte, indem er sagte, er sei an einem Herzschlage gestorben, was er längst erwartet habe.

Jetzt erinnerte ich mich der Befehle, die mir mein Herr schon lange vorher für diesen Fall gegeben hatte. Er wollte auf der Stelle in den Kleidern, in welchen er gestorben war und ohne daß ein Mensch seinen Körper genauer besichtigte, in den Sarg gelegt werden, der schon seit Jahren für ihn in dem Grabgewölbe des Parks bereit stand. Hier, in dem Gewölbe, wollte er drei Tage lang mit offenem Sargdeckel liegen bleiben und nur ich allein sollte täglich zu vier verschiedenen Malen mich nach ihm umschaun, kein Anderer aber sollte das Gewölbe betreten, nachdem man ihn daselbst niedergelegt.

Ich wollte diesen Befehl sogleich ausführen, allein ich stieß auf unerwarteten Widerstand. Keiner der anwesenden Diener verstand sich dazu, zur Nachtzeit und bei dem stürmischen Regenwetter mit mir nach dem Gruftgewölbe zu gehen und den leicht tragbaren Einsatzsarg der innerhalb eines größeren von Zinn stand, zu holen, denn Sie müssen wissen, Herr Professor, daß die dummen Leute sich vor diesem Gewölbe fürchten, es auf alle Weise selbst bei Tage zu vermeiden suchen und der Meinung sind, daß ein bedenklicher Spuk darin umgehe. Nur der alte Gärtner, der die Blumen des Denkmals besorgt, theilt diesen Aberglauben nicht, er aber und ich, wir waren nicht stark genug, den Sarg zu holen und noch weniger, den gestorbenen Herrn durch den Park nach dem Gewölbe zu tragen.

So muß denn die Leiche in der von mir angeordneten Lage im Saale liegen bleiben, bis der Tag anbricht, und sobald dies geschehen, werde ich die Befehle meines verstorbenen Herrn ausführen und ihn an die Seite der im Gewölbe bereits ruhenden Jugendgeliebten betten.

Bis vor einer Stunde blieb ich allein als Wache bei der Leiche, der ich nur die kostbare Uhr und den Brillantring entnahm, die mein Herr trug, und in den Schreibtisch legte, wo Sie sie finden werden. In dieser langen Zeit hatte ich Muße genug, über meine jetzige Lage und die Pflichten nachzudenken, die ich zunächst erfüllen mußte. Und da

faßte ich einen Entschluß, der allerdings von dem Wunsche, ja, von dem Befehle meines entschlafenen Herren abweicht, aber Sie, mein Herr Professor, werden gewiß den Schritt billigen, den ich zu meiner eigenen Beruhigung zu thun beschloß und wozu ich in der letzten Stunde, bevor ich diesen Brief zu schreiben begann, mich niedersetzte. Mein Herr hatte nämlich gewünscht, daß keine amtliche Versiegelung seiner Besitzthümer, das heißt der wichtigsten Zimmer, seines Geldschrankes und Schreibisches stattfinden und daß ich allein dieselben unversehrt erhalten und über ihren Inhalt wachen sollte. Allein die Verantwortung, die ich damit auf mich nahm, erschien mir jetzt, da die wichtige Stunde gekommen war, zu groß zu sein, und so beschloß ich, *um auch in diesem Fall ganz sicher zu gehen*, an die nächste Behörde zu schreiben und sie in meinem Namen und zu meiner eigenen Beruhigung um die Versiegelung jener Zimmer, der beiden Schränke und verschiedener anderer Gegenstände zu ersuchen. Diesen Brief habe ich eben geschrieben und werde ihn mit Tagesanbruch an den Herrn Amtmann senden, damit er das Weitere veranlasse. Ich habe dazu schon alle Vorbereitungen getroffen, damit das traurige Geschäft bald abgemacht werde. Sämmtliche Schlüssel von allen inhaltreichen Schränken, Consolen und Truhen habe ich, nachdem ich sie fest verschlossen, gesammelt und in ein Fach des großen

Schreibtisches gelegt. Das Inventarium des sämmtlichen Besitzes aber liegt, wie immer schon, im eisernen Schrank und eben so die verschiedenen Geschäftsbücher. Den Schlüssel zum Schreibtisch werde ich getreulich aufbewahren, da ja das Pult selbst versiegelt wird. Alles Uebrige lasse ich in demselben Zustande, in welchem es im Augenblick des Todes meines guten Herrn gewesen ist, und Sie werden also Alles so vorfinden, wie er es verlassen hat.

Wie mir mein Herr vor einigen Tagen noch im Vertrauen gesagt, so hat derselbe Ihnen, Herr Professor, noch vor ganz kurzer Zeit sehr genaue schriftliche Mittheilung über den Umfang seines Vermögens gemacht. Ich selbst brauche Ihnen also nichts mehr darüber zu sagen.«

Hier hatte der Professor an den Rand des Briefes geschrieben: »Das ist ein Irrthum. Mein Bruder hat mir keine Mittheilungen über sein Vermögen gemacht und ich weiß darüber nichts, als was mir zuerst der Rentmeister gesagt und später mein Bruder in dem Dir bekannten Briefe geschrieben hat.«

»Seinen letzten Willen,« lautete der Brief des Rentmeisters weiter, »hat er schon lange aufgesetzt und mich zum Vollstrecker desselben ernannt. Ich kenne die mir darin übertragene Pflicht ganz genau und werde Ihnen diesen seinen letzten Willen vorlegen, sobald Sie selbst den eisernen Schrank geöffnet haben werden, in welchem er aufbewahrt wird. *Um*

*aber auch in dieser Sache sicher zu gehen*, habe ich den Verstorbenen gebeten, eine Abschrift desselben bei seinem Hauptbanquier, dem Hause Baring und Sohn im Hamburg, niederzulegen, und dort werden Sie, sobald Sie sich Herrn Baring als Erbe vorstellen, das Schriftstück erhalten, um es später mit dem im Schranke liegenden vergleichen zu können.

Ob Sie in dem Augenblick schon hier sein werden, wo nach genauer Bestimmung des Verstorbenen sein Sarg geschlossen werden soll, weiß ich nicht und glaube es kaum, da die Reise hierher nicht so schnell von Statten geht. Mein innigster Wunsch und meine herzlichste Bitte aber gehen dahin, daß Sie sich so viel wie möglich beeilen, um recht bald hier einzutreffen, mich aus meiner Art Gefangenschaft zu erlösen und mir die Verantwortung abzunehmen, die trotz der Versiegelung noch immer sehr schwer auf meinen Schultern liegt. Denn außer den genannten zu versiegelnden Stücken ist noch Vielerlei in anderen Zimmern vorhanden, was mir nicht allein werthvoll, sondern sogar kostbar erscheint, und ich werde nicht eher Ruhe haben, als bis Sie gekommen sind und mich aus der peinlichen und ungewohnten Lage befreit haben, in der ich mich bis zu Ihrer Ankunft befinde. Denn nur mit dem Augenblick Ihres persönlichen Erscheinens hierselbst tritt Alles wieder in die gehörige alte Ordnung. Sorgen Sie aber ja für Sie hinreichend legitimirende Papiere, die Ihre Abstammung von Jan van der Bosch in Amsterdam und

Ihre nahe Verwandtschaft mit meinem verstorbenen Herrn beweisen, damit die Behörden, die in diesem Punct sehr gewissenhaft zu Werke gehen müssen, Ihnen keine Unbequemlichkeiten bereiten.

In allem Uebrigen verlassen Sie sich auf mich. Ich werde dafür sorgen, daß Alles in dem Zustand verbleibe, wie es bisher war, im Hause und im Garten, im Park und in dem, meinem guten Herrn so theuren Grabgewölbe, und ich werde mich dieser meiner Pflicht mit demselben Eifer und derselben Hingebung unterziehen, wie ich es bis heute gethan habe.

Wie schmerzlich ich betroffen bin, einen so guten Herrn verloren zu haben, der mir so viele Beweise seiner Güte und Achtung, seiner Neigung und seines Vertrauens gegeben, brauche ich Ihnen wohl nicht mehr anzudeuten; nichtsdestoweniger aber wünsche ich Ihnen von Herzen Glück zum Antritt eines Besitzes, der eigenthümlich und reich genug in seiner Art ist, um selbst einen hoch- und weitstrebenden Sinn befriedigen zu können. Ob das baare Vermögen des Verstorbenen indessen seinem übrigen Besitz entspricht, bin ich nicht im Stande zu ermessen, da mir davon alle genauere Kunde abgeht, wie ich Ihnen ja schon mündlich gesagt habe, als ich die Ehre hatte, als Abgesandter Ihres Herrn Bruders vor Ihre Person zu treten. Augenblicklich aber bleibt mir nichts übrig, als Ihnen mich gehorsamst und dienstergebenst zu empfehlen und Ihnen noch

einmal die dringende Bitte an's Herz zu legen, recht sehr zu eilen, um bald möglichst an Ort und Stelle zu sein. Und somit habe ich die Ehre, mit der größten Hochachtung und Ergebenheit mich zu unterzeichnen als

Ihr gehorsamster Diener  
Uscan Hummer.«

Auch an dieser Stelle hatte der Professor eine Randbemerkung hinzugefügt, welche lautete:

»Ich habe dem guten Mann auf der Stelle geschrieben, daß er mich nicht schon in den nächsten Tagen, am wenigsten zur Beerdigung meines Bruders zu erwarten habe. Ich werde eilen, so viel ich kann, aber selbst die Unruhe muß man mit möglichster Ruhe beginnen und so habe ich ihm Geduld empfohlen.«

---

Aus der Ruhe, der Paul sich an diesem Tage auf kurze Zeit hatte hingeben wollen, wurde nach Lesung dieser bedeutsamen Briefe natürlich nichts; seine augenblickliche Müdigkeit war vollständig geschwunden und sein Geist so lebhaft beschäftigt, wie lange nicht. Er saß noch einige Zeit auf demselben Platz am Fenster, las einige ihm besonders aufgefallene Stellen des letzten Briefes wiederholt und dachte eifrig über die neuen Verhältnisse nach, in welche sein guter Onkel durch das so plötzliche Ableben seines älteren Bruders gerathen war. Das Vermögen des Verstorbenen schien nach einigen Andeutungen

in dem Schreiben des Rentmeisters größer, viel größer zu sein, als er es sich bisher vorgestellt, aber in den nur oberflächlich geschilderten Verhältnissen war ihm noch Manches dunkel geblieben und das vermochte er sich für jetzt auf keine Weise zu lichten. Freude, große Freude, wie sie wohl die meisten Menschen empfunden haben würden, nachdem ihnen eine so schöne Erbschaft in Aussicht getreten, empfand er bis zu diesem Augenblick noch nicht, denn es war irgend ein unbekanntes Hemmniß in ihm vorhanden, welches diese Freude noch nicht zum Durchbruch kommen ließ, und selbst wenn einmal auf kurze Zeit ein froheres Gefühl in ihm aufflammen wollte, so fiel immer wieder gleich ein kalter Schatten, wie von einem unsichtbaren Gegenstande geworfen, darüber hin und das kleine Licht, das in ihm aufgegangen, war auf der Stelle wieder erloschen.

Endlich jedoch glaubte er sich genug mit sich beschäftigt zu haben, und begierig, zu erfahren, was seine vertrauten Freunde zu diesen Briefen sagen würden, zu denen ihn ja schon seit langer Zeit in den Crisen seines Lebens eine liebgewordene Gewohnheit, ein stiller Herzenszug trieb, ging er zu der Stunde nach dem Hause des Banquiers hinüber, wo, wie er wußte, die Familie eben vom Tisch ausgestanden sein mußte.

Er hatte gerade den richtigen Augenblick getroffen; die drei Familienglieder wollten sich jedes in sein Zimmer begeben, um ebenfalls ein wenig zu ruhen, als Paul mit der Meldung des Geschehenen unter sie trat. Da war denn auch hier die Ruhe vergessen und alsobald verfügte



man sich nach Frau Ebeling's Zimmer, wo ja von jeher die wichtigsten Familienberathungen stattgefunden hatten.

Hier las nun Paul zuerst den Brief seines Onkels Casimir vor und er hatte ganz richtig vermuthet, daß derselbe mit Verwunderung, ja, mit Staunen angehört werden würde.

»Mein Gott,« sagte der Banquier, als Paul geendet, »man sollte wahrhaftig meinen, den Professor habe ein großes Unglück betroffen, so kläglich geberdet sich der Mann. Das ist der erste Erbe, der mir in meinem Leben begegnet, der ein solches ihm zu Theil gewordenes Glück mit so lauten Klagen begrüßt. Aber es war ja kaum anders zu erwarten. Für einen Gelehrten, wie dieser Mann es nach Allem ist, was ich von ihm erfahren, existirt die äußere Welt nicht wie für uns, in seinem Gehirn allein wickeln sich die wichtigsten Ereignisse derselben ab. Nun, ich will ihm nicht verdenken, daß er in seiner Art glücklich ist und dies Glück sich bewahren möchte, wir aber, wir wollen Ihnen wenigstens jetzt unsere Glückwünsche zum Antritt einer so schönen Erbschaft darbringen –«

»Bitte, mein lieber Freund,« unterbrach ihn Paul, »Sie haben das schon so oft gethan, daß ich ganz bestimmt weiß, wie gut Sie es mit mir meinen und wie Sie sich freuen, wenn mir etwas Angenehmes begegnet; allein, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen erst den Brief des Rentmeisters vorlese, der meinem Onkel das Ableben seines Herrn anzeigt.«

»Ja, da haben Sie Recht und nun lesen Sie geschwind.«

Paul begann den zweiten Brief vorzulesen und Alle hörten ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Als er aber damit fertig war, blieben sie sämmtlich in tiefes Schweigen versunken sitzen und erst nach Paul's Aufforderung, ihre Meinung darüber auszusprechen, sagte der Banquier:

»Nein, fürwahr, das ist kein übles Schreiben und ich wüßte nicht, was ich daran auszusetzen haben sollte. Auch daß der Mann *in allen Dingen sicher gehen will*, kann ich ihm nicht verdenken. Er trägt wirklich eine große Verantwortung auf seinen Schultern, das muß man ihm zugestehen. Die Vorgänge bei und nach dem Tode schildert er übrigens kurz und geschickt und ich glaube ganz bestimmt, daß Alles sich wirklich so zugetragen hat.«

»Es ist mir sehr lieb, daß Sie das sagen,« erwiderte Paul mit einem kaum merkbaren Lächeln. »An der Wahrheit des Gesagten habe auch ich noch keinen Augenblick gezweifelt. Und doch liegt für mich irgend etwas Dunkles, Geheimnißvolles zwischen den Zeilen, was ich nicht verstehe und nicht ergründen kann.«

»Ah, das mag wohl sein, lieber Freund, das ist die Selt-samkeit, die in dem Hause und den Gewohnheiten des Verstorbenen bis zu seinem Ende an der Tagesordnung gewesen ist. In der That, der selige Herr muß ein großer Sonderling gewesen sein. Die Hast, die ihn trieb, an die Seite seiner Jugendgeliebten zu kommen, ist höchst merkwürdig und characteristisch, aber sie weckt meine Theilnahme für ihn im höchsten Grade. Das ist wirklich

eine Liebe bis über das Grab hinaus, wie man ihr nur selten auf dieser Erde begegnet. Uebrigens scheint mir sein Vermögen, nach seinen Gewohnheiten und seinem Haushalt zu schließen, noch bedeutender als früher. Aber halt – wie mag es mit dem bewußten ›Büchelchen‹ stehen? Davon sagt der Brief kein Wort und Ihr Onkel weiß auch nichts davon, wie?«

»Nein, wie sollte er etwas wissen? Es liegt gewiß auch in dem eisernen Schrank, wie die anderen wichtigen Papiere, und wenn es nicht darin liegt –«

Hier lachte Fritz laut auf, so daß ihn Alle verwundert ansahen. »Nun, was lachst Du denn?« fragte ihn seine Mutter.

»Ich muß über Paul's Scharfsinn lachen und Ihr dürft mir das nicht übel nehmen,« sagte Fritz mit noch immer heiterer Miene. »Nein, wenn das bewußte Büchelchen nicht im Geldschrank liegt – dann liegt es sicher wo anders – das ist gewiß – haha!«

»Hm!« sagte der Banquier nachdenklich, »Das ist allerdings der wichtigste Punct. Doch wir können ja jetzt noch nicht darüber urtheilen. Der Professor muß erst an Ort und Stelle sein und die Erbschaft übernommen haben. Freilich wäre es mir lieber, wenn er sofort abgereist wäre, aber er hat auch wieder Recht, wenn er seine Obliegenheiten erst zu Hause abwickeln will. Stacheln kann man ihn leider nicht mehr, da er ohne Zweifel schon unterwegs ist. Eigentlich sollten Sie Ihren Onkel auf dieser

Reise begleiten, lieber Bosch. Das wäre das Beste und Sicherste, – meint Ihr nicht auch?« wandte er sich zu seiner Frau und Fritz, die Beide schwiegen, da sie in dem Augenblick den Gedanken nicht fassen konnten, sich so schnell von Paul trennen zu müssen.

»Um Entschuldigung,« nahm nun dieser das Wort, »das kann doch wohl nicht Ihr Ernst sein? Ich bin ja von meinem Onkel nicht dazu aufgefordert worden und es würde aufdringlich und habgierig erscheinen wenn ich mich zum Reisebegleiter anbieten wollte. Nein, dagegen sträubt sich mein ganzes Gefühl. Wenn er meiner zu bedürfen glaubt, wird er es mich schon wissen lassen und dann allerdings würde die Pflicht mich zu ihm führen. Ueberdies, mein lieber Freund, wäre es auch für mich nicht leicht, mich jetzt von diesem Orte zu trennen. Bedenken Sie meine Lage und was für Pflichten und Arbeiten ich auf mich genommen habe. Ich bin eben erst in eine neue Laufbahn eingetreten – sie verheißt mir den besten Erfolg für meine ganze Zukunft – und ich sollte sie sogleich wieder aufgeben, ohne dazu genöthigt zu sein?«

»Sie haben Recht,« sagte Frau Ebeling, »ja, Sie haben sehr Recht. Nein, Sie müssen noch hier bleiben, bis der Onkel nach Ihnen verlangt.«

»Das ist freilich wahr,« fuhr ihr Mann fort, »und ich habe vielleicht bei jenem Vorschlage nur an Ihre Zukunft gedacht, während Sie doch auch in der Gegenwart leben – nun, was sinnst Du, Fritz?«

Fritz war während dieses Gesprächs nachdenklich im Zimmer auf und abgegangen. »Was ich sinne?« fragte er,

wieder näher tretend. »O, ich ärgere mich über den Professor! Daß der gute Mann auch so zerstreut ist, sogar den Zettel zu verlegen, der ihm das Ziel seiner Reise und den nächsten Weg dahin angiebt! Betty's-Ruh, Betty's-Ruh! O über die miserablen Karten! Aber wie« – rief er plötzlich, indem er sich an seinen Vater wandte, »wäre es jetzt nicht endlich rathsam, an Baring und Sohn zu schreiben, um von dorthier zu erfahren, wo das Gut des verstorbenen Quentin van der Bosch liegt?«

»Ha, ja! *Der Gedanke ist gut,*« sagte der Vater. »Darüber giebt Baring uns jetzt gewiß Auskunft. Aber halt, diesmal werde ich selbst an ihn schreiben und ihm meinen Wunsch so eindringlich an's Herz legen, daß er mir antworten muß, wenn ihm der Mund nicht noch immer gebunden ist.« –

Man trennte sich. Paul ging an seine Arbeiten auf verschiedenen Bauplätzen und der Banquier und Fritz verfügten sich in's Comptoir, wo Ersterer sogleich Platz nahm, um seinem alten Freund die Bitte vorzutragen, ihm, wenn er es jetzt dürfe, umgehend mitzutheilen, wo das Gut Betty's-Ruh liege, da er an dem Erben des verstorbenen alten Holländers Quentin van der Bosch den wärmsten Antheil nähme.

Die Antwort des pünctlichen Geschäftsfreundes in Hamburg ließ kaum drei Tage auf sich warten und kam eines Morgens so früh an, daß Paul noch zu Hause war und, ehe noch der Brief erbrochen, zu dem Banquier beschieden werden konnte. Auch Frau Ebeling, durch ihren Mann sogleich in Kenntniß gesetzt, daß man wieder

etwas Neues erfahren würde, hatte sich schon bereit gemacht, Paul van der Bosch bei sich zu empfangen, und so sah dieser, als er eilfertig in's Zimmer trat, sich wieder den drei Personen gegenüber, denen er treulich die beiden Briefe vorgetragen hatte.

»Na,« begann der Banquier Ebeling, »da sind wir ja wieder beisammen. Gut. Sehen Sie, lieber Bosch, ich habe meine Neugierde bezwingen können und den Brief bis jetzt noch nicht erbrochen. Nun soll es aber geschehen, und da – hören wir jetzt, was der alte Knabe schreibt, denn er selbst hat den Brief verfaßt, das sehe ich schon an der Adresse. Heda, Fritz, hast Du Deine neue Specialkarte vom Hamburger Gebiet bei der Hand?«

»Nein, aber ich werde sie sogleich holen.«

In zwei Minuten war er wieder da und nun begann der Vater ohne Weiteres den Brief laut vorzulesen, von dem er die ersten Zeilen schon neugierig überflogen hatte.

Herr Baring der Aeltere hatte sich diesmal nicht eben kurz gefaßt, obgleich der bei Weitem größere Theil des langen Schreibens sich auf ganz andere Dinge als die von Herrn Ebeling angeregten bezog. Er ging darin bis auf die ersten Zeiten ihrer Bekanntschaft zurück und bedauerte dabei von ganzem Herzen, daß die beiden Männer sich so lange nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen hätten. Endlich, als ob das nur Nebensache wäre, kam er auf die Bitte seines Freundes, und da lautete denn der Schluß seines Briefes folgendermaßen:

»Also der alte Quentin van der Bosch hat mir das Vergnügen verschafft, einmal wieder Deine liebe Handschrift zu sehen? Nun ja, ich erinnere mich, daß Du schon vor Jahren Deinen schlaunen Jungen beauftragt hattest, nach dem sonderbaren Alten bei mir zu forschen. Haha! Aber er brachte nicht viel aus mir heraus, denke ich, he? Nun ja, ich durfte ja damals noch nicht über diese Verhältnisse reden und Du wirst mir das gewiß nicht verdacht haben. Es handelte sich ja dabei um das Geschäft und, bei Gott! dies Geschäft war kein übles. Heute aber bin ich nicht mehr genöthigt zu schweigen, der Tod hat mir das Siegel von den Lippen genommen und ich bin meines Versprechens, welches ich dem alten van der Bosch mit Hand und Mund geloben mußte, entbunden. Uebrigens kann ich Dir mittheilen, daß gestern erst sein Erbe, der Professor van der Bosch, bei mir gewesen ist und sich auch meinen ferneren Rath und Beistand in Geldangelegenheiten ausgebeten hat. Nun natürlich, den soll er haben wie sein Bruder. Dieser van der Bosch aber gefällt mir ungleich besser als der verstorbene griesgrämige und gelb wie eine Quitte aussehende Batavier. Er ist ein prächtiger und würdiger alter Herr, spricht so klar und rein wie ein Buch und ich habe eine wahrhafte Freude an seiner Unterhaltung gehabt und nur bedauert, daß sein Besuch so kurz sein konnte, da er sich beeilte, nach Betty's-Ruh zu kommen. Indessen

will er mich bald auf längere Zeit besuchen und er soll mir jederzeit willkommen sein.«

»Ah,« sagte der Banquier Ebeling, von dem Brief aufsehend und Paul zunickend, »es ist gut, daß wir das beiläufig erfahren. Nun ist mir wahrhaftig ein Stein vom Herzen genommen. Also Ihr Onkel ist bereits in seinem neuen Besitz und er hat meinen alten Baring besucht. So, nun ist er in guten Händen und wir brauchen keine Sorge mehr um ihn zu haben. Baring wird ihm schon die rechten Wege weisen und ich werde ihm bei Gelegenheit wieder schreiben, daß er sich des Mannes wie eines alten Freundes von mir annehmen soll, obgleich ich ihn ja nie mit Augen gesehen habe.«

Paul sprach seinen Dank für diese Freundlichkeit aus, der Banquier aber hörte kaum auf ihn und hatte seine Augen schon wieder auf den Brief gerichtet. »Aha!« sagte er, »nun kommt's, gebet Acht!«

»Was nun die Lage des Gutes betrifft,« las er weiter, »die Du von mir bezeichnet haben willst, so liegt Betty's-Ruh im Amte Ritzebüttel, eine gute Stunde von Cuxhafen entfernt, hart an der hannoverschen Gränze –«

»Ritzebüttel!« rief Fritz voller Erstaunen, »wer hat an das Amt Ritzebüttel gedacht, welches freilich zum Hamburger Gebiet gehört! Da hätte ich lange in der Umgegend der Seestadt suchen können, das weit davon entfernte Amt ist mir gar nicht in den Sinn gekommen. Wartet nur einen Augenblick – hier habe ich es schon!« rief



er, die neuste Specialkarte auf einem Tisch am Fenster ausbreitend. »Ah, wahrhaftig, die Karte ist doch gut – da liegt es ja – Betty's-Ruh, dicht an der Gränze von Hannover und – bei Gott! – aber das ist seltsam – und hier liegt Wollkendorf. Beide können kaum zwei Stunden von einander entfernt sein. Nun, bei meiner Seele, wenn das Schicksal hier keine Rolle spielt, so weiß ich es nicht. Was sagst Du nun, Paul, steigt das Erbe Deines Onkels nicht mit einem Male etwas in Deinen Augen, da er ein so naher Nachbar von unsrer guten Betty geworden ist?«

Er und sein Vater sahen Paul bei dieser unvermutheten Aufklärung lächelnd an und vergaßen ganz und gar Frau Ebeling dabei, die nicht am wenigsten betroffen schien. Paul selbst jedoch war, ganz gegen seine Gewohnheit, dunkelroth geworden und, trotzdem er sich die größte Mühe gab, seine Ueberraschung zu verbergen, las man doch auf seinen sprechenden Zügen, wie tief er von der wunderbaren Fügung dieser Verhältnisse ergriffen war.

»Allerdings,« brachte er endlich mühsam hervor, »das ist seltsam. Zeigt mir doch einmal die Karte her – ja, da liegt Betty's-Ruh und –«

»Hier Wollkendorf!« ergänzte Fritz die fehlende Rede seines Freundes, indem er die Spitze seines Taschenmessers auf den betreffenden Punkt in Hannover setzte.

Paul starrte in stummer Verwirrung auf die beiden Punkte, als könnte er noch etwas ganz Anderes darauf wahrnehmen, als zu sehen war. Frau Ebeling aber war unterdessen lautlos aus dem Zimmer entwichen und als

sie nach einigen Minuten wieder hereinkam, nahm Paul eben seinen Hut, um sich zu empfehlen.

Die edle Frau schaute ihm freundlich und vorsichtig forschend in das wieder ruhiger gewordene Gesicht und reichte ihm die Hand. »Nun wissen wir ja schon wieder mehr als wir gestern wußten,« sagte sie. »Sehen Sie, man muß nur Geduld haben.« Und sich ihm vertraulich nähernd, flüsterte sie ihm so leise zu, daß die Andern es nicht hören konnten: »Wie heißt doch der letzte Vers des schönen Spruches, den Ihre gute Mutter Ihnen als Erbstück hinterlassen hat, wie?«

Paul lächelte und legte einen Finger auf den Mund. »Den habe ich schon lange vergessen,« sagte er halblaut, »und nur die drei anderen habe ich auswendig behalten.«

Sie nickte ihm herzlich lächelnd zu und rief ihm nach, als er schon unter der Thür stand: »So frischen Sie Ihr Gedächtniß auf oder fangen Sie den vierten noch einmal von Neuem zu lernen an. Möglicherweise kommt doch noch die Zeit, wo Sie die drei anderen vergessen und nur den letzten behalten haben.«

Paul schüttelte den lockigen Kopf mit einem wehmüthigen Blick und einem Wink, der ihr Schweigen auferlegte. »Nein, nein,« sagte er, indem er sich schon zum Gehen wandte, »die Zeit kommt nicht mehr für mich. Aber Ihnen zu Gefallen will ich den Vers von Neuem zu lernen versuchen, damit ich ihn weiß, wenn Sie mich wieder überhören wollen.« –

## FÜNFTES KAPITEL. DAS GEHEIME MANUSCRIPT.

Fritz hatte nicht Unrecht gehabt: von diesem Augenblick an sah Paul van der Bosch die Erbschaft seines Onkels allerdings mit etwas anderen und freundlicheren Augen an und er wunderte sich sogar bisweilen über sich selbst, daß sie ihm nicht schon lange als ein nicht zu verachtendes, ganz kleines in der Ferne tagendes Licht erschienen sei. Ja, er ertappte sich in den nächsten Tagen schon auf dem Wunsch: der Onkel möge bald von sich hören lassen, und als in einer und mehreren Wochen kein Brief von Betty's-Ruh kam, fühlte er fast eine Art Unruhe, die ihm bisher fremd geblieben war. Allein auch diese kleine Unruhe legte sich mit der allmählig fortschreitenden Zeit wieder und als nun endlich schon zwei Monate seit der letzten Nachricht des Onkels verstrichen waren, hatte er sich in Geduld gefunden und blickte nur noch viel seltener nach dem Postboten aus, der ihm zwar Briefe aus der Stadt genug brachte, aber den am meisten begehrten aus der Ferne hartnäckig zurückhielt.

Nach Ablauf dieser beiden Monate war man nun schon mitten in den Sommer eingetreten und da fand sich zum Glück eine neue Abwehr gegen die bisweilen doch hervortretende Ungeduld. Der erste Juli war dazu bestimmt worden, mit dem Einzug in das neue, nun fertig gewordene Gartenhaus zu beginnen, und da gab es natürlich für Paul Aufregung und Abwechslung in Fülle. Der Banquier Ebeling hatte ihm schon lange vorher die innere Ausstattung der schönen Räume übertragen und die

Künstler und Handwerker waren mit der Ablieferung der bei ihnen bestellten Gegenstände pünktlich gewesen. Die nach seiner Zeichnung und Angabe gefertigten Möbel wurden von ihm aufgestellt, die Vorhänge, die Teppiche und Alles, was zur Ausschmückung des Hauses eines so reichen Mannes gehört, waren nach seiner Auswahl der Farben und Muster beschafft worden, und täglich brachte er mit mehreren Handwerkern einige Stunden in den Räumen zu, um sie zu schmücken und das Ganze bis auf das letzte an der Wand befestigte Bild zu vollenden. Auch der Park hinter dem Hause hatte sich nach Wunsch entwickelt; der Rasen hatte sein sammetgrünes Kleid angelegt, die eingepflanzten Zierbäume hatten sich im vorigen Winter erholt und prangten jetzt im vollsten Blätterschmuck; in dem Garten vor und zunächst dem Hause blühten die schönsten Blumen, die theils das kleine Treibhaus geliefert, theils der Gärtner aus der Erde hervorgehlockt, und schon hatten sich befiederte Gäste reichlich eingefunden, die auch für sich eine neue liebe Heimeat gegründet sahen und ihr unschuldiges Frohlocken darüber laut in die frische Luft jubelten.

Bis zum ersten Juli war der fleißige Baumeister denn auch glücklich mit Allem zu Stande gekommen, und nun war ihm die Freude beschieden, seine Freunde in eigener Person in das Werk seiner Hände einzuführen und es ihnen zum bleibenden Genuß zu übergeben, indem er sie in ihren neuen Wänden willkommen hieß und ihnen auch einmal Glück für alle Zeiten wünschte, wie sie ihm

früher schon oft Glück zu einem vielleicht noch schöneren einstigen Erwerb gewünscht hatten.

Da war denn die Freude natürlich groß auf allen Seiten, und der Baumeister war in den Herzen des Bauherrn und der Seinigen wieder ein Stück weiter vorgerückt, von denen er schon lange einen so großen Theil besaß. Fritz jubelte laut, als er das obere Stockwerk betrat, welches der Oberforstmeister von Hayden mit seiner Familie nun leider nicht mehr bewohnen sollte, denn für den einzigen Sohn hatte der freigebige Vater das Stockwerk bestimmt, das einst dem vornehmen Schwager zugedacht gewesen war.

»Nun ja,« sagte der brave junge Mann, als sein Freund ihn in der geschmückten Zimmerreihe umherführte, »groß und schön genug sind die Räume für mich, aber sie können noch lange warten, bis sie von Bewohnern ausgefüllt werden, auf die Du doch, wie ich aus der ganzen Anordnung sehe, gerechnet zu haben scheinst. Ich habe noch lange zu suchen, bis ich eine Betty finde, die mir das neue Haus heimisch macht, und das habe ich mir einmal in den Kopf gesetzt: finde ich nicht ein Mädchen, wie meine Cousine war, so bleibe ich ledig, mein Leben lang.«

Paul lächelte schmerzlich wie immer, wenn sein Freund das Gespräch auf die Cousine brachte, und er sagte auch diesmal nichts, da er nicht wußte, was er sagen sollte, und Jenem den schönen Gedanken nicht verargen konnte, den er so eben ausgesprochen. So verlebte man denn den Sommer viel in der freien Natur, nicht mehr von der

Enge und dem Dunst und Staub der geräuschvollen Stadt bedrückt und jeden Abend, wenn seine Arbeit ruhte und seine Zeit es erlaubte, war Paul wieder in dem trauten Familienkreise zu finden, ohne den er sich das Leben nun schon nicht mehr denken konnte, das ja durch sie allein ihm so angenehm und erfreulich geworden war.

Allein auch der Sommer verging und der Herbst kündete sein Nahen wieder mit seinen Winden, seiner rauen Luft und seinen Regengüssen an. Dennoch blieb man bis Anfang November in dem neuen Hause wohnen, dann aber faßte man einen raschen Entschluß und siedelte an einem regenfreien Tage nach der Stadt über, wo das große leere Haus die alten Bewohner wieder gastlich empfing und ihnen in seinen schönen Räumen die langgewohnte Gemüthlichkeit bot.

Aber merkwürdig war es: kaum saß man sich in diesen alten Räumen gegenüber, so tauchten auch die alten Erinnerungen wieder auf, mit denen man im Sommer davon geschieden war, und es kam Allen mehr oder weniger so vor, als schlichen auch einige Sorgen und bisher unbefriedigte Wünsche aus den Winkeln hervor, die den Sommer über fest darin geschlummert hatten. Erst hier kam es wieder zur Sprache, daß Onkel Casimir noch immer nicht geschrieben habe, und sehnsüchtig wie früher richteten sich die Blicke von Neuem nach dem Norden und der Briefträger wurde wiederholt mit scharfen Augen betrachtet, ob er denn noch nicht eine Botschaft in Gestalt eines kleinen viereckig gefalteten Papiers in's Haus tragen wollte.

Allein, so viele Briefe er täglich brachte, von Betty's-Ruh war niemals einer darunter, und endlich wurden sogar Klagen darüber laut, daß der alte Onkel doch wirklich über Gebühr saumselig und schreibefaul sei.

»Ich werde,« sagte Fritz eines Abends zur Mutter, als er mit ihr allein war, »einmal an meinen *alten* Freund Hugo Baring in Hamburg schreiben, denn ich kann wirklich nicht begreifen, was dies lange Schweigen zu bedeuten hat und ich sehne mich von ganzem Herzen nach klarer Einsicht in die Sache. Meinst Du nicht auch – soll ich schreiben?«

»Schreibe,« erwiderte die Mutter, »aber vorsichtig. Du weißt, Paul liebt die Aufdringlichkeit nicht und wir müssen sein Gefühl darin schonen, obgleich es auch mir fast zu zart in dieser Angelegenheit erscheint.«

Das ließ sich Fritz wohl gesagt sein und er schrieb wirklich an seinen *alten* Freund einen herzlichen Brief, lud ihn zu einem Besuche bei sich ein und erlaubte sich dabei ganz leise auf Betty's-Ruh hinzudeuten, ohne jedoch irgend eine bestimmte Frage danach auszusprechen.

Der *alte* junge Freund war pünktlich wie sein Vater, und schon nach acht Tagen ging ein Schreiben von ihm ein, welches eben so herzlich war wie das empfangene. Er beantwortete dasselbe genau und zuletzt sprach er sich folgendermaßen aus:

»Was meinen Besuch bei Dir betrifft, mein lieber Fritz, so bin ich hier eben so an den Comptoirisch

gefesselt, wie Du bei Deinem Vater. In diesem Jahre und auch im nächsten darf ich dem Alten mit keiner Reise kommen, die nicht das Geschäft berührt, dann, aber dann gewiß fasse ich mir ein Herz und trage ihm mein Anliegen vor, mir nach so langer fleißiger Arbeit einmal ein paar Wochen zu meiner Belustigung zu schenken, und ich hoffe, er wird es mir nicht abschlagen.

Doch Du schreibst auch etwas von Betty's-Ruh und möchtest gewiß, wie damals, wissen, wie die Sachen daselbst stehen. Aber leider, mein lieber Junge, kann ich Dich auch diesmal nicht ganz befriedigen, denn wie früher scheint sich jetzt ein neues Geheimniß auf das langweilige und öde Nest in Ritzebüttel niedergelassen zu haben. Gott weiß, was da vorgehen mag! Mein Vater, der sonst bisweilen darüber sprach, ist mit einem Mal still geworden, und wenn Briefe von Herrn van der Bosch ankommen, liest er sie ganz für sich und legt sie, ohne ein Wort davon zu verrathen, in sein Geheimfach. Als ich ihn neulich einmal danach fragte, runzelte er die Stirn und sah mich grimmig an, wie es seine Gewohnheit ist, wenn er nicht gefragt sein will.

›Das geht Dich nichts an,‹ sagte er bestimmt, ›bekümmere Dich um Deine Sachen, nicht um die meinen.‹ Damit hatte ich genug und ich sah also, daß er diese Sache wieder in seine Hand genommen, wie ehemals. Doch halt – noch Eins will ich Dir verrathen, wenn Du schweigen, kannst. Aber ich bitte Dich



um Gottes willen, keinen unedlen Gebrauch davon zu machen, sonst könnte es mir schlimm ergehen. Wie Du weißt, haben wir früher mit dem verstorbenen van der Bosch viele Geschäfte gemacht, aber plötzlich scheint ein Stillstand darin eingetreten zu sein. Außer den Aufträgen zu Ein- und Verkäufen von Staats- und Eisenbahnpapieren, je nachdem die Course standen, kamen sonst immer sehr viele Coupons in unsere Hände, sobald sie fällig waren, aber seitdem der Herr Professor darauf residirt, geschieht das nicht mehr oder nur noch, in viel geringerer Ausdehnung. Möglich ist es – und ich glaube es fast – daß der neue Besitzer, durch irgend einen Zwischenrath oder ein aufdringliches Haus dazu veranlaßt, seine Geldgeschäfte mit einem anderen Bankhause macht, und das würde mir auch den Grimm meines Alten erklären. Kein Geldmann sieht es gern, wenn ein alter Kunde abtrünnig wird, und das mag meinen Vater warnen. Doch nun still darüber und vernichte lieber diesen Brief –«

Das that Fritz nun freilich diesmal nicht, aber er bewahrte ihn sorgsam auf. Auch sagte er seinem Freunde nichts davon, um ihn nicht unnöthig aufzuregen, nur seiner Mutter vertraute er das neue Geheimniß. Diese aber nahm dasselbe ohne alles Erstaunen auf, worüber Fritz sich höchlichst wunderte und wodurch er fast ganz beruhigt wurde.

»Wenn es so ist, wie Dein Freund Hugo vermuthet,« sagte sie ihm, »so trifft der Schaden allein das Haus Baring und Sohn und geht uns und Paul nichts an. Es mag schlimm für sie sein, aber etwas Aehnliches begegnet dann und wann jedem Geschäftsmann. Etwas Wichtiges ist es also in meinen Augen durchaus nicht.«

»Nein, das ist es nicht,« stimmte Fritz bei, »und darum will ich schweigen. Die Sache muß sich doch endlich einmal aufklären und der Professor muß schreiben.«

»Er *wird* auch schreiben, verlaß Dich darauf, und gerade darauf, daß er noch nicht geschrieben hat, erkenne ich, daß in Betty's-Ruh Alles ganz gut und nach Wunsch geht.« –

Fritz war mit diesem Trost zufrieden und eine Weile ruhte das Gespräch über den beregten Gegenstand, bis es endlich auf eine ganz unerwartete Weise wieder auf die Tagesordnung kommen, aber durch viel wichtigere Ereignisse rasch verdrängt werden sollte, von deren Mittheilung wir in unserer Erzählung jetzt nicht mehr weit entfernt sind.

Von einer viel angenehmeren Einwirkung, wenigstens so weit dieselbe sichtbar zu Tage trat, erwies sich eine andere Correspondenz, die um diese Zeit sehr eifrig betrieben wurde, Wie wir wissen, hatte Frau Ebeling seit dem Tode des Barons von Wollkendorf, bis wohin jeder Briefwechsel gestockt, mit ihrer Schwester und Betty eine lebhaft schriftliche Unterhaltung gepflogen, und namentlich mit Letzterer nahm dieselbe in gegenwärtiger Zeit von Woche zu Woche zu.

Dabei waren die zwischen Beiden gewechselten Briefe so umfangreich, daß es Fritz schon mehrfach aufgefallen war, wenn er statt der drei oder vier von ihm erwarteten Bogen immer nur einen davon zu sehen und zu lesen bekam. Frau Ebeling mußte also Grund haben, einige dieser Bogen für sich allein zu behalten und den Uebrigen, Paul mit eingerechnet, nur denjenigen vorzulegen, der, das allgemeinere Interesse berührend, als Gemeingut betrachtet werden konnte. Eines Tages fragte Fritz, als er wieder nach Ankunft eines sehr dicken, von Betty's Hand adressirten Packets, nur einen sehr dünnen Briefbogen zu lesen bekam, seine Mutter: »Ist das denn der ganze Inhalt des Briefes, den der Postbote Dir heute gebracht hat? Ich dünkte, es müßten wenigstens sechs solcher Blätter darin enthalten gewesen sein.«

Frau Ebeling erröthete leicht und wollte sich schon an's Lügen begeben, als ihre gerade Natur sich dagegen sträubte und sie ganz offen sagte: »Ich will Dir die Wahrheit sagen, mein Sohn, obwohl Du nicht ganz zu dieser Frage berechtigt bist. Nein, die beiden Bogen, welche Du hier siehst, der eine von meiner Schwester, der andere von Betty, sind nicht allein in dem Packet gewesen, es waren vielmehr noch zwei andere darin. Du wirst mir aber wohl erlauben, daß ich sie für mich behalte, einmal, weil sie kein Interesse für Andere haben, sodann aber, weil sie Dinge betreffen, die eben noch nicht unter die Leute kommen sollen.«

»Ah,« erwiderte Fritz, »dann bin ich zufrieden, liebe Mutter. Eine so ehrliche Sprache liebe ich und Du wirst

mich nicht wieder nach Deinen Geheimnissen forschen sehen.«

Und er hielt sein Versprechen und brachte stets selbst, ohne eine Miene zu verziehen, auch ferner der Mutter die Briefe aus Wollkendorf, die jetzt fast in jeder Woche anlangten und von Frau Ebeling jedesmal auf der Stelle und mit freudiger Miene erwidert wurden.

So kam wieder Weihnachten heran und die Familie sah mit Paul schon das siebente Mal die Kerzen auf dem Festbaum brennen, der diesmal wie immer seine Gaben reichlich nach allen Seiten austheilte. Von einer Nachricht aus Betty's-Ruh sprach man nicht mehr. Jeder wunderte oder ärgerte sich im Stillen, denn da man keinen Erfolg von dem vielen vergeblichen Wünschen und Hoffen sah, wurde man müde, zwar nicht darüber nachzudenken, aber doch seine Meinung zu sagen, zumal ja Alles, was man sagen konnte, doch nur in irgend einer Muthmaßung bestand.

Der Januar brachte diesmal große Kälte, aber der darauf folgende Februar war bei Weitem milder und freundlicher als im vorigen Jahr, wo man gerade die Nachricht vom Tode des Oberforstmeisters erhalten hatte. Kurze Zeit nach dem Jahrestage dieses Todesfalls erhielt Frau Ebeling abermals einen sehr starken Brief aus Wollkendorf und nach der Lesung desselben erschien sie Abends, als ihr Mann, Fritz und Paul bei ihr eintraten, in einer ungewöhnlich heiteren Stimmung. Sie liebkostete ihren Mann, was diesem ganz sonderbar vorkam, und küßte Fritz, und als Paul sich ihr begrüßend nahte, reichte sie

ihm mit einem so freudigen Drucke die Hand, daß er sie verwundert ansah, da er die Lebhaftigkeit, die aus allen ihren Zügen und Bewegungen sprach, sich gar nicht erklären konnte.

»Ja, ja,« sagte da der Banquier in scherzhafter Weise zu Paul, als dieser seinen Blick fragend auf den älteren Freund richtete, »Sie wundern sich auch über meine liebe Frau. Na, beruhigen Sie sich, Sie sind nicht der Einzige, der Grund dazu hat. Wir Alle bekommen heute ein freundliches Gesicht: in dem Briefe, der am Morgen von Wollkendorf gekommen ist, muß etwas ungewöhnlich Freudiges gestanden haben.«

»Da liegen sie,« lautete die rasche Antwort – »Ihr könnt sie ja lesen.«

»Das wollen wir auch, aber erst nach Tische, meine Liebe; ich bin zu hungrig, um mich wahrhaft freuen zu können. Aber wie, Du wirst mir doch nicht vorreden wollen, daß nur diese beiden dünnen Blättchen in dem Couvert gelegen haben?«

»Vorreden? Ich – Dir? Gott soll mich bewahren! Es haben noch drei andere darin gelegen, lieber Mann, die aber, meist Wirthschaftsangelegenheiten betreffend, an mich allein gerichtet sind, und fast sollte ich Euch, da Ihr mich so bedrängt, nicht sagen, was mir nebenbei die größte Freude in diesen *geheimen* Mittheilungen bereitet hat.«

»Oho! Wir bedrängen Dich gewiß nicht und wollen gar nicht in Geheimnisse eingeweiht werden, die zwischen Frauen obwalten.«

»Nun sollt Ihr es aber doch, da Ihr so artig seid,« sagte Frau Ebeling, fröhlich umherblickend, »und Ihr werdet hoffentlich meine Freude mit mir theilen. Ja, ich bin ganz glücklich, meine Lieben, daß die Zeit endlich auch auf Emilie und Betty so heilsam zu wirken beginnt. Meine Schwester ist zwar kränklich und muß bisweilen das Haus hüten, schreibt sie mir, aber sie hat sich doch allmählig über den erlittenen Verlust beruhigt. Und das ist ein großer Fortschritt zur Wiederkehr eines glücklichen Lebens. Auch Betty schreibt außerordentlich liebevoll und innerlich erfreut, das darf ich Euch nicht verhehlen. Sie gewöhnt sich alle Tage mehr an die einsame Lage ihres Gutes Und findet es schon viel wohnlicher und hübscher als früher. Dabei hat sie verschiedene Bekanntschaften in der nächsten Umgebung gemacht, die ihr zusagen, ja, die sie befriedigen, so daß ihr Gemüth immer mehr aufgeheitert wird und sie sogar schon einige recht frohe Tage selbst im Winter verlebt hat, der im Norden noch viel starrer als bei uns ist, wie sie schreibt und nun frage ich Euch – ist das Alles kein Grund, daß ich froh und heiter bin? Was kann es Wohlthuenderes für ein mütterliches Herz geben, als wenn es sieht, daß alle seine Lieben sich zufrieden und glücklich fühlen, nicht wahr?«

Alle stimmten ihr bei, aber der Banquier leitete das Gespräch rasch auf etwas Anderes, da er die Entdeckung gemacht zu haben glaubte, daß seine Frau ihm zwar die Wahrheit, aber bei Weitem nicht die ganze Wahrheit gesagt habe, warum sie so fröhlich sei.

Am späteren Abend, als er mit ihr allein war, kam er daher noch einmal auf das vorher geführte Gespräch zurück. »Höre, Charlotte,« sagte er, »was ist das mit der Betty? Deine Freude über ihre jetzige Zufriedenheit ist keine Freude allein, sie scheint mir vielmehr mit einer bei Dir ganz ungewöhnlichen Aufregung verbunden zu sein. Wie, wirst Du auch mir allein nicht Rede stehen?«

Frau Ebeling lächelte still in sich hinein. »Ich wußte es, daß diese Frage mich heute Abend noch erwartete,« sagte sie und legte ihre Hand vertraulich auf die Schulter ihres Mannes, der, was er selten that, neben ihr auf dem Sopha saß, »ja, ich wußte es, und so hatte ich ja Zeit, mich einigermaßen auf meine Antwort vorzubereiten.«

»Willst Du damit sagen, daß Du mich auch diesmal nicht die ganze Wahrheit hören lassen wirst?« fragte ihr Mann ernst.«

»Weißt Du denn, ob ich es darf?« fragte sie dagegen. »Wenn ich Dir nun eine ganz neue Nachricht über Betty mitzuthemen hätte,« fuhr sie fort, ihr Gesicht seinen Augen entziehend, da sie ihn in diesem Augenblick nicht in ihr Herz blicken lassen wollte – »versprichst Du mir dann, das Geheimniß ganz für Dich zu behalten?«

»Wie Du so fragen kannst – aber Du machst mich schrecklich neugierig – heraus damit!«

»Du? Neugierig? Ei, das wäre ja köstlich. Nun denn – Betty, ja, Betty ist recht glücklich für jetzt, lieber Mann und wird vielleicht bald noch glücklicher –« fügte sie schelmisch lächelnd hinzu.

»Wie,« rief der Banquier verwundert, »verstehe ich Dich recht? Denkt sie etwa an eine neue Heirath?«

»Und wenn sie nun daran dächte, warum denn nicht?«

»Aber mein Gott, will sie denn die Bedingungen brechen, die der Baron ihr gestellt hat –?«

»Ei, wer sagt denn das, so thöricht wird sie doch nicht sein! Nein, nein, sie erfüllt ihre Bedingungen – und –«

»Heirathet doch? Ah! Einen über sechszig Jahre alten Mann?« rief Herr Ebeling in höchster Verwunderung aus. »Nein, Charlotte, das – das habe ich am wenigsten erwartet und – aufrichtig gesagt – ich glaube es auch nicht, bis ich es erlebe –«

»Das ist *Deine* Sache, mein Lieber – den Glauben kann ich Dir nicht verschaffen, wenn Du ihn nicht in Dir trägst –«

»Also wirklich! Charlotte, Du setzest mich in Staunen. Wer hätte das gedacht!«

»Aber warum denn nicht? Wenn sie nun einen edlen, rechtschaffenen Mann gefunden hätte, den sie trotz seiner Jahre lieben kann – willst Du ihr etwa in dieser Liebe entgentreten – wie einst –«

Sie schwieg. Beinahe hätte sie etwas gesagt, was ihrem klugen Mann denn doch die Augen geöffnet. Aber er achtete in diesem Augenblick nicht auf die letzten Worte.

»Nein,« sagte er, sich heftig von seinem Sitze erhebend, »das ist mir doch ganz neu und kommt mir völlig unerwartet. So weit glaubte ich die Betty noch nicht vorge-schritten. Hast Du schon Fritz und Bosch irgend einen Wink darüber zukommen lassen?«



Frau Ebeling fuhr fast erschrocken in die Höhe. »Um Gotteswillen, Emil, wie kannst Du Dir das vorstellen?« rief sie heftig.

Herr Ebeling sah seine Frau bei dieser ungewöhnlichen Aufwallung groß an. Beinahe durchschaute er das gute, liebe, redliche Weib. »Nein, nein,« sagte er, »beruhige Dich, sie brauchen auch nichts davon zu wissen, und ich – darin kannst Du sicher sein – werde gewiß nicht den Verräther machen.«

Frau Ebeling näherte sich ihrem Mann und küßte ihn herzlich. »Du bist brav,« sagte sie, »und hier empfangen Deinen Lohn. Da hast Du noch einen Kuß, und nun laß uns schlafen gehen. Damit Du aber keine unruhige Nacht hast, will ich Dir noch so viel sagen: ängstige Dich um die Betty nicht. Sie hält ganz gewiß die Bedingungen des Testaments ein und – und wird stets, wie es auch kommen mag – ihrer würdig handeln. Darauf verlaß Dich – und nun gute Nacht!«



Allmählig war man aus dem Winter abermals in den Frühling übergetreten und der letzte Tag des April war gekommen. Wie wir schon früher aus dem Munde des Banquiers Ebeling gehört, war die Zeit eine höchst unruhige und alle Gemüther waren voller Spannung auf die politischen Kämpfe gerichtet, die sich innerhalb der Grenzen des Staats nach und nach aus widerstreitenden

Meinungen entsponnen hatten. Der markig fortstrebende Geist, der die liberalen Schichten der Bevölkerung, also die große Mehrzahl durchdrang, hatte sich emporgearbeitet und, da ihm von allen Seiten geistige und intelligente Kräfte zuströmten, allmählig eine Machtstellung errungen, welche die Regierung des Staates, in welchem der erste Theil unserer Erzählung sich abwickelt, bedenklich zu machen begann. Diese Bedenklichkeit aber stieg nach und nach zu einer Art trotziger Besorgniß, und nun endlich glaubten sie die Zeit gekommen, in welcher schonungslos gegen die Häupter der sogenannten demokratischen Partei vorgegangen, der widerstrebende Geist gebändigt und in die ihm zugewiesenen Schranken zurückgedrängt werden müsse.

Die Beruhigung, welche die regierenden Herren in dieser ihrer Machtentwicklung fanden, glaubten sie auch noch in das Volk verpflanzen zu können, und indem sie die Hindernisse aus dem Wege räumten, die ihnen selbst entgegenstanden, hofften sie damit auch alle Hindernisse für jetzt und immer zu beseitigen, welche ihrem Princip den unbestrittenen Sieg bisher vorenthalten hatten.

Ob sie damit in ihrem Rechte waren, wollen wir hier keiner näheren Erörterung unterziehen, daß sie die Ruhe wollten, um jeden Preis, können wir ihnen aber so wenig verdenken, wie man es dem Volke verdenken kann, wenn es seine ihm verheißenen und hartnäckig vorenthaltenen Rechte auf gesetzlichem Wege zu erringen trachtet. Allein wie es bei solchen Parteikämpfen in der Regel zu

geschehen pflegt, vergriff man sich bisweilen in den Mitteln, indem man hier ein Recht und zugleich die Macht entwickelte, wo sie nicht nöthig war, und dort zu duldsam verfuhr, wo eine durchgreifende Energie besser am Platze gewesen wäre. Aus jenem ersten Wege wurden nicht selten gerade die Unschuldigsten am härtesten betroffen, und auf jenem zweiten ließ man gerade Diejenigen aus den Augen, denen die größte Schuld an dem allgemeinen Wirrwarr aufzubürden war, wenn eine solche überhaupt in dem Maaße vorhanden, wie es als feststehend angenommen wurde.

An den öffentlichen Parteiversammlungen, die zu damaliger Zeit an verschiedenen Orten stattfanden, bethätigten sich, wie wir wissen, weder der Banquier Ebeling, noch Paul van der Bosch, obwohl sie von ganzem Herzen der gesetzlich fortstrebenden und sogenannten liberalen Partei angehörten. Nur in kleinen Kreisen, und dann auf eine höchst mäßige und verständige Weise, gaben Beide ihre Meinungen kund und Paul hatte sogar, wie uns bekannt, seiner Meinung Worte geliehen und diese Worte waren gedruckt und in viel weiteren Kreisen mit der größten Bewunderung und Theilnahme gelesen worden.

Es war am letzten Tage des April dieses Jahres, als Paul gegen Abend von einem seiner Bauplätze nachdenklich nach Hause schritt, um die letzten Stunden dieses Tages wie gewöhnlich bei seinen Freunden zuzubringen. Es war ein trübes Wetter, düstere Wolken hingen schon seit dem Morgen am Himmel und jeden Augenblick drohten sie, ihre wässerige Ueberfülle auf die Erde zu gießen. Paul

trug keinen Regenschirm bei sich und so eilte er von einem entfernt liegenden Thore seiner Wohnung zu. Da, mitten auf dem weiten Wege begriffen, öffneten sich die Schleusen des Himmels und ein eisiger Regen fluthete unaufhaltsam hernieder. Schon halb durchnäßt, wollte er sich eben in ein offen stehendes Haus flüchten, als ein Fiaker vorüberfuhr, in welchem der Buchhändler saß, der seine Brochüren verlegt hatte, und seit langer Zeit mit ihm herzlich befreundet war. Der Buchhändler ließ, als er den jungen Baumeister auf der Straße ohne Schutz erblickte, seinen Wagen halten und eine Minute später saß Paul neben ihm. Der Mann begrüßte ihn warm und freute sich über das unerwartete Zusammentreffen.

»Hören Sie, mein lieber van der Bosch,« sagte er eilig, »ich preise den Zufall, der Sie mir hier in den Weg führt. Ich habe schon den ganzen Tag an Sie gedacht und hätte Sie auch besucht, wenn meine Zeit nicht ganz übermäßig in Anspruch genommen wäre. Doch nun treffe ich Sie und jetzt will ich meinem Herzen keinen Zwang anthun. Hören Sie. Mir ist von einem hochstehenden Mann, der nicht genannt sein mag und nicht genannt werden darf, da er in einer amtlichen Stellung nicht gefährdet sein will, eine kleine Schrift zugegangen, die, vortrefflich in ihrer Art, unsre ganze jetzige politische Lage gleichsam aus der Vogelperspective überschaut und darstellt. Eine wunderbare Klarheit und Gediegenheit spricht sich in dem ganzen Werke aus; der Autor giebt seine Meinung mit einer Würde und Einsicht kund, wie man sie selten

findet, und so muß die Wirkung derselben eine ganz gewaltige sein. Indessen, und hier liegt der kritische Punct, ich bin in der letzten Zeit etwas stutzig geworden. Man paßt mir schon lange scharf auf die Finger und ich muß mir den Rücken decken. In der besagten Schrift tauchen Dinge, Personen und Namen auf, die Schrecken in den Reihen unserer Gegner verbreiten werden, wenn sie unter die Leute kommen, und ich bin mit mir selbst nicht recht einig, ob ich die Schrift drucken lassen und verlegen soll oder nicht. Nun kommen Sie mir in den Weg und die Frage wird von selbst laut: wollen Sie mir den Gefallen thun und das Manuscript einmal in einer ruhigen Stunde lesen? Wenn Sie mir dann sagen: drucken oder drucken Sie nicht, so will ich Ihren Rath befolgen. Natürlich haben Sie weiter gar nichts damit zu thun, Sie sollen mir eben nur Ihre Meinung aussprechen. Wollen Sie das?«

»Warum nicht?« erwiderte Paul ohne Besinnen. »Lesen kann man Alles, und es heißt ja schon in der Schrift: ›Prüfet Alles und das Beste behaltet!««

»Nun, das freut mich. Wenn Ihr Weg Sie morgen bei mir vorüberführt, treten Sie einen Augenblick ein, ich bin den ganzen Morgen zu Hause. Ich möchte das mir anvertraute Schriftstück keinem Fremden in die Hand geben, und wenn Sie es gelesen haben, bringen Sie es mir wieder – sind Sie auch damit einverstanden?«

»Gewiß, und ich bin sehr neugierig auf den ›hochstehenden‹ Mann, der sich fürchtet, mit seiner Klugheit und seinem Geist vor die Augen der Welt zu treten. Wenn ich

ein hochstehender Mann wäre, so würde ich erst recht vor Gott und aller Welt mein Licht leuchten lassen, das ist Pflicht gerade hochstehender und angesehener Männer. – Allein meine Zeit bei Tage ist sehr in Anspruch genommen und ich weiß wirklich nicht, ob ich morgen früh Muße finden werde, bei Ihnen vorzusprechen.«

»Nun, dann wollen wir es anders einrichten. Wenn Sie bis Mittag nicht bei mir gewesen sind, bringe ich Ihnen selbst das Manuscript.«

»Thun Sie, wie Ihnen beliebt – hier aber lassen Sie den Wagen halten. In diesem Hause habe ich einen Augenblick zu thun und finde auch einen Schirm.«

Der Wagen hielt und die beiden Männer verabschiedeten sich. Paul stieg aus und sprang in die Wohnung eines Künstlers, mit dem er zu reden hatte. Als er Abends bei Ebelings eintrat, hatte er, von vielen anderen Gedanken erfüllt, den Buchhändler mit seinem Manuscript bereits wieder vergessen und am nächsten Morgen dachte er noch weniger daran. Als er aber Nachmittags in seine Wohnung trat, fand er ein versiegeltes Packet auf dem Tische liegen, welches in seiner Abwesenheit angekommen war.

»Wer hat das gebracht?« fragte er Frau Zeisig, die mit dem Kaffee eben im Zimmer erschien.

»Ein junger Mensch war es, Herr Baumeister, der noch von einem Bekannten begleitet schien, der aber unten auf dem Flur stehen blieb. Aber er wollte nicht sagen, von Wem er käme, Sie würden es schon wissen, meinte er, wenn Sie das Packet aufmachten.«

»Es ist gut, ich danke Ihnen.«

Als die Frau gegangen war, öffnete Paul das Couvert und zog mit dem Manuscript des Buchhändlers einige Zeilen von der Hand desselben heraus, worin er sich entschuldigte, nicht selbst der Ueberbringer des verheißenen Manuscriptes sein zu können, da es ihm dazu an Zeit fehle. Paul zerriß diesen kleinen Zettel und warf ihn in den Papierkorb. Eben war er im Begriff, das Manuscript aufzuschlagen und den Anfang zu lesen, als plötzlich die Thür aufging und Fritz Ebeling in einiger Aufregung bei ihm in's Zimmer trat. Paul wickelte das Packet zusammen und legte es in seinen Schreibtisch, den er sofort wieder verschloß, noch während Fritz seine ersten Worte sprach.

»Nun,« redete Paul ihn an, »warum kommst Du so eilig? Du bringst doch keine Hiobspost, wie es mich nach dem Ausdruck Deines Gesichts fast bedünken will?«

Er hatte Recht. Fritz war erregt und vom raschen Gehen erhitzt. »Nein,« erwiderte der junge Mann, »eine Hiobspost bringe ich nicht, aber es scheint mir doch einigermaßen wichtig zu sein. Ich habe Dich schon seit zwei Stunden gesucht und eben komme ich aus Deinem Speisehause, wo Du gerade weggegangen warst, als ich eintraf.«

»Nun, so bringe Deine Post an, hier bin ich und meine Ohren sind schon weit geöffnet.«

»Heute Morgen um elf Uhr,« berichtete Fritz, nachdem er neben seinem Freunde Platz genommen, »führte mich ein Geschäftsgang auf das Wechselcomptoir von Jung und Compagnie, dessen erster Buchhalter mir ziemlich

genau bekannt ist. Als ich mit diesem hinter dem großen Verschlage über meine Geschäftsangelegenheit sprach, trat ein fremder Mann herein, der eine ganze Tasche voll preußischer und russischer Papiere hatte und sie in englische umsetzen wollte, wenn sie zur Stelle wären. Da sie nicht zur Stelle waren, ließ er sich herbei, einige zu verkaufen, etwa für vier bis fünftausend Thaler in Summa. Man prüfte die Papiere, sah sich den Mann an und zahlte nach dem Course, aber in englischen Banknoten, die derselbe sich wo möglich erbeten hatte. Der Revers wurde geschrieben und der Fremde unterzeichnete mit dem Namen ›Baron von Hagen, Rittergutspächter in Westphalen‹.«

»Sah er denn wie ein Baron aus?« fragte Paul, seinen sich allmählig beruhigenden Freund unterbrechend.

»O ja, er konnte dafür gelten. Fein genug war er gekleidet und er machte einen ganz guten Eindruck. Auch sein Gesicht sprach nicht dagegen und am wenigsten seine Haltung, denn der Mann hatte etwas ungemein Sicheres und Ruhiges in seinem Auftreten, was wir Beide recht gut bemerkt hatten. Doch das ist nicht die Hauptsache, mein Lieber, und jetzt paß auf. Als er seine englischen Banknoten erhalten und mit der größten Ruhe in eine Briefftasche von russischem Juchtenleder gesteckt hatte, verbeugte er sich sehr vornehm, dankte und verließ das Comptoir. Da sagte ich zu dem Buchhalter: ›Es ist doch eigentlich gefährlich, von einem gänzlich Unbekannten Papiere von so hohem Betrage zu kaufen – meinen Sie nicht auch?‹ – ›Ei, gewiß,‹ erwiderte er, ›aber



was will man machen? Man kann doch nicht bei jedem Verkäufer die Polizei requiriren und noch weniger einen rechtlichen Mann für einen Spitzbuben halten?« Ueber dergleichen sprachen wir noch eine Weile mit einander und dabei hatte ich eins von den auf dem Tische liegenden Staatspapieren in die Hand genommen und besah es von allen Seiten. Plötzlich durchfuhr mich ein gewaltiger Schreck, obgleich ich mich bald sammelte, nachdem ich reiflicher darüber nachgedacht. Denn auf der Kehrseite des Papiers – und alle übrigen Papiere trugen dasselbe Zeichen – stand ganz unten in der Ecke mit unsicherer Hand der Name ›van der Bosch‹ gekritzelt. Jetzt bedauerte ich sehr, das Papier nicht früher in die Hand genommen zu haben, denn das Geschäft war schon vor einer Viertelstunde abgeschlossen. Da mir der Fall aber doch von einiger Wichtigkeit zu sein schien, so kaufte ich auf meine Rechnung eins der Staatspapiere, lautend auf fünfhundert Thaler Preußisch Courant, und – sieh', hier habe ich es und Du kannst mir vielleicht sagen, ob Dein Onkel Casimir diesen Namen geschrieben hat.«

Paul stand sogleich auf und ehe er das ihm hingereichte Papier ergriff, holte er einige Briefe seines Onkels hervor, die den Namen ›van der Bosch‹ an ihrem Schlusse trugen.

Jetzt erst besah er das Geldpapier und die Unterschrift der Kehrseite. Nach genauer Prüfung und Vergleichung mit der Unterschrift der Briefe aber, sagte er: »Sieh selbst,

mein Onkel Casimir kann diesen Namen nicht geschrieben haben. Der schreibt viel deutlicher und hat ganz andere Grundstriche – siehst Du es nicht?«

»Ja wohl sehe ich es, aber nun kommt die zweite Frage: wenn Dein Onkel Casimir es nicht geschrieben, dann ist es vielleicht der verstorbene Quentin van der Bosch gewesen – hast Du von dessen Hand keine Unterschrift mehr?«

»Nein, die habe ich leider nicht, sie sind alle wieder an den Professor zurückgegangen, aber ich erinnere mich ihrer sehr wohl und sie dünkt mir allerdings dieser kleinen Kritzelei ähnlich gesehen zu haben.«

»So! Wer von den beiden Onkeln mag sie dann aber verkauft haben?«

»Wie weiß ich das, mein Lieber? Es kann sowohl der Eine wie der Andere gethan haben und dies Papier ist unterdeß vielleicht schon durch viele Hände gegangen.«

»Wohl möglich, und das habe ich mir auch gesagt. Der verstorbene Onkel, der wahrscheinlich die Gewohnheit hatte, die viele Leute haben, seinen Namen auf erworbene Papiere zu setzen, die er zu behalten gesonnen war, um bloß die Zinsen davon zu ziehen, kann sie schon längst verkauft haben und jetzt ist dies Papier durch die dritte oder vierte Hand in die meine gekommen. Aber auch Dein Onkel Casimir kann sie verkauft haben, ohne daß ihm die Unterschrift seines Bruders in die Augen gefallen ist. Vielleicht hat er Geld gebraucht oder aus irgend einem Grunde einen Umtausch damit vorgenommen. Das

ist Alles möglich, aber doch kommt mir die Sache eigentümlich vor. Jedenfalls werde ich dies Papier aufbewahren, ich habe ja nichts dabei zu verlieren. Oder willst Du es vielleicht behalten?«

»Ich? O nein, ich habe nicht gleich fünfhundert Thaler zum Ankauf eines Papiers. So weit bin ich noch nicht. Behalte Du es nur, in Deinen Händen ist es besser aufgehoben als in den meinen.«

»Gut, es soll sicher liegen, und wenn Du es einmal zu irgend einem Zweck gebrauchst, so laß es mich wissen, dann sollst Du es erhalten.«

Paul sann eine Weile nach und dann lächelte er. »Du denkst doch nicht etwa daran,« sagte er, »daß dieses Papier meinem Onkel Casimir auf irgend eine Weise entwendet sein kann?«

»Lieber! Ich denke vor der Hand gar nichts. Aber das wirst Du zugestehen, in solchen Dingen hat die Phantasie einen weiten Spielraum –«

»O ja, die Phantasie hat überall Spielraum. – Doch jetzt, Fritz, habe ich meinen Kaffee getrunken und muß wieder an meine Arbeit. War das Deine ganze Post?«

»Ja, das war sie. Wohin gehst Du zunächst von hier?«

»Vor das Braunschweiger Thor, um meine beiden neuen Villen zu inspiciren.«

»Gut, ich habe noch eine halbe Stunde Zeit, ich begleite Dich. Doch halt, noch Eins. Meine Eltern sind heute Abend in Gesellschaft und wir Beide allein. Wollen wir den freien Abend benutzen und in die Oper gehen?

Ich dünkte, wir könnten uns einmal dies Vergnügen machen.«

Paul besann sich nicht lange. »Ja,« sagte er dann, »dazu bin ich ebenfalls geneigt und eine kleine Zerstreung wird mir gut thun. Besorge Du die Billets und erwarte mich heute Abend um sechs Uhr am Schauspielhause.«

Fritz stimmte ihm bei und begleitete seinen Freund bis an das genannte Thor, wo er umkehrte, um in sein elterliches Haus zurückzukehren.

Am Abend trafen sich Beide zur verabredeten Zeit vor dem Schauspielhause und hörten die Oper an. Als sie gegen zehn Uhr nach Hause gingen und vor Paul's Thür kamen, fragte Letzterer seinen Freund:

»Willst Du nicht ein halbes Stündchen noch mit zu mir hinaufkommen, da Deine Eltern ja doch nicht zu Hause sind?«

»Ja, wir können noch eine Cigarre rauchen und plaudern.«

Sie traten in das Haus. Als Paul die ersten Stufen der Treppe betreten hatte, hörte er oben die Stimme der Frau Zeisig laut aufschreien. Die Frau hielt ihre Lampe in der Hand, obgleich die Gasflammen des Flurs noch brannten. Sie sah bleich und auffallend erschrocken aus.

»O mein Gott, mein Gott!« schrie sie ihrem Herrn entgegen »Wie gut ist es, daß Sie endlich kommen, ich habe Sie schon überall vergeblich gesucht!«

»Was ist denn los?« fragte Paul mit seiner gewöhnlichen Ruhe.

»Kommen Sie nur, kommen Sie nur – Sie werden es gleich selbst sehen.« Und hastig den beiden jungen Männern voranschreitend, trat sie in Paul's Wohnung ein, wo sie mit zitternden Händen zwei Kerzen anzündete, die auf der Console unter dem Spiegel standen.

»Nun?« fragte Paul, sich rings im Zimmer umblickend, ohne im ersten Augenblick etwas zu bemerken.

»Da, da – sehen Sie es denn nicht?« rief die Frau, ihre Hände ringend und auf den Schreibtisch deutend.

»Wie!« rief Paul, nun ebenfalls erschreckend, – »bin ich bestohlen?« Denn er hatte sofort bemerkt, daß sein Pult erbrochen oder wenigstens geöffnet war, da er es doch selbst vor dem Fortgehen fest verschlossen hatte.

»Bestohlen? O Gott, nein, Herr Baumeister, aber hören Sie nur, jetzt will ich es Ihnen erzählen. Heute Abend um neun Uhr, es war schon dunkel im Hause, kamen drei Männer zu mir und fragten, ob der Baumeister van der Bosch hier wohne? Ich sagte: ›Ja, er wohnt hier.‹ – ›Ist er zu Hause?‹ – ›Nein, er ist ausgegangen.‹ – ›So schließen Sie uns die Thür seines Zimmers auf und dann lassen Sie uns allein.‹ – ›Ich werde mich wohl hüten, das zu thun,‹ sagte ich, ›dazu habe ich keine Erlaubniß und Sie kein Recht.‹ – ›Kein Recht?‹ rief da der eine bärtige Mann. ›Sie sind ein dummes Weib. Wo *wir* eintreten, sind wir immer im Recht, denn wir gehören zur Criminalpolizei.‹ – ›Zur Criminalpolizei!‹ schrie ich und sank auf einen Stuhl. O mein Gott, und jetzt sah ich es: von den drei Männern waren zwei in Uniform mit dem blauen Kragen, den ihre Mäntel bisher verdeckt hatten. Und da – und da, Herr

Baumeister, gingen sie in Ihr Zimmer – schlossen mir nichts, Dir nichts mit irgend einem Schlüssel Ihr Pult auf, suchten wohl eine halbe Stunde darin herum und nahmen zuletzt ein großes Packet Briefe und Papiere mit fort. Und als sie auf der Treppe waren und ich zitternd dabei stand, sagte der Eine, der nicht in Uniform war: ›Theilen Sie Ihrem Herrn mit, was hier geschehen, und sagen Sie ihm, das Uebrige werde sich finden.«

Paul hatte diesen Bericht ruhig mit angehört und sich schon lange von seinem ersten Schreck erholt, während Fritz auf das Sopha gesunken war und von hier aus den immer noch im Zimmer stehenden Freund voller Entsetzen anstarrte.

»Haben Sie mir sonst nichts zu sagen?« fragte Paul Frau Zeisig.

»Nein, Herr Baumeister, sonst nichts und ich dünke, das wäre auch schon genug.«

»Freilich – aber nun lassen Sie uns allein – das Uebrige wird sich ja finden.«

Als Frau Zeisig das Zimmer verlassen hatte, faßte sich Paul zuerst. »Sei ruhig, Fritz,« sagte er, »das ist allerdings seltsam, aber ich wundere mich darüber nicht. Dergleichen ist jetzt an der Tagesordnung. Meine Papiere kann Jedermann sehen und lesen, auch die Criminalpolizei – doch halt!« und er blieb stehen und strich sich über seine mit kaltem Schweiß bedeckte Stirn, denn eben erst war ihm das Manuscript des Buchhändlers eingefallen, an das er bis jetzt gar nicht gedacht hatte.

»Paul!« rief Fritz, vom Sopha aufspringend, »Du hast doch nicht irgend etwas Gefährliches im Pult gehabt?«

»Nein,« sagte Paul, sich fassend, »mich gefährdet es nicht, vielleicht aber einen Anderen, denn mir ist heute erst ein Schriftstück aufgedrungen worden, wovon man möglicherweise Kunde erhalten, daß es in meine Hände übergegangen und das sucht man wahrscheinlich.«

Er trat dabei an das Pult und fand alle seine politischen Schriften, seine Brochüren und verschiedene Briefe nicht mehr vor, nur das Album seiner Mutter, in welches jetzt auch Betty's Briefe eingehftet waren, war unversehrt vorhanden obgleich man auch in dessen Inneres einen Blick geworfen zu haben schien.

»Richtig!« fuhr er fort, indem er immer ruhiger ward, »sie haben Alles genommen, was in ihren Kram paßt, aber mein Liebstes haben sie mir glücklicher Weise gelassen. Nun, das Uebrige wird sich ja finden, haben sie gesagt, und darauf will ich getrost warten. Aber ich habe eine Bitte an Dich, lieber Fritz. Sage Deinen Eltern heute Abend nicht, was hier vorgefallen. Sie kommen von einem Vergnügen nach Hause und wir dürfen ihre nächtliche Ruhe nicht stören. Morgen früh werde ich zeitig bei Deinem Vater sein und Rücksprache mit ihm nehmen.«

Fritz war immer noch ganz zerschmettert und konnte sich von seinem Schrecken gar nicht erholen. Nachdem er noch eine halbe Stunde bei Paul geblieben, ging er endlich wie ein halb Trunkener nach Hause. Jener aber blieb noch bis nach Mitternacht wach und dachte reiflich über das wichtige Ereigniß nach, welches so eben

ganz unerwartet und gewaltsam in sein stilles Leben eingegriffen hatte. Aber unser Freund – wir wissen es ja – war ein starker Mann, und als er sich endlich zur Ruhe begab, war er vollständig auf Alles gefaßt, was da kommen könnte, und nachdem er sich auf seinem Lager nur einige Mal hin und her geworfen, schlief er sanft wie jeden Abend ein, bis das neue Tageslicht ihn erweckte, und jetzt erst kam ihm das traurige Ereigniß des letzten Abends wieder in's Gedächtniß und er beschloß nun nicht länger zu zaudern, sondern den Banquier und dann den Buchhändler davon in Kenntniß zu setzen.

---

Rasch warf er sich in die Kleider und traf den fleißigen Kaufmann schon in seinem Arbeitscabinet hinter dem Comptoir an: Die Thatsache, wie sie sich gestern zutragen, war bald erzählt und Herr Ebeling war beinahe eben so tief davon ergriffen, wie am Abend vorher sein Sohn. Indessen faßte er sich schneller und war in kurzer Zeit bereit, mit Paul Rath zu pflegen, was nun vor allen Dingen geschehen müsse.

»Ihr erster Gang muß Sie zu dem Buchhändler führen,« sagte er, »der allein hat Ihnen das Netz über den Kopf geworfen. Er wird ehrlich und männlich genug sein, es wieder zu zerreißen, und dann hat ja die ganze Sache nichts auf sich. Indessen müssen Sie sich auf eine Vorladung gefaßt machen und werden zu Protokoll vernommen werden. Das wird bald genug geschehen. In



politischen Dingen – und dies wird man dazu machen – liebt man einen raschen Geschäftsgang. Sprechen Sie Alles der Wahrheit gemäß aus und zeigen Sie den Leuten, wer und was Sie sind. Ich baue darauf, daß man den Weizen von der Spreu wird unterscheiden können. Im Uebrigen,« fuhr er fort und dabei reckte er sich stolz in die Höhe, »werden Sie vielleicht eine Bürgschaft gebrauchen. Nun denn, dann bin ich da und ich hoffe, Sie werden mir die Ehre anthun, meinen Namen, wenn es nöthig ist, zuerst zu nennen.«

Paul reichte ihm freudig bewegt die Hand und sagte: »Sie sind sehr gütig, mein lieber Freund, und ich werde von Ihrer Erlaubniß Gebrauch machen, wenn es nöthig sein sollte, was ich indessen noch nicht glaube.«

»Ich aber glaube es. So. Nun sind wir fertig und jetzt verlieren Sie keinen Augenblick. Jede Stunde ist von großer Wichtigkeit und die Zeit ist heute noch mehr werth als Geld. Aber wie,« fragte er, als Paul schon seinen Hut nahm – »soll ich meiner Frau sagen, was vorgefallen ist?« Sie ist von jeher meine Theilnehmerin und Rathgeberin in schweren Stunden gewesen.«

Paul besann sich nur einen Augenblick. »Nein,« sagte er dann entschieden, »sagen Sie ihr noch nichts und ersuchen Sie auch Fritz, daß er nicht mit ihr davon spricht. Ich finde keinen Grund auf, warum wir ihre Ruhe ohne Noth stören sollen. Ist die Sache abgethan, so erfährt sie es noch immer zeitig genug und wir haben ihr Aufregung und Sorge erspart.«

»Ha! Sie denken an Alles. Das ist recht, der ächte Mann muß den Kopf immer oben behalten Nun, so gehen Sie denn mit Gott! Sobald Sie aber etwas Neues erleben, bitte ich mir aus, daß ich es zuerst erfahre.«

Paul versprach es und eilte davon. Zehn Minuten später trat er bei dem Buchhändler ein, den er noch gemächlich im Schlafrock am Kaffeetisch sitzend fand, während die Frau desselben eiligst die Flucht ergriff.

»Ah, mein lieber Herr van der Bosch,« empfing ihn der Buchhändler, »Sie sind pünktlich, das freut mich. Nun, wie gefällt Ihnen das Manuscript? Ist es nicht prächtig?«

»Ich habe kein Urtheil darüber, mein lieber Herr, denn ich habe es noch gar nicht lesen können.«

»Wie? Und doch sind Sie schon hier?« fragte der Buchhändler voller Staunen, indem seine Miene eine etwas unruhige Gestaltung annahm.

»Ja, ich bin hier, aber nicht mit Ihrem Manuscript, wie Sie denken, sondern um Ihnen einen sanften Vorwurf zu machen, daß Sie Ihr Wort nicht gehalten und es mir nicht von Hand zu Hand haben zugehen lassen.«

»Wie?« rief der Buchhändler erschrocken – »Sie haben es doch erhalten?«

»O ja und ich habe es sogleich in meinen Schrank geschlossen, da ich ausgehen mußte. Aber der Bote, der es mir gebracht, scheint nicht überaus ehrlich gewesen zu sein, wenigstens hat er irgend wo und irgend Wem ausgeplaudert, mit welcher wichtigen Sendung er betraut war.«

»Wie meinen Sie das?« fragte der Buchhändler stammelnd.

»Ich meine es so« – und nun erzählte Paul den Vorgang, wie er uns bereits bekannt ist.

Der Buchhändler hatte bald seine Haltung verloren und fiel schon während der Erzählung halb todt vor Schreck auf einen Sessel. Als aber Paul damit zu Ende gekommen, rief er ächzend: »Mein Gott, mein Gott! Ist es denn möglich! Wie hängt das zusammen! O, o – wissen Sie wohl, daß ich ein unglücklicher Mensch bin, wenn es herauskommt, daß ich Ihnen das Manuscript gegeben? Daß ich meine Concession verlieren kann – ich, ein Mann mit Frau und sieben Kindern –«

»Aber wie so denn? Gefährdet denn diese Schrift so sehr Ihren Ruf und Ihre Stellung?«

»Wie Sie so fragen können! Natürlich, ich habe mein Ehrenwort gegeben, den Verfasser nicht zu nennen, und das muß ich halten. Nenne ich ihn aber nicht, so straft man mich dafür, da ich schon lange auf dem schwarzen Brett stehe und man mir bereits dreimal eine ernstliche Mahnung ausgesprochen hat.«

Paul schwieg und sah den Mann mitleidig an, der sichtlich schwer litt und sich nicht zu rathen wußte. »Nun,« sagte er endlich, »Sie sehen vielleicht zu schwarz –«

»Zu schwarz? Ganz im Gegentheil. O, Sie kennen meine und der Welt Lage nicht, wenn Sie so sprechen. Nein, lieber Freund, nein, nein, ich bin ein verlorener Mann – ich sage es Ihnen ganz bestimmt, und nur Sie – Sie allein können mich retten, wenn Sie nämlich wollen –«

»Wenn ich will? Warum wollte ich Sie nicht retten, wenn ich Sie durch irgend etwas retten kann? Aber das Rettungsmittel muß ich natürlich wissen.«

Der Buchhändler athmete auf. Er erhob sich, stellte sich dicht vor Paul, faßte seine Hände, sah ihm flehend in's Auge und flüsterte: »Das Rettungsmittel wollen Sie wissen? Es giebt in diesem Falle nur eins für mich – es heißt: Sie dürfen nicht sagen, von Wem Sie das Manuscript erhalten haben, und glücklicherweise haben Sie den Boten ja nicht gesehen – das Partei ist in Ihrer Abwesenheit in Ihr Haus gebracht worden –«

»Ganz richtig, so viel an mir liegt, kann und soll das geschehen. Ja – aber der Bote, der ungetreue Boote, wenn man sich an den hält – wird er nicht sagen, wer ihn zu mir gesandt hat?«

Der Buchhändler taumelte wieder zurück und schlug sich mit der Hand vor die Stirn, daß es laut dröhnte. »Halt!« rief er plötzlich, »es ist doch noch eine Möglichkeit vorhanden, daß der Bote nicht ungetreu war, daß er nur von einem feinen Spürhund beobachtet ist. Ist er aber untreu und hat man ihn bestochen, so wird man ihn nicht zwingen, zu sprechen, zumal man ihm gewiß völlige Straflosigkeit zugesichert hat. Nein, nein, an dem Menschen wird sich Niemand vergreifen, er steht zu niedrig, er hat ja nichts zu verlieren, und wenn er dennoch etwas verliert, so kann ich ihm das doppelt ersetzen.«

»Wenn es so steht und Sie des Boten sicher sind, so mögen Sie ruhig sein. Ich werde und ich will verschweigen, von Wem mir das Manuscript zugekommen ist. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf.«

Dem Buchhändler fiel sichtbar ein centnerschwerer Stein vom Herzen. Beinahe hätte er den edlen jungen Mann umarmt, der so ruhig, so gefaßt, so aufopferungsfähig vor ihm stand und der noch gar nicht wußte, nicht bedachte, wie schwer dieses sein gegebene Wort in die Waage seines eigenen Schicksals fallen könne; aber er mäßigte seine aufwallende Freude, um den Baumeister nicht auf die übergroße Leistung aufmerksam zu machen, die derselbe eben auf sich genommen hatte.

»Was wird nun zunächst geschehen?« fragte Paul, dem es in der Nähe dieses zerschmetterten Mannes nicht behaglich erschien, weshalb er auch schon seinen Hut ergriffen hatte.

»Zunächst?« fragte der Buchhändler erbleichend. »O, man wird Sie verhören.«

»Und dann?«

»Ja – das weiß ich nicht. Aber die Untersuchung wird ihren regelrechten Gang gehen. Ohne Zweifel.«

»Und dieser Gang – wohin führt der?«

»Mein Gott, wie kann ich das wissen, lieber Herr?«

»Ah, Sie wissen es nicht. Nun, mag sie führen, wohin sie will, ich habe Ihnen mein Wort gegeben und das bleibt stehen. Leben Sie wohl!«

Paul war schon auf der Straße, ehe der Buchhändler noch ein Wort erwidert hatte und – sagen wir es hier

gleich – auch fernerhin, als die Untersuchung wirklich ihren regelrechten Gang nahm, sprach er kein Wort und – er war wenigstens gerettet und konnte ferner für die Blüthe seines Geschäfts und für das Wohl seiner Frau und seiner sieben Kinder sorgen.

#### SECHSTES KAPITEL. »DAS UEBRIGE FINDET SICH.«

Der regelrechte Gang der Untersuchung, wie er Paul van der Bosch verheißen war, sollte nicht lange auf sich warten lassen. Als er nach Tisch in seine Wohnung heimkehrte, und bevor er noch Zeit gehabt, mit dem Banquier Ebeling über den Ausfall seiner Unterredung mit dem Buchhändler zu sprechen, fand er eine amtliche Aufforderung in seinem Zimmer vor, noch an demselben Nachmittage Punct fünf Uhr auf Zimmer Nummer 8 des Polizeidirectorium's zu erscheinen und Behufs seiner Vernehmung sich mit allen seinen Legitimationspapieren, eventuell den Heimatsschein mit eingeschlossen, zu versehen.

Paul las diese Aufforderung ruhig zwei Mal hinter einander und war dann entschlossen zu handeln, wie er sich bereits vorgesetzt. Um in das Haus der Freunde drüben keine Unruhe zu tragen, die durch sein ungewöhnlich häufiges Erscheinen daselbst nothwendig hervorgerufen werden mußte, ging er nicht hinüber, und als der Banquier, von seinem eigenen Wohlwollen getrieben, Nachmittags selbst zu Paul kam, fand er ihn nicht mehr zu Hause, ohne zu ahnen, daß derselbe zur Zeit schon auf dem Wege zum Polizeidirectorium sei.

Mit dem Glockenschlage Fünf trat der Vorgeladene in das ihm bezeichnete Zimmer Nummer 8 ein, wo er zwei Beamte fand, die seiner schon zu warten schienen und von denen der Eine unruhig im Zimmer hin und her ging, der Andere mit der Feder in der Hand an einem Seitentisch vor mehreren weißen Bogen halbgebrochenen Papiers saß.

»Ich bin um Punct fünf Uhr auf das Zimmer Nummer 8 beschieden,« begann Paul seine Anrede, »und stelle mich Ihnen vor, wenn Sie mich erwarten sollten. Ich bin der Baumeister Paul van der Bosch aus der Bremerstraße.«

Der unruhig hin und hergehende Beamte, der eben so wenig wie der Schreiber eine Uniform trug, blieb bei diesen Worten wie angewurzelt vor dem Berufenen stehen und schaute ihn mit einem lange prüfenden Blick vom Kopf bis zu den Füßen an. Die hohe männliche und kräftige Gestalt, das edle von dunklem Haar umwallte Gesicht und der feste Blick dieses blitzenden furchtlosen Auges schien ihm zu imponiren, und ohne daß er es wußte, prägte sich auf seinem eigenen Gesicht ein merkliches Wohlgefallen an dem zu Vernehmenden aus.

»Mein Herr,« sagte er endlich, »wenn Sie der Baumeister van der Bosch sind, so ersuche ich Sie vor allen Dingen, mir Ihre Papiere – nur zur Ansicht – zu überreichen.«

Paul zog seine Briefftasche hervor und überreichte die geforderten Papiere mit einer höflichen Verbeugung.

Der Beamte las ruhig ein Papier nach dem andern durch, dann legte er sie neben sich auf den Tisch, an

welchem er Platz nahm und mit einer kaum merklichen Handbewegung auf einen Stuhl deutete, als ob er Paul auffordere, auf denselben sich niederzulassen. Dieser regte sich nicht von der Stelle und blieb, ohne eine nochmalige Aufforderung zum Sitzen zu erhalten, bis an das Ende der Verhandlung stehen.

»Also Sie sind ein geborener Hamburger?« fragte der Herr von seinem Sitze aus, ohne die Augen gegen Paul zu erheben, dessen Persönlichkeit ihm von Minute zu Minute bedeutsamer erschien.

»Ja, mein Herr!«

Hier begann der Protokollführer zu kritzeln und der Beamte sprach langsam, damit die Feder desselben der mündlichen Verhandlung folgen konnte.

»Sie sind auch in Hamburg auf der Schule gewesen?«

»Ja, mein Herr – das Alles aber steht in meinen Papieren.«

»Ich weiß, ich weiß, muß es aber doch noch einmal aus Ihrem Munde hören, Sie sind dann hier Eleve der Bauakademie gewesen und haben hier Ihre Prüfungen als Baumeister abgelegt, um sich *einstweilen* in dieser Stadt mit der Erlaubniß der zuständigen Behörde als Privatbaumeister niederzulassen?«

»Ja, mein Herr.«

»So – das wäre der Eingang und nun wollen wir rasch zum Zweck kommen. Nennen Sie mir also gefälligst die Leute, mit denen Sie hier am Orte zumeist verkehrt haben und noch verkehren.«



Paul nannte die hervorragendsten seiner Bekannten: Künstler, Gelehrte, Baumeister und zuletzt den Banquier Ebeling, seinen Nachbar. Den Buchhändler aber nannte er nicht.

»So, das wäre das Zweite!« sagte der Beamte mit sich allmählig aufheiterndem Gesicht, da er so rasch zu den klarsten Antworten kam. »Sie sind der Besitzer dieser Papiere gewesen?« fuhr er dann fort, auf einen umfangreichen Stoß Briefschaften, Handschriften und Drucksachen deutend, die neben ihm lagen und die Paul schon lange als sein Eigenthum erkannt hatte.

Jetzt nach jener Frage sah er die Papiere genauer eins nach dem andern an, sonderte dann das bewußte Manuscript des Buchhändlers davon ab und sagte: »Ja, *diese* Papiere gehören mir, dies *eine* aber gehört mir nicht.«

»Sind Sie vielleicht auch der ungenannte Verfasser dieser Brochüren?« fragte der Beamte mit einem lauernenden Blick, da er nun das erste Nein erwarten zu können glaubte.

Aber er irrte sich. Paul sah sie einzeln durch und sprach dann ein lautes und festes »Ja!«

»So, das ist gut, das verkürzt Ihr Verhör sehr. Also Sie bekennen sich als Verfasser aller dieser Schriften?«

»Ja, mein Herr!«

»Ihre Aufrichtigkeit erfreut mich, Sie erleichtern mir mein Amt außerordentlich. Aber nun kommen wir zur *Hauptsache*, zu diesem Manuscript. Wem gehört dasselbe?«

»Das ist mir nicht bekannt, mein Herr. Es wurde gestern während meiner Abwesenheit in mein Haus gebracht und dort fand ich es Nachmittags um zwei Uhr vor.«

Der Beamte warf einen hastigen Blick nach dem Gesicht des Sprechenden. »So,« sagte er. »Haben Sie auch keine Ahnung, wer es Ihnen gesandt haben kann?«

»Eine *Ahnung*? O ja – aber eine Ahnung ist noch lange keine Gewißheit.«

»Nein, aber vielleicht wäre es gut – für Sie gut – wenn Sie dieser Ahnung einen Ausdruck geben wollten.«

»Das ist mir unmöglich. Meine Ahnungen gehören mir und darüber hat kein Mensch, auch kein Untersuchungsrichter, zu verfügen.«

Der Beamte zuckte, leicht erröthend, die Achseln. »Also Sie verweigern standhaft jede Auskunft, wer der Verfasser dieser Schrift ist –?«

»Den kenne ich ganz gewiß nicht!« sagte Paul mit dem unzweifelhaften Ausdruck wahrheitsvoller Betheuerung.

»Auch nicht den, der sie Ihnen gesandt hat?«

Paul stockte einen Augenblick, dann sagte er fest: »Nein, ich *will* ihn nicht kennen –«

»Aha, so steht die Sache! Mein Herr, ich erlaube mir Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie – zu Ihrem eigenen Besten – wohlthun werden, wenn Sie mir den Mann oder die Person nennen, die Ihnen diese Schrift gesandt hat. Es ist wichtig, sehr wichtig und es hängt Viel davon ab, ob Sie hier auch der Wahrheit die Ehre geben, wie bisher.«

»Ich bedaure, Ihnen nicht damit dienen zu können,« lautete die ruhig und fest gesprochene Antwort.

Es entstand eine Pause. Der Beamte sah nach dem Schreiber hin, bis dieser den Kopf erhob und ihm zunickte.

»Ich frage zum dritten Mal,« begann der Beamte wieder – »können und wollen Sie mir jene Person nicht nennen?«

»Nein, ich *kann* und *will* nicht, mein Herr!«

»Gut. Nun noch eine beiläufige Frage. Wovon leben Sie hier? Haben Sie über pecuniäre Mittel zu verfügen?«

»Ich habe mein gutes Brod hier, mein Herr. Ich baue gegenwärtig, nachdem ich schon *ein* Haus, das für den Banquier Ebeling vor dem Braunschweiger Thor vollendet, noch fünf andere. Außerdem habe ich bis vor ungefähr einem Jahre eine Zulage von einem Onkel bezogen, die sich auf zweihundert Thaler belief. Sie sehen also, ich bin hinreichend mit Mitteln zu meinem Lebensunterhalt ausgerüstet.«

»Das freut mich, ja, das freut mich. Hm! – Ist das Protokoll fertig?« wandte er sich zum Schreiber.

»Ja, Herr Polizeirath!«

»So lesen Sie es vor. Geben Sie Acht, mein Herr.«

Der Schreiber las sein Protokoll und als er damit fertig war, fragte der Polizeirath den Verhörten: »Können Sie dies Protokoll unterschreiben?«

»Ganz gewiß, geben Sie es her!«

Es war bald geschehen.

»Sie sind fertig – für *heute*, mein Herr!« sagte der Polizeirath, »und – und *das Uebrige* – *nun, das wird sich finden.*«

Paul mußte unwillkürlich lächeln, als er diesen Ausspruch zum zweiten Male vernahm. Er ergriff seinen Hut, verbeugte sich und wenige Minuten später stand er auf der Straße – ohne zu ahnen, daß ihn von diesem Augenblick an, auf Schritt und Tritt, ein vorsichtiger Beobachter begleitete – um endlich an seine Geschäfte zu gehen und zuletzt bei dem Banquier Ebeling einzutreten, der ihn schon den ganzen Tag voller Spannung erwartet hatte.

Bald wußte dieser, was er wissen konnte, aber er war still geworden, als er von Paul gehört, daß er den Namen des Buchhändlers verschwiegen habe. Später sagte Jener auch noch Frau Ebeling einen guten Abend und entfernte sich dann wieder, um in sein Geschäftsbureau zu gehen und die Arbeiten seiner Zöglinge zu besichtigen, die bei der Abwesenheit des Meisters in der Regel in's Stocken zu gerathen pflegen.

---

Zwei entsetzlich lang sich ausdehnende Tage waren es, die Alle, welche um's das Vorgehende wußten, in großer Unruhe und Sorge zubrachten, und Frau Ebeling vermochte sich gar nicht zu erklären, warum ihr Mann so schweigsam und ernst und Fritz so trübe gestimmt war; nur Paul van der Bosch allein schien diese Unruhe und

Sorge nicht zu empfinden, trotzdem ihm Frau Zeisig, die ihre Augen und Ohren überall hatte, berichtet, daß ein Mann, der wahrscheinlich ein verkappter Polizeibeamter sei, unablässig vor dem Hause auf und ab wandle und nicht nur die Fenster des Herrn Baumeisters, sondern auch die Hausthür im Auge behalte und alle Ein- und Ausgehenden beobachte.

»Lassen Sie ihn ungestört sein Werk verrichten und sprechen Sie gegen Niemand darüber,« erwiderte Paul diesen Bericht. »Der Mann ist zu beklagen und versieht einen traurigen Dienst, denn er muß über alle Begriffe langweilig sein.«

»Aber was will man denn nur von Ihnen?« fragte die gutmüthige Frau weiter. »Sie leben ja so harmlos wie ein Kind in Ihrem Hause und draußen haben Sie ja den ganzen Tag Ihre Arbeit?«

Paul lächelte sie freundlich an. »Das ist den Leuten noch nicht genug,« sagte er. »Man soll nur arbeiten, wie sie es wollen, und nur *die* Wege betreten, die sie für die Menschen gebahnt haben.«

»Aber das ist ja schrecklich, Herr Baumeister! Wenn ich nun nicht waschen dürfte, wie ich es gelernt habe, oder waschen sollte, wie ich es nicht verstehe, dann könnte ich ja meine Arbeit selbst beim besten Willen nicht verrichten – nicht wahr?«

Paul lächelte noch freundlicher. »Es liegt etwas Wahres in Dem, was Sie sagen, liebe Zeisig, aber nur *etwas*. Waschen Sie dreist weiter, wie Sie es gelernt haben, denn darum bekümmert sich die Polizei nicht.«

»Aber sie sollte sich doch darum bekümmern, Herr Baumeister, und lieber große Waschhäuser errichten. Das wäre wahrhaftig sehr nöthig, denn es ist eine Schande, wie jetzt so viele schöne Wäsche in den Maschinen verdorben wird, namentlich wenn sie so schmutzig ist, wie heutzutage an vielen Orten.«

Paul entließ seine Aufwärterin und setzte zwei Tage ununterbrochen seine Geschäfte fort. Am Ende des zweiten Tages aber sollte die Stunde schlagen, die ihn belehrte, *was das Uebrige sei, welches sich finden würde.*

Er hatte seine Geschäfte beendet und, einigermaßen ermüdet von den ihn von allen Seiten bedrängenden Gedanken, die aber seine geistige Klarheit und Regsamkeit in keiner Weise beeinträchtigten, sich um acht Uhr zu seinen Freunden begeben, um einmal den ganzen Abend bei ihnen zuzubringen. Es war schönes Frühlingswetter eingetreten, die Bäume knospeten, der Rasen grünte und der ganze Himmel zeigte sich in heiterer, ermunternder Bläue.

Solche Tage im werdenden Frühling wirken immer günstig auf das menschliche Gemüth; auch Paul fühlte sich dadurch erhoben und erfrischt, und mit leichterem Herzen trat er bei den Freunden ein, welche wußten, daß er heute kam und ihn mit Freuden schon einige Zeit erwarteten.

Kaum aber hatte er ihre Schwelle überschritten, als Frau Zeisig schon wieder athemlos erschien und einen uniformirten und bewaffneten Beamten von der Polizei mit dem Bemerken ankündigte, daß derselbe draußen

mit einem amtlichen Briefe stehe und eine Quittung verlange, daß er denselben dem Herrn Baumeister zu eigenen Händen übergeben habe.

Paul ging hinaus und Fritz folgte ihm. Der Polizeibeamte schien Ersteren zu kennen, denn er ging sogleich auf ihn zu und händigte ihm das Schreiben im Namen seines Chefs ein, mit der höflich vorgebrachten Bitte, die Quittung über den Empfang sofort auszustellen. Fritz öffnete seinem Freunde das Comptoir und hier schrieb Paul sogleich die verlangte Quittung.

»Nun,« sagte Fritz, nachdem der Beamte sich entfernt hatte und Paul den Brief uneröffnet in der Hand behielt – »willst Du ihn nicht lesen?«

»Gewiß, aber komm erst zu Deinen Eltern, denn nun werde ich endlich auch Deiner Mutter das Vorgehende mittheilen müssen.«

Man trat in Frau Ebeling's Zimmer und die beiden jungen Leute sahen schon von Weitem das Antlitz des Banquiers voller Spannung auf Paul gerichtet. »Nun,« fragte er hastig, »was ist es für ein Schreiben?«

»Er hat es noch nicht gelesen,« rief Fritz. »Ihr solltet dabei sein. Aber jetzt öffne es.«

»Hier ist eine Scheere,« sagte Frau Ebeling beklommen, indem sie sie hinreichte, »denn ich weiß schon, Sie zerstören nicht gern ein Siegel.«

Paul stand mitten im Zimmer, den Kopf etwas vornüber gebeugt, damit das Licht der bereits angezündeten Lampen besser auf das Papier falle, um ihn herum, mit

gespannt forschenden Mienen jede seiner Bewegungen verfolgend, standen die Uebrigen.

Kaum aber hatte Paul die ersten Zeilen des amtlichen Schreibens überflogen, so zuckte er schmerzlich zusammen und beinahe wäre der Brief seiner einen Augenblick bebenden Hand entfallen.

»Um Gottes willen!« rief Frau Ebeling, »was hat das zu bedeuten? Was steht in dem Briefe?«

Paul, zwar ganz bleich geworden, hatte sich aber schon wieder erhoben und stand nun fest und ungebrochen vor seinen Freunden. Sie alle überflog sein Auge mit einem seltsam funkelnden Glanz, und auf allen blieb es eine Weile liebevoll und doch voll bitteren Wehes hängen. »Was hier steht?« fragte er, ein mattes Lächeln versuchend – »o, o, hören Sie es an und staunen Sie wie ich, aber vor allen Dingen fassen Sie sich und lassen Sie keine Klage hören – hier steht, daß ich – die Gründe dafür anzugeben, hat man nicht für nöthig befunden – daß ich in achtundvierzig Stunden diese Stadt und in zweiundsiebzig das ganze Land zu verlassen habe, also, mit einem Wort, ich bin – von hier ausgewiesen, ohne mich gegen die Gesetze des Landes vergangen zu haben, – ausgewiesen, weil ich zufällig ein Ausländer bin und gedacht habe, wie ich meiner Organisation und Natur gemäß denken mußte, – ausgewiesen, weil ich so ehrlich und mitleidig war, den Mann nicht zu nennen, der mir eine Schrift zugesandt, deren Inhalt ich noch gar nicht kenne und wofür ich, da man den ›hochstehenden Verfasser‹ nicht ergründen kann, an dessen Statt gestraft werden soll. O!« –



Ja, ausgewiesen! In achtundvierzig Stunden ausgewiesen! Wer jemals einen solchen unwiderstehlichen Machtspruch, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel kommend, hat über sich ergehen lassen müssen oder erfahren hat, wie einem so vom jähen Blitzstrahl Getroffenen zu Muthe ist, der weiß, was ein solcher Machtspruch bedeutet. Er bedeutet Vernichtung der ganzen gegenwärtigen Existenz, Loslösung von allen Banden der Neigung und Gewohnheit, Verstoßung in ein neues unbekanntes Leben, und alles dies für ewige Zeiten mit dem unauslöschlichen Brandmal verbunden, das bei empfindsamen Naturen wie ein traurig quälendes Selbstbewußtsein, gleichsam ein ewig nagender Gewissensbiß, die Seele umklammert, das Herz zerdrückt und sich als ein qualvoller, aufgedrungener Begleiter auf dem ganzen ferneren Lebensgange erweist!

Aber diesen nagenden Gewissensbiß hatte der eben gelesene Machtspruch diesmal nicht zur Folge. Paul van der Bosch fühlte sich vollkommen frei von quälenden Selbstvorwürfen; er hatte nichts Unrechtes gethan, er hatte kein Gesetz verletzt, er hatte keinen Menschen gekränkt, keinem irgend ein Uebel angethan, und seine Natur war zu stolz, seine Männlichkeit zu fest begründet, als daß ein so ungerechtfertigter Machtspruch sie hätte beugen oder gar brechen können. Darum stand er auch jetzt aufrecht und fest bei dem unerwarteten Schlage; nur die Farbe seines Antlitzes wurde bleich und um seine Lippen spielte ein wehmüthiger Zug, der nur die augenblickliche Erschütterung seiner Seele verrieth.

Nicht so seine Freunde! Sie wurden durch diesen, den langjährigen Freund und Gefährten betreffenden Machtanspruch fast buchstäblich zu Boden geschmettert und konnten im ersten Augenblick, nachdem Herr Ebeling den Befehl mit bebender Stimme noch einmal laut vorgelesen, nicht begreifen, wie die göttliche Gerechtigkeit eine solche menschliche Ungerechtigkeit zulassen könne. Frau Ebeling war auf einen Stuhl gesunken und weinte laut; Fritz warf sich seinem Freunde an die Brust und schluchzte wie ein Kind; der Banquier ging mit wankenden Schritten im Zimmer auf und nieder, murmelte unverständliche Worte vor sich hin und beugte den grauen Kopf, als habe der Schlag ihn selbst getroffen, den die junge starke Eiche neben ihm kaum zu fühlen schien. Ja, Paul, als er diesen Schmerz seiner so geliebten Freunde sah, fühlte seine ganze männliche Kraft in seine Brust, in seinen Geist zurückkehren, und zu Frau Ebeling tretend und ihre Hände fassend, rief er:

»Meine lieben, lieben Freunde! Fassen Sie sich und machen Sie mir das Herz nicht noch schwerer, als es an sich schon ist. Der Schlag ist einmal gefallen und wir müssen ihn ertragen. Ich, ich bin kein Schuldiger, Sie wissen es ja, und doch hat er mich zumeist getroffen. Aehnliches ist schon Besseren begegnet, und wohl mir, daß ich noch Kräfte habe, daß ich noch jung bin und daß die Welt groß und weit ist, in der ich mich wieder mit Ehren emporarbeiten kann. Ja, und das werde ich, verlassen Sie sich darauf. Nur daß wir uns so schnell trennen müssen, ist

schmerzlich, für mich das Schmerzlichste. Aber auch dafür wird es, muß es einen Trost geben und – wie Gott ihn *mir* geben wird, so wird er ihn auch *Ihnen* geben.«

»Oho!« rief hier der Banquier, in dem sich so eben ein neuer Entschluß entwickelt hatte. »So weit ist es noch lange nicht. Ich denke noch nicht an diese Trennung. Wir haben noch zwei Tage vor uns. Es giebt noch eine Gerechtigkeit im Lande. Ja, ja, und ich weiß schon, was ich thun muß, – Fritz, laß sogleich meinen Wagen anspannen – glücklicherweise ist es noch Zeit, heute Abend zu handeln, und wir dürfen keine Minute ungenützt verstreichen lassen.«

»Was wollen Sie thun?« fragte ihn Paul mit seiner vollen beständigen Ruhe, während Fritz schon hinausgesprungen war, um seines Vaters Befehl so schnell wie möglich erfüllen zu lassen.

»Was ich thun will, fragen Sie? Nun, das liegt doch auf der Hand. Ich fahre sogleich zum Minister des Innern. Ich bin ihm genau bekannt, ich habe seit Jahren seine Geldgeschäfte betrieben –« er, er wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen – und dann, wenn das nichts hilft, fahre ich zum hanseatischen Residenten – auch den kenne ich – und er wird nicht zugeben, daß ein Kind seines Landes so ohne Weiteres und ohne etwas Straffälliges begangen zu haben, wie ein Strauchdieb aus dem Lande gejagt wird.«

Als er diese Worte mehr ausgestoßen als gesprochen, verließ er das Zimmer, um sich im Fluge anzukleiden;

und kaum kam er im schwarzen Anzuge wieder zum Vorschein, so meldete auch Fritz schon, daß der Wagen vorgefahren sei und daß er augenblicklich einsteigen könne.

Ohne ein Wort des Abschieds zu sprechen, denn sein Herz war zu voll dazu, verließ der brave Mann in sichtbarer Aufregung sein Haus und gleich darauf führten die raschen Pferde ihn von dannen, seinem Ziele zu. Unterwegs aber hatte er Zeit genug, sich einigermaßen zu beruhigen und auf die Worte vorzubereiten, die er den unfehlbaren Gewalthabern gegenüber sprechen wollte. –

Seine Excellenz der Minister des Innern pflegte Abends um neun Uhr zu soupiren und es fehlten noch fünfzehn Minuten an dieser Stunde, als der Banquier Ebeling sich bei ihm melden ließ. Einen namhaften Geldmann nimmt man immer an, auch wenn man schon Appetit hat, da man ja nie weiß, was sein Besuch zu bedeuten hat. Daher wurde denn auch ›dem alten Bekannten‹ der Zutritt freundlichst gestattet und dieser folgte der Erlaubniß auf dem Fuße. Als nun aber der Minister den immer noch aufgeregten Mann, der sonst so ruhig und würdig einherzuschreiten pflegte, so hastig bei sich eintreten sah, stutzte er, ging ihm entgegen und reichte ihm leutselig die Hand. »Mann!« rief er, »Ebeling! Wie sehen Sie aus – Sie haben doch nicht Bankerott gemacht?«

»Nein, Excellenz, ich gewiß nicht, aber man will einen Anderen schonungslos bankerott machen.«

»Man will? Schonungslos? Wie soll ich das verstehen?«

Der Banquier trug den Fall vor, der ihn hergeführt, und bat wenigstens um Aufschub des strengen Befehls. Allein

schon während er sprach, hatte sich das leutselige Gesicht Seiner Excellenz auffallend verändert, indem es sich um einige Zolle verlängerte und wie von dem Hauch einer empfindlichen Kälte überflogen wurde. Und als der Banquier nun mit seinem Vortrage fertig war, sagte er, die Augen in die ferne Leere richtend:

»So, so ist es, aha! Also der Baumeister ist einer Ihrer Bekannten?«

»Nein, Excellenz, er ist mein bester Freund, und der ehrenwertheste und fleißigste aller Männer.«

»Das mag wohl sein, hm! Aber Sie thun mir leid – Ihre Bitte, die Ihnen so gerecht erscheint, kann ich leider nicht erfüllen.«

»Warum nicht?«

Der Minister lächelte kopfschüttelnd, vielleicht über den dreisten Frager. »Warum?« fragte er. »Ei, das ist nicht so bald beantwortet wie gefragt. Doch Sie werden gleich einsehen, daß ich und warum ich Ihnen nicht helfen kann. Das Ministerium hat gestern einen Plenarbeschluß gefaßt, gegen alle Unruhistifer ohne Ausnahme energisch und consequent vorzugehen. Und dieser Mann, für den Sie bitten, ist ein Unruhistifer. In seinen Schriften, gedruckten und ungedruckten, die ich vor Augen gehabt, liegt nicht das Böse, wohl aber der Keim des Bösen, und den müssen wir vor der Geburt ersticken, da es den Umsturz vorbereitet. Das ist unsere Pflicht und dieser kann ich mich nicht entziehen.«

»Nein, nein, Sie irren sich, Excellenz,« rief der Banquier Ebeling und trat dem ›alten Bekannten‹ einen

Schritt näher, »Paul van der Bosch ist kein Unruhmstifter, in ihm liegt nichts Böses, nicht einmal der Keim dazu. Ich kenne ihn besser, meinen eigenen Sohn kann ich nicht besser kennen als ihn. Er hat nie und nimmer an irgend eine Art Umsturz gedacht –«

Der Minister streckte mit einer olympischen Miene die Hand abwehrend gegen den warm Redenden aus. »Mein Lieber,« sagte er mit diplomatischem Lächeln, »wo fängt der Umsturz an und wo hört er auf – wissen Sie das?«

»Ja, in diesem Falle weiß ich es,« sagte der Banquier mit Würde und Zuversicht. »In Paul van der Bosch fängt er nicht an und hört er auch nicht auf, und ich büрге für ihn mit meinem ganzen Vermögen, wenn es sein muß.«

Der Minister schüttelte erwägend den Kopf. »Hm!« sagte er, »das ist edel von Ihnen und der Mann muß Ihnen sehr theuer sein – aber halt! nein, es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht. Ich erinnere mich zu rechter Zeit – er ist ein Ausländer, wie?«

»Ja, ein Hanseate, aus Hamburg.«

»Den Teufel auch – das ist gerade das Schlimmste! Da oben gährt es stärker als anderswo, und gerade mit den Ausländern soll nach unserm Beschluß ein schneller Proceß gemacht werden. Mit einem Wort also – ich kann Ihnen nicht dienen – auf meine Ehre nicht!«

Das war genug gesagt. Der Banquier beugte hoffnungslos seinen grauen Kopf. »Also ich habe eine völlige Fehlbitte gethan, Excellenz?« fragte er mit einer Miene und Stimme, die von Wehmuth überflossen.

Der Minister ergriff seine Hand. »Ja, Ebeling, ja, ich kann nicht anders handeln, und in wenigen Tagen werden noch viele Ausländer über die Gränze wandern müssen.«

»So habe ich die Ehre, Ew. Excellenz mich zu empfehlen und ich bitte, mir meine Störung zu verzeihen.«

»O, gern, gern, alter Freund. Leben Sie wohl und Gott behüte Sie!« –

Der Banquier Ebeling sprang die Treppen des Hotels hinunter wie ein Jüngling. »Zum Hamburger Residenten, in der Schloßstraße Nummer 7!« rief er dem Kutscher zu.

Die Pferde flogen davon und in vier Minuten stieg der Banquier wieder aus und nahm immer zwei Stufen mit einem Mal, als er die Treppe erklomm. Oben angekommen, ließ er sich von dem einfach gekleideten Diener als Banquier Ebeling melden. Auch hier ward er angenommen und von einem schönen, würdigen Mann empfangen, der sein edles, ächt norddeutsches Gesicht ihm fragend entgegenkehrte.

»Wie komme ich so spät zu der Ehre, Sie bei mir zu sehen, mein lieber Herr Ebeling?« fragte der Resident.

Der Banquier trug ruhiger als vorher seinen Fall vor, aber auch hier erkannte er sogleich an der Miene des Gesandten, daß seine Bitte eine vergebliche sein würde.«

»Mein lieber Ebeling,« sprach der Hanseate mit weicher Stimme, »ich will Ihnen etwas sagen. Ich kann als Bevollmächtigter meines kleinen Landes viel für meine Staatsangehörigen thun, aber in diesem Falle bin ich leider ganz ohnmächtig. Es betrifft diesmal nicht *mein*

Land, sondern das, in welchem wir Beide eben stehen. Es ist eine rein innerliche, polizeilich-politische Angelegenheit, und in die Verwaltung des Auslandes darf ich – kann ich mich nicht mischen. Der arme Kerl dauert mich, seine Existenz am hiesigen Orte ist natürlich für alle Zeiten untergraben, aber – lassen Sie ihn doch nach Hamburg, seiner Vaterstadt gehen. Wenn er so brav und tüchtig ist, wie Sie sagen, wird er auch dort sein Fortkommen finden. Wir sind nicht so ängstlich in Betreff einer Schrift, die ein unbekannter Verfasser geschrieben hat, denn dadurch verliert unser Bestes – unser Credit nichts. Wie heißt er – ich habe den Namen nicht recht gehört –«

»Paul van der Bosch heißt er,« erwiderte der Banquier, schon halb verzweifelnd.

»Van der Bosch? Ei, das ist ja merkwürdig. Ist er etwa mit dem vor einem Jahre verstorbenen van der Bosch, dem alten Holländer aus Batavia, auf Betty's-Ruh bei Ritzebüttel verwandt?«

»Er ist sein Neffe, Herr Senator.«

»Wie – und um den bangen Sie?«

»Warum sollte ich denn nicht, er ist ja mein bester Freund –«

»Nun, dann kann ich Ihnen wenigstens *einen* Trost geben. Der junge van der Bosch wird nirgends verhungern. Sein Onkel, der vor Kurzem gestorben, hat wenigstens drei Millionen hinterlassen.«

Der Banquier Ebeling starrte den Sprechenden mit weit aufgerissenen Augen an. »Sprechen Sie wahr?« fragte er mit ganz heiser gewordener Stimme.



»Ich spreche stets nur das, was ich weiß, und das eben Gesagte weiß ich bestimmt. Ha! und diesen Mann weist man hier aus? O, schicken Sie ihn rasch nach Hamburg, dort kann man Millionaire gebrauchen.«

»So wünsche ich Ihnen eine gute Nacht und danke für Ihre gütige Auskunft.«

In ein neues Staunen ganz anderer Art verfallen, fuhr der Banquier nach Hause. Als er aber an seine Lieben darin dachte und die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen ihm vor Augen trat, wich das letzte Gespräch mit dem Senator rasch in den Hintergrund und die allgemeine Trostlosigkeit der Seinen tauchte wieder wie ein dunkles Gewölk vor ihm auf. Verloren für ihn, für seine Familie war Paul van der Bosch ein wie alle Mal, ihn erhielt er niemals wieder und das steigerte seinen Kummer bis zu einem hohen Grade, denn nun erst, da er ihn für immer verlieren sollte, sah er ein, wie innig und fest der ehemalige ›arme Student‹ mit seinem ganzen Hause verwachsen war. Aber die Millionen? Ha! da fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf. Wenn nun der Senator, der nur das sprach, was er wußte, sich dennoch irrte? Wenn die Millionen nur in seinem Kopfe vorhanden waren? Warum hätte denn, wenn sie wirklich vorhanden, der alte Professor nicht geschrieben und seinem geliebten Neffen das große ihn erwartende Glück nicht verkündet? Nein, nein, der Senator war im Irrthum, das stand bei ihm fest, und – er gab sich das Wort darauf – weder seine Frau noch Paul sollten für jetzt – diesen Irrthum des Hamburger Residenten erfahren, damit er ihnen nicht mit neuen Hoffnungen

schmeichele, die, wenn sie sich nicht erfüllten, nur neue Bitterkeit und Unruhe erzeugen mußten.

---

Einige Minuten nach zehn Uhr trat der Banquier Ebeling wieder in das Zimmer seiner Frau und fand die drei darin Anwesenden auf dem Sopha sitzend und ihn schon sehnsüchtig erwartend. Paul saß in der Mitte und Jedes der beiden Anderen hatte eine seiner Hände gefaßt. Als der Banquier aber sichtbar wurde, sprangen sie lebhaft auf und eilten ihm entgegen. Paul lächelte matt, als er das Gesicht des älteren Freundes studirte, denn er hatte sehr bald erkannt, daß seine Bemühung eine vergebliche gewesen sei.

»Ebeling, ich bitte Dich,« rief seine Frau ihm entgegen, »sprich, was bringst Du? O, dürfen wir hoffen, oder nicht?«

»Beruhige Dich,« sagte der Kommende, seinen Hut dem Sohne überlassend, »das wird das Nothwendigste für den Augenblick sein. Und was Ihr hoffen könnt? O Charlotte, hoffet auf Alles, auf Gottes ewige Vatergüte und eine glückliche, ja, gewiß eine glückliche Zukunft – aber auf jene Menschen, auf Einsicht und Milde hoffet nicht, denn es ist Alles, mit einem Wort, Alles vergeblich gewesen. Er« – und hierbei deutete er auf Paul – »ist ein Ausländer und – seine Ausweisung ist durch einen Plenarbeschluß des Ministeriums gefaßt, kann also nicht zurückgenommen, nicht einmal aufgeschoben werden.«

Frau Ebeling sah mit thränenschwerem Blick erst Paul, dann Fritz an und blieb endlich mit einer Art Starrheit auf den bleichen Zügen ihres Mannes haften, der ihnen nun ziemlich ruhig seine Unterhaltung mit dem Minister und einen Theil der mit dem hanseatischen Residenten erzählte. »Also so steht es!« rief sie händeringend, als er ausgesprochen. – »Aber Du scheinst doch so gefaßt zu sein,« fügte sie hinzu, sich selbst zur Ruhe zwingend – »giebt es denn Etwas auf der Welt, was Dich die ganze Sache in einem helleren Lichte betrachten läßt?«

»O, o!« dachte er im Stillen, »was die Weiber für einen Blick haben! Sie hat am Ende schon die Millionen in mir gewittert. Also ruhig, ich muß ihr ihren Wahn benehmen. – Mein liebes Kind,« sagte er dann laut, »nein, Du irrst Dich mit dem helleren Lichte. Aber daß ich gefaßter zurückkehre, als ich gegangen bin, ist wahr. Ich habe mich in Alles gefunden, und das müßt Ihr auch, da Euch nun nichts, nichts Anderes mehr übrig bleibt. Ja, ja, das ist mein einziger Trost, macht es wie ich und fasset Euch auch.«

»Wir sind es schon zum Theil,« sagte jetzt Paul, »und die es noch nicht sind, werden es hoffentlich bald werden. Ja, wir haben während Ihrer Abwesenheit schon hin und her berathen, wie ich meinen Abzug so schnell in's Werk setzen kann. Zu meinen Bauherren müssen Sie gehen, mein lieber Ebeling, dazu fehlt mir die Zeit und eigentlich auch der Muth. Ich mag den braven Männern nicht sagen, was mir begegnet ist, denn ich schäme mich,

ihnen zu offenbaren, daß ihre Polizei mich für einen gemeinschädlichen Menschen hält.«

»Natürlich,« rief der Banquier sogleich, »das übernehme ich von Herzen gern. Sorgen Sie nur für einen andern Baumeister, der ganz auf Ihre Ideen eingeht und die Arbeit da fortsetzt, wo Sie sie verlassen haben.«

»Den habe ich in Gedanken auch schon, lieber Freund. Morgen früh um sieben Uhr werde ich zu ihm gehen und er wird mit meinem Vorschlag wohl einverstanden sein.«

»Nein,« rief der Banquier, »Sie werden nicht zu ihm *gehen*, Sie werden *fahren*. Mein Wagen steht Ihnen den ganzen Tag zu Gebot, wie alles Uebrige, was ich besitze. Sie sollen sich in den letzten Tagen nicht anstrengen, damit Sie in den Stunden, die Sie übrig haben und die wir in Anspruch nehmen, nicht abgespannt und ermüdet sind.«

»Meine ganze freie Zeit habe ich Ihnen und Ihrer Familie schon im Stillen gewidmet,« erwiderte Paul warm, »und Ihren Wagen nehme ich dankbar an, da ich doch noch einige andere Dinge zu besorgen habe. Auch über meinen kleinen Besitz haben wir schon in Ihrer Abwesenheit verfügt. Meine Möbel übernimmt Fritz, zur Erinnerung an mich, bis ich sie einmal selbst wieder gebrauchen sollte; sie sind so gut wie neu und ganz modern.«

»Ja, und er will sie nicht einmal bezahlt haben,« fiel Fritz ein.

»O, o,« rief der Banquier, »nur jetzt nicht vom Geldpunct sprechen, mein Lieber. Das wird sich Alles finden.

Das verhandle ich allein mit ihm. Morgen oder übermorgen, wenn wir mit allem Uebrigen fertig sind. Ha, ja, Geld, das ist wahrhaftig jetzt nur Nebensache.«

»Auch meinen großen Koffer, der die erste schöne Reise mit uns gemacht hat, kannst Du nehmen,« fuhr Fritz fort, »und Kisten für Deine Bücher und sonstige Kleinigkeiten sind genug da.«

Paul nickte zustimmend, ohne darauf zu antworten, und der warmblütige Fritz, der seinem Freunde am liebsten Alles, was er besaß, gegeben hätte, hatte noch zahllose Vorschläge ähnlicher Art zu machen. So unterhielten sich die vier Menschen bis lange nach Mitternacht, dann aber trennten sie sich, mit Gefühlen, die wir zu beschreiben nicht versuchen wollen. –

Als Paul am nächsten Morgen, kurz nachdem er aufgestanden war, einen Blick auf die schon belebte Straße warf, überkam ihn ein seltsames Gefühl, für das er im ersten Augenblick keine Erklärung fand. Es kam ihm vor, als gehöre er schon nicht mehr hierher, als sei er fremd oder nur zum kurzen Besuche hier gewesen, und als habe weder Jemand an ihn noch er selbst an irgend Jemanden einen Anspruch zu machen.

Hatte diese letzte kurze Nacht oder irgend ein innerer, ihm verborgen gebliebener Vorgang diese Umwandlung in seinen Anschauungen bewirkt – er wußte es nicht; und je länger er das monotone Treiben auf der Straße mit ansah, über die er früher so oft mit inniger Sympathie hinübergeblickt, um so mehr widerte es ihn heute an, bis er endlich eine Art unsagbaren Ekels empfand und das

Fenster schloß, um wieder mit sich und seinen Gedanken allein zu sein.

»Wie,« sagte er sich, »bin ich bisher über mich selbst oder über die Menschen und Vorgänge in dieser Stadt getäuscht worden? Wenn ich Wenige ausnehme, die mich glücklich gemacht und denen ich eine ewige Dankbarkeit und Freundschaft bewahren werde, so sind mir alle übrigen Menschen sehr gleichgültig hier. Nein, wo ein vernünftiger Mensch nicht denken, sprechen und schreiben darf, wie es ihm um's Herz ist, wo er einen unsichtbaren Maulkorb tragen muß, wie der Hund einen sichtbaren trägt, damit er nicht beißen und kaum bellen kann, da kann er sich auch nicht heimisch fühlen, und er sehnt sich fort in die weite, ferne Fremde, von der er nichts erwartet und verlangt und die ihn also auch nicht täuschen wird.«

Und seltsam, – vierundzwanzig Stunden früher hatte er noch keine Ahnung davon gehabt, und die Revolution seines Innren mußte während dieser kurzen Zeit wohl eine bedeutende gewesen sein – er wurde mit einem Mal von einer unaussprechlichen Sehnsucht nach Freiheit, Ungebundenheit und unbeschränkter Freizügigkeit erfaßt, und wo anders konnte er diese Freiheit finden, diesen Trieb nach Unabhängigkeit von aller Willkür befriedigen, als in der Natur, die, in und durch sich selbst souverain, keinen Zügel, am wenigsten den eines Tyrannen duldet, der sie in Fesseln schlägt, in der steten Natur,

wo dem sich fühlenden Menschen unsichtbare Schwingen wachsen, mit denen er sich erhebt über das düstere Niveau der Alltäglichkeit und emporstrebt in lichtere Höhen, dahin, wo das Endziel aller sich freifühlenden Staubgeborenen ist und wo der beschränkte Unterthanenverstand wie die übermäßige Klugheit der weisesten Herrscher mit gleichem Maaße gemessen wird. –

Eine halbe Stunde nach obigem Selbstgespräch erschienen schon der unermüdliche Fritz Ebeling, um seinem geliebten Freunde einen Guten Morgen zu bieten und sich ihm für den ganzen Tag zur Verfügung zu stellen. »Wie hast Du geschlafen nach dem gestrigen schweren Abend, Paul?« fragte er.

»Gut, mein lieber Fritz, und so fest, daß ich nicht einmal aufgewacht bin.«

»Du hast eine glückliche Natur. Wer Deine Ruhe hätte! Wir Alle haben die ganze Nacht kein Auge geschlossen.«

»Diese Ruhe hat mir Gott gegeben, mein Lieber.«

»O, so danke ihm dafür. Ich wäre aus der Haut gefahren, wenn mir begegnet, was Dir. Aber nun sprich – hast Du schon bedacht, wohin Du Dich wenden willst? Sonst hat meine Mutter einen ganz hübschen Plan für Dich zu rechtgelegt –«

»Ja, bedacht habe ich es schon, aber ich habe noch keinen festen Entschluß gefaßt. Heute Abend, wenn wir mit Packen fertig sind, soll er bei Deinen Eltern festgestellt werden und Deine gute Mutter soll im Rathe gewiß eine der ersten Stimmen haben.« –

Eine Stunde später saß er im Wagen und fuhr zu verschiedenen Bekannten, denen allen er nur einige Minuten widmen konnte, und zu jenem jungen Baumeister, dem er seine Bauten übergeben wollte. Um elf Uhr schon fuhr er bei dem Banquier wieder vor und trat mit heiterem Gesicht bei der Hausfrau ein.

»Es ist Alles in Ordnung!« rief er ihr freudig entgegen, als handle es sich um ein großes Glück für ihn. »Meine Abschiedsbesuche, die ich nicht umgehen konnte, habe ich frühzeitig gemacht, ein Baumeister ist gefunden und morgen früh übernimmt er schon meine Eleven sammt allen Plänen und Entwürfen, die glücklicherweise in verschiedenen Mappen geordnet bezeichnet sind.«

Gleich darauf trat auch Herr Ebeling ein, der bereits bei seinen Freunden, den Bauherren Paul's gewesen war. Er erzählte, daß sie alle überaus betroffen gewesen wären und daß sie den Verlust ihres Baumeisters tief bedauerten.

Jetzt nahm man ein kräftiges Frühstück ein, da man erst spät zu Mittag essen wollte, und nach demselben begaben sich Paul und Fritz an die Arbeit des Packens. Der große Koffer nahm so ziemlich alle Kleider und Wäsche des Reisenden auf, aber eine Kiste reichte bei Weitem nicht hin für die Bücher und sonstigen Gegenstände, die Paul nicht im Stich lassen wollte.

»Das schadet nichts,« sagte der bei seiner hastigen Arbeit von Schweiß triefende Fritz, »und wenn es ihrer sechs werden. Ich sende sie Dir alle per Post oder Eisenbahn nach, wenn wir erst wissen, wo Du zu finden



bist. Dann hindert Dich der schwere Ballast nicht auf der Reise. Laß mich nur machen, Du sollst schon mit mir zufrieden sein.«

Auch Frau Zeisig half von Zeit zu Zeit bei dieser Arbeit mit, wenn ihre Thränen ihr die Mitwirkung nicht versagten, da dieselben immer periodisch in heftigen Anfällen bei ihr hervorbrachen. Paul wollte ihr darin nicht hinderlich sein und so ließ er sie ab- und zugehen und hörte bisweilen ihre Klagen an, wobei er sie zu trösten versuchte.

»Nein, nein,« schluchzte einmal die Frau, »mögen Sie sagen, was Sie wollen, ich weiß, was ich weiß: einen solchen guten Herrn, wie Sie mir einer gewesen sind, kriege ich niemals wieder –«

»Wer weiß, ob Sie mich selbst nicht noch einmal wieder kriegen!« tröstete Paul.

»Ach Gott, ach Gott, meinen Sie, daß Sie wiederkommen? O, das wäre freilich das Beste und mir das Liebste. Aber ich glaube es leider nicht; der Mensch ist nur einmal im Leben glücklich und dann niemals wieder. Ich war es, so lange Sie bei mir wohnten, Herr Baumeister, und von morgen an werde ich es nicht mehr sein.«

»Wir werden Sie trösten, Frau Zeisig!« sagte Fritz mit einem leisen Seufzer.

»Ach Sie! Sie werden selber des Trostes bedürfen, wenn Ihr Freund aus dem Thore ist – denken Sie an mich!«

Damit ließ sie die beiden Freunde allein und entfernte sich, um ihren Thränen wieder freien Lauf zu lassen. –

Mit ihrer Arbeit so anhaltend beschäftigt, bemerkten Paul und Fritz nicht, wie schnell ihnen die Stunden schwanden. Als sie mit Allem fertig, war es beinahe vier Uhr und nun mußten sie sich zu Tisch hinüber verfügen. Da Paul an diesem Tage nichts mehr zu besorgen und verschiedene kleine Geschäfte außerhalb des Hauses auf den nächsten Morgen verschoben hatte, so blieb er bei seinen Freunden und ging, etwa um sechs Uhr, als dieselben etwas Nöthiges zu thun hatten, allein in den Gatten, um auch von der jetzt so stillen Weinlaube Abschied zu nehmen, in der er einst so glücklich gewesen war. Hier suchte ihn etwas später zuerst Herr Ebeling auf und beide Männer wandelten nun in traulichem Gespräch unter den noch unbelaubten Weingängen auf und nieder.

»Ich freue mich,« sagte da unter Anderem der Banquier, »daß Alles so ruhig abgeht und eigentlich weit ruhiger, als ich gestern für möglich gehalten habe. Meine Frau, die anfangs so übermäßig traurig war, ist wie durch eine göttliche Eingebung besänftigt und jetzt wirklich vollkommen gefaßt. Es ist ein braves Weib und mir wahrlich zur Freude und zum Troste beschieden worden. – Doch ich habe noch einen anderen Punct mit Ihnen zu besprechen, und da wir allein sind, soll es sogleich geschehen. Es ist der unvermeidliche Geldpunct, mein Lieber.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Paul, fast heiter lächelnd.

»Nun, ich spreche im Ernst, lieber Bosch. Mit einem Wort – brauchen Sie etwas Geld? Nennen Sie mir irgend

eine beliebige Summe und sie steht Ihnen augenblicklich zu Gebote.«

»Wahrhaftig, nein! Ich habe sogar noch beinahe zweihundert Thaler in Vorrath, Dank Ihrer Freigebigkeit für den unbedeutenden Bau vor dem Braunschweiger Thor.«

»Gut, ich verstehe Sie, Sie wollen von mir nichts und vielleicht brauchen Sie auch vor der Hand nichts. Darf ich aber darauf rechnen, daß Sie sich meiner erinnern wenn Sie irgend wann, wo oder wie meines Beistandes bedürfen sollten? Denn ich will wirklich nicht bloß für jetzt, sondern für immer Ihr Freund sein – im ganzen Umfange des Worts.«

»Ich weiß es, ohne daß Sie es sagen,« erwiderte Paul voller Rührung, »und meine Dankbarkeit für dies und alles Uebrige erlischt nie.«

»Auch ich weiß das!« entgegnete der Banquier und beide Männer standen einen Augenblick still, sahen sich tief in die Augen und Beider Hände fielen fest in einander, so daß zur weiteren Erklärung kein Wort mehr gesprochen zu werden brauchte. –

Endlich war der Abend herangekommen. Man hatte sich in's Zimmer zurückbegeben, und nun, nachdem sich auch Fritz eingefunden, drängte Paul dazu, sobald Alle beisammen wären, zu berathen, wohin er sich zunächst begeben sollte.

»Warten Sie,« sagte der Banquier, »bis meine Frau kommt. Sie ist nur in die Küche, um nachzusehen, daß Alles nach ihrem Wunsche geschieht. Sie hat auch an ein

spätes Nachtessen gedacht und möchte Ihnen in den letzten Stunden noch etwas Gutes vorsetzen.«

»Ah, sie richtet mir die Henkersmahlzeit zu?« sagte Paul mit einem leisen Beben der Lippen.

»Ja, aber diesmal bereitet sie ein Engel von Weib. – Doch wo bleibt sie denn und wer schlägt denn die Haustür wieder so heftig zu? Ich weiß nicht, woher es kommt, jedes überlaute Geräusch regt mich heute so auf. Fritz, sieh doch einmal nach, wer so ungeschickt war, und dann schau Dich nach der Mutter um. Wir warten auf sie, sage ihr.«

Fritz befolgte auf der Stelle des Vaters Wunsch. Die beiden Zurückbleibenden saßen auf dem Sopha und hatten sich eben auf den Vorschlag des Banquiers eine Cigarre angebrannt. Letzterer hielt die Ohren immer nach der Thür gerichtet, um seine Frau und den nach ihr gesandten Sohn zu erwarten. Aber weder Frau Ebeling noch Fritz ließ sich sehen.

Da fing der Banquier, nachdem einige Zeit vergangen, mit leichtem Kopfschütteln an zu lächeln. »Ist es doch beinahe,« sagte er scherzend, »als hätte ich den Jochem hinausgeschickt, um den Hafer zu schneiden. Der Jochem schneidet den Hafer nicht und kommt auch nicht nach Hause. Aber mit dem Hund und dem Knüppel kann ich es leider nicht versuchen, die habe ich beide nicht zur Hand.«

Es entstand wieder eine Pause, und jetzt horchte auch Paul nach dem Flur hinaus, wo er zwei Stimmen mit einander flüstern zu hören glaubte. Endlich wurde Herr Ebeling ungeduldig. »Na,« sagte er, »da muß ich den Vers doch vollständig zur Wahrheit machen und nun will der Herr selber gehen und sehen, wo die Seinigen bleiben.«

Er stand etwas hastig auf und schritt eben der Thür zu, als diese sich rasch öffnete und Frau Ebeling und Fritz schnell hinter einander in das Zimmer traten, Beide aber mit Gesichtern, auf denen sich offenbar eine eben so große Ueberraschung wie Freude aussprach.

»Nun,« rief der Banquier ihnen entgegen, »was ist denn eigentlich los? Ihr sehet ja Beide ganz verklärt aus!«

Da traf ihn ein rascher Wink seiner Frau, der ihn sogleich zum Schweigen brachte.

»Ich habe draußen etwas mehr zu thun gefunden, als ich dachte,« sagte Frau Ebeling mit etwas kurzem Athem, »und muß die Herren um Entschuldigung bitten. Nun aber bin ich da und setze mich sogleich. Nehmt Ihr mich mit auf das Sopha? Ja? So, dann nehmen Sie wieder die Mitte ein, lieber Bosch. So ist es recht.«

So saßen denn die Drei und Fritz hatte ihnen gegenüber am Tische auf einem Stuhle Platz genommen. Dabei sah man dem jungen Mann eine Hast und Unruhe an, die er kaum länger zu unterdrücken vermochte, aber nur der Vater gewährte dieselbe, während Paul ruhig vor sich niederblickte und mit seiner Nachbarin Erlaubniß die feinduftende Cigarre vorsichtig weiter rauchte.

»Na,« rief Fritz mit einem Mal, »nun sind wir beisammen und jetzt kann die Berathung beginnen.«

»Ja,« nahm Frau Ebeling sogleich das Wort auf, »es ist dies leider der letzte Abend, den Sie bei uns verleben, lieber Bosch, denn morgen Abend um sechs Uhr müssen Sie mit dem Schnellzuge fort.«

»Mit dem Schnellzuge?« fragte Paul erstaunt. »Ich weiß ja noch gar nicht, wohin ich reise und ob überhaupt ein Schnellng dahin abgeht –«

Nun konnte sich Frau Ebeling nicht länger halten. »Aber ich weiß es!« rief sie. »Wohin wollen Sie denn eigentlich?«

»Das ist ja eben die Frage!« warf Paul ruhig hin.

»Mein Lieber, das ist keine Frage mehr,« rief sie frohlockend, »denn Ihr Ziel ist – wahrscheinlich und hoffentlich – gefunden.«

»Mein Ziel wäre gefunden?« fragte Paul verwundert. »Von Wem und welches ist es denn?«

»Das!« sagte Frau Ebeling mit starkem Nachdruck, zog dabei rasch einen Brief aus der Tasche und deutete mit ihrem rechten Zeigefinger auf eine bestimmte Stelle der Adresse desselben. »Und wie heißt Ihr Ziel?« fuhr sie fort. »Können Sie es nicht lesen? Cuxhafen heißt es.«

»Was?« rief Paul, von seinem Sitze aufspringend. »Vom Onkel – ein Brief?«

»Ja, vom Onkel Casimir!« rief Frau Ebeling frohlockend, »und Frau Zeisig hat ihn so eben in's Haus gebracht. Vom Onkel Casimir, der in Betty's-Ruh ist, kommt dieser Brief

und er ist in Cuxhafen auf die Post gegeben und dort gestempelt.«

Unter den vier Personen entstand eine große Aufregung, die, um sich zu legen, einiger Zeit bedurfte. Endlich aber rief der Banquier, der seine Cigarre irgend wohin geschleudert hatte und einige Mal im Zimmer hin und hergelaufen war:

»Das ist ja merkwürdig! Eben, in der letzten Stunde, sitzen wir sorgenvoll beisammen und überlegen, wohin Sie gehen sollen, und da schreibt der Mann! Bei Gott, das ist wunderbar!«

»Nein, mein Lieber,« rief Frau Ebeling mit strahlenden Augen, »sage vielmehr: Das ist Gottes Fügung. Er, er allein hat Ihren Onkel erleuchtet, daß er gerade jetzt schrieb, und der – ja, der ruft Sie an seine Seite. So denke ich es mir wenigstens, denn ich kenne den Inhalt des Briefes ja so wenig wie Sie.«

Paul nahm den so bedeutsamen und zur rechten Zeit anlangenden Brief in die Hand und besah ihn von allen Seiten. »Ja,« sagte er, »das scheint wirklich Gottes Fügung zu sein; aber ich zage, ihn zu öffnen, denn wenn er mich nicht rief, was dann?«

»Nun,« sagte Frau Ebeling, »dann sind wir ja beratend zusammen und stellen einen anderen Plan fest – öffnen Sie dreist – hier ist wieder die Scheere, aber diesmal ist es gewiß keine böse Parze, die Ihren Lebensfaden bei uns abschneidet.«

Paul trennte das Couvert, ohne das Siegel zu verletzen, und zog einen Bogen köstlichen englischen Papiers heraus, wie sein Onkel es früher nie in Besitz gehabt hatte. Es waren, wie man jetzt sah, sogar zwei Bogen und beide bis an den äußersten Rand mit kleiner Schrift ganz voll geschrieben.

»Na, darin kann Viel stehen,« sagte der Banquier mit funkelnden Augen, »ich bin so gespannt, daß mir die Hände beben!« Und die drei Millionen des hanseatischen Residenten kamen ihm plötzlich und unwillkürlich wieder in's Gedächtniß.

»Ich lese ihn gleich laut vor,« versetzte Paul, der im Stillen die beiden ersten Reihen überflog; »Geheimnisse giebt es nicht mehr zwischen uns.« Und er begann zu lesen, aber ach! wo blieben da die drei Millionen des Senators? Und wiederholt dankte der Banquier Gott im Stillen, daß er verschwiegen, was ihm der gute Mann, in einem Irrthum ohne Gleichen befangen, über den Reichtum des alten Holländers aus Batavia gesagt hatte.

Der Brief des Onkels Casimir aber lautete wie folgt:

»Mein lieber, theurer Paul, Neffe und Freund!

Endlich, endlich, wirst Du sagen, ein Brief vom alten Professor, dem Onkel Casimir, dem Erben von Betty's-Ruh, und wie alle meine Titel lauten mögen, – und endlich! sage auch ich – aber es ist wahrhaftig nicht meine Schuld, mein trauriger Junge, wenn ich so lange nicht geschrieben und Deine Neugierde etwas über die Gebühr in der Schwebe gelassen habe.



Wahrlich, Du wirst verzeihen, wenn ich Dir sage: ich *mußte* so lange schweigen, wenn ich Dich nicht in Unruhe und Sorge stürzen wollte, denn ich hatte Dir wahrhaftig nichts Angenehmes mitzuthemen.«

»Na,« unterbrach der Banquier den dies langsam und mit lächelnder Miene Lesenden, »das fängt gerade nicht sehr erbaulich an!« Und im Stillen setzte er hinzu: »O, der kluge Senator, der Millionenvererber! Da glaube Einer noch, was die Menschen faseln!«

»Wenn ich Dir Alles erzählen wollte,« fuhr Paul im Lesen fort, »was ich habe erleben und durchmachen müssen, so könnte ich ein ganzes Buch Papier verschreiben, aber das wäre doch schade, obgleich hier, wie in allen möglichen Dingen, auch davon ein sündhafter Vorrath vorhanden ist, und darum stehe ich davon ab und begnüge mich mit einzelnen Andeutungen, wobei ich Dich nur um Entschuldigung bitte, wenn ich Dir Manches zwei- oder dreimal sage, wenn ich Dir überhaupt nicht so logisch wie sonst erscheine und das mathematisch richtige Maaß außer Acht lasse, womit ich einst meine Vorder- und Nachsätze zu messen und meine Gedanken zu ordnen pflegte. Ach, lieber Gott, wo ist meine Logik und Mathematik geblieben! Der brausende Wind, der hier ganz anders pfeift als bei uns, hat sie mir wahrscheinlich fortgeweht und eine Art Wirbel in meinem Hirne erzeugt, wie ich ihn nie empfunden

und auch nie geglaubt habe, daß er in eines Menschen Hirn existiren könne, ohne es zu vernichten.

Doch halt – bis hierher und nicht weiter in der Klage, sonst kommst Du am Ende gar nicht zu mir und das ist doch der Hauptgrund, warum ich heute schreibe, die Hauptbitte, die ich Dir an's Herz lege, denn kommen mußst Du, ich flehe so lange, bis Du mich erhörst und mir mein jetziges Dasein wie ein mitleidiger Samariter ertragen hilfst.«

»Das wird immer besser,« unterbrach der Banquier den Lesenden wieder. »Aber was hat denn der Mann so Wunderbares zu klagen?«

»Du wirst es ja gleich hören: lieber Emil,« sagte seine Frau, die ihre hohen Erwartungen ebenfalls etwas sinken fühlte, obgleich sie einen stillen Triumph darüber empfand, daß sie in der Hauptsache des Inhalts sich nicht geirrt hatte.

»Es wird wohl nicht ganz so schlimm sein, wie er es macht,« warf Fritz lächelnd hin.

»Das scheint mir auch fast so,« bemerkte Paul. »Der gute Onkel ist durch einen plötzlichen Machtspruch – nur kam er von einer anderen Seite als bei mir – aus seiner glatten Bahn gerückt und nun tappt er überall im Dunkeln und sieht Gespenster auf allen Seiten. Doch hören wir weiter, er wird sich ja wohl näher erklären.«

Und er las:

»Ja, ich hätte Dich schon längst zu mir gerufen, mein guter Junge, wenn mein Gewissen es mir erlaubt hätte, nur zu meiner eigenen Erleichterung und zu meinem Troste einen Anderen seiner Gewohnheit und seinen Geschäften zu entziehen – und nun gar Dich, den ich so liebe und dem ich eher Ruhe als Unruhe gönne, mit welcher letzteren ich Dir in Betty's-Ruh, das sonst so schön ist, doch nur hätte dienen können. Nein, ich durfte Dich um meines eigenen Vortheils willen nicht Deinem Berufe, Deinen Arbeiten, Deinen großstädtischen Freuden und Genüssen entziehen, und so trug ich lieber meine Last im Stillen, so lange es ging. Jetzt aber, mein Junge, jetzt geht es wahrhaftig nicht länger, jetzt muß ich Dich stören und Dich wenigstens auf ein paar Wochen zu mir rufen, damit ich Dir meine Lage vorstelle, damit Du mir Deinen Rath geben und vielleicht helfen kannst.

Ich würde mich vielleicht auch jetzt noch nicht entschlossen haben, Dir diese Bitte vorzutragen, wenn ich nicht augenblicklich von meinem bisherigen Berather und Helfer, dem Rentmeister Hummer verlassen wäre. Der gute Kerl, der mir schon manche schwere Last abgenommen und unausgesetzt für mich thätig ist, obgleich er wahrhaftig mit seiner jetzigen Pachtung meiner Ländereien – womit er einen abermaligen Beweis seiner Hingebung geliefert – für

sich selbst genug zu thun hat, ist nämlich auf einige Wochen zu seinen Verwandten in Ostfriesland gereist, die er, glaube ich, nicht gesehen hat, seitdem er mit meinem Bruder aus Ostindien zurückgekommen ist; und nun, da er fort ist, fällt es mir erst mit einem Male so recht auf, ohne daß die alte Dralting mich dazu alle Tage zu stacheln braucht, daß ich eigentlich auf mich allein angewiesen und ohne jede werkthätige Hülfe bin. Nun, so habe ich denn also endlich mein Gewissen zur Ruhe gebracht, habe mich niedergesetzt und trage Dir meine Bitte schulgerecht vor, die, noch einmal sei es gesagt, dahin lautet: Dich auf einige Wochen von Deinen Geschäften und Freunden loszureißen und mir in meiner traurigen Einsamkeit Gesellschaft zu leisten, wo sich denn alles Uebrige von selbst finden wird.«

Frau Ebeling und ihr Mann hatten diese Worte mit großer Verwunderung angehört und sich gegenseitig schon oft fragend angeblickt. »Na, mein Gott,« rief Letzterer jetzt, da Paul eine kleine Pause eintreten ließ, »der Mann wird mir immer räthselhafter. Er stirbt ja beinahe vor Sehnsucht nach Ihnen. Aber das ist wahr, er konnte sein zartes Gewissen zu keiner passenderen Stunde beruhigen.«

»O, das ist nicht das Seltsamste,« rief Frau Ebeling. »Die Verhältnisse, in denen er lebt, die sind es, auf die ich am meisten gespannt bin, denn, ich kann mir nicht

denken, daß Ihr Onkel so schrecklich trostlos, verlassen und unglücklich ist, wie er schreibt. Bitte, lesen Sie doch weiter – mir ist immer, als müßte in diesem Briefe noch etwas Anderes als die ewige Klage kommen,« fügte nur Fritz noch hinzu, »was für eine Freude wird der alte Mann haben, wenn er hört, daß sein lieber Junge einen unbeschränkten Urlaub und nichts Anderes zu thun hat, als sich allein seiner Unterhaltung und seinem Troste zu widmen! Doch nun weiter, ha! es kommt richtig etwas Anderes – er belächelt schon, was er im Stillen gelesen hat.«

Paul hatte allerdings einige Zeilen weiter gelesen und dabei lächeln müssen. Jetzt aber las er laut:

»Mir ist es seltsam ergangen von dem Augenblick an, wo ich mein Haus verließ und wie ein irrender Pilgrim eine ganz neue Sphäre betrat, aber das wußte ich vorher, mir sagte es ein gewisses Ahnungsvermögen und ich habe mich nicht getäuscht, wenn ich auch Alles ganz anders gefunden, als ich vermuthet hatte. Ach, wenn ich einmal hier zum ruhigen Nachdenken komme, was mir freilich nur selten begegnet, da mir eben die gemüthliche Ruhe dazu fehlt, dann sage ich mir selbst, daß ich in eine neue Welt versetzt bin und daß ich wie ein Kind in derselben von vorn zu lernen anfangen muß, was mir mitunter recht schwer fällt, obgleich ich doch sonst von gesundem Begriffsvermögen bin. In dieser neuen Welt fand ich, wie schon gesagt, Alles ganz anders, als ich

erwartet, was mich umgab, war glänzender, wunderbarer, als ich je etwas geträumt, aber auch viel verworrener, mir unverständlicher, unbegreiflicher. In den ersten Wochen schwindelten mir fast die Sinne, ich wußte nicht aus und ein, ich tastete wie ein Halbblinder, oder richtiger gesagt, wie ein von zu strahlendem Glanze Geblendeter, aus meinem mir zugewiesenen Pfade dahin. Allmählig erst sammelte ich mich, fand mich zurecht in meinen Umgebungen, sah und hörte mit langsam erwachendem Bewußtsein, was um mich vorging, und nun bemühte ich mich, mir das ganze vor mir liegende Bild klar und mich mit meinem neuen Besitz vertraut zu machen. Aber ach, das war eine sehr schwere Aufgabe für mich alten Mann, mein Lieber; denn Alles, was ich vor mir sah, war mir neu und fremd, die Menschen, das Land, ihre Sprache und ihre Sitten, ihr Leben und Weben, ihr Denken und Trachten, ihr Arbeiten und ihr Genießen. Doch, was schwatze ich so Vieles, Du wirst mich doch nicht verstehen und ich besitze leider diesmal nicht die Gabe, mich Dir klarer zu machen. Zum ersten Mal in meinem Leben rufe ich hier die Wissenschaft vergebens zu meinem Beistand an, sie läßt mich treulos im Stich und ich taumele wie ein Schiff ohne Mast und Steuer auf einem unbekanntem Meere voller Klippen und Untiefen herum. Nein, Du mußt Alles selbst sehen, es mit Deinen Sinnen auffassen, und ich bin überzeugt, Dir bei Deiner frischen, jugendlichen Fassungskraft wird

Alles nach vierundzwanzig Stunden klarer als mir in einem ganzen Jahre sein.

Alles in Allem genommen, habe ich eine seltsame Erbschaft gemacht und es wäre mir lieber gewesen, wenn sie nicht an mich herangetreten wäre, aber Du hast sie mit mir gemacht – hier hast Du den Kern meines ganzen heutigen Schreibens – denn ich will, ich kann sie nicht allein behalten und genießen, mag sie sein wie sie will, mag zuletzt das Plus oder das Minus überwiegen, ich muß nothgedrungen einen Theilnehmer, einen herzlich Verbündeten an meiner Seite haben, der mir in allen Dingen beisteht, wo ich schwach und gebrechlich bin, und ach! ich, mein Lieber, bin, wie ich jetzt sehe, an vielen Stellen schwach und gebrechlich, da ich ja mein ganzes Leben lang meine Kräfte für diese Art von Existenz gar nicht geübt und sie nur nach einer einzigen Richtung angestrengt habe, was, wie mir scheint, doch auch seine Schattenseiten hat, da die erlangte Weisheit mir hier gar nichts nützen kann.

In dieser neuen Welt nun, in die ich wie aus den Wolken hineingefallen bin, habe ich ganz unverhofft einen wahren Berg mir ganz unbekannter Arbeit und Mühseligkeit vorgefunden. Um Dir nur eine kleine Musterkarte meiner Thätigkeit vor Augen zu führen, will ich Dir sagen, daß ich zuerst mit den Gerichten zu verkehren hatte, und allerdings kamen mir die Personen, die sie vertraten, mit großer Freundlichkeit und Aufmerksamkeit entgegen. Als ich aber

nach vielen, vielen Wochen mit den Gerichten fertig geworden, als Untersuchungen, Verhöre und wie dergleichen Zeug heißt, stattgefunden, nach denen ich gar nicht verlangt, die ich nicht veranlaßt habe, hatte ich mit einem Haufen Menschen zu thun, die eben so verwundert schienen, mich als ihren Herrn zu sehen, wie ich verwundert war, was ich mit so vielen überflüssigen Handlangern menschlichen Unverstandes anfangen sollte.

Und da mußte ich denn nothwendig eine strenge Sichtung vornehmen, mußte die Einen entlassen, die Anderen wo anders unterzubringen suchen, und o, wie viele unbeschriftene Wege mußte ich deshalb betreten, wie viele Bogen Papier besudeln, wie viele Reisen und Fahrten hierhin und dorthin unternehmen! Das betraf aber nur erst die Menschen, und nun kamen auch Thiere und Dinge aller Art hinzu. Ja, Thiere, denn auch Pferde, Rindvieh und Schaafe mußte ich verhandeln, Wagen verkaufen, wovon ich hier einen Ueberfluß vorfand, der mir ganz gottlos erschien. Doch ich sehe schon, ich werde nicht fertig mit der Aufzählung aller Schwierigkeiten, die ich fand, und ich will lieber davon abbrechen. Aber nun sage selbst: kannst Du Dir Deinen alten Onkel, den Bücherwurm, den Zahlenmenschen, der früher seine schwierigsten Gleichungen immer richtig aufgehen sah, kannst Du ihn Dir vorstellen, wie er sich unter allen diesen Dingen ausnahm, was für eine



traurige Figur er spielte, was für eine klägliche Miene er machte? Nein, das kannst Du nicht, aber Du kannst Dir gewiß vorstellen, wie es in mir wirrt und schwirrt, wie Alles in meinem Kopfe herum wirbelt und quirlt, nicht wahr?«

Paul hielt einen Augenblick inne und lachte herzlich, wobei ihn die Anderen weidlich unterstützten. »Ja,« sagte er, »ich stelle mir in der That vor, was für eine Figur er spielte und welche Miene er machte, o ja! Der alte Mann muß drollig genug dabei anzuschauen gewesen sein und er schildert bei alledem seinen Zustand ganz gut und verständlich, wenn er uns auch bei allen seinen Wiederholungen kein Wort sagt, was ihn denn eigentlich so confus gemacht hat.«

»Nein, nein,« versetzte der Banquier, »er macht uns nichts klar, eben so wenig wie ihm selbst seine Verhältnisse klar zu sein scheinen. Es wird wahrhaftig die höchste Zeit, daß Sie an seine Seite kommen, und dann werden wir ja wohl von Ihnen ein richtiges Bild von der Sachlage erhalten.«

»Nun, Paul,« scherzte Fritz, »was sagst Du denn nun zu dem Schnellzug morgen um sechs Uhr, he?«

»Ich sage nichts, lieber Junge, und bewundere nur den Scharfsinn und Fernblick Deiner Mutter. Doch davon nachher, erst laß mich den Brief zu Ende lesen, ich habe noch zwei fabelhaft eng beschriebene Folioseiten vor mir.«

»Deine Reise hierher – Gott sei Dank, daß ich so weit gekommen bin! – wird Dir allerdings einige Unbequemlichkeit, doch im Ganzen keine Schwierigkeit bereiten, wie es mir geschah, der ich in den letzten zwanzig Jahren nie weiter als von meiner Universitätsstadt einmal nach Hamburg zu Deiner Mutter und zurückgereist bin, wo es ja, wie Du weißt, keinen hohen Berg zu übersteigen oder ein breites Wasser zu durchschwimmen gab. Du fährst also zuerst auf der Eisenbahn nach Hamburg. Dort besteigst Du den ersten besten Dampfer, der nach Helgoland oder England geht, und lässest Dich in Cuxhafen bei »der alten Liebe«, dem dortigen Halteplatze, aussetzen. Die Verbindung zwischen Hamburg und Cuxhafen ist in jetziger Jahreszeit schlecht und unterliegt in Vielem dem Zufall. Hoffentlich ist Dir das Glück hold wie mir, ich brauchte in Hamburg nur zwei Tage auf eine Reisegelegenheit zu warten.

Von Cuxhafen an aber kann ich Dir guten Rath erteilen und den magst Du befolgen. In diesem hübsch gelegenen Hafenorte giebt es zwei Gasthöfe, der eine heißt Belvedere, der andere Bellevue. Der erste mag der beste und besuchteste sein. Indessen kehre Du nicht darin ein, so sehr man Dich auch an der Landestelle dazu einladen mag, sondern begieb Dich sofort auf den Weg zu mir, und das fange so an. An »der alten Liebe« dinge Dir einen Jungen mit einer Karre, der Dir Deinen Koffer fortschafft. Ihm sage, Du wollest nach der *Kugelbaake* zum *Vierländer*. Dies

ist ein reizendes kleines Strandhaus, in welchem der Bewohner desselben Nachts das allbekannte Baakfeuer unterhält. Es liegt hart an der See, innerhalb fester Deiche, in der Nähe zweier Bauernhäuser und dicht an der Kugelbaake. Dies Haus: »zum Vierländer« genannt, ist eigentlich kein Wirthshaus, aber die trefflichen Leute darin nehmen jeden Fremden gastlich und herzlich auf. Es ist dies das Ziel meiner liebsten Spaziergänge, denn auch hier setze ich, wie zu Hause, wenn es irgend möglich ist, meine meilenweiten Gänge Nachmittags fort. Du brauchst daselbst nur meinen Namen zu nennen und man wird Dich freundlich willkommen heißen, da man mich schon lange kennt. Ich sitze da gar zu gern auf dem Deich und schaue über das unermessliche Meer fort, und an dieser Stelle habe ich bisher meine schönsten und traulichsten Stunden verlebt. Ich pflege nämlich hier recht hübsche Studien zu machen, habe schon oft die Höhe und Kraft der Wellen, die seltsamen Abweichungen der Ebbe und Fluth, die Winddrehungen und dergleichen mehr beobachtet und berechnet und bin bei den guten Leuten vom ersten Tage an wie zu Hause gewesen.

In dieses Haus also begiebst Du Dich. Es liegt etwa eine halbe Stunde von Cuxhafen entfernt und der Weg, der auf dem schmalen Deich dahin führt, ist reizend und Du hast zur Linken immer Cuxhafen, Ritzebüttel und die ganze hübsche Umgegend, und

zur Rechten das große brausende Meer vor Dir, welches einem Menschen, der es noch nicht kennt, ganz erstaunliche Genüsse bietet, wie es auch mir geschah. Von dem Baakfeuerwärter *Whistrup* – so heißt der Mann – lässest Du Dir den Weg nach Betty's-Ruh beschreiben. Es geht anfangs immer auf Deichen quer durch das grüne Land fort, bis Du an eine kleine, auf Hügeln sich ausbreitende Waldung gelangst, hinter der, eine gute Stunde von der Kugelbaake entfernt, Betty's-Ruh schon deutlich genug zu sehen ist. Deinen Koffer gib Whistrup zur Aufbewahrung, ich lasse ihn später holen. Willst Du aber fahren, so bekommst Du in dem benachbarten Bauerngehöft einen Wagen, der Dich fast auf demselben Wege hierher führt wie der Fußsteig, nur verdecken Dir die Deiche dann, innerhalb deren Du fahren mußt, die ganze schöne Aussicht auf See und Land.

O, wie froh wollte ich sein, wenn Du erst auf diesen Deichen gingest oder auf diesem Wagen säßest! Ich sehne mich unaufhörlich nach Dir; denn mich hat mit einem Mal das bestimmte Gefühl erfaßt, Du allein wärest im Stande, mich aus meinem Dilemma zu erlösen und mir Ruhe und Freude zu geben. Und sieh, mein Junge, bist Du erst hier und nimmst Dich meiner Gutsherrnangelegenheiten an, dann fallen für mich wieder einige Stunden für meine Rechnungen und Gleichungen ab und ich kann wieder mit meinen lieben Büchern liebäugeln, die ich schon

lange habe kommen lassen, aber die ich noch nicht viel habe benutzen können. Apropos, Professor an der Universität ... bin ich auch nicht mehr! Ach, das war nicht mehr möglich, *die* Wonne liegt hinter mir, und ich habe auch *das* Opfer gebracht und meinen Abschied genommen. O! Doch still davon! Eile nur, so sehr Du kannst, und laß mich Dein gutes Gesicht bald wiedersehen; meine Weisheit ist zu Ende und ich dürste nach Deiner frischen Kraft und Deinem jugendlichen Muth, denn ach! ich bin trotz meiner großen Erbschaft – denn groß ist sie bei alledem – doch nur ein armer beklagenswerther Mann und eine Stunde bei meinen Büchern ist mir mehr werth, als das jahrelange Anschauen aller der Kostbarkeiten, die ich hier um mich versammelt sehe. Ja, lieber, guter Paul, eile, so sehr Du kannst, ich zähle die Stunden, bis Du hier sein kannst, und die alte Dralling, die sich natürlich hier *fühlt* und Dich auch mit Freuden erwartet, wird bis dahin, wo Du in unsre Nähe trittst, Dir ein weiches Bett, mit Damast und Seide überzogen, bereitet haben, denn dergleichen Tand ist hier in einer fabelhaften und in Wahrheit gottlosen Fülle vorhanden. Je eher Du Dich aber von Deinen Verhältnissen losreißen und zu mir eilen wirst, um so glücklicher machst Du Deinen alten, durch seine nicht ersehnte Erbschaft zugleich reich und arm gewordenen

Onkel Casimir.«

Als Paul diesen Brief zu Ende gelesen hatte, verharrten die um ihn Sitzenden eine Weile in Stillschweigen, denn offenbar hatte sein Inhalt auf Alle einen tiefen Eindruck gemacht und Jeder mochte wohl mit sich zu Rathe gehen, was er darüber sagen solle.

»Nun,« begann Paul endlich zu sprechen, indem er seine Freunde der Reihe nach forschend anblickte, »was sagen Sie zu diesem Brief?«

Der Banquier erhob seinen Kopf zuerst und sagte: »Ja, es ist ein höchst merkwürdiges Schreiben und in der That voller Widersprüche, die sich kein Mensch auf der Stelle wird entziffern können. Ihr Onkel ist reich und arm geworden, hat Alles viel großartiger und glänzender gefunden, als er erwartet, und doch befindet er sich in einer trostlosen Lage, aus der er sich nicht allein retten kann. Ha – versteht Ihr das?«

Da hob Frau Ebeling nach langem Sinnen ihr mildes Gesicht empor und sagte mit eigenthümlichem Lächeln: »Allerdings ist das Schreiben merkwürdig, aber eine Erklärung scheint es mir doch dafür zu geben, und sie ist sogar sehr einfach, lieber Freund. Ich wundere mich, daß Du das nicht auch findest, Ebeling. Ich glaube nämlich, der alte Mann, aus seinen bisher so einfachen Lebensgewohnheiten gerückt, kann sich nicht sogleich in sein Glück finden, und darum hat ihn der Glanz, den er gewiß vorgefunden, wirklich geblendet und verworren gemacht, wie er auch selbst sagt. Jedenfalls steht es mit ihm nicht so schlimm, wie er es macht, denn sonst – sonst –«

»Nun, was sonst?« fragte Paul, da Frau Ebeling plötzlich im Sprechen stockte, als hätte sie sich darauf ertappt, etwas zu sagen, was Niemand vor der Hand zu wissen brauchte. Von Paul aber so direct bedrängt, erröthete sie, faßte sich jedoch schnell und ergänzte ihre unterbrochene Rede mit den Worten:

– »Sonst hätte er gewiß früher geschrieben und sich nicht erst nach einem vollen Jahre nach seinem Neffen und dessen jugendlicher Kraft umgesehen.«

»Ja,« nahm der Banquier rasch das Wort, »das scheint mir auch so und ich stimme Dir darin vollkommen bei. Irgend ein Räthsel liegt allerdings in Betty's-Ruh und in dieser seltsamen Erbschaft begraben, aber es wird ja wohl noch zu lösen sein. Man weist Ihnen also eine hübsche Aufgabe zu, lieber Bosch, und Sie haben glücklicherweise Zeit genug, an diese Lösung mit aller Ihrer Kraft zu gehen. Sehen Sie da, wie die Vorsehung doch wieder so weise hier gewaltet hat. Was uns gestern noch so traurig, so ungerecht, so bitter erschien, erhält heute schon eine ganz andere Bedeutung – es liegt eine Art Geschick, die Alten nannten es Fatum darin – und dergleichen begegnet uns im langen Leben gar oft. Man muß also über kein Unglück, wie groß es auch sei, gleich den Kopf hängen lassen. Nein, hinauf mit der Stirn, mit den Augen, mit dem Geist, da oben über den Sternen wohnt ein guter Gott und er knüpft die Schicksalsfäden der Menschen auf eine ganz andere Weise zusammen, wie wir sie oft zusammengefügt haben möchten. So gehen Sie denn getrost auch an dieses Ihnen ohne Zweifel von höherer

Hand übertragene Geschäft. Sehen Sie sich die Dinge da oben an und denken Sie darüber nach. Sollten Sie Ihren eigenen Augen noch nicht genug vertrauen, so schreiben Sie mir, und diesmal, ja, diesmal, Charlotte, folge ich dem Rufe, und Dein lange genährter Wunsch wird erfüllt. Du gehst nach Wollkendorf und ich – ich gehe zu Paul und seinem Onkel nach Betty's-Ruh, und da beide Orte nur wenige Stunden von einander entfernt liegen, können wir zusammentreffen, so bald uns die Neigung dazu auffordert.«

Durch diese letzte Wendung war das Gespräch in eine ganz andere und gewiß Niemanden unangenehme Richtung geleitet worden, und in dieser wurde es fortgesetzt, bis die Stunde des Nachtessens gekommen war. Man ging diesmal viel ruhiger und sogar heiterer zu Tisch, als man es kurz vorher für möglich gehalten, und Frau Ebeling verstand es, diese heitere Stimmung bis zum Ende zu bewahren, worin sie ihr Mann und ihr Sohn, ein Jeder auf seine Weise, nach Kräften unterstützte. Dennoch fühlte sich Paul, als er abermals spät seine Wohnung aufsuchte, außerordentlich ernst und sogar feierlich gestimmt. Gerade die eben bei Tisch geführte heitere Unterhaltung ließ ihn empfinden, wie schwer ihm der Abschied von einer solchen Familie auf's Herz fallen würde. O ja, er verließ eine ihm lieb und theuer gewordene Heimat, in der er nicht nur eine geregelte Thätigkeit, Erfüllung eines edlen Berufs, sondern auch so viele Ermunterung, Freundschaft und Liebe gefunden, wie sie ihm wohl nie mehr an einem anderen Orte geboten werden konnten. Außerdem



aber regte ihn von Neuem die Art und Weise auf, wie er von dieser Heimat gerissen wurde, und zuletzt trat ihm die neue Lage, in der er sich bald an der Seite des Onkels befinden sollte, doch auch in sehr ernster Bedeutung vor Augen. In Wahrheit, dies Alles zusammen bot ihm Stoff genug zum Nachdenken und er blieb wohl noch eine Stunde in seinem Zimmer wach, um schon im gegenwärtigen Augenblick über die ihn erwartenden Verhältnisse mit sich zu Rathe zu gehen. »O wie wunderbar spielt das Leben mit dem Menschen!« sagte er sich. »Oft und lange fließt es in eintöniger, fast langweiliger Ruhe und Gleichmäßigkeit fort, die uns keinen frohen Hoffnungsblick in die Zukunft gestatten und uns die ganze Gegenwart als etwas sehr Oedes und Gleichgültiges betrachten lassen, und dann wieder giebt es Stunden und Tage, in denen es gleichsam in donnerndem Gebrause dahinstürzt und wichtige und ergreifende Ereignisse in solcher Fülle sammendrängt, daß wir in kurzer Zeit Jahre zu verleben glauben und plötzlich, fast ruckweise in eine ganz neue Lage geschleudert werden. Wir werden dann zu Handlungen und Entschlüssen hingerissen, die wir vorher nie bedacht und kaum für möglich gehalten haben, aber Gott sei Dank, wenn wir nicht selbst wissen, was wir thun, wohin wir uns wenden sollen, dann reifen diese Entschlüsse wie durch göttliche Eingebung oder Offenbarung in uns und es bauen sich Pläne im Umsehen auf, zu deren Entwicklung wir im gewöhnlichen Laufe der Dinge lange Zeit gebraucht hätten, und nun schreiten wir mit einer

Art Siebenmeilenstiefelschritt in der Erkenntniß der Dinge, Verhältnisse und Menschen fort. Ja, eine solche Zeit, einen solchen Tag habe ich auch jetzt erlebt und er hat mich gewiß gefördert, obgleich er mich für den Augenblick schwer genug betrübt hat. Aber gerade die Betrübniß – und das habe ich schon selbst gefunden – ist oft der kürzeste und beste Weg zum Glück, und so will ich ihn auch diesmal getrost wandeln und meiner Zukunft, mag sie sein, wie sie will, mit offenen Sinnen und mit unwandelbarem Vertrauen entgegengehen.« –

Mit solchen Gedanken begab er sich endlich zur Ruhe, um die letzte Nacht – vielleicht in seinem Leben – in der stolzen Residenz zu schlafen, die ihn seit seinen Studentenjahren in ihren Mauern beherbergt und deren Bewohnern er in Freundschaft und Liebe so nahe getreten war. Aber auch in dieser Nacht schlief er ruhig und fest und wachte am nächsten Morgen sogar viel später als gewöhnlich auf.

Geschäfte hatte er nur noch wenige abzuwickeln und diese wurden rasch in einigen Stunden des Vormittags abgemacht, da ihm ja auch heute der Wagen des Banquiers zu Gebote stand. Fritz Ebeling, der sich an diesem Tage keine Minute mehr von ihm trennen wollte, saß neben ihm im Wagen, stieg mit ihm aus, wo seine Gegenwart zulässig war, und erwartete geduldig seine Rückkehr, wenn Paul sich allein entfernt hatte.

Gegen Mittag betrat dieser seine Wohnung zum letzten Mal und nahm Abschied von Frau Zeisig.

Das war eine thränenreiche Viertelstunde von Seiten der guten Wäscherin und es schien ihr unendlich schwer zu werden, sich von ihrem lieben Herrn zu trennen. Es mußte aber doch geschehen und Paul verließ sie, um sich zum letzten Mal in das Ebeling'sche Haus zu begeben und daselbst nun wirklich die ›Henkersmahlzeit‹ einzunehmen. Um fünf Uhr endlich hatte auch hier die Abschiedsstunde geschlagen, wenigstens für Frau Ebeling, denn ihr Mann und Sohn wollten bis zum letzten Moment in der Nähe des geliebten Freundes bleiben, und ihn zu diesem Ende bis zum Bahnhof geleiten.

Frau Ebeling hatte sich aus dem Speisezimmer, wo man bis kurz vor dem Aufbruch verweilt, in ihr stilles Cabinet zurückgezogen, um in möglichster Ruhe den Augenblick herankommen zu sehen, der ihr nun nicht länger erspart werden konnte. Kaum hatte sie das trauliche Gemach erreicht, das so oft Zeuge so wichtiger und bedeutungsvoller Unterhaltungen gewesen war, so trat auch schon Paul hinter ihr ein und, indem er rasch auf sie zuschritt, faßte er ihre beiden Hände und sagte mit weicher und doch männlich fester Stimme:

»Meine liebe Frau Ebeling! Lassen Sie mich die letzten Worte rasch sprechen, denn es thut weh, von Menschen scheiden zu müssen, die wir so lieben, wie ich Sie liebe. Wohlan denn, so hören Sie nur das Eine. Sie, gerade Sie, haben mir durch Wort, That und Mitgefühl unzählige Wohlthaten erwiesen und, glauben Sie mir, ich bin Ihnen bis an mein Lebensende dankbar dafür. Das war es, was

ich Ihnen sagen wollte, sagen mußte, alles Uebrige denken und – schreiben wir uns, nicht wahr?«

»Ja, ja, wir schreiben uns, und recht bald, recht oft – und recht viel. O, daß Sie einmal fort mußten von uns, wußte ich lange und ich habe mich darauf gefaßt gemacht, daß es aber auf diese Weise und so rasch kommen würde, habe ich nicht gedacht und das macht mein Herz beben und erfüllt es mit größern Schmerz. Doch ich will nicht klagen, Sie klagen ja auch nicht, und tragen Ihr Schicksal männlich und standhaft. Das bin ich von Ihnen gewohnt und deshalb bin ich doppelt stolz auf Sie. Gehen Sie mit Gott! Die drei ersten Verse des schönen Spruches Ihrer Mutter haben Sie oft genug in Anwendung bringen können, nun geht mein Wunsch dahin, daß der letzte sich erfülle und das Glück Ihnen jeden Tag komme – und dann – und dann –«

Sie konnte nicht weiter sprechen, Thränen erstickten ihre Stimme. Sie fiel Paul um den Hals und küßte ihn herzlich, lange, wie nur eine Mutter ihren geliebten Sohn küssen kann.

Da traten Herr Ebeling und Fritz herein, Letzterer geknickt wie ein schwaches Rohr und vom tiefsten Schmerz so gepreßt, daß er nicht einmal eine Thräne vergießen konnte. Aber dafür seufzte er um so mehr, und auch jetzt wieder, wie den ganzen Tag vorher, so oft es nur ging, hielt er sich dicht bei seinem geliebten Freunde, um wenigstens seine Kleider zu berühren, wenn er nicht immer seine Hand halten konnte.

»Kommen Sie,« sagte Herr Ebeling mit männlicher Fassung, »der Wagen ist vorgefahren und wir haben einen weiten Weg.«

Paul warf noch einen Blick auf Frau Ebeling, einen zweiten im Zimmer umher und dann verließ er es, und wenige Augenblicke später war er in den Wagen gestiegen, von vielen Augen im Hause verfolgt und bis zum letzten Schritt darauf begleitet, denn alle im Hause Beschäftigten liebten den Freund ihres Herrn und sahen ihn nur mit Schmerzen aus demselben scheiden.

Als der Wagen mit den drei Männern rasch dahin rollte, fing es an in Strömen zu regnen und die Nacht schien sich zeitiger als sonst auf die große Stadt herabsenken zu wollen. Als man aber das entfernt liegende Thor erreichte, hatte der Himmel sich schnell wieder aufgeklärt und ein großes Stück heiterer Bläue spannte sich weit über die Gegend aus, wohin der rasselnde Dampfwagen den Reisenden entführen sollte.

Stark und muthig wie immer, weder die hinter ihm grollende Nacht fürchtend, noch von dem vor ihm aufdämmernden Tage zu Großes hoffend, saß er neben den beiden schweigsamen Freunden, von denen bald der Eine bald der Andere ihm im Stillen die Hand drückte.

So kam man auf dem Bahnhof an und der Zug ging glücklicherweise bald ab. Noch ein Druck der Hand, noch eine innige Umarmung und dahin brauste der feurige Wagen, der den treuen bewährten Freund des Ebeling'schen Hauses in die weite unbekannte Fremde führte, während die beiden Zurückgebliebenen unbeweglich

auf dem Perron standen und den abjagenden Zug so lange mit den Augen verfolgten, als er zu erreichen war.

Wir aber wollen diesmal den Reisenden begleiten und mit ihm in die Fremde ziehen, um endlich das einförmige Leben in der großen volkreichen Stadt zu verlassen und hinaus in eine neue, viel größere Welt, in die freie Natur, an die wogende See zu gelangen, durch Wald und Flur zu eilen und dort den frischen Athem der göttlichen Schöpfung zu trinken, vor allen Dingen aber an der Lösung des inhaltreichen Räthsels Theil zu nehmen, das auch für uns noch auf Betty's-Ruh lastet und welches zu errathen der gute Professor der Mathematik, Casimir van der Bosch, trotz aller seiner Gelehrsamkeit und seiner ewig stimmenden Gleichungen, bisher nicht im Stande gewesen war.

## SIEBENTES KAPITEL. EIN NEUE BEKANNTSCHAFT AN DER KUGELBAAKE.

Wenn irgend Etwas die Macht besaß, den Gefühlsturm zu besänftigen, der nach dem eben geschilderten Abschied in Paul van der Bosch trotz seiner äußerlich zur Schau getragenen Ruhe ausgestiegen war, und wenn irgend Etwas die Bedrückung und Niedergeschlagenheit seines Gemüths, die nach jener so plötzlich hereingebrochenen polizeilichen Ausweisung in ihm Platz gegriffen hatte, mäßigen konnte, so war es die allmähig bei ihm sich einstellende Freude, den guten alten Oheim wiederzusehen und ihm in seiner Bedrängniß zu helfen, von

der er beim besten Willen keine richtige Vorstellung gewinnen konnte. Aber noch etwas Anderes kam hinzu, ihn rascher über jene Trennung und diese Niedergeschlagenheit fortzuheben, und das war die neue Scenerie, die sich nun bald vor seinen Augen entwickeln sollte und die jederzeit und überall eben so belebend wie erfrischend auf das menschliche Gemüth zu wirken pflegt.

Schon die Reise an und für sich, die Zerstreuung, die sie bot, der rasche Wechsel der Orte, die Begegnung mit fremden und meist heiteren Menschen, regte ihn lebhaft an, und als er nun bei dem ruhigen Sitzen auf dem ihm zugewiesenen Platze Zeit genug zur genauesten Ueberlegung aller seiner augenblicklichen Verhältnisse gefunden, als er sich selbst klar geworden war und sich aus der düsteren Vergangenheit in eine wenigstens friedvolle Gegenwart hineingearbeitet hatte, da öffneten sich auch seine seit drei Tagen der Außenwelt verschlossenen Sinne wieder, da sah er, was die Menschen um ihn her thaten, da hörte er ihre Worte und verstand sie, da nahm er schon Antheil an dem ganzen äußeren Lebensgange, und das ist immer ein bedeutender Fortschritt zum selbstthätigen Leben und Wirken.

Wunderbar rasch verflogen ihm die ersten Stunden unterwegs, und bald nahmen seine Augen eine frischere, fröhlichere Umgebung wahr. Wo war der Staub, die Enge, die übermäßige Fülle geblieben, die ihn noch vor wenigen Stunden umdrängt und beängstigt – Alles war fort, wie von dem freieren Athem der Schöpfung weggefegt. Grüne Wiesen und Saatfelder, frisch knospende Wälder

und Gebüsche, stattliche Gebäude in einem fremdartigen Styl tauchten um ihn her auf allen Seiten auf, und bald fühlte er sich mitten in die neue Welt hinein verpflanzt, während die alte, eben verlassene immer weiter in den Hintergrund seiner Erinnerung zurücktrat.

Als er nun aber gar in die Nähe der Stadt Hamburg gelangte – o, was für ein neuer und großer Horizont eröffnete sich da plötzlich vor seinem aufschauenden Blick! Ach, bis zu dieser Stunde hatte er nur noch wenige und meist trübe Erinnerungen aus seiner Vaterstadt bewahrt. Seine daselbst zugebrachte Jugend war keine liebliche Knaben- und Jünglingszeit gewesen, er war in Noth und Bedrängniß aufgewachsen, und namentlich die Noth und Sorge seiner guten Mutter, die ihn noch viel mehr bedrückt als die eigene, hatte er nie aus dem Gedächtniß verloren. Noch immer sah er im Geiste vor sich das enge Haus, worin die Mutter damals gewohnt und der Onkel Casimir hülfbringend sie besucht, noch sah er die schmutzige Druckerei und den kalten dumpfigen Laden der Leihbibliothek, und alles Das trat jetzt, da er sich diesen Orten näherte, wie zum zweiten Mal lebendig geworden, vor seine beklommene Seele. Aber wie hatte sich in Hamburg Alles seitdem verändert, wo waren jene engen Straßen mit den armseligen schmalen Häusern und Höfen geblieben? Ach, der große Brand im Jahre 1842 war zwar wie ein vertilgender Sturmwind über die regsame Stadt gebräust, aber über dem kahlen, rauchgeschwärzten Trümmerfelde war ein neues herrliches Leben emporgeblüht, und prachtvolle Paläste, herrliche Denkmäler



hanseatischer Gewerbtätigkeit tauchten ihm aller Orten auf und er betrat seine alte gute Vaterstadt wie eine ihm vollkommen fremde, deren Leben, Handel und Wandel sich seit jener Zeit, wo er sie nicht gesehen, verzehnfacht zu haben schien. Und nun gar, wie sah Hamburg an den Ufern seiner Weltstraße, der Elbe aus! Als Paul am nächsten Morgen sich zuerst nach dem Hafen fahren ließ, war er erstaunt, den Wald von Masten und die in weiten Wasserstraßen neben einander liegenden Schiffe zu sehen, von denen er wirklich nur eine schwache Erinnerung bewahrt hatte. Rüstig und wohlgemuth regten sich hier in dem heiter spielenden Sonnenschein tausend flinke Hände, es war ein Kommen und Gehen, ein Jagen und Treiben ohne Ende; überall sah und erkannte man, was die Menschen unternahmen und warum sie es so und nicht anders anfaßten; es war nicht das wirre Durcheinander der großen Residenz, wo Einer an dem Andern rastlos und scheinbar zwecklos vorüber rennt und Niemand sieht, was durch das athemlose Laufen und das ewige Drängen zu Stande gebracht wird.

Nachdem Paul dieses Treiben an verschiedenen Stellen des Hafens längere Zeit mit immer wachsendem Antheil betrachtet hatte, glaubte er schon ein ganz anderer Mensch geworden zu sein. Das ihn umgebende heitere Bild fand Eingang zu seinem Herzen; seine eigene Heiterkeit erwachte, sein jugendliches Gemüth, nie zum Tiefsinn geneigt, riß sich von allen es bedrängenden Fesseln los und wie neu geboren schaute seine Seele in die

klare, lichte Welt selbst mit klarem und lichtem Auge hinein.

Da er bei seinem ersten Besuch des Hafens nicht gleich ein Schiff fand, das ihn mit nach Cuxhafen nehmen konnte, so mußte er sich in Geduld fassen und noch einen Tag länger in Hamburg bleiben, als es in seiner Absicht gelegen. Auf Fritz Ebeling's Rath war er in Streit's Hôtel eingekehrt, aber von dem Vorschlage desselben, seinen Freund Hugo Baring aufzusuchen, nahm er Abstand, da er der Führung desselben durch die Stadt und Umgegend entbehren zu können glaubte und überdieß mit keinem Fremden mehr über die Verhältnisse seines Onkels reden mochte. Indessen sollte der Rath, gerade in das genannte Gasthaus einzukehren, sich bewähren und ihm gute Früchte tragen. Als er bei Tische saß und dem Gespräch zweier ihm gegenüberstehender junger Männer zuhörte, das sich zuerst um kaufmännische Geschäfte und dann um ihre bevorstehende Fahrt nach Bremerhafen drehte, mischte er sich in die Unterhaltung und fragte den Einen von ihnen, der ihn schon lange mit freundlichen Blicken betrachtet hatte, ob er nicht wisse, wann das nächste Dampfschiff nach Cuxhafen abgehe.

Der junge Mann verbeugte sich höflich und erwiderte: »Nein, leider weiß ich das nicht, die Schiffe gehen erst im Sommer regelmäßig ab. Es wird indeß stets durch die Zeitungen bekannt gemacht.«

»Wenn Sie nach Cuxhafen wollen,« nahm nun der zweite Fremde das Wort, »und auf das gewöhnliche Postschiff warten, so müssen Sie wahrscheinlich noch drei oder vier Tage Geduld haben.«

»Nein, so lange habe ich keine Geduld,« entgegnete Paul; »ich wäre am liebsten schon heute abgereist, da ich wirklich nach Cuxhafen will, und so werde ich den umständlicheren Weg zu Lande wählen müssen.«

Der junge Mann ihm gegenüber lächelte überaus freundlich. »Wenn Sie mit *uns* reisen wollen,« sagte er gleich darauf, »so soll Ihre Gesellschaft uns sehr angenehm sein. Ich gehe morgen selbst mit einem Dampfer meines väterlichen Geschäfts nach Bremerhafen, und dieser Herr, mein Freund, begleitet mich. Wenn ich auch nicht in Cuxhafen anlege, so kann ich Sie doch leicht an »der alten Liebe« absetzen. Damit Sie aber wissen, wer ich bin, so erlaube ich mir Ihnen meine Karte zu reichen.«

Paul dankte für das freundliche Anerbieten und nahm es sogleich an; darauf wechselten die drei Herren ihre Karten und die neue Bekanntschaft war gemacht. Man trank noch eine Flasche Wein zusammen und traf die Verabredung, morgen früh um sieben Uhr von Streit's Hôtel gemeinschaftlich nach dem Dampfer zu fahren, der in der Nähe des Stintfangs vor Anker lag und sein nach Bremerhafen bestimmtes Gut schon eingenommen hatte. –

Der Morgen des nächsten Tages war angebrochen und Paul war mit seinen neuen Bekannten nach dem Hafen abgefahren. Es war ein überaus warmer, fast schwüler

Maitag, der ganze Himmel mit grauen Wolkenschichten verschleiert und fast kein Luftzug zu spüren.

»Schade,« sagte der junge Kaufmann aus Bremen, als sie den stattlichen Dampfer erreicht und in der komfortabel eingerichteten Cajüte desselben es sich bequem gemacht hatten, »es wird unterwegs Regen geben und dann ist die Fahrt nach Cuxhafen trübselig und langweilig genug. Aber lassen Sie uns so lange wie möglich auf Deck geben, Herr Baumeister; da Sie zum ersten Mal die Elbe hinunterfahren, wird Ihnen das Ufer zur Rechten und das Treiben auf dem Wasser selbst gefallen. Wenn Sie eines regenfesten Mantels bedürfen, so bin ich damit dreifach versehen.«

»Ich desgleichen,« erwiderte Paul, »und ich brauche bloß meinen Koffer zu öffnen –«

»Lassen Sie ihn zu – die Röcke liegen hier zur Verfügung bereit, so – da sind sie schon – und nun kommen Sie hinauf.«

Die drei Männer nahmen ihre Regenmäntel über den Arm und stiegen aus der Cajüte auf Deck, um in aller Gemächlichkeit den Wechsel der Scenerie zu betrachten, der sich ihnen bot, sobald der Dampfer sich in Bewegung gesetzt hatte.

Es ist eine wunderbare und reiche Welt, die den aus dem Hamburger Hafen Absegelnden umgiebt, und wer Interesse daran findet und ein Herz für das Seeleben hat, wird die ersten Meilen keine Minute ohne Befriedigung zurücklegen. Zuerst fahren wir an zahllos uns umgebenden und ruhenden Schiffscolossen vorüber, die ihre

Fracht löschen oder neue nach irgend einem fernen Welttheile einnehmen. Größere und kleinere Communicationsdampfer schießen von allen Seiten, nach allen Richtungen über die Elbe herüber und hinüber. Hier wird ein schwerer vollgeladener Dreimaster von einem stöhnenden Schleppdampfer gegen die anströmende Fluth hinausbugsiert, dort kommen zwei, drei – nein, sechs, acht unter weißem Segelwalde steuernde Schiffe mit voller Fluth vom Meere herein. Zwischen allen diesen großen Schiffen tummeln sich flüchtig wie Schwalben, Boote aller Art, Kutter, Ewer und Jollen herum, theils vom Winde oder der Fluth, theils von rudernder Menschenhand fortgetrieben; Alles ringsum ist in Bewegung, selbst die auf hohem Hügel und unten am Wasser gelegenen Häuser von Altona scheinen es zu sein, an denen unser schneller Dampfer vorüberrauscht und im Abgehen noch hundert Grüße an alte Bekannte nach allen Seiten spendet.

Paul stand vergnüglichen Sinnes neben seinen Reisegefährten und blickte heiter angeregt auf die an ihm vorüberfliegenden Bilder hin. Alles, was er sah, war ihm neu, interessant, er konnte mit seinem raschen Blick kaum Alles erfassen, denn der flüchtige Schraubendampfer lief trotz der ihm entgegenströmenden Fluth schnell hinaus und bald hatte man das betriebsame, düstere Altona mit seinen schwarzbraunen Häusern hinter sich und gelangte an die malerische grüne Hügelkette, die von hier aus bis weit hinter Blankenese sich ausdehnt und dem Reisenden mit ihren Landhäusern, Thürmen und Brücken so

viele Reize bietet, daß er sie niemals vollkommen überschauen kann.

Als man das Auge hinreichend gesättigt hatte, die Ufer flacher wurden und weniger Schiffe in Sicht kamen, lud der Bremer Kaufherr seine Gäste ein, sich mit ihm zu einem Frühstück nach der Cajüte zu verfügen. Der junge Mann schien sich für seine kurze Reise gut versorgt zu haben, denn Paul glaubte Alles auf dem Tische zu finden, was der leckerhafte Gaumen des verwöhnten Menschen nur begehren mag. So speiste man denn reichlich und kehrte dann wieder auf Deck zurück, wozu namentlich Paul trieb, der nicht genug von dem Seeleben sehen konnte, da er, je länger er es sah, um so größeres Gefallen daran fand.

Man war ziemlich weit vorgerückt, während die Herren gefrühstückt, und steuerte schon Glückstadt entgegen, und immer noch war die Luft still und der Regen hing wie in bleiernen Wolken fest am Himmel. Hier nun bot sich den Reisenden ein neuer Anblick dar. Es kamen große englische Dampfer von Hull und Liverpool und endlich gar einer der größten hanseatischen Newyork-Emigrantenfahrer angerauscht, der seinen Wettlauf über den atlantischen Oeean eben siegreich beendet hatte. Paul staunte mit großen Augen alle diese Wunder an und was er neulich gesucht, wonach er sich gesehnt: Natur, Freiheit, Unbeschränktheit – es trat ihm immer näher und näher entgegen, und bald, bald würde er ihnen ganz nahe sein, das sagte ihm ein unbestimmtes Vorgefühl, während das Herz ihm immer weiter aufging und

seine Seele immer lebhafter mit den Augen in die unbekannte Ferne drang.

Von Brunsbüttel an, wo man das holsteinische Ufer der Elbe verließ und nach dem hannoverschen hinübersteuerte, nahm der gigantische Fluß schon einen seeartigen Umfang an und auch andere Anzeichen verriethen es, daß man sich der Mündung eines der breitesten europäischen Ströme und dem Meere näherte. Plötzlich erschienen dichte Schaaren kleiner weißbeschwingter Möwen, die mit heiserem Geschrei dem Dampfer folgten, über seinem schäumenden Kielwasser in den Lüften spielten und irgend eine Beute aus demselben zu erhaschen suchten. Dann aber auch wogten die bisher ruhigen Wellen höher auf, ein stoßender Wind fuhr sausend mit der Fluth darüber hin und Wogenkämme, schäumend und sich jäh über einander stürzend, hüpfen rings um das tanzende Schiff.

Dieser Wind aber riß auch den bleiern am Himmel hängenden Wolkenschleier entzwei, ein warmer Regen rieselte anhaltend hernieder und verhüllte leider beide Ufer der Elbe, so daß man sich wie in einer unabsehbaren Wasserwüste befand. Dennoch blieben die drei Männer auf dem Deck; fest in ihre Regenmäntel gehüllt, gingen sie plaudernd auf und ab, bis der Regen wieder nachließ und sogar der blaue Himmel klar hervortrat und die Sonne sengende Strahlen auf das schäumende Wasser niedersandte, das nun wie mit blitzendem Silber übergossen schien. Um diese Zeit, es mochte bald ein Uhr sein, gewahrte man auch zum ersten Mal den Leuchtturm von

Cuxhafen am westlichen Horizont und nun wurde am Bugspriet des Dampfers eine rothe Flagge aufgezo-gen, die den Schiffern im Hafen das Zeichen geben sollte, daß man einen Passagier vom Bord hole.

Paul stand mit seinen beiden Gefährten im Buge des Schiffs und schaute voller Spannung nach dem Stück-chen Land hinüber, auf dessen grüner Fläche sein On-kel einen früher nie erwarteten Ruheort gefunden hatte. Schon sah er die niedlichen Häuser des Hafens in der Ferne auftauchen, schon erkannte er den alten starken Pfahlbau ›der alten Liebe‹ in seinen genaueren Umrissen, und ja, da schoß auch schon ein mit mehreren Männern bemanntes Boot aus dem Hafen, dem Dampfer entgegen, denn die Wache am Strande war Tag und Nacht aufmerk-sam und kein Wink irgend eines Schiffes entging ihr.

»So müssen wir also Abschied von einander nehmen,« sagte der Bremer Kaufmann und reichte Paul freundlich die Hand. »Ich habe Sie, wie ich versprochen, glücklich bis an ›die *alte* Liebe‹ gebracht und muß es Ihnen nun schon überlassen, jenseits derselben sich eine *neue* zu su-chen. Leben Sie wohl und ich danke Ihnen für Ihre ange-nehme Gesellschaft.«

Paul bedankte sich herzlich für die ihm erwiesene Freundlichkeit, schüttelte beiden Männern die Hände und machte sich dann bereit, die schon heruntergela-sene Treppe zu besteigen und in das Boot zu schlüpfen, das bereits dicht am Bord des Dampfers auf den hüpfen-den Wasserkämmen schwebte. Noch ein Zuruf der bei-den Männer und er saß mit seinem großen Koffer in dem



Boot, der Dampfer rauschte weiter und das kleine Fahrzeug drang kühn durch die hinter demselben aufwogenden Gewässer. Das Land trat allmählig näher an ihn heran und – er nahm es als ein gutes Omen auf – die Sonne lächelte ihm freundlich entgegen, als er das Bollwerk des Hafens betrat und hier alsbald von zwei fremden Herren begrüßt wurde, die sich beeilten, ihm jeder eine schön gedruckte Karte zu überreichen.

Paul wußte nicht, was das zu bedeuten habe, aber bald klärte es sich auf. Die beiden Herren waren die Wirthe der beiden Gasthöfe in Cuxhafen, und da ihnen die Flagge des Bremer Dampfers einen Passagier angekündigt hatte, so suchte ihn jeder von ihnen zu gewinnen und so waren sie an den Landungsplatz geeilt, um die hier gebräuchlich gewordene wirthliche Pflicht zu üben.

»Meine Herren,« redete der fremde Passagier sie, lächelnd an, »ich beabsichtige nicht, in irgend ein Gasthaus einzukehren; vielmehr muß ich meine Reise sogleich weiter fortsetzen. Wenn aber einer von Ihnen so gütig sein will, mir einen kräftigen Menschen mit einer Karre zu besorgen, der mir meinen Koffer nach der Kugelbaake schaffen kann, so werde ich ihm dafür dankbar sein.«

Herr Dölle, der behäbige Wirth des Belvedere und der Erbauer und Besitzer des schönen Pavillons am Seestrande neben dem Leuchthurm, war schnell dazu bereit; in fünf Minuten hatte Paul seinen Karrenschieber gefunden und dieser bewegte sein Last schon munter davon, unserm Freunde den Weg nach dem begehrten ›Vierländer‹ zu zeigen.

Der Himmel war blau, die See wieder etwas ruhiger, aber die Hitze erschlaffend und mit einem Gewitter drohend, als Paul dem Hausknecht des Herrn Dölle unmittelbar auf dem Fuße folgte.

Hinter den ersten zierlichen Häuserchen von Cuxhaven, an dem Gasthaus Bellevue vorüber, führt der viele Meilen lange, mit Gras bewachsene, oben auf der Krone nur etwa vier Fuß breite und etwa zwanzig Fuß hohe Deich nach Westen, auf welchem man zunächst die Kugelbaake und das dicht dabei gelegene Haus mit dem nächtlichen Baakfeuer, damals ›Zum Vierländer<sup>1</sup> genannt, erreichen kann.

In der That, der Professor Casimir van der Bosch hatte Recht gehabt, wenn er diesen Weg einen anmuthigen nannte. Auf ebenem, festgetretenem Rasenboden schreitet man hoch über dem Strande dahin, der theils Schlick, theils Sand bei der Ebbe zeigt, behält zur Rechten stets das schäumende Wasser, und mitten darauf unzählige Segel und weithin sichtbare Rauchsäulen, die einen aus dem Meere zurückkehrend, die andern nach dem Meere steuernd und sich getrost den Winden und Wellen der rebellischen Nordsee anvertrauend. Zur Linken dagegen

---

<sup>1</sup>Es ist dies das jetzt allgemein bekannte *Rehm'sche Haus*, auch gegenwärtig noch das schöne Baakfeuer in seiner über den Deich blickenden Laterne führend und jedem Reisenden eine gastliche Aufnahme und einen herrlichen Fernblick über Neuwerk und die Mündung der Elbe gewährend, die hier schon lange Seewasser führt und drei bis vier deutsche Meilen breit ist, so daß man nur bei günstiger Beleuchtung die jenseitige holsteinische Küste erkennen kann.

ziehen sich anfangs freundliche Landhäuser, meist Lootsen gehörig, mit ihren Obstgärten entlang; saftig grüne Wiesen dehnen sich später weithin landeinwärts aus, und dahinter ragt das alte Ritzebütteler Schloß, von dem reichen Blättermeere des alten wohlgepflegten Parks umgeben, mit seiner stumper Spitze empor. Weiter nach Süden und Westen hinaus aber erheben sich kleine bewaldete Hügelketten, eine Dorfschaft steigt nach der andern hinter ihren sie schützenden Deichen hervor, und blühende Obstbäume, wie mit schneeigem Teppich bedeckt, locken den Blick des fremden Wanderers an, als lüden sie ihn ein, näher zu treten und sich in ihrer wohnlichen Nähe eine heimatliche Stätte zu gründen.

Auf der Mitte des Weges blieb der vorausgegangene Karrenschieber stehen und erwartete den langsamer nachfolgenden Fremden. Nach dem Meere hinabdeutend, zeigte er ihm das Seebad von Cuxhafen, dessen hölzerne Umgebungen jetzt noch nicht aufgeschlagen waren, da man hier erst im Juli zu baden beginnt. Der junge Mensch hatte Lust zum Plaudern, aber Paul van der Bosch war zu eifrig mit dem Beschauen des Wassers und Landes beschäftigt, und so ließ er das gutmüthige Landekind wieder weiter ziehen und richtete nur um so aufmerksamer seinen Blick auf das Ziel, dem er nun sichtbar näher kam und an welchem er zunächst von seinem guten Onkel hören sollte, der ja hier bekannt war, wie er ihm geschrieben hatte. Rechtsab, von grollenden Wogen umspült, stand die allen Schiffen zum Zeichen dienende Kugelbaake, zu deren einsamem Holzgerüst man auf

einem Steindamm gelangt, der hier, fest auf einer Sandbank ruhend, weit in die See hineingemauert ist. Am Anfang dieser Steinzunge, hinter dem einen stumpfen Winkel bildenden Deiche, ragte aus einer grünen Niederung das Schieferdach eines kleinen, schon im Aeußern sich sehr sauber gestaltenden Hauses empors, und als man ihm näher kam, sah es Paul hinter einem zierlichen Vorgarten in künstlichen Lauben liegen und die weißen Gardinen der drei Parterrefenster leuchteten ihm schmuck entgegen, wie auch die schönen Blumen davor ihm ein freundliches Willkommen zuzurufen schienen. Einen Büchenschuß weiter zur Linken erhob sich das ebenfalls vom Professor bezeichnete Bauerngehöft mit seiner strohgedeckten Scheune, und darüber hinaus erkannte man in der Ferne das Stranddorf Döse, und noch weiter hinaus einzelne Häuser des auf Dünen liegenden Ortes Dahnen, wo der Strandvogt wohnt, der die Ueberfahrt nach der drei Meilen entfernten Insel Neuwerk überwacht und die Rettungsstation befehligt, die hier der Hamburger Senat wohlweislich durch seinen Amtmann in Ritzebüttel hat anlegen lassen.

Paul ließ sein Auge neugierig über alle dies Gegenstände schweifen und folgte dann dem vorangegangenen Führer, der eben auf einem in den Anger hinabführenden Wege die Krone des Deiches verlassen und sich dem Hause des Baakfeuerwärters genähert hatte.

Hier blieb der Reisende vor der kleinen Gatterthür des niedlichen Gärtchens stehen und schaute sich in der nächsten Umgebung um. Alles war sauber und nett; jeder

vorsorglich angebundene Strauch, jeder frisch geharkte Weg verrieth, daß sorgsame und fleißige Hände in diesem Hause walteten und den dazu gehörigen Grund und Boden in bester Ordnung hielten.

Wohlgefällig betrachtete unser Freund dies Alles und vergaß dabei den Himmel zu beobachten, von dem die Sonne wieder verschwunden war, während er sich von Westen her allmählig mit trübe heranziehenden Gewitterwolken bedeckte.

Der Hausknecht des Herrn Dölle war in das Haus gegangen, um zu fragen, ob ein Reisender eintreten könne. So hatte es Paul gewünscht, da er wußte, daß er kein Gasthaus vor sich habe und den harmlosen Bewohnern desselben nicht aufdringlich erscheinen wollte. Er hatte sich auf seinen Koffer gesetzt, der noch auf der Karre stand, und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, da der Gang von Cuxhafen hierher auf dem schattenlosen Deich in glühender Sonnenhitze ihn warm gemacht hatte.

Plötzlich hörte er aus dem Innern des Hauses und von der Höhe herab eine kräftige männliche Stimme rufen: »*Friede!* – Bist Du nicht da? Sieh doch hinaus, es soll ein Fremder vor der Thür sein – ich kann nicht hinunter, da ich gerade mit der Laterne beschäftigt hin.«

Kaum eine halbe Minute später wurde im Garten, aus irgend einer Thür des Hauses kommend, ein junges Mädchen sichtbar, das, ein heiteres Liedchen vor sich her trällernd, mehr zu springen als zu gehen schien. Es war ein kleines, etwa neunzehnjähriges Wesen von runder

Gestalt und mit blühendem Gesicht, auf dessen Wangen eben so viel Gesundheit, wie in den blauen Augen Frohsinn und Heiterkeit lag. Ihre etwas volle Büste hielt ein enges Leibchen von schwarzem Wollstoff umspannt, an das sich ein faltenreicher und nicht übermäßig langer Rock von grün- und weißgestreiftem Sommerzeug schloß. Die hellblonden Haare trug sie in kurzen welligen Scheiteln und über die Mitte des Kopfes zogen sich dichte Flechten, welche ihre flinken Hände in einen zierlichen Kranz zu ordnen verstanden hatten.

Als sie nun aber den stattlichen Fremden in der modernen Reisekleidung mit dem edlen Gesicht und den sprühenden Augen sah, der ihr, als er sie bemerkt, sogleich entgegengetreten war, stockte sie in ihrem heitren Gesange, stutzte einigermaßen, aber begrüßte ihn dann und fragte mit wohlklingender Stimme.

»Wollen Sie nicht näher treten, mein Herr? O, wie Sie erhitzt sind! Ja, es ist heute sehr heiß – aber kommen Sie – drinnen ist es kühl.«

»Darf ich auch meinen Koffer mit in das Haus nehmen?« fragte Paul dagegen, nachdem er ihren Gruß erwidert hatte.

»Gewiß – trage ihn nur hinein, Louis,« wandte sie sich an den Knecht, »und stelle ihn einstweilen auf den Flur. Von da aus wollen wir ihn schon weiter schaffen.«

Der Hausknecht befolgte den Wink, Paul belohnte seine Bereitwilligkeit reichlich, und dann trat er selbst vom Flur in die nächste Thür ein, die das junge Mädchen

schon geöffnet hielt, indem sie ihn mit einem Blick ihrer schalkhaften Augen noch einmal aufforderte, näher zu treten.

Paul schritt in das Zimmer zu ebener Erde, dessen Blumen und schneeweiße Gardinen ihm schon aus der Ferne einen guten Begriff von den Bewohnern desselben beigebracht hatten, und er war in der That angenehm überrascht, als er die ungewöhnliche Sauberkeit gewahrte, die sich bis auf den kleinsten Gegenstand darin erstreckte.

Die Wände des Zimmers waren mit einer blau und weißgestreiften Tapete bekleidet und daran hingen in schmalen vergoldeten Rahmen viele größere und kleinere Bilder, theils die Familienglieder des Baakfeuerwärters Whistrup, theils Schiffe und Seestücke darstellend. Den braungebeitzten Fußboden der mäßig großen Stube bedeckten an verschiedenen Stellen allerliebste aus Tuchschnitzeln gefertigte Teppiche und die Tische und Commoden waren mit roth und weißgeblühten Decken belegt. Alle Geräthe von Metall blitzten wie von Gold und nirgends war ein Stäubchen wahrzunehmen, bis auf die kleinen Porzellanfiguren hinab, die neben einer Uhr in alabasternem Gehäuse auf der Commode unter dem blendend hell polirten Spiegel standen.

»Verzeihen Sie,« sagte das junge Mädchen zu dem Fremden, der sich auf ihre Bitte sogleich auf das mit rothem Damast bezogene Sopha hatte setzen müssen, »daß mein Vater Sie nicht selbst empfängt. Er ist gerade mit

seiner Laterne oben beschäftigt und diese wichtige Arbeit geht bei uns allen übrigen vor.«

»Das finde ich sehr natürlich,« erwiderte Paul, dem es in diesem sauberen Zimmer ganz außerordentlich behagte. »Wohnen Sie mit Ihren Eltern in diesem Hause allein?« fuhr er fragend fort.

»Mit meinem Vater und einer Magd,« erwiderte Friede, »denn meine Mutter ist leider schon seit vier Jahren todt.«

»So sind Sie also die Hausfrau, die dies Alles hier in so schöner Ordnung hält?«

Friede erröthete leicht, denn sie hatte beim ersten Blick bemerkt, daß der schöne Fremde mit seinen dunklen Augen alle Ecken ihres hübschen Stübchens mit einer gewissen Verwunderung durchforscht hatte. »Ja,« erwiderte sie, »ich besorge meinem Vater die Wirthschaft, und daß ich Alles und Jedes in Ordnung halte, ist nicht mehr als billig und recht. Wenn Sie nachher in die Leuchtkammer zu meinem Vater gehen – denn die Besichtigung der großen Fresnel'schen Lampen hat Sie doch gewiß nur hierhergeführt – werden Sie finden, daß er mir mit Ordnung und Sauberkeit in seiner Pflichterfüllung vorangeht. Das ist einmal so Sitte bei uns.«

»Das ist eine hübsche Sitte, die man leider selten so geübt findet wie hier. Aber da Sie von den Lampen oben sprechen, so will ich sie allerdings besichtigen, indessen sind sie es nicht, die mich hierhergeführt haben. Ich möchte mich nur ein Stündchen bei Ihnen ruhen und muß dann meinen Weg zu Fuße weiter fortsetzen.«



»Zu Fuß – mit dem schweren Koffer – und heute noch? O, es wird bald ein starkes Gewitter geben, verlassen Sie sich darauf, und so rasch werden Sie nicht von hier aufbrechen können, wenn es heraufzieht. Die Gewitter in dieser Jahreszeit pflegen in hiesiger Gegend heftig zu sein und lange zu dauern.«

»Dann schadet es auch nichts, ich scheine bei Ihnen wohlaufgehoben zu sein und habe Zeit. Aber – dürfte ich Sie wohl um ein Glas Wasser bitten? Die Hitze und der Gang haben mir Durst gemacht.«

»Wasser? O, das thut mir leid. Unser Wasser, so nahe an der See, ist schlecht und besitzt keine erfrischende Eigenschaft. Aber mit Wein und Bier kann ich dienen. Welches von beiden befehlen Sie?«

Paul mußte über das entschiedene Wesen des jungen Mädchens lächeln und sagte dann: »Ich *wünsche* nur etwas zu trinken, geben Sie mir also, was Sie für das Beste halten.«

Die Tochter des Leuchtfeuerwärters sprang wie ein Reh hinaus und kam bald mit einem blinkenden Crystallpocal und zwei kleinen Flaschen zurück, die sie auf einem blank polirten Messingbrett trug und so auf den Tisch stellte.

»Was haben Sie da für seltsame Flaschen?« fragte Paul, die eine davon in die Hand nehmend.

»O, das ist englisches Fabrikat; wir beziehen es von Helgoland, da die Reisenden es lieben. Die eine enthält Ale und die andere Porterbier. Soll ich Ihnen den Trank mischen?«

Paul sah sie erstaunt an. Von einer solchen Mischung hatte er noch nie etwas vernommen. Indessen nickte er mit dem Kopfe und Friede zog flugs mit einem zur Hand liegenden Korkzieher den Pfropfen der einen Flasche heraus und goß die Hälfte davon in den großen Pocal, der sich sogleich mit dem dunkelschäumenden Porterbier füllte.

»So,« sagte sie, »nun muß sich der Schaum erst etwas setzen – da, er bequemt sich schon dazu. Und nun kommt das liebliche Ale hinzu.« Sie zog auch den Kork der zweiten Flasche kräftig heraus und schüttete nun die goldgelbe Flüssigkeit in den Pocal, bis derselbe bis an den Rand gefüllt war. Jetzt ergriff sie das Metallbrett, worauf er stand, und hielt es dem Reisenden mit den Worten hin. »Da haben Sie den ächten Seemannstrank; versuchen Sie ihn. Er schmeckt nicht übel.«

Paul that einen langen Zug und fand das bitterlich süße Gebräu überaus kräftig und erfrischend, was er seiner niedlichen Hebe auch eingestand. Sie freute sich darüber und setzte sich nun auf einen Stuhl an das Fenster, nahm ein Strickzeug aus einem daselbst stehenden Körbchen und begann sogleich fleißig an die Arbeit zu gehen.

»O ja,« sagte sie, munter strickend und bisweilen einen Blick über den vom Fenster aus sichtbaren Deich nach Cuxhafen hinunter werfend, »es ist ein kräftiges Getränk, obwohl es mir zu stark ist und leicht in den Kopf steigt. Ich trinke lieber Portwein mit Wasser. Jedoch müssen wir es unserer Besucher wegen vorrätzig halten.«

»Haben Sie viel Besuch hier?«

»Im Sommer sehr viel, da kommen die Badegäste von Cuxhafen alle Tage her und in der Regel wohnen auch einige von ihnen bei uns, denn wir haben im Oberhause drei recht niedliche Gastzimmer mit der Aussicht über die See, wie man sie in Cuxhafen nicht hat. Im Winter ist's freilich sehr öde und trist, und nur wenn Wetter und Wege es erlauben, kommt einmal ein Bekannter aus dem Hafen zum Besuch. Jetzt haben wir noch Ruhe, erst in vier Wochen langen die ersten Gäste an, die oft nicht die Zeit erwarten können, bis sie in's Wasser springen dürfen.«

»Es ist auch sehr hübsch hier!« warf Paul ein, der ein sichtbares Gefallen an dem vertraulichen Wesen des heiteren Mädchens fand.

»O, o, Sie haben ja noch gar nichts gesehen, mein Herr,« erwiderte sie. »Kommen Sie nur erst auf unsere Deichecke da vorn und in die Laternenkammer oder auf den Balcon davor, dann können Sie durch Vaters Glas Neuwerk mit seinen beiden Leuchttürmen und Hunderte von Schiffen sehen. Ich habe das freilich alle Tage vor mir und doch sehe ich es jeden Morgen von Neuem gern. – Aber darf ich mir erlauben, Sie zu fragen, wohin Sie von hier aus gehen wollen?«

Diese Frage hatte Paul schon lange erwartet, denn daran konnte er viele andere, von seiner Seite schon bedachte knüpfen. Daher nahm seine Miene wider Willen einen gespannteren Ausdruck an und er beobachtete von jetzt an das bald fragende, bald antwortende Mädchen genau.

»Ich will von hier nach Betty's-Ruh!« sagte er mit möglichstem Gleichmuth.

»Nach Betty's-Ruh! Ah,« rief das Mädchen, jetzt ebenfalls viel aufmerksamer werdend und den Reisenden voller Neugierde betrachtend. »Das liegt eine gute Stunde von hier entfernt, doch der Weg ist leidlich, wenn es nicht zu stark geregnet hat. Gestern – wir hatten gestern sehr schönes Wetter – war der Herr Professor aus Betty's-Ruh – er ist nämlich jetzt der Besitzer des schönen Gutes – auch hier, heute aber dürfte er wohl ausbleiben, da das Gewitter ihn von seinem weiten Spaziergange abhalten wird.«

»So. Kommt der Professor, wie Sie ihn nennen, oft hierher?«

»Wöchentlich zwei bis drei Mal,« lautete die schnelle Antwort. »Und er scheint sogar gern zu kommen, um mit dem Vater über Gott weiß was für Dinge zu plaudern.«

»Was macht er denn hier, wenn er kommt, und hält er sich lange auf?«

»Anfangs im vorigen Sommer kam er nur selten und blieb höchstens eine Stunde hier. Jetzt kommt er viel häufiger und bleibt oft bis zum Abend. Und was er macht?« fragte sie lächelnd. »Je nun, entweder sitzt er oben auf dem Deich oder dicht am Strande, bisweilen auch unter der Kugelbaake da draußen und besieht sich die See, die Wellen, wie sie kommen und gehen bei Fluth und Ebbe, und untersucht mit einem Mikroskop den Sand und gefangene Thierchen. Das dauert aber immer nur eine Weile; sehr bald zieht er ein Buch hervor und beginnt Zahlen

und Buchstaben zu schreiben, worin er so lange fortfährt, bis irgend Jemand ihn unterbricht und an den nahenden Abend erinnert. Oft auch sitzt er mit dem Vater oben in der Laternenkammer, untersucht die Prismen und Linsen der Lampe und sieht lange durch das Fernglas nach Newwerk hinüber, wobei er meinem Vater so angenehme und unterhaltende Dinge erzählt, daß dieser ihn immer lieber kommen als gehen sieht.«

Jetzt lächelte Paul voller Befriedigung. Die Schilderung des jungen Mädchens paßte vollkommen auf seinen Onkel und er erkannte, daß dieser ihm die volle Wahrheit geschrieben, als er sagte, er glaube hier gern gesehen zu sein.

»Rauchen Sie denn nicht?« fragte da Friede plötzlich.

»Wenn Sie es erlauben, recht gern,« erwiderte Paul mit einem kritischen Blick nach den schneeweißen Gardinen, und zog schon seine Cigarrentasche hervor.«

»O, das ist ja eine Lieblingsbeschäftigung der Herren und sie macht sie immer redseliger, weshalb man sie ihnen nie versagen muß,« erwiderte Friede schalkhaft lächelnd und zündete sogleich einen Wachsstock an, den sie nun dem Fremden knixend entgegenhielt.

Paul setzte seine Cigarre in Brand und bedankte sich. Friede stellte das gelöschte Licht auf seinen Platz unter den Spiegel und nahm dann ihre Arbeit am Fenster wieder vor, nachdem sie den geleerten Pocal noch einmal mit dem braunen Trank gefüllt hatte.

»Doch, wir sprachen so eben von Herrn van der Bosch,« nahm sie das Wort wieder auf. »Sie wollen also nach Betty's-Ruh. Kennen Sie es schon?«

»Nein, ich bin noch nie in hiesiger Gegend gewesen und es würde mich freuen, wenn Sie mir etwas von dem Gute erzählen wollten.«

»O ja, das kann ich, ich bin schon öfter dagewesen, wie alle Welt hier in der Umgegend, und habe mir das prachtvolle Schloß und das schöne Gut recht nach Herzenslust angesehen. Denn prachtvoll ist es über die Maaßen und das alte Schloß in Ritzebüttel ist dagegen nur ein verwitertes Storchnest.«

Paul's Augen vergrößerten sich und er hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der Erzählenden zu.

»Ja,« fuhr diese fort, »schön ist Alles daselbst, das muß man sagen, und Sie werden Ihre Freude daran haben. Beschreiben läßt es sich freilich nicht, man muß es sehen, denn es ist so eigenthümlich gebaut. Und das Gut selbst ist das fruchtbarste in der ganzen Gegend. Es ist zwar nicht sehr groß, aber seit langen Jahren ist es tüchtig cultivirt und viel Geld ist in den früheren Haideboden gesteckt, wie mein Vater sagt, der das versteht. Nun, der alte verstorbene Herr konnte es ja, reich genug war er dazu. Jetzt freilich – jetzt« – und sie lächelte auf eine zurückhaltende Weise dabei, als sie mit einem Mal ihres Zuhörers gespannte Miene bemerkte und mitten in ihrer Rede stecken blieb.

»Nun,« ermunterte sie Paul, »Sie wollten wahrscheinlich von dem jetzigen Besitzer sprechen. Führen Sie

dreist fort, es ist mir sehr wünschenswerth, daß ich die Wahrheit über ihn höre.«

»Ja, die Wahrheit!« versetzte das junge Mädchen, »wer kann die immer genau sagen! Wenigstens so viel ist gewiß, daß jetzt ein sehr gelehrter Mann auf Betty's-Ruh wohnt.«

»Ja, das ist er,« erwiderte Paul, »und so viel ich weiß, ist er auch ein sehr braver Mann. Oder meinen Sie nicht, da Sie so schelmisch dabei lächeln?«

»O, was das Lächeln betrifft, mein Herr, so müssen Sie sich hier daran gewöhnen, wenn man von dem Erben von Betty's-Ruh spricht.«

»Aber warum denn? Etwa weil er so gelehrt ist und seine Gedanken mehr bei seinen Rechnungen als bei anderen Dingen hat?«

»O nein, darum gewiß nicht,« erwiderte Friede, immer noch schalkhaft lächelnd. »Doch – ich will Ihnen die Wahrheit sagen, so weit ich sie selbst weiß: man lächelt allerdings über den Herrn Professor, weil er wohl so eigentlich – nicht nach Betty's-Ruh paßt und vielleicht besser als Schulmeister an seinem Orte gewirkt hätte.«

»Aber warum paßt er denn nicht nach Betty's-Ruh? Das möchte ich gern hören.«

»Ei, mein Gott, das ist ja ganz klar – er kann sich in den Reichthum, der ihm aus den Wolken zugefallen ist, nicht schicken, und darum findet man sein Benehmen so seltsam und eigentlich den Erwartungen, die man von ihm gehegt, nicht entsprechend.«

»So,« sagte Paul, mit einer Miene, als ob er den Ausspruch des jungen Mädchens bezweifeln müsse. »Vielleicht irren Sie sich, was den Reichthum des Professors betrifft. Oder halten Sie und hält man ihn überhaupt hier allgemein für sehr reich?«

»O, für ganz ungeheuer reich!« versicherte Friede mit dem ernsthaftesten Gesicht. »Das mögen Sie mir nur glauben. Der alte verstorbene Herr van der Bosch war ein Nabob, aus Java gekommen, und dabei ein so närrischer Kauz, daß er mit Niemanden verkehrte, nicht einmal mit dem Herrn Senator in Ritzebüttel, der doch gewiß ein angesehenener Mann ist – dieser Herr aber, der jetzige Besitzer von Betty's-Ruh, der scheint ihn in einem Punkte doch noch zu übertreffen.«

»In welchem denn?« fragte Paul, anscheinend im Scherz, aber dahinter einen tiefen Ernst versteckend, weiter.

»Nun, im Geldpunct –«

»Im Geldpunct? Wie? Halten Sie ihn für noch reicher als den verstorbenen van der Bosch?«

»O nein, für jetzt nicht, aber künftig wird er gewiß noch viel reicher sein, denn – und da haben Sie's – er ist geizig genug.«

»Wie,« rief Paul, in Wahrheit erstaunt, »geizig? Meinen Sie das wirklich im Ernst?«

»Nun gewiß, denn er ist über alle Maaßen geizig. Der alte verstorbene Herr war es schon im hohen Grade, aber dieser ist es im höchsten. Denken Sie sich nur – und nun



ging Friede an sich allmählig warm zu sprechen, so daß zuletzt ihre Wangen glühten und ihr großes Auge wie eine blaue Flamme funkelte – »so wenig Verkehr der verstorbene Gutsherr auf Betty's-Ruh auch mit der Welt hatte und so selten er nur einen Thaler außerhalb seines Gutes verzehrte, in seinem Hause wenigstens ging es jeden Tag hoch her. Nicht allein, daß er sich einen theuren Koch hielt und täglich eine kostbare Tafel anrichten ließ, wovon er doch das Wenigste selbst genießen konnte, und daß er in seinem von Gold blitzenden Schlosse fürstlich wohnte und lebte, so sorgte er auch dafür, daß alle seine Diener, deren er freilich eine viel zu große Zahl hielt, es sehr gut bei ihm hatten. Eigentlich konnten die Leute thun, was sie wollten, so lange er lebte, und es verging wohl kein Tag, wo nicht einer oder der andere von ihnen in Cuxhafen bei Dölle saß und es sich im Festen und Flüssigen wohlschmecken ließ, wobei sich immer dankbare Gäste einfanden. Auch hielt der alte Herr sehr schöne Equipagen, mit denen er alle Tage durch sein Gut und in der Umgegend umher fuhr, vor allen Dingen sehr kostbare Pferde, und ich glaube gar, er hatte drei Kutscher zu gleicher Zeit und mehrere Reitknechte, obgleich er in den letzten Jahren nie mehr selber ritt. – Der jetzige Herr aber, sobald er kam, machte dieser ganzen Herrlichkeit ein sehr schnelles Ende. Allerdings gewann der stille Mann durch sein freundliches Wesen gleich alle Herzen und man freute sich schon, daß man wieder einen so guten Herrn bekommen hatte. Da aber nahm Alles, wie gesagt, bald einen ganz anderen Anstrich an. Er erklärte

eines Tages vor seinen Dienern, die er zusammenrufen ließ, daß er sie nicht länger in der bisherigen Weise ernähren könne und daß er sich leider genöthigt sähe, sie bis auf einige Wenige in kürzester Zeit zu entlassen. Und das – ja – das geschah ohne Weiteres; die Leute zogen mit sehr mißvergnügten und unzufriedenen Gesichtern ab und wanderten in die Nähe und Ferne aus, um ihren neuen Herrn als den ersten Geizhals der Welt zu verschreien. Man konnte das den Leuten eigentlich nicht verdenken, da sie doch gewiß gedacht hatten, bis an ihr Ende auf dem Gute bleiben und das gewohnte angenehme Leben fortsetzen zu dürfen. Ach, sie hatten sich schrecklich geirrt! Und wie es nun mit den Leuten ging, so ging es auch mit allen übrigen Dingen. Es wurden alle Pferde bis auf zwei abgeschafft, die Wagen verkauft bis auf einen, und im Hause blieb nur der alte Gärtner, ein Kutscher, eine alte Köchin, ein Hausmädchen und ein paar Tagelöhner, die den neuen Herrn um Gottes willen baten, sie nicht aus ihren Kotten zu stoßen. Da war er denn auch mitleidig genug und behielt sie. Ach ja, Herr, das läßt sich nicht läugnen, geizig muß der Professor über alle Begriffe sein. Sie sollten nur den Unterschied in seinem Leben mit dem seines Bruders sehen. Wenn der verstorbene Herr Abends in seinem großen Saal, in dem jederzeit die Wachskerzen auf drei prächtigen Kronleuchtern brannten, von dem Secretair sich etwas vorlesen ließ oder auf und ab spazieren ging und seine schönen Sachen betrachtete und bewunderte, so sitzt der Professor ganz still und mutterseelen allein bei seinem Lämpchen vor dem Schreibtisch und

rechnet. Während der alte Herr mit Vieren in einer vergoldeten Kutsche fuhr, läßt sich der Professor von seinen beiden Grauschimmeln ganz gelassen in einem kleinen Wagen durch den Sand ziehen, oder er geht gar meilenweit zu Fuße, wie wir es ja selbst so oft sahen. Und so ist es in allen Dingen. Besuch hat er auch niemals, so viel ich weiß. Anfangs wollte er sogar, aus Sparsamkeitsrücksichten, das Gut unter seiner Aufsicht bewirthschaften lassen, obgleich alle Welt einsah, daß er nichts davon verstand, denn Sie müssen wissen, daß der bisherige Pächter – der alte Herr hatte die Ländereien auch verpachtet – acht Tage nach dem Tode desselben ebenfalls starb. Da trat der Professor denn die Pacht an den Rentmeister Hummer ab, der sich das Ansehen gab, als thue er es dem neuen Herrn zu Liebe, aber in Wahrheit wußte er sehr wohl, wie gering die Pacht war und wie reich der Ertrag von derselben ausfiel. So ist denn das große Haus in Betty's-Ruh jetzt wie ausgestorben. Der neue Herr lebt wie ein Einsiedler, völlig von aller Welt zurückgezogen, um zu sparen und zu sparen, Gott weiß für Wen! Nur hierher kommt er oft, wie gesagt, das ist seine einzige Erholung, wenigstens hat er das meinem Vater und mir selber oft vertraut, und dabei war seine Miene stets so ehrlich und gutmüthig, daß man ihm wahrhaftig glauben möchte, wenn man eben nicht wüßte, daß die Sache ganz anders zusammen hängt.«

Paul war bei diesen unerwarteten Aufschlüssen, die er so zufällig erhielt, in ein verwundertes Schweigen versunken. Das Räthsel, welches ihm schon lange vor Augen

lag, war noch dunkler und unerklärlicher geworden und, wie die Sachen einmal lagen, gab er den zuerst beabsichtigten Versuch auf, den guten Onkel gegen die eben vorgebrachten Anschuldigungen in Schutz zu nehmen. Eben so wenig fühlte er sich geneigt, für jetzt schon an diesem Orte sein verwandtschaftliches Verhältniß zu ihm zu offenbaren. Nein, er wollte erst noch mehr hören und sich mit eigenen Augen von den Verhältnissen auf Betty's-Ruh überzeugen, ehe er sich als den Neffen des seltsamen Erben zu erkennen gab. So sagte er denn jetzt, als er bemerkte, wie die frischen Augen des jungen Mädchens neugierig forschend auf ihn gerichtet waren, nur:

»Was Sie mir da sagen, klingt allerdings seltsam, und ich begreife es wahrhaftig nicht. So viel ich weiß, hat der Geiz früher nie zu den Eigenschaften des Professors gehört.«

»Ei, mein Gott,« rief Friede lebhaft aus, »ich begreife es recht gut. Er ist erst geizig geworden, mein Herr, nachdem er dies reiche Erbschaft angetreten hat. So geht es ja vielen Leuten. Als er die großen Haufen Gold sah, die sein Vorgänger ihm hinterlassen, da erwachte die Furcht in ihm, sie könnten ihm aus den Fingern schlüpfen, wenn er sie nicht festhielte, und so hielt er sie fest.«

Paul wollte eben etwas darauf erwidern, als die Thür aufging und der Vater des jungen Mädchens hereintrat. Es war ein Mann von einigen vierzig Jahren, von mittelgroßer Gestalt und eher mager als fett. Auf seinem wettergebräunten Gesicht lag der unverkennbare Ausdruck biederer Ehrlichkeit und sein blaues Auge blickte

so freundlich und vertraulich wie das seiner ihm ähnlichen, aber viel schöneren Tochter. Er war in eine weite kurze Jacke von grauwohlenem Stoff gekleidet und seine Beinkleider von schwarzem Leder steckten in langen, bis zum Knie reichenden Wasserstiefeln. Obgleich er so eben von seiner Arbeit in der Leuchtkammer kam, wo er die Laternen geputzt und mit neuem Oele versehen hatte, um sie für den kommenden Abend bereit zu machen, sah er doch sehr reinlich aus, hatte augenscheinlich ein frisches roth und weißgestreiftes Hemd angezogen und seine Hände waren rein gewaschen, was sogleich für seine Ordnungsliebe und Sauberkeit sprach.

»Guten Tag, mein Herr,« begrüßte er Paul und verbeugte sich höflich vor ihm, nachdem er, wie vorher seine Tochter, einen verwunderten Blick über den stattlichen Fremden geworfen hatte, »ich heiße Sie bei mir willkommen. Sie sind zu rechter Zeit unter Dach getreten, denn es zieht ein gewaltiger Gewittersturm heran, weshalb ich mit meiner Arbeit so eilen mußte, da es früh Nacht werden kann. Wenn es Ihnen aber Vergnügen macht, die Wolken und den Wind mit der Fluth heranziehen zu sehen, so lade ich Sie ein, mit mir in die Leuchtkammer zu kommen. So lange es noch nicht hart bläst und nicht regnet, können Sie vom Balcon aus einen prachtvollen Anblick haben. Es ist gerade jetzt Zeit dazu.«

Paul erhob sich sogleich und folgte dem voranschreitenden Manne, und ihm selbst schloß sich, leichtfüßig wie immer, die hübsche Friede an, nachdem sie unten die Thüren verwahrt und fest geschlossen hatte. Man stieg

eine knarrende Treppe hinauf und trat in den Bodenraum des Hauses, von dem aus mehrere Thüren in die vorher von Friede erwähnten Gastzimmer führten. Die Leucht-kammer selbst war ein kleines Gemach, in dem nur verschiedene Geräthschaften, Reservelaternen und Prismen, Oelkrüge, Compaß und dergleichen standen, hinter einer zolldicken großen Glasscheibe aber erhob sich die kostbare, drei bis vier Fuß hohe Laterne mit ihren funkelnden Prismen und wie Gold und Silber glänzenden Lampen.

Als Paul's Auge auf dies noch nie gesehene Kunstwerk fiel, sagte der Laternenwärter, indem er eine schmale Thür dicht daneben öffnete: »Die Lampen können Sie nachher genauer betrachten und ich will Ihnen den Mechanismus des Fresnel'schen Systems erklären; wir wollen die günstige Zeit lieber jetzt zu etwas Anderem benutzen. Ah, bist Du auch da, Friede? Recht, Kind, aber schließ die Thür da hinten, damit wir keinen Zug haben.«

Nach diesen Worten trat er mit Paul auf einen kleinen eisernen Balcon hinaus, und mit der Hand in die vor ihm liegende Ferne deutend, sagte er lächelnd: »Da haben Sie das Beste, was ich Ihnen zeigen kann. Groß und allmächtig ist Gott und darum hat er auch eine so große und schöne Welt geschaffen, wie sie hier vor Ihnen liegt, wenigstens ein kleines Stück davon.«

Paul war auf das Höchste überrascht und sogar ergriffen von dem Anblick, der sich ihm hier so plötzlich bot. Dicht unter dem Balcon, auf dem er stand, lag der Winkel des Deichs, auf dem er gekommen, und zur rechten Hand ragte die allen Stürmen trotzen Kugelbaake von

ihrem Steinwall in die schäumende See. Darüber hinaus aber, mehr nach Süden hin, breitete sich zunächst ein trübes, graues, aus Schlamm und Sand bestehendes Feld aus, von Hunderten kleiner Thäler, Rinnen und Gräben durchfurcht, die mehr oder weniger mit moderigem Wasser angefüllt schienen. Es war dies das gefährliche Watt zwischen dem Baakhause und der Insel Neuwerk zur Ebbezeit, die aber eben abgelaufen war, da die Fluth schon wieder in der Ferne sichtbar zu werden begann. Trotz des mit schaurig schwarzen und von hochgehenden Winden zerrissenen Wolken bedeckten Himmels war die Beleuchtung über dem Wasserspiegel doch nicht schlecht und Paul erkannte mit seinem guten Auge die den Eingang zur Weser und Elbe beherrschende Watteninsel Neuwerk mit ihren beiden Leuchtthürmen ganz genau, die etwa drei Stunden von hier entfernt sein mochte. Jenseits Neuwerk aber und mehr zur Rechten nach der Oeffnung der Nordsee hin waren Luft und Wasser in sichtbar wachsender dämonischer Bewegung. Mit Sturmeseile und von dem sich eben erhebenden Winde zu noch schnellerem Laufe getrieben, brauste die Fluth heran, auf der See in der Ferne wie ein silberner Reifen erscheinend, der von Minute zu Minute näher rückte und bereits ein dumpfes, drohendes Gebrause in den Lüften erklingen ließ. Noch schwieg zwar der himmlische Donner und auch kein Blitz fuhr aus den mit Electricität überfüllten Wolken, aber es lag schon die drückende, beängstigende Schwüle in der Luft, die dieser Erscheinung stets vorherzugehen pflegt.

»O mein Gott,« rief Paul voller Entzücken, »ja, das ist groß und schön und majestätisch. So prachtvoll habe ich mir die See und was sie bietet doch nicht gedacht!«

Der ernste Mann an seiner Seite nickte freudig lächelnd mit dem Kopfe. »O ja,« sagte er, »das hat mir schon Mancher hier gesagt, aber wenn Sie öfter herkommen, werden Sie es noch schöner finden, denn die Reize der See wachsen bei näherer Bekanntschaft. Sehen Sie aber wohl da die Schiffe – hui, wie sie alle Segel beigesetzt haben, um noch vor dem Ausbruch des Sturmes durch das enge Fahrwasser an Neuwerk vorbei auf die schützende Rhede in Cuxhafen zu gelangen! Sehen Sie, wie sie eilen, gleich müden Zugvögeln – ist das nicht schön? Und wenn Sie jetzt noch einen Blick durch das Glas thun wollen, Herr, hier habe ich es; viel Zeit bleibt uns nicht übrig, in fünf Minuten sind Regen und Wind zur Stelle und wir müssen die Thür schließen und von dem Balcon in's Innere des Hauses zurückweichen.«

»Nein, nein,« entgegnete Paul, das schon ausgezogene große Glas dankbar ablehnend, »meine Augen sind gut genug und ich sehe Alles ganz klar. Da – rechts von der Insel aber liegt ein dreimastiges Schiff vor Anker – es ist roth – was ist das?«

Der Laternenwärter wollte ihm eben antworten, als seine Tochter ihm mit hastigem Wesen zuvorkam. »Das



ist,« sagte sie freudig lächelnd, »das Hamburger Leuchtschiff No. Drei, ›Jacob Hinnerich‹ geheißen – und Captain Philipp Hardegge commandirt darauf,« setzte sie leiser und tief erröthend hinzu, was Paul freilich nicht sah, da sie hinter ihm stand.

»Aha, das bleibt immer dort liegen, nicht wahr?« fragte Paul weiter.

»Immer, Herr, Tag und Nacht, Sommer und Winter, bei Ebbe und Fluth, bei Eis und Wasser. Es erfüllt treu seine Pflicht, Herr, und giebt vom Untergang bis zum Aufgang der Sonne mit seinen Laternen das nöthige Licht, auf daß die Schiffer in Nebel und Nacht sich nicht irren und glücklich den Hafen finden.«

»Dann sind also auch immer Leute darauf?«

»Immer, Herr, ach ja! Neun Mann ohne den Commandeur. Im Sommer lösen sie sich alle vierzehn Tage, im Winter alle vier bis sechs Wochen ab, je nachdem Wetter und Eis ihnen die Fahrt hin und zurück gestatten.«

»Das muß ja ein beschwerlicher Dienst sein –«

»Ach ja, sehr beschwerlich und oft sogar gefährlich!« seufzte das Mädchen und ihr Vater stimmte ihr aus voller Seele bei. »Vor acht Jahren – Gott lasse es niemals wiederkehren – versank in einer Sturmnacht bei der Springfluth das ganze Schiff No. Eins bei der rothen Tonne, und Mann und Maus gingen damit unter im Niemand hat je ein Brett davon wiedergesehen.«

Paul wollte eben sein Staunen äußern, als der Laternenwärter ihn am Arm ergriff und rief: »Jetzt ist es Zeit – kommen Sie!«

Alle Drei traten rasch in die Leuchtkammer zurück und schlossen fest die starke Balconthür, die sogleich unter der Einwirkung des dagegen anprallenden Sturmes erbebte. Paul war ganz bleich geworden, als er diesen noch nie so rasch erlebten Wechsel empfand. Krachender, dumpf grollender Donner ließ sich jetzt vom Himmel vernehmen, Blitze zuckten aus den Wolken nieder, die heranstürzende Fluth, die schon das ganze Watt mit silbernem Gischt überwogte, brüllte noch viel entsetzlicher als Donner und Wind zusammengenommen und die haushohen Wogen schlugen so gewaltig gegen die Granitblöcke der Kugelbaake, daß sie zu beben schienen. Dabei ächzten und stöhnten die angstvoll flatternden Möwen geisterhaft und zwischendurch piff und heulte der Wind um das feste Gemäuer des Baakfeuerhauses, daß man laut sprechen mußte, um sich innerhalb der Laternenkammer verständlich zu machen.

Erst nach wiederholter Aufforderung des Wärters und seiner Tochter konnte Paul sich entschließen, seinen Beobachtungsposten am Fenster zu verlassen; endlich aber sah er hier oben nichts mehr. Nicht nur der prasselnde Regen, der heftig aus den Wolken niederstürzte, erfüllte die ganze Luft und machte sie für das schärfste Auge undurchdringlich, sondern auch eine Art Nebel, von fein zerstäubten Wassertheilchen gebildet, lagerte sich über Nähe und Ferne, und so stieg er mit klopfendem Herzen in das gemüthliche Unterstübchen hinab, denn er hatte ein Schauspiel genossen, welches ihm Seele und Geist

bewegte und sein Blut in nie empfundene Wallung versetzte.

Als die drei Personen das freundliche Stübchen im Untergeschoß erreicht hatten, brach das Gewitter, und der Sturm in seinem ganzen Ungestüm los, wie beide ihn nur auf dem Meere zu entwickeln vermögen. Es war jetzt ungefähr Nachmittags fünf Uhr und schon lag es wie eine trüb heranziehende Nacht auf der See und ihrer Umgebung. Als diese Dunkelheit nun von Minute zu Minute sichtbar zunahm, stieg der Laternenwärter wieder in seine Leuchtkammer hinauf und zündete wie jeden Abend seine Lampen an. Als er dann nach einer Viertelstunde wieder herunterkam, fand er Paul rauchend auf dem Sofa und seine Tochter am Fenster sitzend, die noch immer mit ihren munteren Augen den Deich nach Cuxhafen hin bestrich, als erwarte sie trotz des bösen Wetters Jemanden von dorthier.

»Darf ich mir auch eine Cigarre anzünden, Herr?« fragte der eben Gekommene bescheiden seinen ihm immer noch fremden Gast.

»Ich bitte sogar darum, ich rauche ja auch bei Ihnen!« erwiderte dieser und bot dem gefälligen Mann sogleich eine feine Cigarre an, die ihm als letztes Geschenk der gute Banquier Ebeling noch mit auf den Weg gegeben hatte.

Als nun Herr Whistrup auf einem Stuhl am zweiten Fenster saß, wandte sich Friede zu ihm hin und sagte: »Denke Dir doch, Vater, der Herr will noch heute zu Fuß nach Betty's-Ruh gehen.«

Der Angeredete hob schnell sein Gesicht in die Höhe, sah erst den Fremden an und dann nach dem Gewitterhimmel hinauf und sagte: »O, da bedaure ich Sie. Sie werden einen schlimmen Weg haben, wenn Sie überhaupt bei dem Sturm und Regen gehen können, die mir diesmal etwas hartnäckig zu sein scheinen.«

»Wenn ich nicht gehen kann, so fahre ich,« erwiderte Paul. »Ich habe gehört, daß ich bei Ihrem Nachbar einen Wagen und Pferde finden werde.«

Der Laternenwärter schüttelte bedauernd den Kopf. »Auch das ist eine trübe Aussicht,« sagte er. »Wie ich weiß, hat der Bauer Hansen heute seine Pferde nach Ritzebüttel geschickt und erwartet sie erst am späten Abend zurück.«

»Das ist freilich schlimm,« versetzte Paul; »so viele Unfälle habe ich in der That nicht auf dem kurzen Wege erwartet. Indessen muß man sich fügen. Wenn es anhaltend so stürmt, nehmen Sie mich vielleicht für die Nacht auf, da ich schon gehört, daß Sie einige Gastzimmer besitzen.«

»O herzlich gern!« rief freudig der Laternenwärter. »Sie sind mir bei Nacht wie bei Tage willkommen. Friede, bestelle sogleich der Christine, daß sie Alles in Ordnung bringt und das Bett frisch überzieht.«

Friede nickte und flog zur Thür hinaus, kam aber gleich darauf wieder und gab ihrem Vater einen freundlichen Wink, als wolle sie sagen, daß Alles besorgt sei, worauf sie ihren Platz am Fenster rasch wieder einnahm.

»Also nach Betty's-Ruh wollen Sie?« fuhr der Vater zu sprechen fort. »Nun, wären Sie gestern gekommen, so hätten Sie es besser getroffen und in Begleitung des neuen Herrn von Betty's-Ruh dahin aufbrechen können.«

»Ich habe schon gehört, daß er hier war. Da Gestern aber nicht Heute ist, muß ich mich auch darein fügen. Ich habe vorher schon mit Ihrer Tochter über die Verhältnisse in Betty's-Ruh gesprochen und in der That sehr viel Ueberraschendes erfahren.«

»Ach ja!« seufzte der Vater auf. »Ueber Betty's-Ruh kann man Tage lang sprechen und wird doch nicht damit fertig. Wer hätte noch vor einem Jahre gedacht, daß daselbst so viel Neues und Unerwartetes geschehen könne! Ich nicht, und kein Mensch hier, sechs Meilen in der Runde.«

Paul horchte wieder hoch auf.

»Wissen Sie, was mich wundert?« fragte er nach einer Weile. »Daß der alte Herr kein eigentliches Testament gemacht und darin die Höhe seines Vermögens angegeben hat.«

»Ei,« rief der Laternenwärter verwundert, »hat er das nicht? Ich dünkte doch. Nein, nein, darin irren Sie. Er hat wohl ein Testament gemacht und allen seinen Dienern ganz ansehnliche Legate ausgesetzt, die auch bis auf den letzten Schilling bezahlt sind, wie man hört. Nein, nein, die Sache liegt doch etwas anders. Ich – freilich ist meine persönliche Meinung hier von gar keinem Belang – ich wundere mich vielmehr über etwas ganz Anderes.«

»Nun, worüber wundern Sie sich?«

»Darüber,« erwiderte der Mann fast traurig, »daß er seinen ehemaligen Secretair, den Rentmeister Hummer, zum alleinigen Testamentsvollstrecker ernannt hat.«

Paul sah den also Sprechenden groß an, der mehr zu verschweigen schien, als er aussprach. »Wie meinen Sie das? Ist der Rentmeister Hummer kein zuverlässiger Mann?« fragte er.

Der Laternenwärter sah seine Tochter gleichsam um ihre Zustimmung fragend an, diese aber stand leise auf und verließ das Zimmer, ganz gegen ihre Gewohnheit, wie ein sanft entschwebender Schatten. Paul bemerkte auf der Stelle, daß seine so direct gesprochene Frage wie ein Blitzstrahl auf den Mann und dessen Tochter gewirkt hatte, und sein Herz klopfte eigenthümlich laut bei dieser Wahrnehmung.

»Darf ich vielleicht um eine Antwort auf meine Frage bitten?« sprach er fest und doch in vertraulich bittendem Ton zu dem immer noch schweigsamen Mann.

»Ach Du lieber Gott,« sagte dieser nun, »es kommt mir schwer an, Ihnen auf diese Frage eine so recht bestimmte Antwort zu geben. Bewahre mich Gott davor, daß ich von dem Secretair Uebles reden sollte. Nein, das kann und darf ich nicht, es liegt das gar nicht in meiner Art. Herr Hummer genießt gewiß mit Recht des besten Rufes in der ganzen Umgegend, und schon das Vertrauen, welches sein verstorbener Herr in ihn setzte, der ihn doch gewiß kennen mußte, beweist, daß er ein rechtlicher und zugleich ein kluger Mann ist. Ach ja! Ich, ja, ich habe an

ihm etwas ganz Anderes auszusetzen, und das berührt sein Verhältniß zu Betty's-Ruh nur zur Hälfte.«

»So theilen Sie mir zuerst diese Hälfte und dann das Andere mit, was Sie an ihm auszusetzen haben. Uebrigens versichere ich Ihnen, als ein ehrlicher Mann, daß Alles, was Sie mir sagen, ruhig in mir schlafen soll. Da ich aber selbst nach Betty's-Ruh gehe und mit dem Professor aus früherer Zeit her in freundschaftlicher Verbindung stehe, so liegt mir daran, schon jetzt einen klaren Blick in seine Verhältnisse zu thun, und darin scheint mir der Rentmeister Hummer doch eine wichtige Rolle zu spielen.«

»O ja, Herr, so ist es auch,« brachte der Laternenwärter endlich mit Mühe hervor, nachdem er eine Weile unruhig auf seinem Stuhle hin und hergerückt war. »Nun denn, was ich Ihnen sagen will, kann Jeder hören, denn es ist die reine Wahrheit und ich stehe mit meinem Gewissen auf gutem Fuße, so daß ich nicht das geringste Herzklopfen dabei empfinde. Ja, der Rentmeister Hummer, hm! Was ich ihm zuerst nicht verzeihen kann, ist, daß er zugeben konnte, daß der neue Herr alle alten Diener seines Bruders entließ und sogar den ältesten und treusten, der ihn auf allen seinen Reisen in den indischen Meeren begleitet hat. Ja, Herr, das ist ein großes Unrecht und es bestraft sich vielleicht noch. Denn denken Sie nur, dieser alte treue Diener, *Laurentius Selkirk* ist sein Name, verließ bei Nacht und Nebel Betty's-Ruh, wo er zehn Jahre mit seinem verstorbenen Herrn gelebt, und zog sich mit

tief bedrücktem Gemüth und vor Kummer fast menschenscheu zu seinem Vetter, dem Vogt auf Neuwerk zurück – jener Insel, die wir eben vom Balcon aus betrachtet haben. Da sitzt er nun traurig und verlassen und ist nicht einmal im Stande, das schöne Vermächtniß mit Ruhe und Behagen zu verzehren, welches sein Herr ihm ausgesetzt hat.«

Paul's Miene nahm bei dieser Mittheilung einen bekümmerten Ausdruck an und er vergaß sogar, seine Cigarre in Brand zu halten. »O,« sagte er, »das finde ich auch nicht recht – aber trägt denn der Professor davon die Schuld?«

Herr Whistrup zuckte mit den Achseln. »Wer weiß es!« versetzte er. »Die Welt behauptet es einmal, und Sie wissen ja, was für eine Gewalt die öffentliche Meinung hat.«

Diese Worte wurden mit einer so überzeugenden Ehrlichkeit gesprochen, daß sie Paul ganz und gar für den sie kundgebenden Mann gewannen. Er nickte ihm freundlich zu und sagte: »Ja wohl weiß ich das! Aber nun, da Sie einmal so weit sind, nennen Sie mir auch den Grund, warum Ihnen der Rentmeister persönlich nicht recht gefällt.«

»Ja,« sagte der Mann dreist und nun wurde er wärmer als vorher, so daß man sah, daß er sich auf dem festen Boden einer unumstößlichen Ueberzeugung befand, »das kann ich und darf ich gewiß, denn das betrifft allein mich und mein Haus. Nun sehen Sie – aber Sie müssen verzeihen, wenn ich hier etwas weiter aushole – ich stamme aus den Vierlanden im östlichen Bezirk von Hamburg.



Ich habe die Landwirthschaft erlernt und hatte das Glück, ein recht hübsches Gütchen pachten zu können – an der Gränze von Lauenburg. Da ging es mir gut und ich legte mein erspartes Geld bei meinem Pachtherrn an, der ein reicher Schiffsrheder und Kaufmann war. Da machte derselbe unerwartet Bankerott und ich kam nicht allein um mein Erspartes, sondern auch um meine Pacht. Ach ja, das ist bitter, nicht wahr? Nun denn, ein so eifriger Landwirth ich auch war, mein Leben lang, jenes Unglück machte mich doch kopfscheu und ich gab den Gedanken an irgend eine andere Pachtung vor der Hand auf. Aber man kannte mich in Hamburg und vertraute mir diesen Posten an, wofür ich vom Staate sechshundert Mark jährlich beziehe. Das ist freilich wenig, aber es ist doch Etwas, mein Herr, und da ich so Manches nebenbei verdiene, so ist mein Loos jetzt immer erträglich. Als ich nun hier ein paar Jahre saß, wurde ich eines Tages mit dem verstorbenen Herrn van der Bosch bekannt, als er die Kugelbaake in Begleitung jenes genannten Selkirk besuchte, und obgleich er gegen Fremde immer sehr schweigsam und zurückhaltend war, so faßte ich doch Vertrauen zu ihm und erzählte ihm mein Schicksal. ›Mit einem Wort,‹ antwortete er mir, als ich zu Ende war, ›Sie möchten wieder eine andere Pachtung haben?‹ – ›Ja,‹ sagte ich, denn aus seinem großen braunen Auge blitzte mir mit einem Mal ein wohlwollender Blick entgegen. ›Nun,‹ fuhr er fort, ›dazu kann vielleicht Rath werden. Wenn mein alter Dirksen einmal stirbt, melden Sie sich bei mir.‹ – Das war mir genug gesagt, lieber Herr, und ich freute mich. Da starb

aber der alte Herr zuerst und kaum acht Tage nach ihm der alte Dirksen. Da faßte ich mir ein Herz und ging zu dem neuen Herrn auf Betty's-Ruh, der eben angekommen war. Ich meldete mich bei ihm und wurde freundlich empfangen. Endlich aber, als ich mein Gesuch vorgebracht, sagte er: ›Lieber Mann, ich habe so ungeheuer viel zu thun und – aufrichtig gesagt – ich verstehe auch nicht viel von diesen Geschäften. Sprechen Sie mit dem Rentmeister Hummer; was der mir räth, das thue ich.‹ So ging ich denn zu diesem und trug ihm mein Anliegen vor.

Der Herr Rentmeister lächelte sehr fein; als er es hörte, und sagte mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit: ›Ja, Whistrup, Sie können Ihre neue Pachtung antreten, aber nur unter *einer* Bedingung.‹ – ›Welche ist das?‹ fragte ich. – ›Wenn Sie mir die Hand Ihrer Tochter geben, denn ich liebe sie.‹

Ach, Herr, da hatte der Rentmeister das Einzige verlangt, was ich ihm nicht geben konnte, denn meine Tochter, müssen Sie wissen, welcher der Rentmeister von jeher nachgestellt hat, kann über ihre Hand nicht mehr verfügen, da sie die verlobte Braut eines braven Mannes, eben jenes Feuerschiffcapitains Philipp Hardegge ist, von dem sie zu Ihnen oben gesprochen hat.«

Paul lächelte. Jetzt war ihm der Eifer der hübschen Friede erklärt, als sie von dem Feuerschiff sprach. »Da haben Sie Recht,« sagte er. »Nun, der Handel zerschlug sich also?«

»Ja, er zerschlug sich, und der Herr Rentmeister übernahm selbst die Pacht auf unbestimmte Zeit, da er schon

lange die Neigung verrathen hat, wieder nach Ostindien zurückzukehren.«

Paul schaute hoch auf. Es war das zweite Mal, daß er diese Nachricht vernahm, die er schon aus dem letzten Briefe des verstorbenen Onkels kannte. »Lassen Sie ihn doch gehen und dann nehmen Sie die Pachtung!« sagte er endlich.

»Wie, Herr,« fragte der Laternenwärter, indem er aufstand und Paul verwundert anblickte, »wird der Herr Professor denn damit einverstanden sein, oder können Sie vielleicht dazu beitragen, daß ich sie erhalte?«

Paul lächelte vor sich hin und freute sich schon im Stillen, in Zukunft ein gutes Werk verrichten zu können. »Ich will nichts versprechen,« sagte er warm, »nur so viel will ich Ihnen sagen, daß« – und hier erhob er sich auch – »daß mit *meinem* Willen kein Anderer je die Pachtung von Betty's-Ruh erhalten soll als Sie.«

»Wie?« rief der gute Laternenwärter ganz erstaunt aus, indem ein warmer Freudenstrahl sein blasses Gesicht überzog – »sind Sie denn so vielvermögend bei dem Herrn von Betty's-Ruh?«

Paul streckte die Hand beschwichtigend gegen ihn aus und erwiderte: »Lassen Sie uns heute noch nicht darüber sprechen. Ein andermal, wenn ich Sie wieder besuche, denn ich *werde* Sie wieder besuchen, da es mir wie dem Professor hier außerordentlich gefällt. Ich will erst Betty's-Ruh mit eigenen Augen sehen und die Verhältnisse daselbst werden mir hoffentlich bald klar werden. Und

hier haben Sie meine Hand, mein lieber Herr Whistrup – ich meine es so ehrlich, wie ich es sage.«

»Ach Du lieber Gott, und Niemand kann es ehrlicher meinen als ich!« rief der gute Mann und ergriff mit beiden Händen die dargebotene Rechte des stattlichen jungen Mannes.

In diesem Augenblick hörte man vom Flur her ein freudiges Jauchzen erschallen, es mußte eben, während der Wirth und Paul mitten in's Zimmer getreten waren, Jemand in's Haus gekommen sein. Herr Whistrup horchte nur einen Moment nach der laut werdenden Stimme hin, dann sagte er lächelnd:

»Aha, das ist der Capitain Hardegge. Er kommt trotz Regen und Wind, um Abschied von Friede zu nehmen, da er morgen seine Wacht auf dem Feuerschiff bezieht.«

»Das ist mir lieb,« entgegnete Paul, »so bekomme ich ihn doch auch zu sehen und kann ihm gleich meine Bitte vortragen.«

»Was für eine Bitte denn?«

»Mich einmal mit nach dem Feuerschiff zu nehmen, wenn der Zutritt einem Fremden überhaupt gestattet ist.«

»Oho, wenn es weiter nichts ist, das kann ja jede Stunde geschehen. Und dann können Sie auch gleich einmal nach Neuwerk hinüber und diese seltsame und interessante Insel besuchen, denn zu Lande über das Watt während der Ebbezeit wird der Weg immer gefährlicher, da

die ‹ Prielen<sup>1</sup> sich mehr und mehr erweitern und vertiefen und die sumpfigen Stellen von Jahr zu Jahr größer werden.«

Paul schien diese Worte kaum gehört zu haben, denn er war in tiefes Nachdenken versunken, jedoch nur einen Augenblick; bald raffte er sich wieder auf und entgegnete: »O ja, nach Neuwerk kann ich dann auch. – Ich werde den Capitain doch zu sehen bekommen?«

»O gewiß, Herr, er wird bald sichtbar werden. Für's Erste hat er sich nur zu trocknen und mit der Friede etwas zu plaudern, und das kann man ihnen Beiden gönnen, da sie sich so oft trennen müssen. Auch bleibt er heute den ganzen Abend hier; morgen früh um fünf Uhr erst tritt er seinen Weg nach dem ›Jacob Hinnerich‹ an.«

»Das ist mir lieb; so darf ich also den heutigen Abend in Gesellschaft Ihrer Familie zubringen?« fragte Paul.

»O mein Herr, es wird uns Allen eine große Ehre sein; auch können Sie sich ja zu jeder Zeit, wenn unsre Gesellschaft Ihnen nicht mehr behagen sollte, in Ihr Zimmer zurückziehen. Es liegt gerade auf der Ecke und hat nach jeder Seite ein Fenster, so daß Sie das Wasser nach Osten und Westen bestreichen können.«

»Das ist mir angenehm und ich danke Ihnen schon im Voraus für Ihre Güte.«

Bald darauf öffnete Friede die Thür und führte mit glückseligem Lächeln ihren Bräutigam herein, nachdem

---

<sup>1</sup>Tiefere Wasserarme, die auch während der Ebbe mit Wasser angefüllt bleiben, das leicht sumpfig wird.

dieser draußen seine goldberänderte Mütze und seinen Regenrock abgelegt und an Stelle der schweren Wasserstiefel ein paar leichte Seemannsschuhe angezogen hatte, die er in der Regel bei sich führte, wenn er bei so starkem Regen das Haus zum Vierländer besuchte.

»Hier habe ich die Ehre, Ihnen meinen Bräutigam, Capitain Herdegge vom ›Jacob Hinnerich‹, vorzustellen,« wandte sich Friede mit einem artigen Knix an Paul.

Dieser erröthete leicht, als ihm diese Höflichkeit zu Theil wurde, da er ja nun auch seinen Namen nennen mußte. Indessen faßte er sich schnell und sagte:

»Ich bin der Baumeister *Paul!*« wobei er freundlich die Verbeugung des Seemanns erwiderte. Dieser war ein fast dreißigjähriger Mann von straffem und gedrungenem Körperbau, mittelgroß, aber beweglich und in Geberden und Mienen rasch und entschieden. Auf seinem wettergebräunten Gesicht lag eine eigenthümliche Mischung von Geradheit und Biederkeit und Stolz und Trotz, wie man es bei ächten seemännischen Naturen nicht selten findet. Sein kühnes blaues Auge aber blickte so ruhig, sicher und fest umher, daß die ganze Persönlichkeit auf Paul gleich im ersten Augenblick einen angenehmen Eindruck machte. Die blaue Uniform mit vergoldeten Knöpfen und Achselschnüren stand ihm sehr gut, und als er den Rock bald aufknöpfte, bemerkte Paul an seiner Wäsche, daß Sauberkeit auch bei ihm eine beliebte Eigenschaft sei.

»Sie haben es schlecht getroffen, Herr Baumeister,« redete er Paul an, »meines Schwiegervaters appetitliches

Haus zum ersten Mal bei solchem Unwetter zu sehen. Es ist sonst ganz allerliebste hier.«

»Das habe ich schon wahrgenommen,« entgegnete Paul, »denn ich kam, als noch die Sonne schien. Wird denn dies Unwetter den ganzen Abend anhalten?«

»Ich glaube, ich kann mit Ja antworten, der Wind kommt stramm aus Westen. Wenn er aber bis gegen Mitternacht eine Wendung macht, können wir morgen einen um so prachtvolleren Tag haben.«

»Das sollte mir recht sein, ich habe eine gute Stunde in der Frühe zu gehen.«

»Ja, ich habe es schon gehört. Sie wollen nach Betty's-Ruh. Will Herr van der Bosch vielleicht noch etwas bauen lassen?« fragte er verstohlen lächelnd, was ihm indessen einen ungemein gutmüthigen Anstrich verlieh.

Paul nickte ihm freundlich zu. »Das kann wohl sein,« erwiderte er. »Wenigstens soll ich einige auffällige Stellen seines Besitzes untersuchen und ihm – meinen Rath zur schnellsten Wiederherstellung derselben geben.«

Es entstand eine Pause, in der Jeder der Anwesenden sich seinen Theil denken mochte. Da fing der Laternenwärter wieder zu reden an, indem er sagte: »Capitain Hardegge, dieser Herr hat den Wunsch ausgesprochen, einmal Ihr Schiff und die Insel Neuwerk zu besuchen. Ich habe ihm Hoffnung gemacht, daß er Ihnen angenehm sein würde.«

Der biedere Seemann reichte Paul rasch seine Hand hin und rief: »Es soll ein Wort sein, Herr, und Sie sollen mir sehr willkommen sein, denn ich habe nur zu gern

Besuch an Bord. Allerdings – mit meiner Beköstigung, wenn Sie länger bleiben, müssen Sie vorlieb nehmen, Alles *Feste*« und dabei lächelte er behaglich – »ist gut und in reichster Fülle vorhanden, aber mit dem *Flüssigen* ist es eben nicht besonders bestellt.«

»Das pflegt doch sonst nicht auf den Tischen der Schiffscapitaine der Fall zu sein?« sagte Paul lächelnd.

»Nein, freilich nicht, aber mein Schiff ist auch kein gewöhnliches Schiff, Herr, und hat eine schwerwiegende Pflicht auf sich. An Bord des Feuerschiffs darf kein Tropfen Wein oder Branntwein kommen und selbst mir ist nur ein leichtes Dünnbier gestattet, dasselbe, welches die Mannschaft trinkt. Und das ist recht, es kann nicht anders sein. Jeden Augenblick bei Tag und Nacht, kann ich und meine Mannschaft zu schwerem Dienst aufgerufen werden und dann muß er uns nüchtern und im Besitz unserer geistigen und leiblichen Kräfte finden. Der Branntwein ist für die Mannschaft eines Schiffes oft eine Wohlthat, oft jedoch auch ein Verderben. Dafür aber, mein Herr, und weil ich an Bord nichts trinken kann, entschädige ich mich am Lande, und um das zu beweisen, Friede, laß uns einmal eine Flasche von dem Portwein zukommen, den mir neulich der Herr Amtmann in Ritzebüttel empfohlen hat. Du weißt schon.«

Friede sprang hinaus, um das Verlangte zu holen, und die Männer setzten sich unterdeß an den Tisch, um in ihrer Plauderei fortzufahren.

»Im Uebrigen,« sagte der Capitain, »wohne ich ganz hübsch an meinem rothen Schiffsbord, davon werden Sie



sich überzeugen, und unsere Admiralität und der Herr Amtmann von Ritzebüttel, unser kleiner König hier, haben für Alles gesorgt. Aber nun fragt es sich: *wann* wollen Sie mich besuchen? Sie sind mir freilich zu jeder Zeit willkommen, aber wenn ich meinen vierzehntägigen Dienst habe, kann ich Sie nicht gut nach Neuwerk begleiten, obgleich das alte Ding nur einen Katzensprung von mir entfernt ist. Nun, wir bekommen ja jetzt Sommer und die Tage sind lang. Sie können sich das überlegen. Eine Jolle finden Sie in Cuxhafen immer und guter Wind wird ja auch nicht ausbleiben. Wenn ich aber dienstfrei bin, trifft es sich vielleicht einmal so, daß wir mit dem Lootsendampfkutter hinüberstoßen können, und dann geht es bei jeder Witterung zur Fluthzeit, was Neuwerk betrifft. – Ah, da kommt ja der Porto, nun wollen wir auf einen baldigen Besuch Ihrerseits ein Glas leeren!«

Friede hatte eine Flasche Wein mit drei Gläsern hergebracht und im Nu eine schneeweiße Serviette über die rothe Tischdecke gebreitet. Der Seemann entkorkte die Flasche und goß den braunen köstlichen Wein in die drei Kelchgläser ein.

»Auf gute Bekanntschaft!« sagte er, sein Glas gegen das Paul's erhebend, »und mögen Sie in Betty's-Ruh recht viel auszubessern finden. Ein tüchtiger Baumeister ist unter Umständen ein wichtiger Mann.«

Paul nahm den gutgemeinten und wohl verstandenen Wink freundlich auf und versprach sein Möglichstes zu thun.

»Ah,« rief der Capitain, sich an die ihm zur Seite sitzende und eben aus seinem Glase nippende Friede wendend, »beinahe hätte ich vergessen zu fragen: ist mein Jung' heute Mittag hier gewesen?«

»Gewiß, Philipp, und er hat uns eine prächtige Steinbutte von Dir gebracht, die uns heute Abend gut schmecken soll.«

»Recht so, und da habt Ihr gleich eine ansehnliche Speise für Euern Gast. Sie müssen nämlich wissen, Herr Baumeister, daß die Steinbutte, wenn sie die rechte Größe hat, unser delicatester Fisch ist.«

»Ich freue mich schon jetzt darauf, denn ich bin ein Liebhaber von Seefischen, und die Steinbutte kenne ich noch nicht.«

Der Capitain hielt die Fingerspitzen seiner rechten Hand an den Mund und küßte sie. »Lecker, mein Herr, ich sage es Ihnen, und doppelt lecker, wenn die Hand meiner Friede sie bereitet hat. Die versteht sich auf die Küche – das glauben Sie mir.«

Friede hielt ihm ihre feinen Finger vor den Mund und sagte halb leise: »Nicht loben, wenn Andere dabei sind, Philipp, sonst trinke ich Dir allen Deinen Wein aus.«

»Im Keller ist mehr, wir schaffen ihn heute noch nicht. – Aber wahrhaftig, da hat mir das Wettermädel mein Glas leer gemacht!«

Während es draußen auf See und Land noch immer stürmte und der Regen in endlos erscheinenden Strömen sich ergoß, verging den in der behaglichen Stube des Laternenwärters Versammelten die Zeit bei allerhand Plauderei rasch genug. Um acht Uhr kam auch die vortrefflich gerathene Steinbutte nebst gutem englischen Beefsteak zum Vorschein und Paul erhielt den augenscheinlichen Beweis, daß Frohsinn und Herzlichkeit in dem kleinen, so weit von aller Welt entfernt lebenden Kreise heimisch sei, dem er so zufällig viel näher getreten war, als er noch kurz zuvor es hatte denken können.

Um zehn Uhr rüstete Capitain Hardegge sich zum Aufbruch, nachdem er zuvor erkundet, daß der Regen viel schwächer geworden war.

Er nahm einen fast herzlichen Abschied von dem neuen Bekannten und empfahl ihm als Baumeister noch einmal halb im Scherz, halb im Ernst, alle Risse in Betty's-Ruh mit recht haltbarem Mörtel zu verkleben. Dann begab er sich mit seiner Braut hinaus und legte den Sturmkittel und die Wasserstiefel wieder an. Als er damit fertig war, kam er noch einmal herein und reichte Paul und seinem Schwiegervater die Hand. Dann begleiteten ihn Alle bis vor die Hausthür und hier blieb man eine Weile stehen und schaute sich nach allen Himmelsgegenden um, ganz erfreut, daß der Regen nachgelassen hatte und nur noch einige wenige Tropfen aus rasch vorüberziehendem Gewölk niederfielen.

»Sehen Sie wohl,« sagte der Capitain zu Paul, »ich werde Recht behalten und morgen früh meine Fahrt nach

dem ›Jacob Hinnerich‹ im Sonnenschein antreten. Es giebt gut Wetter. »Der Wind ist schon etwas nach Norden herumgegangen, und ich will kein Seemann sein, wenn es morgen nicht gelinde aus Nordosten bläst. Nun gute Nacht, Ihr Herren!«

»Gute Nacht! Gute Nacht!« riefen diese ihm nach und traten in das Haus zurück, während Friede noch eine Weile mit dem Seemann vor der Thür blieb, da sie sich wahrscheinlich zuguterletzt noch etwas Wichtiges zu sagen hatten.

»Das ist ein wackerer Mann sagte Paul in der Stube zu seinem Wirth, »und Ihre Tochter hat gewiß wohl daran gethan, ihn dem Rentmeister vorzuziehen. Nur ist die so häufige Trennung von ihm nicht eben angenehm.«

»O, daran sind alle unsere Mädchen gewöhnt, lieber Herr. Sie wissen es ja von Kindesbeinen nicht anders, da fast alle Männer hier mit der See zu thun haben. Auch glaube und hoffe ich, daß der Capitain einst eine bessere Stellung erhält, denn auf dem Feuerschiff bleibt ein so gewiegter und gebildeter Seemann nicht lange. Ich denke ihn noch einst als Lootsencommandeur zu sehen, und das ist kein verächtlicher Posten, Herr. – Doch nun wird es wohl Zeit sein, daß Sie zur Ruhe kommen, nicht wahr? Sie haben ja noch keine fünf Minuten für sich gehabt, so lange Sie hier sind.«

»Ja,« sagte Paul, »jetzt weisen Sie mir mein Zimmer an und ich will die Probe machen, ob ich so nahe an der See schlafen kann.«

»O, das findet sich. Sie singt zwar ein etwas lautes Wiegenlied, aber es schläfert auch ein, verlassen Sie sich darauf.«

Jetzt kam Friede wieder herein und Paul sagte ihr Gute Nacht.

»Es ist Alles fertig, Herr,« erwiderte sie, »und die Christine steht schon oben mit dem Licht. Schlafen Sie wohl und stehen Sie nicht zu spät auf. Der Morgen an der See ist oft das Beste vom ganzen Tage. Gute Nacht.«

Paul stieg die schmucke Treppe hinan, aber sein Wirth ließ es sich nicht nehmen, ihm bis in sein Zimmer das Geleit zu geben. Oben auf der Treppe stand Christine, eine derbe kräftige Magd in der kleidsamen Vierländertracht, und trug das auf einem blank gescheuerten Messingleuchter brennende Licht in das Zimmer voran.

»Ich sehe,« sagte hier der Wirth, nachdem er sich aufmerksam rings umgeblickt, »daß man nichts vergessen hat. Ihre Stiefel bitte ich vor die Thür zu stellen. Schlafen Sie wohl und mag es Ihnen nicht zu eng in der kleinen Schlafkoje unter Dach sein.«

Damit ging er hinaus und Paul war in dem ihm zugewiesenen Raume allein. Es war ein höchst sauber gehaltenes Gemach mit einem kleinen Sopha, einer Commode von Nußbaumholz und hinreichend großem Spiegel. Ein runder Tisch, mit rothem Teppich bedeckt, stand vor dem Sopha, ein Kleiderschrank an der Wand und daneben der Koffer des Reisenden, den die aufmerksame Magd bei Zeiten an Ort und Stelle gebracht. Das Schlafgemach

war allerdings eng und lag dicht unter dem schräg abfallenden Dach, das ungefähr nur anderthalb Fuß von dem Kopfe des im Bett Liegenden entfernt war. Die Betten aber waren vortrefflich und das Leinen so fein und frisch, wie Paul es hier nicht zu finden erwartet hatte.

Als er sich seine neue Wohnung in allen Einzelheiten betrachtet, rauchte er noch eine Cigarre und ging dabei nachdenklich im Zimmer auf und ab. Er hatte viel an diesem Tage vernommen, was ihm von Wichtigkeit zu sein schien, und bereits hatte sich ein Plan in seinem Kopfe gebildet, nach dem er seinem Onkel gegenüber handeln wollte. Allein eine ganz bestimmte Handlungsweise ließ sich noch nicht beschließen, da er nicht wußte, was er in Betty's-Ruh finden würde. Seine Spannung aber, diesen seltsamen Ort und seine Verhältnisse kennen zu lernen, war um ein Bedeutendes gewachsen, und er wünschte schnell den Anbruch des Tages und gutes Wetter herbei, um seine letzte Wanderung dahin antreten zu können.

Ehe er sich jedoch zur Ruhe legte, warf er noch einen Blick aus dem Fenster auf die See hinaus, und da hatte er einen eigenthümlichen und im ersten Augenblick ihn befremdenden Anblick in der Richtung nach Cuxhafen hin vor sich, indem er in eine lange mit Laternen erleuchtete Straße zusehen glaubte. Die Schiffe, die bei Anbruch des Sturmes jenseits Neuwerk sichtbar gewesen, waren jetzt auf die Rhede von Cuxhafen gelangt und hier

lagen sie, durch vorschriftsmäßige Zwischenräume getrennt, neben einander in mehreren Linien und jedes hatte seine Laternen an den dazu bestimmten Stellen aussteckt, um geduldig den kommenden Tag und die steigende Fluth abzuwarten, mit deren Hülfe es in die Elbe hinein segeln konnte.

Endlich aber, als er sich auch an diesem Anblick geweidet, fühlte er eine sanfte Müdigkeit sich seiner bemächtigen und nun entzog er sich der Ruhe nicht länger und entkleidete sich. Als er aber mit einiger Vorsicht in seine niedrige Schlafkammer gekrochen war und das Licht gelöscht hatte, wurde er wieder munter, denn sein Ohr vernahm aus nächster Nähe das laute Gebrause des Windes und das Gebrüll des aufgeregten Wassers, das bald donnernd, bald klatschend und zischend an dem Steindamm der Kugelbaake brandete und seine mächtigen Schaumwogen oft sogar gegen die riesigen Deiche schleuderte. Endlich aber hatte er sich auch an diese großartige Musik gewöhnt und nun schlief er ein, und zwar so fest, daß er erst wieder erwachte, als der Tag schon lange angebrochen war. Rasch erhob er sich jetzt und warf sich mit einer Hast in die Kleider, als ob er etwas Wichtiges zu versäumen hätte. Wie erstaunte er aber, als er nun an das Fenster trat und einen Blick über die See hinaus warf. Der Capitain Hardegge hatte wirklich Recht gehabt, es war gutes, sogar sehr schönes Wetter eingetreten. Von dem Gewittergewölk des vorigen Tages war keine Spur mehr vorhanden und der Himmel strahlte in reinster Bläue.

Zur Rechten nach Cuxhafen hin funkelte schon der goldene Sonnenstrahl in den zitternden Wellen der Elbe und diese selbst hatte sich beruhigt; nur leise noch, vom leichten Nordost gekräuselt, plätscherte sie gegen den grünen Fuß der Deiche, an denen keine Brandung mehr zu sehen und zu hören war. Ueber der See jedoch, und in der Ferne am dichtesten, lag noch eine leichte Nebelhülle, aber auch sie wirbelte schon, von den Sonnenstrahlen gelichtet, hie und da in die klare Luft empor, so daß man bereits wieder die Segel unterscheiden konnte, die auf der See kamen oder in dieselbe hineinsteuerten.

Paul, als er dies schöne Wetter sah, fühlte wie selten in seinem Leben ein unbeschreibliches Sehnen in der Brust, hinaus in die frische Morgenluft zu kommen. Er kleidete sich rasch fertig an, schloß seinen Koffer zu und stieg in den unteren Raum des Hauses hinab, wo er indessen nur die Magd traf, die mit der Bereitung seines Frühstücks beschäftigt war.

Auf seine Frage, wo Herr Whistrup sei, erhielt er die Antwort: »Der Herr ist in der Leuchtkammer beschäftigt, aber Fräulein Friede ist auf dem Deich.«

Mit einigen Sprüngen war er an der Seite des hübschen Mädchens und sah zu seiner Verwunderung, daß sie auf der äußersten Spitze des Deichwinkels stand und mit einem großen weißen Tuche nach der See hin winkte.

»Guten Morgen, Fräulein Braut!« rief er ihr zu. »Aber was machen Sie denn da?«

Friede trat ihm entgegen und gab den Morgengruß lächelnd zurück, indem sie ihr Tuch zusammenfaltete



und über den Arm legte. Aber sie beantwortete nicht sogleich seine Frage, sondern sagte: »Nun, sehen Sie wohl, daß Capitain Hardegge Recht hatte und daß er wirklich als Wetterprophet gelten kann? Können Sie sich einen schöneren Morgen zu Ihrem Spaziergange wünschen? Es ist zwar noch ein wenig naß, aber die Sonne wird das Schlimmste in einer Stunde aufgesogen haben und Sie können Ihren Weg getrost antreten, den Ihnen gestern Abend mein Vater schon deutlich genug beschrieben hat.«

»Das will ich auch in einer Stunde thun. Meinen Koffer aber lasse ich bei Ihnen; man wird ihn im Laufe des Tages von Betty's-Ruh abholen. – Allein Sie haben mir ja meine Frage nicht beantwortet. Wem winkten Sie denn vorher so lebhaft zu?«

Friede lächelte verschämt, dann sagte sie erröthend: »Nun, mein Gott, es kann ja nicht schaden, wenn ich es Ihnen verrathe. Es ist eben meine Telegraphenstunde gewesen, in der ich meinen Bräutigam zu grüßen pflege. Er hat mir einen Chronometer gegeben, der mit dem seinen auf die Secunde stimmt. Wenn nun die zwischen uns verabredete Zeit kommt, trete ich auf den Deich und schüttele mein Tuch. Er sieht durch sein Glas vom Schiff und weiß, daß ich ihm einen Guten Morgen biete. Wenn ich ihm aber einmal etwas Wichtiges mitzuthemen habe, stelle ich mich auf den Balcon, den er immer zuerst in's Auge faßt, und dann gebe ich ihm mit meinen Flaggen ein Zeichen, welches er sich entziffern kann, da wir uns eine besondere Flaggensprache eingeübt haben.«

»Das ist sehr hübsch,« erwiderte Paul, »und Sie sind um diesen Genuß zu beneiden, da Sie sich so ja jederzeit mit dem Capitain unterhalten können. Falls Sie ihm aber etwas zu sagen hätten, wenn es finster ist, wie machen Sie es dann?«

»O, daran haben wir auch gedacht; dergleichen bringt einen Seemann nie in Verlegenheit. Nachts stelle ich einige Reservelampen in bestimmten Zwischenräumen an einem dazu geeigneten Fenster auf, und damit ich weiß, daß er meine Meldung empfangen und verstanden, läßt er eine blaue Rakete vom ›Jacob Hinnerich‹ aufsteigen.«

»Das ist wirklich sehr hübsch,« rief Paul beifällig aus, »und Sie haben sich da eine allerliebste Unterhaltung verschafft. Auch sehe ich jetzt, daß die Lage Ihres Hauses reizend ist. Jetzt kann ich mir denken, warum es dem Professor hier so gut gefällt. Nun, rechnen Sie nur auf mein baldiges Wiederkommen und dann – dann habe ich Ihnen vielleicht noch viele andere Fragen vorzulegen.«

»Ich werde sie Ihnen nach Kräften und immer gern beantworten. – Werden Sie denn lange auf Betty's-Ruh bleiben?« fragte sie nach einer Weile, nachdem sie sich wahrscheinlich die Schicklichkeit dieser Frage überlegt hatte.

Ueber Paul's schönes Gesicht flog plötzlich ein blitzartiger Schimmer; er besann sich keinen Augenblick auf die Antwort und sagte mit festem, scharfem Blick in das fragend zu ihm aufschauende Auge Friedens:

»O ja – *vielleicht mein ganzes Leben!*«

Friede erschrak. Warum? das wußte sie freilich nicht, aber das Aussehen ihres Gastes war so rasch ein anderes,

und wie es ihr vorkam, bedeutsameres geworden, daß sie schnell in ihrem Geiste die Gespräche durchging, die am vorigen Abend über den Besitzer von Betty's-Ruh gefallen waren.

»Sie scheinen sich darüber zu wundern,« fuhr Paul fort, der ihren Schreck wohl bemerkt und den Grund davon errathen hatte, »aber denken Sie für jetzt nicht weiter darüber nach. Wenn ich wieder zu Ihnen komme, kann ich es Ihnen vielleicht klar machen, warum ich in Betty's-Ruh bleibe.«

»Mein Gott,« rief Friede, in einen ganz falschen Gedankengang gerathend, »Sie wollen es doch nicht etwa kaufen? Denn man hat schon davon gesprochen, daß der Professor es verkaufen will.«

Jetzt machte Paul große Augen. »So,« sagte er, »auch das hat man gesprochen? Nun, so viel kann ich Ihnen sagen: wenn es bis heute Mittag noch nicht verkauft ist, wird es wahrscheinlich nie verkauft werden. – verstehen Sie mich recht, ich dehne dies nie etwa auf ein Menschenleben aus. Doch, lassen Sie uns von Betty's-Ruh abbrechen, ich habe für's Erste genug darüber gehört. Darf ich jetzt wohl um mein Frühstück bitten?«

Friede schritt ganz betreten neben dem seltsamen Baumeister nach dem Hause zurück, der, als er in das freundliche Unterstübchen trat, den Tisch schon gedeckt fand. Schöne Tassen von vergoldetem Porzellan und eine dazu passende Kanne voll heißen Kaffees standen darauf, und wohlschmeckendes Brod, Eier und frische Butter, schon

am frühen Morgen von Christine aus dem Bauerngehöft geholt, sahen dem hungrigen Gast appetitlich entgegen.

Während Paul in aller Ruhe sein Frühstück verzehrte, verließ Friede das Zimmer und ging zu ihrem Vater hinauf, mit dem sie erst nach einigen Minuten wieder herunterkam. Die beiden Männer begrüßten sich freundlich, obwohl Herr Whistrup eine etwas befangene Miene blicken ließ. Als nun Paul sein Frühstück beendet hatte und sich eine Cigarre anzündete, sagte der Laternenwärter:

»Nun rüsten Sie sich wohl schon zu Ihrem Marsch, lieber Herr?«

»Ja, mein guter Herr Whistrup, und es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen meinen Dank für Ihre Gastfreundlichkeit zu sagen und Sie um die Rechnung zu bitten.

»Die Rechnung? Muß denn das sein?« fragte der bescheidene Mann mit halb niedergeschlagenen Augen.

»Ja, das muß so sein!« erwiderte Paul. »Nur Freunde stellen sich keine Rechnung für genossene Gastfreundschaft aus, und das waren wir ja bisher noch nicht – ich hoffe aber, daß wir es bald werden,« setzte er mit Nachdruck hinzu, indem er dem Manne die Hand reichte.

»Wenn es so ist, dann haben Sie einen Gedanken mit mir, Herr, und nun bitte ich Sie, grüßen Sie den Herrn Professor von mir und – und –«

»Vergessen Sie Ihr Versprechen nicht, wollen Sie sagen,« unterbrach ihn Paul. »Nein, ich vergesse nie, was ich versprochen, und Ihnen halte ich es gern. Also meine Rechnung!«

»Ach was Rechnung! Geben Sie mir einen preußischen Thaler –«

»Einen preußischen Thaler?« fragte Paul verwundert.  
»Sie vergessen den Wein und die Mahlzeit.«

»Nicht im Geringsten. Sie waren, ohne es zu wissen, gestern der Gast des Capitain Hardegge, und mit einem Thaler bin ich also reichlich bezahlt.«

»Wenn es so ist, so soll der Capitain nächstens mit seiner Braut bei mir Gast sein – wenn sie es Beide wollen.«

»Bei Ihnen? Wo ist denn das?« Paul sah die erröthende Friede an, die ihn verstand. Dann lächelte er und sagte:  
»Warten Sie es ab, Sie sollen es bald erfahren. So. Hier ist mein Thaler und hier ein zweiter für die Magd.«

»Um Gottes willen, Herr, was denken Sie!« rief Herr Whistrup erschrocken. »Das ist hier nicht Mode.«

»Bei mir aber ist es Mode und nun leben Sie wohl.«

»Leben Sie wohl, mein Herr, und ich danke Ihnen tausend Mal für Ihren Besuch!« rief der erfreute Wirth, dessen Tochter nun Paul wirklich für einen reichen Mann und für den wahrscheinlichen Käufer von Betty's-Ruh hielt.

Paul reichte auch ihr die Hand und dann trat er vor die Thür, von Beiden bis auf den Deich begleitet, den er bis zum Dorfe Döse beschreiten mußte.

»Haben Sie sich auch den Weg gemerkt?« fragte Herr Whistrup den sich Verabschiedenden.

»Ich habe mir Alles gemerkt, was Sie mir sagten – und nun Guten Morgen, bis auf Wiedersehen!«

Und fort schritt er in den goldenen Morgensonnenschein hinaus, der, wie er im Meere mit Millionen Funken sprühte, so in jedem Tropfen auf Gräsern und Halmen wiederspiegelte – Vater und Tochter aber blieben lange auf dem Deich stehen und sahen ihm nach, bis er endlich ihren Augen nur noch als ein kleiner Punct erschien. Dann schüttelte der Laternenwärter verwundert den Kopf und sagte:

»Das ist ein stattlicher und schöner Mann, Friede, und wir haben, glaube ich, eine hübsche Bekanntschaft gemacht. Aber was er auf Betty's-Ruh wollen mag und welche Mittel ihm zu Gebote stehen, sein Versprechen zu halten, ist mir ein Räthsel, Kind.«

»Mir auch, Vater, und doch vertraue ich ihm. Philipp sagte gestern Abend, als er ging: ›Friede, paß auf, das ist kein gewöhnlicher Mensch, und sein Besuch hier hat was zu bedeuten.«

»Da mag er Recht haben, ich glaube es auch.«

»Und ich auch!« fügte Friede hinzu und Beide verließen nun den sonnigen Deich und verschwanden bald im Innern des niedlichen Hauses, um wieder an ihre gewöhnliche Arbeit zu gehen.

#### ACHTES KAPITEL. AUF BETTY'S-RUH.

Endlich dürfte es wohl auch für uns an der Zeit sein, uns nach Betty's-Ruh zu begeben und das geheimnißvolle Schloß, an das sich so viele Räthsel knüpften und auf welches so manche, hie und da unsern Lesern bereits angedeutete Hoffnung gerichtet war, mit eigenen Augen zu

betrachten und auf die Verhältnisse der Personen näher einzugehen, die durch eine besondere Fügung der Vorsehung gegenwärtig in demselben zu walten berufen waren. So wandeln wir denn dem mit eiligem Schritt seinem Ziele zustrebenden Paul van der Bosch voran, damit wir, wenn er daselbst eintrifft, schon von manchen Einzelheiten unterrichtet sind und dann mit ihm selbst um so ungestörter an die auf seine Schultern gelegte Arbeit gehen können.

Die eigenthümlichen Umstände, denen das Gut Betty's-Ruh seinen jetzigen Namen, den Neubau des Schlosses und die gegenwärtigen Einrichtungen in des letzteren Umgebung verdankte, kennen wir schon, und so viel müssen wir dem Gründer derselben zugestehen, daß er, wenn er auch ein seltsamer Sonderling und in einer Beziehung ein ängstlicher Geizhals, anderer dagegen fast ein Verschwender gewesen, doch seinen unschuldigsten und reinsten Jugenderinnerungen treu geblieben war. Als Jüngling hatte er zum ersten Mal das einsam gelegene Besitzthum seines Principals betreten, und die Eindrücke, die, sein Herz und Gemüth daselbst empfangen, waren so nachhaltig und unauslöschlich gewesen, daß sie selbst der vieljährige Aufenthalt im schönen tropischen Lande und eine allmählig sich immer glänzender entfaltende Lebensstellung nicht hatten verwischen können. Schon dem Greisenalter nahe und durch eigenthümliche Gewohnheiten und besondere Gesinnungsart der gegenwärtigen Zeit und Lebensweise entrückt, zog ihn die Sehnsucht noch einmal nach der Stätte zurück, wo

seine Jugendliebe begraben lag, und nun hielt er es für seine erste Pflicht, über diesem Grabe nach seinem Geschmack einen Altar zu gründen, an dem er vielleicht in mancher einsamen bitteren Stunde seine Andacht verrichtete, sein von Aufregungen volles und eigentlich zielloses Leben in allen seinen wunderbaren Phasen noch einmal in Gedanken durchwanderte und so wenigstens sich im Traume einen Genuß und ein Glück vorspiegelte, welche das wirkliche Lesen ihm so unerbittlich und grausam versagt hatte.

Das Gut Betty's-Ruh hatte, wie wir wissen, ehemals dem Vater seiner verstorbenen Betty gehört und schon dieser hatte mit seinen damals bedeutenden Mitteln das ursprünglich aus Geestland und zum Theil nur aus Marschland bestehende Grundstück wesentlich zu cultiviren gesucht, was ihm auch bis zu einem gewissen Grade gelungen war. Durch reichliche Anpflanzungen kleiner Nadelholzwaldungen hatte er den feindseligen Nordwestwind davon abzuhalten gewußt und nun entstand allmählig jenseits dieser Schutzbäume ein schöner und kunstgemäß angepflanzter Park, der mit großen Kosten, aber glücklicherweise mit nicht geringerem Geschmack in's Leben gerufen ward.

Als nun aber Quentin van der Bosch das Gut mit seinem alten Wohnhause – jetzt die Wohnung des zeitigen Pächters – übernahm und unter Beirath eines aus Holland herbeigezogenen Baumeisters nach seiner eigenen Idee sich in der Nähe des Grabes seiner Betty ein schöneres und kostbareres Haus erbaute, da wurden noch viel



größere Mittel auf den Park und das Gedeihen des Gutes verwandt und im Laufe von ziemlich sechs Jahren entstand auf diese Weise eine Niederlassung, die nicht allein die Verwunderung der Nachbarn erregte, sondern auch dem Besitzer so vollständig zusagte, daß er sie fast keine Stunde verließ und in derselben gleichsam eine gelungene Verkörperung des ihm inwohnenden Ideals gefunden zu haben glaubte.

Der Flächeninhalt von Betty's-Ruh betrug jetzt etwa achthundert Morgen vollständig cultivirten Landes, wovon allerdings zweihundert auf das Schloß und dessen nächste Umgebung kamen.

Der Park, in dessen Mitte das Schloß lag, war rings mit einem eisernen Gitterwerk umgeben, welches auf steinerner Unterlage ruhte, und nur an einigen Stellen, wo der Besitzer keinen Einblick von außen hatte gestatten wollen, war eine acht Fuß hohe Mauer von Backsteinen gezogen, die auch an der Stelle sich erhob, wo der nach Norden sehende Eingang lag. Das schwere eiserne Gatterthor, welches diesen Eingang verschloß, wurde von einem alten Diener gehütet, und dieser war einer der Wenigen gewesen, der auch unter dem neuen Herrn sein altes Asyl und sein leichtes Amt hatte behalten dürfen. Hatte man diesen Eingang, der zwischen zwei kleinen thurmartigen Gebäuden von runder Form lag, hinter sich, so ging man auf einem vielfach gewundenen und chausirten Fahrwege durch eine Allee von Buchen, Kastanien und Eichen dem Schlosse zu, das sich plötzlich bei einer Biegung des Weges zum ersten Mal in seiner ganzen

Schönheit und Großartigkeit darstellte, obgleich gerade die Hauptfront nach Süden lag und also erst bei der Umgehung desselben sichtbar ward.

Unmittelbar vor dem mächtigen, aus broncirtem Eichenholz bestehenden Eingangsthor lag ein großer, mit schön gruppirten Bäumen und Blumen geschmückter Rasenplatz, in dessen Mitte zu früherer Zeit eine Fontaine aus einem Marmorbecken emporsprang, wie dergleichen in verschiedener Form und Größe noch an mehreren anderen Stellen des Parkes vorhanden waren, die alle eine Dampfmaschine in Bewegung setzte, welche in der Nähe des Schlosses, hinter dichtem Tannengebüsch ganz versteckt, ihren Platz gefunden hatte. Seit ungefähr einem Jahre aber hatten alle diese Fontainen keinen Tropfen Wasser mehr sprudeln lassen. Still und verlassen lagen die Delphine und Tritonen, die den silbernen Strahl einst so lebhaft von sich gegeben, auf ihren trockenen Steinblöcken, still und verlassen wie auch der ganze Park sich darstellte, in dessen Gängen nur selten ein Menschenfuß sich erging, wenn nicht der alte Gärtner mit dem noch älteren Parkhüter sich bemühte, irgend eine unbedingt nöthige Arbeit darin zu verrichten, damit der allmähig hereinbrechende Verfall des Ganzen, wie man ihn jetzt leider erwarten mußte, doch nicht zu schnell um sich greife und das Auge des schweigsamen und still wandelnden Herrn nicht dadurch getrübt werde – eine vergebliche Besorgniß der alten Leute, denn dieser still wandelnde Herr sah nur wenig von Allem, was ihn umgab, da er stets mit sich selbst und seinen so lange in's Stocken gerathenen

Gleichungen beschäftigt war, wenn er einmal auf seinem alltäglichen Spaziergang durch den Park schritt.

Von diesem Rasenplatz nun aus gesehen, stellte die Nordseite des im holländischen Styl erbauten Schlosses sich ebenso imposant wie schön dar, obgleich ein feines Kennerauge wohl Mancherlei an der Ausstattung des Aeußeren hätte kritisiren können. Es war ein etwa hundert Fuß langes und beinahe eben so breites Bauwerk, aus röthlich gestrichenen Backsteinen, welches sich über einem Souterrain in zwei Stockwerken erhob und reichlichen Schmuck von graueädertem Marmor in den hervorstechenden Linien seiner Façaden zeigte.

Das ungeheure Dach, so weit man es wahrnehmen konnte, war flach und bestand aus großen, dicht übereinandergeschichteten Schieferplatten, wurde aber mit Ausnahme der Hauptfront auf allen Seiten durch vielfach durchbrochene und zinnenartig ausgezackte Giebelwände verdeckt, deren hochaufstrebende Spitzen dem ganzen Gebäude eine scheinbare Höhe verliehen, welche es in Wirklichkeit nicht besaß, die aber noch um ein Bedeutendes von dem runden Thurm überragt wurde, der die Mitte der Südfront schmückte. Auf diesem Thurme drehte sich, wie auf dem nördlichen Giebel ein colossaler Blitzableiter angebracht war, ein ungeheurer, aber sehr schön modellirter, stark vergoldeter Mercur, dessen über den linken Arm gebreitetes Gewand den Wind auffing, so daß seine rechte ausgestreckte Hand stets die Richtung angab, aus welcher derselbe blies.

Von der Basis dieses Thurmes erhob sich das Dach auf beiden Seiten zu zwei rundlichen Kuppeln, die mit Glas gedeckt waren und dem Tageslicht ungehinderten Eintritt in die darunter liegende Räumlichkeit gestatteten, die wir sogleich näher kennen lernen werden.

Ueber dem Eingangsthor auf der nördlichen Seite sprang aus dem Fußboden des zweiten Stockwerks ein breiter von sechs Säulen getragener Marmorbalcon vor. Oben war er mit einer Ballustrade umgeben und zwischen den beiden mittleren Säulen führten einige Stufen in die Eingangshalle, die hoch durch beide Stockwerke ging, von oben durch eine dritte Glaskuppel ihr Licht empfing und zu beiden Seiten breite marmorne Treppen mit ächtem Bronzegeitter zeigte, die mit dichtem wollenen Zeuge belegt waren, so daß kein Schritt innerhalb des Hauses gehört werden konnte.

Diese kostbare Halle wollen wir ebenso wenig näher beschreiben, wie die Gemächer im oberen Stockwerk; wir begnügen uns vielmehr, zu sagen, daß alle sehr reich ausgestattet waren und viele prachtvolle Gemälde, Statuen und andere Kunstgegenstände enthielten, die Quentin van der Bosch theils in Holland, theils in Italien von seinen Agenten hatte ankaufen lassen. Ein Theil dieser Gemächer war zur Aufnahme von Fremden eingerichtet, bisher aber war noch keiner in sie eingetreten und sogar der ehemalige Herr des Hauses selbst hatte sich nur selten aufgelegt gefühlt, in ihnen umherzuwandeln, da Alles, was er am meisten liebte und zur Lebenserheiterung

bedurfte, in seinem gewöhnlichen Wohnzimmer und dessen nächster Umgebung enthalten war.

Dieses Wohnzimmer aber, von dem wir schon in dem mitgetheilten Brief des Rentmeisters eine schwache Andeutung erhalten haben, müssen wir vor Allem genauer zu beschreiben versuchen, da es wohl zumeist geeignet ist, ein scharfes Streiflicht auf den freundlosen und verlassenem Einsiedler zu werfen, dessen Laune und Menschenscheu es versucht hatte, sich in demselben ein Paradies ganz eigener Art zu schaffen, was ihm auch bis zu einer gewissen Gränze so ziemlich gelungen war. Zu diesem Wohnzimmer, gemeinhin der große Saal genannt, welches die ganze Südfront des Schlosses und, wie die Halle, die Höhe beider Stockwerke einnahm, gelangte man von dieser Halle aus durch drei gleich große Gemächer, von denen das erste mit Eichenholzgetäfel bewandt und mit Waffen und Flaggen aller möglichen Völkerschaften verziert war. Das zweite, mit rother Sammettapete bekleidete, enthielt die Privatgalerie Quentin's und hier waren herrliche Originalgemälde aus der niederländischen Schule zu sehen, die der Besitzer schon aus Patriotismus allen übrigen vorgezogen hatte. Das dritte war ein mit künstlichem weißen Marmor überzogenes Blumenzimmer, an dessen breiten und erkerartig vertieften Fenstern zu jeder Jahreszeit auf beweglichen Ständern allerlei Gewächse Platz fanden, die zu betrachten und selbst zu pflegen für Quentin van der Bosch stets ein großer Genuß gewesen war.

Aus diesem Zimmer führte eine mächtige Flügelthür von reich mit vergoldeter Bronze ausgelegtem Mahagoniholz in den großen Saal des ehemaligen Besitzers selbst, und diese Thür, erwähnen wir es hier gleich, war die einzige, welche der Saal überhaupt besaß, obgleich auf der entsprechenden Stelle an derselben Wand eine gleiche Thür angebracht war, die jedoch einem ganz anderen Zwecke als dem Ein- und Ausgang diente, wie wir später erfahren werden.

Wie schon bemerkt, war derselbe ein gewaltiger Raum von einigen neunzig Fuß Länge und der verhältnißmäßigen Breite, während seine Höhe die des ganzen Schlosses, das Souterrain und den Thurm abgerechnet, betrug. Zuzufolge seiner Architektur sowohl wie seiner inneren Einrichtung und Ausstattung bestand er eigentlich aus drei verschiedenen Theilen, die aber ein ununterbrochen zusammenhängendes und harmonisches Ganzes bildeten.

Betrachten wir zunächst den größeren Mittelraum, so erkennen wir sehr bald, wenn wir an das mittelste der fünf colossalen Fenster desselben treten, die jedes aus *einer* großen Glasscheibe bestanden, von außen aber mit vergoldeten und tief ausgebauchten Eisengittern versehen waren, daß dieser Theil selbst die Mitte der Südseite des Schlosses einnahm. Die Wände desselben waren, wie die der beiden Seitenräume, mit glatt polirtem seegrünen Gypsmarmor überzogen, der Fußboden aus Taxus- und Cedernholz getäfelt, aber mit ungeheuren persischen

Teppichen von kostbarem Stoff und herrlicher Farbenmischung belegt. Die Decke stieg in anmuthig geschwungener Wölbung über einem reichverzierten Fries in die Höhe; in dem freien Mittelfelde des sechseckigen Plafonds aber war ein großes Frescobild gemalt, eine Allegorie des Handels vorstellend, voll lebensgroßer schöner Figuren, unter denen der Gott Mercur eine hervorragende Stellung einnahm.

Dem mittelsten Fenster gegenüber lag auf der entgegengesetzten Seite des Saales ein breiter und tiefer, mit seiner Hinterwand bis an die Eingangshalle reichender Alkoven, der bei Tage mit purpurrothen Sammetvorhängen geschlossen war und dessen innere Einrichtung wir erst später kennen lernen werden. In der Mitte des Raumes zwischen diesem Alkoven und den Fenstern stand ein ungeheurer runder Tisch auf einem prachtvoll broncirten Fußgestell, von dem aber wenig zu sehen war, da eine mit Goldfranzen umsäumte, fast bis auf den Boden reichende grüne Sammetdecke den Tisch verhüllte. Um ihn herum stand ein Dutzend Sessel, von bequemster Form und ebenfalls mit grünem Sammet überzogen, an denen Franzen und Troddeln von Gold auf keine Weise gespart waren.

Zu beiden Seiten des Alkovens sah man zunächst zwei kostbare Schränke von dunkler, mit Gold und Perlmutter ausgelegter Holzart, und dann kamen auf jeder Seite

ein Kamin von schwarzem Marmor, deren Simse prachtvolle Vasen von Porphyr, Granit, Malachit und japanischem Porzellan schmückten. Vor diesen Kaminen waren leicht bewegliche Chaises-longues und Sessel aufgestellt, die je nach Bedürfniß dem Feuer näher oder ferner gerückt werden konnten. Zunächst diesen Kaminen kamen auf beiden Seiten die schon vorher bezeichneten, reich mit vergoldeter Bronze ausgelegten Mahagonithüren, womit nun der Mittelraum abschloß, um in die beiden Nebenräume überzugehen. Die breiten Wände neben dem mittelsten Fenster waren mit colossalen, bis auf den Fußboden reichenden Spiegeln, die der anderen Fenster mit Oelgemälden geschmückt, unter denen abermals wie auf der gegenüberliegenden Seite zwei kostbare Schränke standen, die mit Sammlungen aller Art gefüllt waren.

Was nun die beiden Nebentheile dieses großen Saales betrifft, die ihr Licht durch die hoch darüber gewölbten Glaskuppeln empfangen, so enthielt der zur Linken der Eingangsthür liegende die Bibliothek und an der Fensterwand den ungeheuern Schreibtisch, ein Meisterwerk von dunklem Acajouholz, reich mit Perlmutter und Silber ausgelegt, das in seinem weitbauchigen Innern Hunderte von Fächern und Kasten barg, die sämmtlich mit Schätzen aller Art, Curiositäten und dergleichen gefüllt waren. Die hohen Bücherschränke von gleichem Holze an den beiden freien Wänden enthielten reich gebundene Bücher, die allen möglichen Sprachen und Wissenschaften angehören mochten. Zwischen ihnen und in den Ecken erhoben sich auf granitenen Postamenten



Statuen von carrarischem Marmor, und an jedem freien Wandraum waren Oelgemälde in entsprechenden Rahmen angebracht. Vor dem Schreibtisch stand auf bronzenen Rollen der bequeme Sessel des Verstorbenen, den auch der jetzige Besitzer benutzte, sonst aber war der Raum zwischen den Bücherschränken und dem Schreibpult vollkommen frei.

Der diesem entsprechende, auf der entgegengesetzten Seite des Saales liegende Raum war eine Art Gesellschaftszimmer, reichlich mit größeren und kleineren Tischen und Sesseln versehen und an den Wänden herrliche Landschaftsgemälde zeigend, welche die schönsten Gegenden der Welt darstellten. In der Mitte desselben aber stand das Billard, und die dazu nöthigen Utensilien bewahrte ein an der Wand befindlicher kleiner Schrank von Ebenholz.

Bei Tage erhielt dieser ganze Raum eine fast magisch helle Beleuchtung durch seine fünf großen Fenster in der Mitte und die beiden Glaskuppeln über den Seitensälen; bei Abend aber wurde er einst nicht nur durch verschiedene Wandleuchter, sondern hauptsächlich durch drei herrliche Kronleuchter von blitzendem Bergcrystall erleuchtet, von denen der mittelste unmittelbar über dem runden Tisch vor dem Alkoven hing. Das Billard wurde noch besonders durch tragbare Candelaber erhellt, die in der Nähe an der Wand standen und wie jene

Kronleuchter gegenwärtig noch mit denselben halb abgebrannten Wachskerzen besteckt waren, die ihr Licht ausgesandt hatten, als der ehemalige Besitzer dieses herrlichen Schlosses in den Armen seines treuen Secretairs seine Augen für alle Ewigkeit schloß.

Noch Eins müssen wir bemerken, bevor wir in unserer Erzählung fortschreiten, und das ist die Aussicht, die man von den so sorgfältig vergitterten Fenstern und namentlich von dem mittelsten derselben genoß. Vor diesen Fenstern lag der am besten gepflegte und am zierlichsten gehaltene Theil des Parkes. Ueberall sah man herrliche Baumgruppen, durch kleinere Gebüsche mit einander verbunden, und im Hintergrunde, jenseits einer smaragdgrünem kurz geschorenen Rasenfläche, tauchte das schöne sogenannte Mausoleum auf, in welchem jetzt Quentin van der Bosch mit seiner Betty schlief. Obgleich es einige hundert Schritte vom Schlosse entfernt lag, gewahrte man doch deutlich in seiner Umgebung eine reiche Blumenzier, die von einem glitzernden und mit schweigsamen Schwänen bevölkerten Wasserspiegel umgeben war. In der Mitte dieses Wassers erhob sich die kleine Insel mit dem grünen Hügel, worunter das festgemauerte Grabgewölbe lag, und auf der Spitze desselben ragte auf granitenem Sockel eine schneeweiße Marmorfigur empor, die wir später als eine Psyche erkennen werden, welche sich auf ihren leichten Flügeln von dem Mühsal der Erde zu dem lichtvollen Himmel aufschwingt.

Was nun den Eindruck betrifft, den ein kunstsinniger Mensch empfinden mußte, wenn er zum ersten Mal

in diesen glanzvollen, lichten und, architektonisch wie künstlerisch, so glücklich ausgestatteten Saal trat, mußte er unter allen Umständen ein eben so mächtiger wie überraschender sein. Wie das Ganze zuerst das Auge bewältigte, indem es das so reichlich Gebotene nicht auf der Stelle umfassen konnte, so entzückte es bei näherer Betrachtung alles Einzelne. So viel Verschiedenartiges, an Farben und Formen mannigfach Gestaltetes es hier auch gab, – eine wohlthuende Harmonie lag doch in Allem und Jedem, Alles war eben so schön wie bequem, so reich wie kunstvoll, und wer sich an die große Räumlichkeit nicht sogleich gewöhnen und im ersten Augenblick sich darin nicht heimisch fühlen konnte, der erkannte doch nach längerem Verweilen sehr bald, daß sie auch ihr Gemüthliches hatte, zumal darin für jedes Bedürfniß gesorgt war und jeder plötzlich entstehende Wunsch sofort erfüllt werden konnte.

Wenn man sich nun diesen schönen Saal und das ganze große Haus von einem lebhaften und glücklichen Familienkreise, einer hinreichenden thätigen Dienerschaft bewohnt und häufig von benachbarten Freunden und Bekannten besucht vorstellt, so dürfte man es ohne Zweifel für ein eben so kostbares wie angenehmes Besitzthum halten; gegenwärtig aber, wie es so menschenleer, öde und verlassen dalag, machte es mit allen seinen reichen Schätzen und Sammlungen, mit seinem verödeten Park und Garten und seinen trockenen Springbrunnen einen nur zu traurigen und fast melancholischen Eindruck auf den Beschauer. Dieser Eindruck wurde noch peinlicher,

wenn man irgend einem der alten Diener begegnete, die noch hier und da, gelangweilt oder ihrer oft vergeblichen Mühe überdrüssig, irgend eine Pflicht mit fast maschinenartiger Gleichgültigkeit erfüllten. Auch ihnen war der frühere frische Lebensmuth und die Lebens- und Arbeitslust entschwunden, seitdem sich auf Betty's-Ruh Alles so sehr verändert, seitdem ihre befreundeten Kameraden sie verlassen hatten und der Glanz des Hauses, auf den kein Anderer stolzer ist als die treuen Diener desselben, so vollständig erloschen war ein Glanz, wofür sie selbst das milde Gesicht des neuen Herrn und sein freundliches, leutseliges Wort nicht entschädigte, wenn er, was häufig auf seinen Spaziergängen geschah, bald mit diesem, bald mit jenem ihm beegnenden Diener sprach und ihn nach seinen Verhältnissen, Arbeiten und Wünschen fragte. O ja, sie antworteten ihm auch ehrerbietig und freundlich auf diese Fragen, aber die Wehmuth, die ihr ganzes Herz erfüllte, sprach sich doch dabei in ihren Gesichtszügen und Mienen aus, und Keiner fühlte mehr als der Professor selbst, daß diese Wehmuth eine gerechtfertigte, daß er nicht der Mann sei, die Wünsche dieser Menschen zu erfüllen und daß es ihm unter den obwaltenden Umständen nie gelingen würde, ein geliebter und von seinem schönen Besitz befriedigter Herr von Betty's-Ruh zu werden, wie er es seiner ganzen Naturanlage nach wohl so gern hätte sein mögen.

Bevor wir jedoch in unserer im vorigen Kapitel abgebrochenen Erzählung fortfahren und Paul van der Bosch an diesen seltsamen und räthselhaften Ort begleiten,

müssen wir um einen Tag in der Zeit zurückkehren und getreulich berichten, was auf Betty's-Ruh vorging, als Paul in dem Hause zum Vierländer saß und die wunderbaren Erzählungen vernahm, deren Wahrheit er nun bald durch eigene Anschauung bestätigt finden sollte.

Auch auf dem stillen Landsitze war an diesem Tage die Hitze groß gewesen und alle im Freien verkehrenden Leute hatten aus den allmähig näher rückenden Anzeichen das kommende Gewitter vorausgesehen. Nicht so der Professor Casimir van der Bosch. Hitze und Kälte gab es eigentlich für ihn nicht, wenigstens brachte keins von beiden die geringste Abweichung von seiner alltäglichen Beschäftigung hervor. Er dachte, arbeitete und rechnete an schlimmen wie an guten Tagen in gleicher Weise und mit gleicher Hingebung, und nur über den Sonnenschein freute er sich, wenn er ihn auf seinen Spaziergängen begleitete, denen er auch hier, wie wir wissen, aus alter Gewohnheit treu geblieben war, die sich aber, wo keine besondere Pflichterfüllung ihn an bestimmte Stunden band, jetzt oft auf die doppelte Zeit ausdehnten, welche sie an seinem früheren Aufenthaltsort in Anspruch genommen hatten.

Da man jetzt in Betty's-Ruh Punct ein Uhr zu Mittag zu essen pflegte, was Jedermann daselbst und auch die wenigen in der Umgegend wohnenden Bekannten wußten, und da der jetzige Herr viel weniger Zeit dazu bedurfte als der verstorbene, der mit Behagen und in größter Seelenruhe täglich seine sechs Gänge zu verspeisen und

seine zwei Flaschen edlen Weines dabei zu trinken pflegte, bei welchem Genuß ihm in der Regel der Rentmeister Hummer Gesellschaft leistete, so war der Professor um halb zwei Uhr schon zu seinem weiten Gange gerüstet und da er jetzt jeden Tag mit großer Sehnsucht den, wie Frau Dralling sich ausdrückte, ›verschriebenen‹ Neffen erwartete, der ja ohne Zweifel über Cuxhafen kam, so schlug er auch heute den Weg dahin ein, vertiefte sich aber unterwegs so sehr in verschiedene Berechnungen, daß er sich bisweilen an irgend einer geeigneten Stelle niedersetzte und sein Notizbuch zur Aushülfe hervorzog, wobei er denn freilich nicht die Vorgänge beobachtete und, etwa eine halbe Stunde von der Kugelbaake entfernt, von dem gewaltigsten Platzregen überfallen wurde, dem er in seinem Leben bisher noch preisgegeben war. Da er sich um diese Zeit gerade in der Nähe eines ihm bekannten Bauerngehöftes befand, so sprach er in demselben ein und hielt sich hier etwa drei Stunden auf, bis ihm der Regen zu ausdauernd und das Warten zu langweilig wurde und er sich nun von dem Gespann des Bauers wieder nach Hause fahren ließ.

Während seiner etwa vierstündigen Abwesenheit von Betty's-Ruh nun wollen wir sein Schloß besuchen und die beiden Personen näher kennen lernen, die um diese Zeit daselbst auf den Schauplatz traten, da wir vermuthen, daß der Leser an Beiden einen genügend großen Antheil nehmen wird, zumal er die eine derselben noch nicht vor Augen gehabt, sondern erst aus Erzählungen Paul's und anderen brieflichen Mittheilungen kennen gelernt hat. –

Der Hausherr hatte das Schloß so eben verlassen und war mit Hut und Stock in den Park getreten. So stand der große schöne Saal, den auch er bewohnte, leer und nichts regte sich darin als ein alter schneeweißer Kakadu mit gelber Tolle und Schweif, der stumm wie ein nachdenklicher Weltweiser auf seiner vergoldeten Stange nicht weit von dem Billard entfernt saß und dann und wann, gleichsam unwillig über die ihn umgebende Eintönigkeit, sein glattes Gefieder schüttelte und dabei einen rauhen Kehllaut ertönen ließ, der halb wie ein Seufzer, halb wie ein Gemurr über seine augenblickliche Verlassenheit klang.

Aber nicht lange sollte seine Verlassenheit dauern, es gab doch noch eine mitleidige Seele im Schlosse, die seine Einsamkeit theilen wollte, und als die Person, in der diese Seele wohnte, in seinen Gesichtskreis trat, stieß er ein freudiges Gegurgel aus, das freilich unharmonisch genug durch den weiten öden Raum schallte.

Noch nicht fünf Minuten waren vergangen, seit sich hinter dem abgehenden Professor die schöne Mahagonithür mit dem vergoldeten Schmuckwerk geschlossen, als dieselbe sich wieder öffnete und eine Frauengestalt eintrat, die zur gegenwärtigen Zeit bei Jedermann auf dem Gute für die Hauptgebieterin des ganzen Schlosses galt. Es war Niemand anders als Frau Thusnelda Dralling, der alte Dragoner, wie ihr Herr sie im Scherz nannte, ein Ausdruck, der allerdings einigen Anspruch machen durfte, für einen ziemlich richtigen zu gelten. Denn Frau Thusnelda Dralling, die Wittwe des ehemaligen Polizeisergeanten, war eine Frau von fünfzig und einigen

Jahren, konnte aber zufolge ihrer körperlichen Erscheinung, ihrer Rüstigkeit und Beweglichkeit recht gut um zehn Jahre jünger geschätzt werden. Es war eine stämmige, markige Gestalt von etwas umfangreichen Verhältnissen, einem treuesten und kerngesunden Gesicht, aus dem zwei kluge graue und überaus scharfe Augen hervorsahen, die jenen seltsamen, manchem Menschen eigenen Ausdruck besaßen, als sei ihnen von der Vorsehung die Gabe verliehen, zwanzig verschiedene Winkel mit einem einzigen Blick zu durchforschen.

Dennoch war dieses lebhaftes Auge, wenn man es einer genaueren Musterung unterwarf, gegenwärtig leicht umflort; irgend eine die gute Frau bedrückende Sorge sprach sich darin aus, und selten hatte man ihren redseligen Mund so viel und so verstohlen seufzen gehört, als es jetzt fast den ganzen Tag über geschah.

Wie der Professor noch den Trauerflor um Hut und Rockärmel trug, den er nach dem Tode seines Bruders angelegt, so ging auch Frau Dralling noch in dem schwarzen Kleide einher, welches sie vor einem Jahr von ihrem Herrn zum Geschenk erhalten. Nur hatte sie seit einigen Monaten wieder ihre gewohnte, bis an den Hals hinaufreichende weiße Hausschürze vorgesucht, um den fetten Hals ein kirschrothes seidenes Tuch geschlungen und ihre schneeweiße Haube, die trotzig auf dem pechschwarzen Scheitelhaar saß, mit einem eben solchen Bande verziert, gleichsam um dadurch zu zeigen, daß es doch noch eine Farbe auf der Welt gäbe, die greller und brennender sei



als das Roth, welches auf ihren trotz der vielen Sorgen wohlgenährten Wangen blühte.

Als Frau Dralling die Thür leise hinter sich geschlossen, bewegte sie sich mit luchsartig vorgestrecktem Kopfe unhörbar über den weichen Teppich dem kostbaren Schreibpult ihres Herrn zu, auf welchem Wege sie schon der grelle Schrei des alten Kakadus erreichte, dem sie ein »Schweig, altes ausländisches Thier!« mit einer gebieterischen Handbewegung zurief, was allerdings ein Ruf und eine Geberde war, die manchem Menschen imponirt haben würden, aber durchaus keine Wirkung auf die Schreilust des ausländischen alten Thieres übten.

Frau Dralling ließ sich jedoch dadurch nicht in ihrem Vorhaben stören. Ruhig schritt sie dem Schreibsecretair zu, den sie mit haarscharfen Augen überflog, ob auch nicht irgend wo ein Schlüssel stecken oder ein Fach offen geblieben sei; und da diesmal ›der alte Mann‹, wie sie ihren Herrn gewöhnlich nannte, ihren hundert Mal wiederholten Rath befolgt und Alles wohl zugeschlossen hatte, nahm ihr Gesicht vorläufig den Ausdruck behaglicher Zufriedenheit an und nun schritt sie langsam von Schrank zu Schrank, einen jeden mit den Händen prüfend, ob er auch eben so gut verschlossen und verwahrt sei; – beiläufig gesagt, ein Manöver, welches sie tagtäglich so oft wiederholte, als der Professor den Saal verließ, wie sie es denn überhaupt in ihrer neuen Lage für eine ihrer ersten Pflichten hielt, die Hüterin seines Besitzes zu sein, da ›der alte Mann‹ selbst ja nicht die geringste

Sorge dafür hatte und allem Gesindel und herumvaga-  
bondirenden Spitzbuben seine ›kostbaren Reichthümer‹  
so selbstmörderisch preisgab.

Als sie nun so die Runde gemacht und Alles wohlver-  
wahrt gefunden hatte, gab sie ihre Zufriedenheit dadurch  
zu erkennen, daß sie eine Minute bei dem Kakadu stehen  
blieb und ihm freundlich den Kopf kraute, was dieser sich  
wohlgefallen ließ und, auf diese Weise besänftigt, wieder  
in seinen gewöhnlichen philosophischen Halbschlummer  
zurücksank.

Als sie endlich ›das alte ausländische Thier‹ verließ,  
vor der zweiten im Saal vorhandenen Thür ankam und  
auch diese fest verschlossen fand, nickte sie mit einem  
bedeutsamen Blick überaus befriedigt, sah einen Augen-  
blick nach dem großen Chronometer hinaus, der auf dem  
Kaminsimse stand und begab sich dann an den Schreib-  
tisch ihres Herrn zurück, wo sie einige von ihm gebrauchte  
Bücher, die er nach seiner Gewohnheit auf den ersten  
besten Stuhl gelegt, in das dazu bestimmte Repositorium  
stellte, damit sie nicht, wie in der Stadt einst, wie ›Kraut  
und Rüben durcheinander‹ an den unpassendsten Orten  
liegen blieben. Nachdem sie nun auch hier die nöthige  
Ordnung hergestellt, trat sie an die prachtvollen Vorhän-  
ge von Purpursammet, welche den Alkoven schlossen,  
zog sie auf ihrer vergoldeten Stange so weit zurück, bis  
sie von einer an der Wand befestigten Schlinge gehalten  
werden konnten und ließ so das helle Tageslicht in einen  
Raum fallen, den genauer zu besichtigen auch wir erst  
jetzt Gelegenheit finden.

Ohne Zweifel war dieser Alkoven eine sehr wichtige Räumlichkeit für den verstorbenen Quentin van der Bosch gewesen, denn er hatte ihm nicht allein zum Schlafgemach, sondern auch zur Aufbewahrung seiner bedeutungsvollsten Documente und baaren Gelder gedient. Demgemäß war er auch eingerichtet und ausgestattet und der Erbe hatte nicht das Geringste daran verändert, bis auf diesen Augenblick, wo Frau Dralling nach langen Debatten mit ihrem Herrn endlich ihren Vorschlag durchgesetzt hatte, dem bisher unentweiheten Heiligtum zu einem ganz besonderen Zweck eine etwas andere Gestalt zu geben,

Der ganze Alkoven war ein mehr langer oder tiefer als breiter Raum, obgleich auch seine Breite für eine ansehnliche gehalten werden konnte. Am Saale unmittelbar hinter den jetzt zurückgeschlagenen Vorhängen beginnend, stieß er mit seiner hinteren Wand an die Eingangshalle, ohne jedoch zu ebener Erde durch eine Thür mit dieser verbunden zu sein. Wohl aber konnte man auf einer am Ende des Bettes angebrachten eisernen Wendeltreppe, die unten wie oben durch eine feste eiserne Thür stets verschlossen und verriegelt war, auf die obere Galerie der Halle und von hier aus in alle Gemächer des ganzen Hauses gelangen, ohne irgend eine andere Treppe zu berühren.

Die Wände dieses Alkovens waren mit einem weichen grünen Wollstoff überzogen, der den Schlafenden vor jeder Feuchtigkeit schützen sollte und der an Farbe

und Dichtigkeit völlig dem Velourteppich gleichkam, welcher den ganzen mit rautenförmigen Holzstücken getäfelten Fußboden bedeckte. Die Decke war hoch und rund gewölbt, hellblau wie der Frühlingshimmel gemalt und reichlich mit goldenen Sternen besät.

Wenn man vom Saal aus eintrat, stand zunächst an der linken Wand das prachtvolle, aus Buchsbaumholz künstlich geschnitzte Bett, in welchem Quentin van der Bosch einst geschlafen und nun auch sein Bruder Casimir schlief, nachdem er die mit Seide überzogenen Dauenbetten hatte entfernen und gewöhnliche mit Leinen überzogene an deren Stelle legen lassen. Zunächst dem Bett, und zwar hinter der an dieser Stelle wegzuhebenden Wandbekleidung, lag die eiserne Thür zu der Wendeltreppe, und hinter dieser stand eine große Commode, ebenfalls aus Buchsbaumholz im Rococcostyl geschnitzt, von jeher dazu bestimmt, die Leibwäsche des Besitzers in ihren weitbauchigen Truhen aufzunehmen. Neben dieser Commode sah man einen reichen Toilettentisch, von Elfenbein mit Silber ausgelegt, auf dem alle Gefäße von feinstem mit Blumen bemalten japanesischen Porzellan waren.

Die Hinterwand enthielt drei in das Mauerwerk eingelassene Schränke. In der Mitte den großen, vortrefflich gearbeiteten eisernen Geldschrank, und zu beiden Seiten desselben zwei ähnliche von Eichenholz, für Kleidungsstücke bestimmt.

Die Wand zur Rechten dagegen war mit einem Sopha, einem kleinen Tisch davor und verschiedenen Sesseln besetzt, und auf diese, für diesen Ort ihr zur Zeit überflüssig erscheinenden Gegenstände hatte Frau Dralling heute ihr Hauptaugenmerk gerichtet.

Zuerst jedoch spähte sie auch in allen Ecken des Alkovens umher, ob ›der alte Mann‹ nicht etwa irgend ein Kleidungsstück an die unrichtige Stelle gelegt. Nachdem sie sich aber überzeugt, daß Alles in bester Ordnung, ergriff sie eine an der Seite des Bettes ihres Herrn hängende Klingelschnur und zog sie zweimal hinter einander stark an.

Es dauerte nicht lange, so erschienen an der Thür des Saales der Kutscher, der alte Gärtner und die jüngere der im Hause gebliebenen Mägde, um die ihnen von Frau Dralling bereits aufgetragenen Dienste zu leisten, da sie ja die Einzigen waren, die zu Arbeiten, wie sie hier vollbracht werden sollten, verwandt werden konnten.

»Aha,« rief Frau Dralling mit einem leichten Schwenken der Arme ihnen entgegen, »da seid Ihr schon! Das ist gut. Nun tretet einmal näher und traget den Tisch, das Sopha und die Stühle hinaus und stellt sie in dasselbe Zimmer, aus dem Ihr das Bett und den Toilettentisch nebst der Commode holt.«

»Wir haben schon Alles vor der Thür, Madam,« sagte der Kutscher, welcher der rüstigste und gesprächigste dieser drei alten Dienstboten war.

Frau Dralling gab noch einmal einen Wink, daß man das Werk beginnen solle, und in wenigen Minuten waren

die bezeichneten Möbel entfernt und ein großes schönes Bett mit passender Commode und Toilette nahmen deren bisherige Stelle ein. Als nun Frau Dralling, nachdem sie die Diener wieder entlassen, das Bett vorschriftsmäßig überzogen und Alles in Ordnung gebracht hatte, stand sie mit in die Seite gestemmt Armen da und beschaute mit heiterem Gesichtsausdruck das schnell vollbrachte Werk.

»So,« sagte sie in lautem Selbstgespräch, »so habe ich es also doch endlich durchgesetzt, was mir durchaus nothwendig erschien, und es soll Einer erleben, er wird es mir noch danken! Ja, es mußte so und durfte nicht anders sein. Aber was ist das – Pferdegetrappel – im Park?«

Und sie sprang rasch an das nächste Fenster, schaute hinaus und kam noch zur rechten Zeit, um eine anmuthig im Sattel sitzende Reiterin auf einem schönen braunen Pferde am Fenster vorüber galoppiren zu sehen, die, als sie die Haushälterin gewahrte, ihr einen Gruß zuwarf, der trotz seiner Flüchtigkeit eben so viel Vertraulichkeit wie natürliche Freundlichkeit erkennen ließ.

»Ach Du lieber Gott, das ist ja prächtig!« rief Frau Dralling erfreut, indem sie sofort den Saal verließ und nach der Halle lief, wohin die Reiterin sich ohne Zweifel begab. »Es ist die Frau Baronin von Wollkendorf! Na, das muß man sagen, die ist eine eifrige Schülerin. Sie kommt vierundzwanzig Stunden zu früh zum mathematischen Unterricht, denn morgen Nachmittag wurde sie ja erst von dem Professor erwartet!«

Da hatte sie die Halle erreicht, vor ihr aber war schon die Reiterin daselbst angelangt und mit Hülfe des ihr folgenden Dieners in Livree schnell aus dem Sattel gestiegen. Die lange Schleppe ihres schwarzen Reitkleides trug sie über dem linken Arm und die Reitpeitsche in der mit braunledernen Stulphandschuhen bekleideten Rechten. Ueber ihr anmuthiges, von der schnellen Bewegung in der heißen Luft lieblich geröthetes Gesicht flog ein helles und freundliches Lächeln, als sie die behäbige Frau Dralling wiedersah und von derselben auf's Herzlichste begrüßt wurde.

»Ja, ja, Sie wundern sich, liebe Dralling,« sagte sie, mit ihr durch die drei Vorzimmer dem Saale zuschreitend, »daß ich schon heute komme. Allein – es machte sich gerade so und ich hatte Lust zu einem tüchtigen Ritt. Ueberdies mußte ich wohl kommen, wenn ich den Professor morgen nicht vergebens auf mich warten lassen wollte.«

»Was haben Sie denn morgen zu thun, daß Sie keinen Unterricht nehmen können?«

Die Baronin lächelte. »Ich habe Besuch, liebe Dralling,« sagte sie leichthin, »es hat sich Jemand ansagen lassen und da konnte ich doch nicht erwidern, daß ich wegen einer mathematischen Stunde in Betty's-Ruh sein müsse.«

»Natürlich, natürlich. Und wie befindet sich die Frau Mutter, Frau Baronin?«

»O, es geht ihr viel besser – nur das Zimmer will sie noch nicht verlassen, da sie etwas ängstlich ist. Indessen

wird es bei der Wärme, wenn sie so anhält, bald möglich sein, sie zu einer Spazierfahrt zu bewegen und dann kommt sie gewiß auch einmal hierher. – Ah,« fuhr sie fort, als sie in den geräumigen und lustigen Saal trat, »ab, hier ist es kühl und frisch. Welche köstliche Temperatur herrscht hier immer und welch' einen schönen Eindruck macht das Ganze stets auf mich! – O, draußen wird es bald ein tüchtiges Gewitter geben und ich bin froh daß ich unter Dach bin. Aber wo ist denn der Professor?« fragte sie, sich rings im Saale umschauend. »Er wird doch noch nicht ausgegangen sein? Ich bin absichtlich deshalb so früh gekommen.«

»Und doch ist er leider schon fort, Frau Baronin, und zwar nach Cuxhafen. Er erwartet ein Schiff und mit diesem seinen Neffen, den Herrn Baumeister Paul, den er nun wirklich auf unsern Rath verschrieben hat.«

Diese Worte mußten von gewichtiger Bedeutung sein, denn sie übten auf die Dame im Reitkleide einen mächtigen Einfluß aus. Oder war es vielleicht die Folge der Einwirkung der kühleren Luft im Saal, daß sie plötzlich erst ganz bleich und dann glühend roth wurde?

»Also er hat wirklich und endlich an ihn geschrieben?« fragte sie mit einem seltsamen Lächeln, indem sie den Kopf von Frau Dralling weggewendet hielt.

»Gewiß, und er hat es sogar sehr eilig gemacht, der Herr Professor, so daß er den Neffen nun jeden Tag erwarten kann. Und sehen Sie da – ich war eben dabei, sein Bett hier aufzuschlagen – denn er soll neben dem



Professor schlafen, das habe ich gegen den alten Trotz-  
kopf doch endlich durchgesetzt.«

»Aber warum denn hier, da doch oben so viele und  
schöne Besuchzimmer sind?«

»Warum, gnädige Frau? Ei, mein Gott, wie Sie so fra-  
gen können! Sie sprechen ja gerade, wie der Professor  
anfangs gesprochen hat. Der hätte ihm freilich gleich das  
ganze obere Stockwerk eingeräumt, aber das war durch-  
aus nicht nach meinem Geschmack. Unter uns gesagt, ich  
habe immer Angst, es könnte doch einmal in der Nacht,  
trotz des so gut verwahrten Hauses, irgend ein Bösewicht  
hereinbrechen und den alten Mann erwürgen, um ihn  
nachher zu berauben. Ach Du lieber Gott, und der gu-  
te Herr hört eben so wenig Diebe wie Mörder, wenn er  
rechnet oder schläft – er schläft nämlich so fest wie eine  
Windmühle, wenn sie keinen Wind hat, und wie taub er  
ist, wenn er rechnet, das wissen Sie ja. Wie leicht kann  
eine ruchlose Hand einem so alten Manne den entschei-  
denden Genickfang geben, nicht wahr? Nun also, damit  
das wenigstens nicht in der Nacht vorkommen kaun, ha-  
be ich eben diese Vorsorge getroffen, wie es ja auch mei-  
ne Pflicht ist. Mit einem Wort, der Herr Neffe soll hier  
dicht neben dem Onkel schlafen. Als ich den jungen Men-  
schen vor etwa acht Jahren sah – es war damals, als  
er auf die Universität ging – da war er eben über die  
Zwanzig, und ein hochgewachsener Schößling, der ein-  
mal ein kräftiger Mann zu werden versprach. Jetzt ist er  
es hoffentlich geworden und kann nun seinen schwäche-  
ren Onkel in Schutz nehmen. Haha! und vernünftig wird

er auch sein, – hoffe ich; der wird bald Alles mit meinen Augen ansehen und wird mich verstehen, wenn ich ihm sage, daß wir hier von lauter Spitzbuben, aber von keinen Gespenstern umlagert sind, wie die dummen Leute in der Küche es erzählen. Na ja, freilich, Spitzbuben sind es, die hier unsichtbar ihr Wesen treiben, und weiter nichts. Aber den Professor würde ich davon kaum überzeugen, wenn ich sie ihm auf der flachen Hand präsentirte, denn der alte Mann ist so tugendhaft und ehrlich, daß er alle Menschen für eben so tugendhaft und ehrlich hält. – Aber mein Gott, Frau Baronin,« unterbrach sie sich, nachdem sie tief Athem geschöpft, »Sie sprechen ja kein Wort und haben sich ganz erschöpft auf einen Stuhl niedergelassen. Ihnen ist doch nicht unwohl?«

»Bewahre, liebe Dralling, im Gegentheil, nur bin ich etwas rasch geritten und es ist heiß. Ach, bitte, knöpfen Sie mir doch die Schleppe ab, damit ich mich leichter bewegen kann – so – doch nun erzählen Sie weiter. Wie lange wird denn der Herr Neffe hier bleiben?«

»Der Herr Professor hat ihm geschrieben, er solle sich wenigstens auf ein Paar Wochen frei machen, so lange sei er durchaus hier nöthig.«

Die Dame im Reitkleide nickte. »Und Sie erwarten ihn bald?«

»Er kann jeden Tag kommen und vielleicht bringt der Professor ihn schon heute mit.«

Da die Frau Baronin auf diese Antwort nichts erwiderte und in ein stilles langes Nachdenken versunken blieb, fuhr die gesprächige Haushälterin wieder zu reden fort.

»Na, nun sehen Sie doch,« sagte sie, »wie ich sein Schlafcabinet eingerichtet habe – ist das nicht gut und hat der alte Herr nicht ganz unnütz dagegen geeifert?«

Die Dame stand auf, trat dem Alkoven näher und warf einen neugierigen Blick hinein, da sie diese Räumlichkeit des Saales früher noch nie gesehen hatte. »O ja,« sagte sie, »es ist ganz gut. Also das ist auch die Schlafstube des alten Holländers gewesen?« setzte sie hinzu, als ob sie zu sich selbst spräche.

»Ja, und da hinten ist auch der bewußte eiserne Geldschrank, Frau Baronin, und hier – sehen Sie, ist die Thür zu der Wendeltreppe –«

»Wohin führt diese?«

»Auf die obere Galerie der Halle. Doch halt, wir plaudern und plaudern, und damit vergeht die Zeit. Wie wäre es denn zunächst mit einer Tasse Kaffee, Frau Baronin?«

»Die nehme ich gern an, und während Sie draußen sind, werde ich es mir bequem machen, Frau Dralling. Ihren Herrn möchte ich gern heute sprechen und so will ich warten, bis er kommt. Ich habe Zeit in Fülle und kein Mensch hat darüber absoluter zu gebieten als ich. Also lassen Sie Kaffee machen und dann wollen wir plaudern, bis der Professor kommt.«

Als Frau Dralling den Saal verlassen hatte, ging in dem Wesen und der Haltung der Baronin eine plötzliche Wandlung vor. Sobald sie sich allein sah, stand sie auf, faltete die Hände und warf einen unaussprechlich innigen, gleichsam dankbaren Blick gegen die hoch über ihr sich wölbende Glaskuppel, als ob sie mit diesem Blick

ein kurzes rasches Gebet zu dem Herrscher da über den Wolken emporsendete. Dann erst zog sie die Handschuhe aus, nahm den kleinen schwarzen Hut mit den wogenden weißen Federn und dem blauen Schleier vom Kopf und stellte sich vor einen der großen Pfeilerspiegel, um mit einem kleinen Kamm ihr durch den schnellen Ritt etwas in Unordnung gerathenes Haar zu glätten. Als sie aber auch damit zu Stande gekommen, drehte sie sich noch einmal nach dem Alkoven um, schritt ihm näher und betrachtete aufmerksam und bedächtig den ganzen Inhalt desselben. Nach einer Weile aber, als habe sie genug gesehen, ließ sie die schweren Vorhänge wieder zurückfallen und nun trat sie an das Fenster, da sich so eben draußen der erste Windstoß erhob, der dem heraufziehenden Gewitter voranging.

Ja, jetzt, bei dieser hellen Beleuchtung erkennen wir sie wieder, der wir als Betty von Hayden, als Fritz Ebeling's geliebte Cousine, als Paul van der Bosch's Freundin einst so nahe gestanden haben. Ja, wir erkennen sie auf den ersten Blick, wenn sie sich auch in den wenigen Jahren, in denen wir sie aus den Augen verloren, in manchen Einzelheiten verändert hatte. Zwar war sie wohl nicht größer geworden, als sie damals gewesen, aber sie erschien doch vollkommener, ausgebildeter, denn ihre Büste hatte sich viel reicher entwickelt, die Rundung ihrer Arme, ihres Halses und Nackens hatte zugenommen und nur der ruhige, bedachtsame Gang, die anmuthigen schwebenden Bewegungen dabei waren dieselben geblieben.

Nun aber ihr Kopf, ihr Gesicht – hatten auch die sich verändert? Ja und nein, wie man es nehmen will. Der Kopf mit seiner reizenden ovalen Form war freilich derselbe geblieben; das schöne braune Haar war noch eben so reich und glänzend, fiel noch immer in wogenden, von einem feinen Netz umschlossenen Locken auf den vollen Nacken herab, und auf dem Vorderkopf über der marmorglatten und weißen Stirn mit den dunklen schön geschwungenen Augenbrauen flossen die einfach gescheitelten Haare sanft zu den lieblich gerundeten Wangen nieder.

Auf dem Gesicht aber nehmen wir die auffallendsten Veränderungen wahr. Es war zwar noch eben so schön, so jugendlich, so frisch wie vor einigen Jahren, ja, in Bezug auf die Farbe, welche der häufigere Aufenthalt in der freien Luft verleiht, noch frischer und blühender, aber in dem klaren, glänzenden lichtbraunen Auge lag ein ernsterer Blick und auf der makellosen Stirn ein sinnender Ausdruck, der ihr früher nicht eigenthümlich gewesen war und der die vorgeschrittene geistige Reife, welche Erfahrungen und Kummer immer hervorbringen, auch bei ihr in mildester Weise verrieth. Ihre feingeschnittenen etwas fleischigen Lippen endlich zuckten bisweilen wie von einer geheimen Empfindung zusammen, als ob ein magnetischer Draht von ihrem Herzen auslief und die Muskeln des sonst so sanften Gesichts in eine warm fluthende Bewegung versetzte.

So, mit diesen zuckenden Lippen und diesen ernst und sanft blickenden Augen sah sie jetzt nach dem Mausoleum auf der grünen Blumeninsel hinüber und richtete letztere dann zu den Wolken empor, die schon in heftigen Stößen über den weithin sichtbaren Horizont flogen und den bereits ganz nahen Sturm verkündete.

»Es giebt ein starkes Gewitter,« sagte sie leise zu sich, »und ich bleibe an Betty's-Ruh gebunden. Jetzt reite ich nicht und vielleicht werde ich später fahren müssen. Das thut aber nichts. Doch nun wird es Zeit, daß ich die Luftfenster in der Kuppel schliesse, denn es beginnt schon zu regnen.«

Und rasch trat sie an eine Wand der Bibliothek, in welcher der sinnreiche Mechanismus angebracht war, welcher einige Fenster in der Kuppel nach Belieben öffnete oder schloß. Da sie mit demselben vertraut war, lagen die Fenster bald in ihrem Verschuß und nun konnte es regnen, so viel es wollte, jetzt sickerte nicht das kleinste Tröpfchen durch die festgefügteten Metallrahmen. Als sie aber eben damit zu Stande gekommen, erschien Frau Dralling wieder und meldete den Kaffee an, der in der That auch bald von einer alten Hausmagd gebracht und auf einen Tisch in der Bibliothek gestellt wurde, an welchem Frau von Wollkendorf so eben Platz genommen hatte.

Während Frau Dralling nun die Wirthin machte, den Kaffee in die Tassen goß und den bereitgehaltenen Kuchen darbot, brach das Gewitter los, wiewohl bei Weitem

nicht mit der Gewalt, wie wir es auf dem Deich bei Cuxhafen gesehen.

»Da haben wir's,« sagte Frau Dralling. »Nun sitzt der arme Professor in der Patsche. O, warum geht der alte Mann immer so weit, wo er doch jetzt so gut fahren könnte!«

»Wollen Sie ihm nicht lieber den Wagen entgeschicken?« fragte die Baronin.

»Ich habe schon draußen mit dem Kutscher darüber gesprochen, aber der räth davon ab, da er seinen Herrn zu verfehlen fürchtet. Glauben Sie nur nicht, daß der gute Mann schon beim Vierländer ist, wohin er jetzt fast alle Tage geht. Gott bewahre, der sitzt unterwegs in irgend einem Graben und rechnet, und merkt erst, daß Wasser vom Himmel fällt, wenn er bis auf die Haut durchnäßt ist. Nein, nein, wir finden ihn nicht, ich kenne ihn schon darin. Er sucht sich jedenfalls das erste beste Haus auf und läßt sich dann zurückfahren, wenn er sieht, daß er nicht durch die Pfützen waten kann.«

Es entstand eine Pause, während Betty ihren Kaffee trank und dabei bedachte, daß Frau Dralling in ihrer Annahme nicht ganz Unrecht habe. Als sie aber die zweite Tasse ausgetrunken, erhob sie den Kopf gegen die Haushälterin und fragte mit anscheinender Ruhe:

»Neues ist wohl nicht vorgefallen seitdem ich in voriger Woche hier war?«

»Neues? Ah, Sie meinen in Bezug auf das – das Bewußte? Ach Gott, nein, leider nicht! Doch das wundert mich auch gar nicht. Der Herr Professor versteht ja gar

nicht zu suchen. Dazu gehören die Augen eines Luchses und nicht die eines Gelehrten, die nur Buchstaben und Ziffern zu enträthseln verstehen. Ha, Sie müßten einmal so einen ganzen Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend hier sein, und mit mir in allen den tausend Kasten und Fächern herumkramen, nicht wahr? Ei ja wohl! Und wenn er mir auch nur allein einmal die Schlüssel geben wollte, es sollte schon mehr gefunden werden als bisher.«

»Warum lassen Sie sie sich denn nicht einmal geben und suchen ordentlich nach? Er wird doch das nöthige Vertrauen zu Ihnen haben?«

»Das Vertrauen – zu mir?« fragte Frau Dralling fast erschrocken, indem sie ihre grauen Augen weit aufriß. »Na wahrhaftig, wenn er das nicht hätte oder nicht haben könnte, dann wäre ich gewiß am meisten zu beklagen. O, und ich hätte ihn auch schon längst darum angesprochen – aber der Neffe, der Herr Neffe, Frau Baronin, der hat mich davon abgebracht und auf ihn habe ich meine letzte Hoffnung gesetzt. Lassen Sie den nur erst hier sein, dem will ich schon Feuer in die Adern gießen und Lust zum Spüren machen – auf den rechten Weg, den ich kenne –« und hierbei erhob sie sich stolz und zeigte mit dem dicken rothen Zeigefinger auf ihre Brust – »werde ich ihn schon zu bringen wissen, oder ich müßte nicht die Wittwe eines Polizeisergeanten sein, die ihre Schule durchgemacht hat. Und darin, Frau Baronin, ich meine den Herrn Neffen, können Sie mir vielleicht helfen, wenn Sie ihn auch ein Bischen zwischen Ihre Finger



nehmen und ihm ganz ehrlich sagen, was Sie darüber denken, wie?»

Betty erröthete, und als sie es selbst merkte, lächelte sie, indem sie einen Theelöffel, mit dem sie spielte, auf die Erde fallen ließ und sich danach bückte. »Ich will, es versuchen,« erwiderte sie, »auf meine Weise wenigstens. Doch – um auf den Professor zurückzukommen – ich kann gar nicht begreifen, warum er nicht selbst eifriger nach dem Fehlenden sucht.«

»Das können Sie nicht begreifen? O, ich sehr gut. Er macht sich eben aus der Erbschaft gar nichts, die wir gemacht haben, und Sie hätten nur die Noth mit ansehen sollen, als er sich anschicken mußte, sie in Empfang zu nehmen. Das allein ist der Grund alles Uebels, Frau Baronin. Was ist ihm denn daran gelegen, ob er hunderttausend Thaler mehr oder weniger hat? Im Gegentheile, je weniger er hat, um so weniger Sorge habe er, sagt er. Er hat ja eine wahre Angst ausgestanden, Gold in großen Haufen zu finden, und wenn er es in solcher Menge gefunden hätte, wie die dummen Leute es sagten, was hätte er dann damit angefangen, wie? Na, ich weiß es wohl, er hätte es doch an andere Menschen gegeben, wie früher sein Bischen Armuth schon, und er selbst hätte nicht den geringsten Genuß davon gehabt. O, o, ich kenne meinen Mann! Er ist viel zu gut, sage ich Ihnen, und eigentlich müßte er beständig Jemanden um sich haben, der ihn so recht zu nehmen weiß und seine Kräfte zusammenhält, denn mir – mir folgt er schon lange nicht mehr, wie ich

dachte, daß er mir folgen würde, wenn er älter geworden wäre. Nein, der ist viel zu zähe geworden und ich beuge ihn nicht mehr. Da müßte eine geschicktere und vielleicht sanftere Hand kommen, wenn es gelingen sollte – mit einem Wort, Frau Baronin – er müßte sich verheirathen und zwar mit einer gescheidten und klugen Frau, die zwar Antheil an seiner Gelehrsamkeit nimmt – denn das gehörte bei ihm nothwendig dazu – aber doch seinen blinden Eifer darin zu zügeln verstünde.«

Die Baronin von Wollkendorf mußte unwillkürlich lächeln, aber sie nickte mit dem Kopfe dabei. »Sie mögen wohl Recht haben, Frau Dralling,« sagte sie, »eine solche Frau, wenn sie immer in seiner Nähe wäre, würde allerdings günstig auf ihn einwirken.«

»Nicht wahr?« fuhr die Haushälterin lebhafter fort, da sie hier einen gewünschten Beistand erhielt, »nicht wahr? Na ja, Sie sehen das ein, denn Sie sind eine gescheidte und kluge Frau und nehmen auch Antheil an seiner Gelehrsamkeit, warum hätten Sie sonst wohl mathematischen Unterricht bei ihm genommen? Ich glaube, ich habe Ihnen schon einmal gesagt – es war gleich im Anfange unserer Bekanntschaft – der Professor wäre eine ganz gute Partie für Sie, nicht wahr?«

Betty lachte fast laut und nickte wieder. »O ja,« erwiderte sie, »Sie haben mir das schon einmal gesagt und es wäre wahrhaftig so übel nicht. Ich könnte mit meinem zweiten Manne zufrieden sein, er würde mir wenige Hindernisse in den Weg legen, nach meiner Art zu leben, nicht?«

»O gewiß gar keine! Einen besseren, lenksameren und geduldigeren Ehemann als den Professor gäbe es gar nicht auf der Welt. Er ist zahm durch und durch, ich kenne ihn genau, wenn er auch manchmal jetzt so ernste und trotzig Blicke auf mich wirft. Aber ich habe mich noch keine Minute vor ihm gefürchtet, das können Sie mir glauben. Und nun sehen Sie sich einmal das Schloß und diesen Saal hier an, der Ihnen immer so wohlgefiel, wäre das nicht eine prächtige Wohnung für Sie? Und Geld – Geld haben Sie ja auch und – und der Professor ist über die bewußten sechszig Jahre hinaus – ha! also es paßt Alles auf ein Haar.«

Betty gab sich einem neuen Ausbruch ihrer Lachlust hin und nickte immer dabei mit dem Kopfe.

»Ja, ja, liebe Dralling,« sagte sie, »es paßt Alles auf ein Haar und die Sache verdient wohl überlegt zu werden.«

»O, überlegen Sie sie sich bald – Sie glauben gar nicht, wie gern ich Sie für immer hier hätte – und wenn Sie so weit sind, dann sagen Sie es mir. Ich werde ihn schon überzeugen, daß Sie wie für ihn geschaffen sind, und wenn er sich auch erst ein Bischen ziert, wie alte Junggesellen es in der Regel thun, er heirathet Sie doch und Sie werden gewiß glücklich mit ihm.«

Betty nickte, diesmal aber nicht lachend und kein Wort sprechend. Sie horchte nur nach dem Fenster hin, gegen welches der Regen laut prasselnd schlug und der Wind in heftigen Stößen blies. Dann wandte sie sich wieder zu Frau Dralling und sagte:

»Eben war es mir, als ob ich einen rollenden Wagen hörte –«

»O nein, nein, da irren Sie sich; es sind die Tropfen, die schwer auf das dicke Glas da oben fallen. Aber mein Gott, nun werde ich doch ängstlich um den Professor. Ich will einmal hinausgehen und dafür sorgen, daß gleich Jemand da ist, der ihn empfängt, wenn er kommen sollte. Denn nun bleibt er gewiß nicht lange mehr aus.«

Sie verließ den Saal und Betty war wieder allein. Kaum aber hatte sich die Thür hinter der Abgehenden geschlossen, so veränderte sich wieder der Ausdruck ihres Gesichts und dasselbe nahm eine überaus ernste Miene an. Sie stand von ihrem weichen Sitze auf, that rasch einige Schritte im Saal auf und ab, ließ ihre Augen flüchtig über die aufgestellten Kunstwerke schweifen und drückte dann ihre heißen Hände vor die noch heißere Stirn.

»Ich bin zu warm gekleidet für diesen schwülen Tag,« sagte sie zu sich, »aber nun muß ich es schon ertragen. Ich gehe nicht nach Hause – wenigstens nicht eher – als –«

In diesem Augenblick hörte sie im Vorzimmer die laute Stimme der Dralling ertönen, die in ihrem gewöhnlichen derben Tone Jemanden Vorwürfe machte.

Betty hielt in ihrem Gange inne und blieb wie angewurzelt mitten im Saale stehen. Ihr Busen hob sich – ihr Ohr wandte sich nach der Thür und ihr Auge nahm einen

falkenartigen Blick an, als wolle sie durch die feste Wandung derselben in das andere Zimmer schauen, und indem sie so auf die Worte der Sprechenden horchte, hämmerte ihr Herz so laut, daß sie es selber hören konnte.

Da ging die Thür auf und herein trat, mehr rasch geschoben als von selber gehend, der Professor Casimir van der Bosch. Aber ach, wie sah der gute Mann aus!

»Sehen Sie, sehen Sie, beste Frau Baronin,« rief die Dralling zürnend, »sehen Sie, wie der alte Mann aussieht! Ist es nicht zum Erbarmen? Sieht er nicht aus wie eine Katze, die in's Wasser gefallen ist und nicht schwimmen kann? O, nur kein Wort, kein einziges Wort jetzt gesprochen, Herr Professor. Ich werde gleich Alles zurecht legen und dann gehen Sie hinein und ziehen sich erst trocken an, sonst erleben wir noch einen Schnupfen, und der ist für Gelehrte immer ein gefährliches Ding, weil er ihnen leicht in das Gehirn steigt.«

Mit diesen Worten verschwand sie hinter den Vorhängen des Alkovens, wo sie flugs eine Kerze anzündete und in der Commode ihres Herrn zu kramen begann. Unterdeß aber war der tiefende Professor über den schönen Teppich auf die Baronin zugeschritten und streckte ihr schon von Weitem mit seinem ewig heiter lächelnden Gesicht seine feuchte Rechte entgegen, indem er sie auf das Herzlichste begrüßte und seine Freude aussprach, sie bei diesem Wetter geborgen in seinem Hause vorzufinden.

Da der Professor Casimir van der Bosch jetzt zum ersten Mal auch vor unsere Augen tritt, so haben wir wohl

die Verpflichtung, wenigstens mit einigen Strichen die Erinnerung aufzufrischen, die der Leser noch aus der Erzählung seines Neffen von ihm bewahrt. Abgesehen von seinen nassen Kleidungsstücken, seinem triefenden Haar und Bart – denn er trug jetzt einen wohlgepflegten, wie Schnee schimmernden Backenbart – stellte er sich uns in seinem noch immer etwas zu langen Rock und dem weißen Halstuch fast ganz so dar, wie Paul ihn einst seinem Freunde Fritz Ebeling geschildert hatte. Nur Eins finden wir außer jenem Bart an ihm verändert und das war sein früher so lang getragenes üppiges Haar. Seitdem er auf Betty's-Ruh lebte, hatte er es, das nun auch vollständig silberfarbig war, bedeutend verkürzen lassen, was ihm ein viel jugendlicheres und fast modernes Ansehen gab. Auf seiner breiten und hohen Stirn war zwar noch immer die tiefe Falte zwischen den ungeheuer starken weißen Augenbrauen vorhanden, aber es thronte auch noch das alte menschenfreundliche Wohlwollen, die unverwüstliche Milde darauf, die seiner ganzen Erscheinung eben so das Gepräge männlicher Würde wie unbeschreiblicher Gutmüthigkeit verlieh. In seinen großen blauen Augen leuchtete nach wie vor jener weiche freundliche Strahl, der ihm so leicht Aller Herzen gewann, und um seine stets zum Scherzen aufgelegten Lippen spielte ein Zug liebenswürdiger Schalkhaftigkeit, den selbst die Sorgen der letzten Zeit nicht hatten verwischen können. Da er noch im Besitz aller seiner Zähne war, so erschien auch der untere Theil seines Gesichts noch fest und ohne Spur gebrechlichen Alters, und der ewig thätige Geist, der in

seinem Gehirn arbeitete, gab jedem, selbst dem einfachsten von ihm gesprochenen Worte, eine viel höhere Bedeutung, als ihm dem buchstäblichen Sinn nach inne zu wohnen schien. So begrüßte er denn auch heute mit seinem gewöhnlichen hellen und wohlthuenden Lächeln die junge Dame, der er seit kurzer Zeit so sehr zugethan war, die er stets gern bei sich sah und deren Gesellschaft ihm einen doppelten Genuß bereitete, da sie nicht nur seine liebenswürdige Nachbarin, sondern auf ihren eigenen Wunsch zugleich auch die gelehrige Schülerin in seiner über Alles geliebten Wissenschaft geworden war.

»Ach, Du lieber Gott,« sagte er zu ihr, »ich muß Ihnen eine nasse Hand reichen, meine liebe Frau Baronin, aber sie wird sogleich wieder trocken werden; die Alte« – dabei warf er einen schelmischen Blick nach dem Alkoven hin – »wird schon dafür sorgen. Haha! Eigentlich bin ich schon so naß gewesen, ehe ich auf den Wagen des Bauers stieg, der mich gebracht, aber wer hat auch seit der Sündfluth einen solchen Regenguß erlebt, wie er heute in der Nähe der See gefallen ist!«

Betty von Wollkendorf hatte sich mit der liebevollen Natürlichkeit einer Tochter dem Professor genähert und ihm herzlich die Hand gedrückt. Sie wollte eben einige Worte erwidern, als die Stimme der Frau Dralling schon erscholl, die laut und dringlich rief:

»Herr Professor! Ich bin fertig. Kommen Sie geschwind, damit Sie keinen Schnupfen kriegen. Es liegt Alles bereit.«

Der Professor legte mit lächelnder Miene einen Finger auf die Lippen, nickte der Baronin schalkhaft zu und sagte: »Nachher mehr! Der da muß ich wie meinem Schicksal gehorchen. Adieu!«

Er verschwand hinter den dichten Vorhängen, und nachdem er hier noch einige kräftige Ermahnungen von seiner Pflegerin und die Anweisung erhalten, daß er sich ja recht trocken mit den Handtüchern abreiben solle, trat diese mit erhitztem Gesicht aus dem Alkoven hervor und sagte, indem sie sich der Baronin näherte:

»Nein, wie ein vernünftiger Mann sich so naß werden lassen kann! Als ob es keine Schirme oder Hausdächer in der Welt gäbe! Na, Gott sei Dank! nun wird der Schaden bald ausgebessert sein. Aber ich muß Sie jetzt einen Augenblick allein lassen, gnädige Frau. Ich will nur rasch eine Tasse warmen Kaffee machen lassen, damit der alte Mann sich nicht erkältet.«

Und rasch, wie sie immer bei jedem Geschäft war, ergriff sie sogleich das auf dem Tisch stehende Kaffeegeräth und verließ damit den Saal, um ihrer neuen Pflicht nachzukommen, während Betty lächelnd und halb beruhigt, halb enttäuscht, langsam in dem großen Saale auf und abschrift und mit der größten Geduld die etwas lange dauernde Toilette des alten Herrn abwartete.

Endlich kam er wieder zum Vorschein, und als er nun in einem neuen, viel kürzeren Rock, der schon nicht mehr an seine frühere Stellung erinnerte, und mit getrocknetem und glatt gekämmtem Haar und Bart hereintrat, lag



auf seinem milden Gesicht ein sinniges Lächeln, das sagen zu wollen schien: »Nun, bin ich nicht ein gehorsames Kind und habe ich mich nicht schnell genug in neuen Staat geworfen?«

Betty flog ihm entgegen und reichte ihm noch einmal die Hand. »So,« sagte sie, mit ihren hellbraunen Augen sein ausdrucksvolles Gesicht musternd, »nun bin ich zufrieden. Jetzt sind Sie wieder trocken. Hoffentlich wird Ihnen die Nässe nichts schaden. Aber warum haben Sie sich auch dieser Gefahr ausgesetzt?«

»Meine liebe Baronin,« erwiderte er lächelnd und mit seiner leisen Stimme noch sanfter redend als sonst, »wer denkt an die Nässe des Himmels, wenn er auf trockener Erde wandelt oder gar sitzt? Ich ging ganz wohlgenuth meinem Ziele zu, setzte mich an einer bequemen Stelle ein wenig nieder und – und machte eben eine lange begonnene Arbeit fertig, da kam es ganz unerwartet vom Himmel herunter. Und dem darf man doch wohl nicht zürnen, nicht wahr? Nun sehen Sie, das that ich auch nicht, barg mich ruhig in einem Hause und nun bin ich ja hier. Also kein Wort mehr darüber. Ihnen geht es gut, das sehe ich – aber was macht die Frau Mama?«

»Es geht ihr auch ganz gut, Herr van der Bosch,« erwiderte Betty, den eben genannten Namen mit ernem eigenthümlichen wohllautenden Nachdruck sprechend, »und sie läßt Sie bestens grüßen. Hoffentlich finden Sie sie nächste Woche ganz munter, wenn Sie uns besuchen, warum ich Sie bitten wollte, da ich in der nächsten Woche – vielleicht nicht hierherkommen kann, um meine

Stunde zu nehmen. Auch morgen komme ich nicht, da ich – eine Abhaltung habe.«

»O, das ist schade. Dann könnten wir die Stunde ja gleich jetzt abhalten?«

»Jetzt? Ach nein, Sie sind von Ihrem Gange ermüdet und mir fehlt es an der nöthigen Ruhe. Also heute einmal nichts von Mathematik. Erzählen Sie mir lieber, was Sie trotz des drohenden Gewitters nach Cuxhafen führte.«

»Ei, das ist sehr bald und gern erzählt, meine Liebe,« entgegnete der arglose Professor. »Ich habe endlich Ihren Rath befolgt und an – den Jungen geschrieben. Nun erwarte ich ihn sehnsüchtig alle Tage und hoffte ihn in Cuxhafen oder auf dem Wege hierher zu finden. Aber – da brach das Gewitter los und ich habe ihn weder getroffen, noch weiß ich überhaupt, ob ein Schiff von Hamburg gekommen ist.«

»Wenn es heute nicht gekommen, kann es morgen oder jeden anderen Tag kommen, also fügen Sie sich in Geduld.«

»Natürlich, was bleibt mir denn Anderes übrig? Ach, meine liebe Frau, ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich auf meinen Neffen freue, seitdem ich ihn sicher erwarte. Ich habe ihn zwar lange nicht gesehen, aber seine Briefe gaben mir doch immer ein treues Bild von ihm. Er muß ein prächtiger Kerl geworden sein, und gelernt hat er was, Gott sei Dank! Wenn er sich nur von seinen Geschäften los machen und recht lange bei mir bleiben kann – das ist eine neue Sorge, die mich unterwegs sehr gepeinigt hat. Ich denke schon wieder an seine Abreise,

da er noch nicht einmal hier ist. Finden Sie das nicht sonderbar? Aber so thöricht ist der Mensch, trotz aller seiner vielgerühmten Philosophie.«

Betty hatte sich in der Abtheilung des Saales, wo das Billard stand, mit dem Professor auf ein Sopha hinter einem kleinen Tische niedergelassen und seine Worte scheinbar ruhig angehört. Jetzt erhob sie langsam den Kopf, den sie allmählig gesenkt, sah dem Professor fest in das redliche Auge und sagte: »O nein, ich finde das gar nicht sonderbar. Man trennt sich ungern und schwer von Denen, die man liebt, ach ja! und Sie lieben Ihren Neffen gewiß.«

»Wie meinen eigenen Sohn, meine Liebe, wahrhaftig, und ich will es ihm beweisen. Wenn er nur erst hier ist! O, o, dann werde ich wieder aufathmen, wieder arbeiten und rechnen können, denn die andere Arbeit – Sie wissen ja – die mir jetzt so schwer auf dem Herzen liegt, die soll er allein übernehmen und ich will mich ganz seinem Rathe überlassen. Thue ich darin nicht Recht?«

»Gewiß thun Sie darin Recht. Sie hätten es schon früher thun sollen.«

»Ach ja, freilich, jetzt sehe ich es auch ein. Aber was hätte er denn hier gehabt, wenn er mich in meinen Verwickelungen gefunden, die ich Ihnen ja vor zwei Wochen ganz offenherzig mitgetheilt habe, wie?«

Betty senkte wieder den Kopf und lächelte still vor sich hin. Sie war zu ihrer ruhigen Stimmung zurückgekehrt und der Scherz, dem sie in der Nähe des alten Herrn

immer zugeneigt war, fing allmählig wieder an, sich ihres elastischen Geistes zu bemächtigen. Eben wollte sie etwas erwidern, als Frau Dralling mit einer großen Tasse Kaffee hereintrat und sie vor den Professor auf den Tisch stellte.

»Trinken Sie, Herr Professor, trinken Sie rasch,« sagte sie; »nichts ist besser gegen Erkältungen als heißer Kaffee.« Und als der Professor nun die Tasse an seine Lippen führte, fuhr sie mit einem bedeutungsvollen Blick auf die Baronin fort: »Und wenn Sie getrunken haben, Herr Professor, dann lassen Sie sich von der gnädigen Frau erzählen, was wir vorher mit einander gesprochen haben, das nützt auch gegen die Erkältung.«

Mit diesen Worten ging sie gravitatisch nach dem Alkoven, um dort wieder die Arbeit des Aufräumens zu beginnen, wie sie sie jeden Augenblick des Tages mit unsäglicher Geduld und liebevoller Hingabe verrichtete.

»Was hat die Alte denn mit Ihnen gesprochen, Frau Baronin?« fragte der Professor, nachdem er die Tasse rasch halb leer getrunken.

Betty lächelte schelmisch. »O, Frau Dralling hat keinen üblen Gedanken geäußert,« sagte sie wenigstens ist er ganz geeignet, Ihnen das Leben zu versüßen.«

»Na, da bin ich sehr neugierig.« entgegnete er. »Was war es denn für ein Gedanke, lassen Sie mich ihn doch hören. Die Alte hat oft ganz erschrecklich närrische Einfälle, namentlich wenn sie sich den Dragonersäbel umschnallt.«

»Nun, so ganz närrisch war dieser Einfall eigentlich nicht. Mit einem Wort: sie möchte Sie gern verheirathet sehen.«

Der Professor machte große Augen und sah seine lebenswürdige Gefährtin verwunderungsvoll an. »Mich möchte sie verheirathet sehen? Ach, Du lieber Gott, hat diese Narrheit sie schon wieder heimgesucht?«

»Aber wo steckt denn da die Narrheit, lieber Herr van der Bosch? Ich sehe sie gar nicht darin.«

Des Professors Augen erweiterten sich noch mehr. »Auch Sie?« fragte er ganz leise. »Nun, das ist ein sehr logischer Gedanke! Wahrhaftig, wer sollte mich alten Menschen denn noch heirathen wollen?«

Betty lachte wieder wie früher. »Sie hatte sogar einen Vorschlag zu machen,« fuhr sie fort, »und der – der war so übel nicht –«

»Wie – will sie mich etwa selber heirathen? Den Dragonersäbel mit der Mathematik vermählen?« brachte der Professor etwas herber hervor, indem die tiefe Falte auf seiner Stirn sich um das Doppelte vergrößerte.

»Ach nein, eine solche Hoffnung hegt sie wohl nicht, ihr ist es allein um Ihr Wohl und Glück zu thun. Aber sie hat – verzeihen Sie die Offenherzigkeit, die ja zwischen uns Gebrauch geworden ist – sie hat an *mich* dabei gedacht,« fügte sie sanft lächelnd hinzu.

Der Professor saß wie ein Bild von Stein vor der jungen schönen Frau und wußte nicht, was er sagen sollte. »Und was haben Sie ihr darauf geantwortet?« fragte er endlich mit bebenden Lippen.

»Ich habe nicht Ja, nicht Nein gesagt und mit mir einige Zeit zur Ueberlegung vorbehalten. Was meinen Sie denn zu einer Frau, wie ich es bin!«

»Du lieber Gott!« rief der Professor seufzend, während Frau Dralling eben den Alkoven verließ und einen glückstrahlenden Blick auf das lebhaft plaudernde Paar zurückwarf, »was wollte eine so liebliche Fee mit einem so alten Bären anfangen, wie ich einer bin! Das ist doch nur ein Scherz und als solcher ist er freilich recht hübsch.«

»Nicht wahr? Das sage ich auch,« rief Betty fröhlich. »Nun, wir sprechen künftig noch mehr darüber. – Aber wie wäre es, Herr Professor, wenn wir eine Partie Billard spielten? Es ist noch immer hell genug dazu.«

Der Professor stand sogleich auf und ging nach dem kleinen Schrank, wo die Bälle und Queues aufbewahrt wurden. »Ja,« sagte er, »das thue ich recht gern. Früher habe ich nie begreifen können, wie die Menschen mit einem solchen Spiel ihre Zeit todtschlagen konnten. Aber seitdem Sie mich belehrt, daß man dabei rechnen kann, ja daß man den Stoß mathematisch berechnen muß, um den richtigen Abschlagswinkel zu erzeugen, seitdem hat mich eine Art Passion dafür ergriffen. Soll ich die Alte rufen, damit sie uns die Bälle aufsetzt?«

»O nein, das thun wir allein,« rief Betty, indem sie die drei Bälle schon auf ihre Punkte stellte. »So. Ich setze mich aus und Sie haben den ersten Stoß, da ich die letzte Partie gewann. Nun fassen Sie den rechten Punct in's Auge, damit die Caroline richtig abschlägt. Hier wird er sein. Sie lieben ja das Doubliren. Ha – diesmal war es

richtig. Sie haben doch ein prächtiges mathematisches Auge.«

Der Professor freute sich wie ein Kind über seinen herrlichen Stoß oder vielmehr über seine richtige Berechnung, und so setzten sie das Spiel ruhig bis zum Ende fort, wobei Betty laut zählte. Als der Professor aber die erste Partie gewonnen hatte, wozu seine Mitspielerin absichtlich das Meiste beigetragen, legte sie ihr Queue nieder und sagte:

»Sie haben mich besiegt, wie es in der Ordnung ist, und für heute wollen wir uns damit begnügen. Ich bin in meinem Reitrock zu warm gekleidet und will mich nicht übermäßig erhitzen. Morgen oder übermorgen können Sie mit Ihrem Neffen spielen.«

»O, das werden Sie doch auch thun,« sagte der Professor, indem er an der Seite seines Besuchs langsam im Saal auf- und abging. »Nicht wahr, Sie werden mich auch besuchen, wenn er hier ist?«

Betty zögerte eine Weile mit der Antwort. »Ich hoffe es,« sagte sie endlich leise, »wenn Sie ihn mir zuerst auf Wollkendorf zugeführt haben. Nicht wahr, darauf darf ich doch rechnen?«

»Nun, das versteht sich ja von selber. Ich werde ihm bald sagen, was für eine gelehrige Schülerin ich in dieser Einöde gefunden habe und wie Sie mit, seitdem ich das Glück habe, Sie zu kennen, diese Einöde verschönert und verherrlicht haben – doch nun? Denken Sie an den Aufbruch bei diesem Wetter? Es regnet ja immer noch.«

Betty war an ein Fenster getreten und schaute forschend nach den Wolken empor. »Ja,« sagte sie, »ich glaube, ich muß Sie um Ihren Wagen bitten. Es hört so bald noch nicht auf und meine Mutter möchte besorgt um mich werden, da ich fortgeritten bin. Friedrich kann mit den Pferden hier bleiben, bis der Regen nachläßt, und wenn er bis morgen dauern sollte. Ich fahre in Ihrer Chaise allein, die ja glücklicherweise mit Glasfenstern geschlossen werden kann.«

Der Professor zog die Glockenschnur. Frau Dralling erschien sogleich und empfing den Auftrag, den Wagen mit Fenstern schließen und anspannen zu lassen.

In einer Viertelstunde kam sie mit der Meldung zurück, daß der Wagen vor der Thür stehe. Jetzt setzte Betty ihren Hut auf, zog die Handschuhe an und nahm ihre Schleppe als Tuch über den Arm. Dann dem Professor die Hand reichend, sagte sie:

»Mein lieber Freund, ich habe wieder ein paar angenehme Stunden mit Ihnen verlebt. Es ist immer hübsch bei Ihnen, sogar wenn Sie durchnäßt nach Hause kommen und Ihr eigentliches Ziel verfehlt haben. Ich will wünschen, daß der erwartete Besuch nicht lange mehr ausbleibt. Lassen Sie mich wissen, wann er gekommen ist. Ich nehme Antheil daran. Und dann – und dann,« fügte sie schelmisch lächelnd hinzu, »überlegen Sie sich Frau Dralling's Vorschlag. Und wenn Sie keine bessere Wahl treffen können, so erinnern Sie sich meiner – ich stehe Ihnen immer zu Diensten.«



Der Professor drohte ihr lachend mit dem Finger. »Sie kleiner Schelm!« sagte er, sie durch die Vorzimmer nach der Halle geleitend. »Sie machen sich über einen alten Mann lustig und rebelliren am Ende noch mein stumpfes Herz! Na, Ihnen nehme ich nichts übel. Ueberlegen kann man ja Alles, und das will ich jetzt auch.«

Man hatte die Halle erreicht und sah den kleinen festgeschlossenen Wagen mit den Grauschimmeln vor der Thür stehen, die schon, trotz des Regens, muthig den aufgeweichten Boden stampften. Noch ein Händedruck an den Professor und Frau Dralling, die sich auch wieder eingefunden, noch ein kurzer Befehl an Friedrich, mit den Pferden in Betty's-Ruh zu bleiben – und Frau Baronin von Wollkendorf war in den Wagen gestiegen.

»Bringe die Frau Baronin gesund nach Hause, Louis,« sagte der Professor zum graubärtigen Kutscher, der in seinem wachstuchenen Rock stolz auf dem Bock saß.

Louis nickte und schwang die Peitsche. »Das soll geschehen, Herr van der Bosch,« entgegnete er lächelnd. »Kann es jetzt vorwärts gehen?«

»Ja, in Gottes Namen!«

Und mit beiden Händen die schöne Frau im Wagen grüßend, sah der Professor einen Augenblick dem rasch rollenden Gefährt nach und dann, ohne sich um Frau Dralling zu kümmern, schritt er langsam in den einsamen prachtvollen Saal zurück.

Wie Casimir van der Bosch sich so eben in Gegenwart des ihm so lieben Besuches gezeigt, war er bei Weitem nicht immer. Die Heiterkeit und die Neigung zum Scherz, welche diese junge Frau seit einiger Zeit ergriffen und die sich namentlich in seiner Nähe am deutlichsten kundgab, wirkte stets wohlthätig auf ihn ein, ließ ihn für den Augenblick alle seine Sorgen vergessen und machte ihn selbst heiter, gesprächig und zum Scherz aufgelegt. Keiner wußte das besser als Frau Dralling, denn keiner kannte ihn genauer als sie, und als er jetzt langsam vor ihr her in seine Wohnung schritt, brummte sie leise vor sich hin:

»Na, das war einmal wieder ein glücklicher Tag, wie sie nur selten kommen; aber nun ist die Sonne fort und der trübe Abend zieht heran. Der gute Mann! Er thut mir recht leid und heute will ich ihn einmal ungestört rechnen lassen, denn daß er damit gleich anfangen wird, sobald ich ihm die Lampe bringe, steht fest. Aber noch nicht, mein Lieber, erst ruhen, das geführte Gespräch überdenken, die schöne Frau wirken lassen und – ich gebe das Spiel noch lange nicht auf – am Ende macht er ihr doch einen Antrag und dann – dann wird es hier ganz anders aussehen.«

Unterdessen war der Professor schon lange wieder in seinen Saal zurückgekehrt und in weit weniger aufrechter Haltung, als er sie vorher gehabt, und mit gesenktem Kopfe sinnend hin und hergegangen, ohne einen Blick auf seine Umgebung zu werfen, noch weniger sich über sie freuend, wie so viele Menschen es inmitten ihres schönen Besitzes thun. Wie er jetzt halb gebeugt auf- und

niederschritt und seinen Gedanken Audienz gab, sah der kleine hagere Mann älter aus als vorher, aber die Milde war nicht aus seinen Gesichtszügen geschwunden und die Ruhe seines Geistes konnte eben so wenig auf lange Zeit gestört werden, wie die angeborene Gutmüthigkeit jemals aus seinem Gemüthe wich.

»Es wäre nicht übel,« sagte er jetzt zu sich, »wenn ein solches Verhältniß möglich wäre. Sie ist eine reizende Person, schön, lieblich, gut, ach und wie gut! Ja, sie liebt mich auch wie einen Vater, das mag wahr sein, aber wie einen Mann? Nimmer, nimmer, es zwäre ja die unsinnigste Thorheit auf der Welt, und wenn sie oder die dumme Dralling denkt, daß ich das Spiel für ernst nehme, so irren sich alle Beide. Aber ich will so thun, es macht mir und ihnen Spaß. Haha! Da spiele ich aber in meinem Alter gar noch Comödie. Wer hätte das früher für möglich halten sollen! – Nun, in der Welt ist eben Alles möglich, davon habe ich ja hier die sprechendsten Beweise vor Augen. Also gut, wir spielen Comödie. Und ich übernehme die Rolle des Liebhabers – haha! Und die Dralling, ha! das alte Weib rasselt mit seinem Dragonersäbel wie unklug. Na, die will ich nachher auslachen, wenn sie erfährt, daß ich sie gefoppt habe. Es liegt also doch Spaß in der Geschichte. Gut. Spaß kann man gebrauchen, und ich – ach wie sehr! – Aber der Paul! Wenn er nur bald käme! Aber er kommt gewiß, sonst hätte er längst geschrieben. Und was wird der sagen, wenn er hört, daß sein alter Onkel auf Freiers Füßen geht? Denn daß die Dralling ihm diese Neuigkeit als unläugbare Wahrheit brühwarm in die

erste Suppe, brockt, das ist gewiß, so gut wie drei mal drei neun ist. Ich kenne sie. Ha, wenn man vom Drachen spricht oder an ihn denkt, so kommt er angerauscht – da ist sie schon mit der Lampe – aha! das ist gut, jetzt kann es losgehen.«

Frau Dralling war mit einer bescheidenen Schiebelampe von Neusilber hereingetreten und hatte sie auf einen Tisch in der Nähe des Schreibpultes gestellt. Als der Professor sich ihr näherte, lächelte sie ihn freundlich an und sagte:

»Na, Sie werden doch ein Bischen rechnen wollen, Herr Professor, nicht wahr? Sie haben ja den ganzen Nachmittag vertrottet und verplaudert und keinen Strich mit dem Bleistift gemacht. Das lass' ich mir gefallen, nun wird die Arbeit um so besser schmecken. – Aber was meinen Sie zu der Baronin? Ist sie nicht eine himmlische Frau?«

»Göttlich!« sagte der Professor, mit zum Himmel aufgeschlagenen Augen, da er gleich an den Beginn seiner Comödie dachte. »Ja, göttlich, Alte, und ich glaube wahrhaftig, es regt sich hier etwas für sie in meinem Herzen, was sich noch nie darin geregt hat.«

Die Haushälterin sah ihren Herrn zuerst mit stummem Erstaunen, dann mit Entzücken an. »Herr Gott,« kreischte sie beinahe auf, »das wäre ja köstlich –«

»Still, Alte, verscheuche die guten Geister nicht mit Deinem Geschrei, denn sie fürchten sich mit Recht davor

»Wie meinen Sie das, Herr Professor?« fragte die Dralling etwas bitter.

»Ich meine, die Baronin ist eine himmlische Frau, und wer solch eine Frau gewinnen könnte –«

»Das können Sie, Herr, wenn Sie wollen, ernstlich wollen –«

»Warum wollte ich denn nicht ernstlich?«

»So,« sagte Frau Dralling, ihren Muth zusammenfassend und ihr Heil in einer anderen Richtung noch einmal versuchend, »dann – dann machen Sie die Augen auf und suchen Sie nach einem gewissen Dinge, he? und entlarven Sie den Heuchler – den Spitzbuben –«

Weiter kam sie nicht mit ihrem Versuch. Der Professor hielt sich die Ohren zu und lief rasch an das andere Ende des Saales. Als er aber nach einer Weile zurückkam und die Dralling mit kochender Brust noch immer auf der alten Stelle stehen und ihn geduldig erwarten sah, sagte er mit seiner mildesten Stimme, die nur zuletzt zu einer etwas lauterem Fülle anschwellt:

»Wissen Sie was, Dralling? Ja, die Baronin von Wollkendorf ist eine himmlische Frau, aber Sie – Sie sind ein alter Dragoner, wie ich es immer mehr einsehe, und nun erlaube ich mir die Bitte auszusprechen, mich allein zu lassen, da ich arbeiten will. Leben Sie wohl. Um neun Uhr bitte ich mir meine Suppe aus.«

Er drehte ihr den Rücken und schloß mit einem Schlüssel, den er aus der Westentasche zog, das große kostbare Schreibpult auf, auf dessen herausgezogene Platte er die

Lampe stellte und dann seinen Sessel davor rückte, ohne sich jedoch sogleich zu setzen. Frau Dralling dagegen sah ihn noch immer mit starrer Verwunderung an, dann schüttelte sie mit einem gewissen mitleidigen Bedauern den Kopf, drehte sich um und verließ, ohne ein Wort zu erwidern, den Saal.

Der Professor war wieder allein. Er stand vor dem Schreibtisch, ließ seine Blicke rasch über das kostbare Möbel schweifen, zog einige Kasten auf, blickte oberflächlich hinein und seufzte dann laut auf. Endlich öffnete er ein größeres Fach, nahm einige sorgsam aufbewahrte, noch halb reine Papierschnitzel heraus, legte sie vor sich auf die Platte und rückte nun den Sessel heran, in den er sich leise auf den äußersten Rand setzte, als fürchte er den kostbaren grünen Sammet zu beschädigen, mit dem er überzogen war. So fing er an, die kleinen Papierschnitzel der Reihe nach zu beschreiben und mit Ziffern und algebraischen Zeichen zu bedecken, und nun sah und hörte er nichts mehr um sich her, nicht einmal, wie kurz vor neun Uhr die Dralling wieder hereinkam und über den großen runden Tisch vor dem Alkoven, nachdem sie sorgfältig die Sammetdecke abgenommen, sein ungeheures Damasttuch zu breiten und Teller und andere Geräthe daraufzustellen begann.

Wie der kleine stille schmale Mann, ganz und gar seiner Arbeit hingegeben, jetzt in gebeugter Haltung vor dem kostbaren, von edlen Metallen und anderen Schätzen blinkenden Pult saß und mit laut kritzelnder Feder seine Papierstreifen beschrieb, sah er aus, als ob er nur

durch Zufall, oder gar einen Irrthum des Schicksals in diesen prachtvollen Raum geworfen wäre. Sicher paßte er nicht dahin, eben so wenig wie seine kleine dürftige Lampe, die kaum das Papier beleuchtete, auf welches er schrieb. Der ganze übrige große Raum lag dunkel und still unter den rasch über ihn hinziehenden Wolken, nur der Regen prasselte bisweilen auf die großen Kuppelscheiben, und die vielen an verschiedenen Stellen des Saales aufgestellten Uhren ließen ziemlich regelmäßig ihre lautereren oder leiseren Stimmen vernehmen. Das waren aber auch alle Geräusche, die ein aufmerksames Ohr hätte erlauschen können, und nur der Professor vernahm keins von ihnen. Seine Arbeit fesselte ihn, wie sonst, auch heute vollständig, und er hätte sie sicher bis weit über die Mitternacht hinaus fortgesetzt, bis ihm die Augen vor Müdigkeit zugefallen wären, wenn es nicht eine Frau Dralling gegeben hätte, die schon wußte, wie sie mit einem solchen Manne verfahren mußte.

Die Uhren hatten eben alle fast zu gleicher Zeit die neunte Stunde geschlagen, als plötzlich eine wuchtige Hand sich auf die Schulter des Professors legte und eine Stimme mit fast mütterlicher Freundlichkeit sagte: »Herr Professor! Es ist neun Uhr, die Suppe steht auf dem Tisch und – um Punct zehn Uhr müssen Sie zu Bett gehen – das haben Sie mir heilig mit Ihrem Wort versprochen.«

Der Professor fuhr halb unwillig auf. »Was?« rief er, »schon neun Uhr? Ach, die dummen Dinger gehen hier nicht richtig und laufen alle viel zu schnell. Ich habe ja eben erst angefangen und fühle noch keinen Appetit.«

»Der findet sich ein, wenn man ihn weckt. Kommen Sie. Ich habe Ihre Lieblingssuppe – Sago mit Wein –«

»Sago mit Wein? So! Nun, dann werde ich wohl kommen müssen.« Und er griff schon nach der Lampe.«

»Lassen Sie sie hier stehen,« sagte die Dralling. »Man könnte wahrhaftig graulich werden, wenn der große Saal so dunkel ist. Es brennen zwei Kerzen auf dem Tisch.«

»Zwei Kerzen?« fragte der Professor verwundert und sich nach dem Tische begebend. »Wahrhaftig. Und noch dazu von Wachs! Na, seien Sie nicht zu verschwenderisch, Dralling, so lange der Vorrath reicht, mag es gehen.«

»Er reicht noch lange, Herr Professor. Sie brauchen ja gar keine Kerzen. Und nun wünsche ich Ihnen eine gesegnete Mahlzeit!«

»Ich danke.« Der Professor setzte sich auf den Stuhl, den ihm die Haushälterin unterschob, ohne über den Tisch zu blicken. Es war, wie immer, nur für ihn allein gedeckt, aber außer der dampfenden und einen leckeren Geruch verbreitenden Suppe stand noch ein kalter, kaum angeschnittener Braten, in Essig gelegter Lachs, Brod, Butter, Käse und – eine Flasche Rothwein auf dem Tisch, die auf der Etiketle das für so Viele magische Wort: *Chateau Lafitte. Grand vin.* trug.

Während Frau Dralling ihrem Herrn den Teller mit Suppe füllte, zog dieser leise sein Notizbuch aus der Brusttasche und legte es nebst einem Bleistift neben sich.

»Jetzt essen Sie gefälligst,« sagte die Dralling und rückte das Notizbuch energisch von ihm fort. Er warf einen



fast gierigen Blick wie ein Habicht darauf hin, dem man eine eben errungene Beute rauben will, und sagte:

»Lassen Sie liegen – es gehört auf den Tisch!«

Dann aß er einige Löffel voll, plötzlich aber hielt er inne, und den Löffel weglegend, murrte er: »Sie ist noch zu heiß – einen Augenblick Geduld.« Und nun griff er hastig nach dem Notizbuch und schrieb rasch einige Zeilen mit Zahlen darin nieder. Als der Reihen aber immer mehr wurden; nahm die Dralling sanft das Buch von ihm fort und sagte ernst:

»Jetzt ist sie kalt genug.«

Er aß wieder, dankte aber für mehr, als er fertig war. »Haben Sie sonst noch Etwas, Dralling?« fragte er.

»Mein Gott, da steht es ja – sehen Sie es denn nicht?«

»Ach so – ich dachte an etwas ganz Anderes. Geben Sie her – etwas Fisch – so. Das ist wahrhaftig lecker. Ha, das bringt die schöne See hervor.«

»Aber dabei müssen Sie auch ein Glas Wein trinken, Herr Professor,« sagte sie, den Kork lüftend und ein schönes Kelchglas füllend.

»Wein? Ich? Warum nicht gar! Wenn man allein trinkt, schmeckt der Wein nicht –«

»Nun, wenn das ist,« versetzte die Dralling phlegmatisch, »so will ich in Ermangelung besserer Gesellschaft heute mit Ihnen trinken. Darf ich?«

»Nun natürlich, wenn Sie ein Glas haben.«

»Da steht es schon.«

Und sie goß auch das zweite Glas voll und leerte es auf des Herrn Professors Gesundheit.

»Ich danke Ihnen. Ist der Wein gut? Mein Bruder muß ein großer Kenner und Liebhaber von dem Zeug gewesen sein.«

»Mir schmeckt er sehr gut und ich liebe ihn auch.«

»So trinken Sie mehr, so viel Sie wollen, davon ist Vorrath genug da, wie von so vielen unnützen Dingen. Na – morgen, morgen vielleicht schon ist noch ein Anderer hier – der soll auch trinken, so viel er will – o mein Gott, wie freue ich mich auf den Jungen!«

»Ach, Herr Professor,« fiel die Haushälterin ein, als er Gabel und Messer schon bei Seite legte, »da fällt mir ein, ich habe Ihnen ja noch nicht einmal die neue Einrichtung Ihres Schlafzimmers gezeigt. Sehen Sie doch da – gefällt Ihnen das?«

Dabei ging sie nach dem Alkoven, schlug die Vorhänge auseinander, die sie gleich für die Nacht an ihren Haken befestigte, und trug dann eine der brennenden Kerzen in den dunklen Raum. Der Professor stand auf, folgte ihr und sah sich die Einrichtung an. Dann lächelte er.

»Dummes Zeug!« rief er. »Na, der wird über uns lachen, daß man ihn hier mit mir unter eine Decke einpfercht. Als ob es keine andere Stube im Hause gäbe!«

»Wenn er den Grund erfährt, warum *wir* das gethan, wird er zufrieden sein.«

»Warum *wir* es gethan? Seit wann sprechen Sie denn im *Pluralis majestatis* von sich?« Und als die Dralling ihn nicht verstand, fuhr er fort: »Sie, Sie allein haben es gethan und Gott weiß warum!«

»Damit Sie nicht in der Nacht erwürgt werden, Herr Professor, allein darum. Nun sind wir wenigstens vor dem Aergsten gesichert. Ja wahrhaftig, Herr, Andere glauben hier an Spuk und Gespenster, und daran glauben Sie und ich nicht, aber an Spitzbuben und Galgengelichter glaube ich.«

»Aber ich nicht;« sagte der Professor fast streng.

»Ja, mein Gott, Sie – Sie glauben am Ende an gar nichts.«

»O ja – ich glaube an sehr Vieles, woran Andere nicht glauben,« erwiderte er in selten energischem Tone, »sogar an eine Existenz nach dem Tode, und den Beweis davon liefern Sie mir, nur daß Ihr ehemaliger Polizeisergeant in Ihren Leib gefahren ist und in Ihrer Gestalt also fortbesteht.«

Die Haushälterin sah ihn erst groß, dann wehmüthig an und zuletzt nahm sie die Schürze vor die Augen und wischte sich damit ein paar Thränen aus. »Ach Gott,« schluchzte sie, »was Sie heute böse sind, »und heute Nachmittag gegen die Baronin waren Sie doch so gut! Nun lassen Sie nicht einmal den armen Seligen in Ruh. Und er soll in meinen Leib gefahren sein? Ach, das ist ja schrecklich von Ihnen, Herr Professor! O, mein guter alter Dralling war ein prächtiger Mann, und wenn wir den hier hätten, sollten die Spitzbuben bald ertappt sein – darauf verlassen Sie sich –«

Der Professor hörte nicht mehr, was sie sprach. Er nahm sein Notizbuch auf und ging damit an den Schreibtisch, wo er sich wieder niederließ und zu rechnen anging. Aber nur so lange durfte er bei seiner Arbeit bleiben, bis die Dralling den Eßtisch abgeräumt hatte, dann, nachdem sie sich schon längst wieder beruhigt, wie es immer bei ihr sehr rasch geschah, trat sie leise an den Schreibenden heran und sagte mit fast flehender Stimme:

»Herr Professor!«

Dieser schaute mit seinem mildesten Blick von der Arbeit auf. »Was giebt's, Dralling?«

»Es ist gleich zehn Uhr und Sie haben mir Ihr Wort gegeben, hier nicht länger arbeiten zu wollen. Sie dürfen sich nicht erhitzt in's Bett legen.«

Der Professor seufzte laut auf, aber legte doch die Feder weg und schloß das Pult zu, während die Dralling, Auge und Herz voller Triumph, die Lampe schon in den Alkoven trug, wohin der Professor ihr bald nachkam.

»Sie werden sich doch gleich niederlegen und nicht im Bett rechnen, wenn ich fortgegangen bin?« fragte die gute Person mit bittender Miene.

Er brummelte etwas vor sich hin, was man eben so gut für ein Ja wie ein Nein auslegen konnte.

»Das verstehe ich nicht,« sagte sie, »ich möchte ein deutliches Wort hören, dem ich vertrauen kann.«

»Ja, ja, nein, nein!« sagte er laut. »Zum Teufel, soll ich denn noch schwören kurz vor'm Zubettgehen?«

»Gute Nacht, Herr Professor,« sagte sie nun freudig. »Ich habe Ihr Wort, Sie schlafen bald ein. Vergessen Sie nicht, daß die Klingel hier dicht neben dem Bett hängt, wenn Sie Jemanden gebrauchen – ich habe einen leisen Schlaf.«

»Ich auch. Gute Nacht – und ich habe noch nie etwas in meinem Leben vergessen.«

Sie warf ihm noch einen liebevollen Blick zu, wie eine Mutter ihn auf ihr Kind wirft, von dem sie sich so lange trennen soll, und dann ging sie mit einer brennenden Kerze fort und schloß hinter sich die Thür ab, die eben so gut von innen wie von außen zu gleicher Zeit verschlossen werden konnte.

Als der Professor sich allein sah, seufzte er laut auf. »Ach ja,« sagte er, »so geht es alle Abende, als ob ich noch in Wickeln läge. Aber sie meint es gut und – hat vielleicht Recht. Seinen richtigen Schlaf muß der Mensch haben, sonst existirt er nicht lange. Sie ist doch eine prächtige Frau, obgleich ein Dragoner.«

Jetzt zog er seine kostbare goldne Taschenuhr auf, dieselbe, die der Rentmeister Hummer dem verstorbenen Bruder einst aus der Tasche genommen. Schon hatte er darauf den Rock abgeworfen, da fiel ihm noch eine Aufgabe ein. Rasch griff er nach dem Notizbuch, das auf dem Nachttische lag, und schrieb sie nieder damit er, der nie etwas vergaß, sie nicht vergesse. Er wollte sie sogar gleich berechnen, aber da fiel ihm zu guter Zeit das gegebene Wort ein, und nun entkleidete er sich, stieg schnell

in das schöne breite Bett und, damit er nicht wieder wankend werde, blies er sogleich das Licht aus: Fünf Minuten später hatte er schon die Augen fest geschlossen und seine ruhigen und tiefen Athemzüge verriethen, daß er sanft eingeschlafen war.

DRITTER THEIL.

ERSTES KAPITEL. DIE ERBSCHAFT – WIE SIE ERSCHEINT.

Wunderbar ist es mit den Stimmungen, die den Menschen oft so plötzlich und meist ganz unvermuthet befallen! Wer hat jemals ihre Quelle erforscht oder die Regel erkannt, nach der sie den Geist und das Gemüth beherrschen, und wer hat ihnen je einen Zügel anlegen können, um sie in den Schranken naturgemäßer Strömung zu erhalten? Wie aus den Wolken herniedergesendet oder mit dem Winde herangeweht, nehmen sie unser Gemüth im Sturmschritt ein, und wo wir so eben noch trübe, finster oder traurig blickten, sind wir im Handumdrehen heiter, froh, sogar glücklich geworden.

Etwas Aehnliches sollte auch Paul van der Bosch auf dem Wege erfahren, den er an dem bereits geschilderten Morgen antrat, nachdem er das kleine Haus an der Kugelbaake verlassen hatte. War es ihm doch, als er so in der Frühstunde des Tages und in der frischen kräftigen Seeluft dahin schritt, zu Muthe, als ob die vor Kurzem ihn bedrängenden Ereignisse schon längst in den dunklen Schooß der Vergangenheit und Vergessenheit versunken seien, als bewahre er kaum noch eine Erinnerung an sie und als tage ein ganz neues frisches Leben voller Glanz und Freude vor ihm auf, mit dem sein eben beschlossenes sich in gar keiner Weise vergleichen ließ, ja nicht einmal in irgend einer Verbindung stand.

»Doch halt,« rief er sich zu, als er dieser so plötzlichen heiteren Umstimmung mit einiger Verwunderung

sich bewußt wurde, »schreiten wir nicht zu schnell mit siegesgewissem Triumphschritt in's neue Leben hinein, noch sind nicht alle Schwierigkeiten hinweggefegt, sogar noch recht große sind zu überwinden, und wer weiß, ob dann endlich noch der Triumph auf unserer Seite bleibt. Eins aber – eins, o mein Gott, das kann ich bestimmt erhoffen – ihr, ihr bin ich nun schon näher gerückt und – heute Mittag werde ich sogar nur noch zwei Stunden von ihr entfernt sein. Doch still, still – nichts von ihr, noch gar nichts von ihr – die Grüße, die ich bringe, werden sie schnell genug erreichen – zuerst habe ich es mit meinem guten Onkel zu thun, er hat die ersten Ansprüche an mich, und ihn will ich erst hören, bevor ich der Meinung der Menschen da unten beistimme und einen Stein auf ihn werfe. *Audiat et altera pars!* Das ist die erste Juristenregel, und auch ich will ihr folgen – kein Plan, kein Vorurtheil, kein Entschluß soll mich vorweg in Beschlag nehmen, erst will ich sehen und hören und dann – zu handeln versuchen, wie ich es nicht allein versprochen habe, sondern wie ich meiner Naturanlage, meinem Rechtlichkeitsgefühl nach handeln muß.«

Als er den ihn bedrängenden Gedanken auf diese Weise hinreichend Luft gemacht, hob er die Augen auf und schaute sich den im vollsten Glanze um ihn her prangenden Morgen an. Die frisch aufquellenden Blätter der Bäume und Gesträuche, die Gräser und Halme, die Wege auf dem Deich und noch viel mehr die in den Niederungen waren noch feucht von dem heftigen Regen der verflossenen Nacht, aber die stille Luft war würzig warm



und die Sonne wirkte auf Menschen, Thier und Pflanze schon fühlbar und wohlthätig ein. Die Vegetation schien im Ganzen und Einzelnen in dem kurzen Zeitraum von vierundzwanzig Stunden Riesenfortschritte gemacht zu haben, denn die Ferne war schon mit einem lichten grünen Schleier bedeckt und die zahllosen Obstbäume, an denen Paul unterwegs vorüberkam, strotzten von schneeiger Blütenfülle, ein Anblick, der in dem fühlenden Menschenherzen immer die Empfindung des Wohls und der übersprudelnden Gesundheit hervorruft, weil die Natur selbst, indem sie diese Blüten erzeugt, im vollsten Besitz ihrer Machtfülle und schaffenden Gesundheit sich befindet. Ja, auch Paul van der Bosch fühlte sich an diesem Morgen kräftig und gesund wie nie. Ein fast brennender Arbeitsdrang belebte seinen Geist und stärkte die Kraft seines Willens; mit der hinter ihm liegenden Vergangenheit hatte er gebrochen für immer, sie hatte sich ihm an irgend einem Punkte krank, hinfällig, der Verbesserung bedürftig erwiesen, und jetzt schritt er mit voller Hoffnungsfreudigkeit in eine neue Gegenwart hinein. Und glücklicherweise war diese Gegenwart, wenn er das einzige ihm vorliegende Räthsel in Betreff der Erbschaft seines Onkels ausnahm, reich an neuen Hoffnungsblüthen, wie die Bäume um ihn her, denn wenigstens in Freundschaft, herzinnigster Freundschaft, konnte er mit Denen leben, zu denen er ging, die er zu finden erwartete, und die Freundschaft, die ist schon viel werth und ein göttlich großer und reicher Besitz, wo ein

wärmeres Gefühl durch die Machtgebote der Menschen ausgeschlossen ist.

Mit solchen ermunternden und ihn wahrhaft erhebenden Gedanken beschäftigt, hatte er das Dorf Döse mit seinen vereinzelt Bauer- und Fischerhäusern erreicht und nun wandte er sich, immer noch den Deich verfolgend, dem Dünendorfe *Duhnen* zu, von wo aus in der Regel die Ueberfahrt nach der Insel Neuwerk unternommen wird, wenn man dieselbe zur Ebbezeit auf dem Landwege über das Watt erreichen will. An der idyllischen Wohnung des ehrwürdigen Strandvogts vorüber, der die dortige Rettungsstation befehligt, wandte er sich nun mehr dem Binnenlande zu und schritt munter durch reiche, in die Marschen eingestreute Obstgärten, bis er endlich den kleinen Höhenwaldungen nahte, die schon auf dem Deichwege von Cuxhafen nach der Kugelbaake seinen Blick angezogen und beschränkt hatten.

Auch hier waren überall feste und hohe, mit Gras bewachsene Deiche gezogen und von ihnen herab sah der rüstige Wanderer tief in das vor ihm liegende Land hinein. Aber hier hörten mitunter die Marschen mit ihren weidenden Viehheerden auf und öde Haidestriche, aus kahlem Geestland bestehend, machten sich bemerklich, bis er endlich die kleine Ortschaft erreichte, wo gestern der Professor den heftigsten Regenguß abgewartet hatte.

Hier erfragte er bei einer ihm begegnenden Frau den richtigen Weg nach Betty's-Ruh, und diese deutete ihm einen Fußsteig an, der ihn rascher als ein anderer zum

Ziele führen würde. Munteren Sinnes und rüstig ausschreitend kam er bald vorwärts, bis er bei einer Biegung des Weges unerwartet auf dem schon aus der Ferne grün erscheinenden Hügel ein ansehnliches, mit einem Thurm verziertes Gebäude emporragen sah, das ihm sein lautklopfendes Herz als sein jetziges Ziel verrieth.

Er blieb einen Augenblick stehen und betrachtete mit scharfem Auge die weit und lieblich sich öffnende Ferne, die ihm ja nun hoffentlich zur neuen Heimat werden sollte. Dann schritt er wieder weiter, bis er endlich die Mauer erkannte, durch welche das Einfahrtsthor zu der Beszung seines Onkels gebrochen war. Vor demselben angelangt, war das Schloß seinen Blicken wieder entschwunden, aber der alte Thorhüter lag, seine Morgenpfeife rauchend, im Fenster des ihm zur Wohnung angewiesenen Thürmchens und gab ihm auf seine Frage die Antwort, daß dies der Park von Betty's-Ruh und Herr van der Bosch zu Hause sei.

»Ach mein Gott,« sagte da mit einem Mal der Parkhüter und richtete sich aus seiner bequemen Lage auf, »sind Sie vielleicht der Herr Neffe des gnädigen Herrn, der schon seit einigen Tagen erwartet wird?«

»Ja, der bin ich – warum seht Ihr mich so verwundert dabei an?«

»Ach, Du lieber Gott, Herr, daß ich mich freue, da ich Sie nun endlich vor mir sehe, darf Sie nicht wundern. Wir freuen uns Alle auf Sie von dem Augenblick an, wo wir hörten, daß Sie kämen, und ich bin nun der Erste, dem diese Freude zu Theil wird.«

Paul konnte nicht anders, er trat an das Fenster zu dem Mann heran, der ein treubiedereres Gesicht hatte, und reichte ihm die Hand.

»Ich freue mich auch, daß ich hier bin,« erwiderte er, »aber nun sagt mir, führt dieser Weg zunächst zu meines Onkels Haus?«

»O, o, ich will hinauskommen und Sie führen, mein Herr!«

»Nein, ich will lieber allein gehen und meinen Onkel überraschen. Beantwortet mir nur meine Frage.«

»Ach so – ja, dies ist der Weg und in fünf Minuten werden Sie vor der Halle stehen.«

Paul grüßte und schritt, lustig mit dem Stock in der Luft fechtend, auf dem bezeichneten Wege fort. Auch hier war die Vegetation schon ziemlich weit vorgerückt, nur die Eichen standen noch kahl und grau da; die anderen Bäume aber hatten sich schon mit ihrem frischen grünen Gewande bedeckt und Paul fühlte sich noch mehr aufgeheitert, als er den hohen Wuchs der Tannen und Birken, der Buchen und Eichen und die geschmackvoll in malerischen Gruppen zusammengestellte Anordnung des Ganzen sah. Nur das Unterholz war hier und da etwas wüst aufgeschossen, und der Rasen, als er weiter kam, entbehrte sichtbar der nachhelfenden Menschenhand, obgleich der warme Regen Alles grün und duftig gemacht hatte.

Da stand er wieder still, denn plötzlich öffnete sich der Weg und vor ihm, auf einem allmähig ansteigenden grünen Hügel, erhob sich der massive Bau des neuen Schlosses. Paul's Herz hämmerte heftiger und sein Auge bohrte sich fast in die von Steinen gezogenen Linien, in die Architektur der Giebel ein und blieb zuletzt, nachdem es die Höhe und Breite des Thurmes mit dem goldenen Mercur gemessen, auf dem Balcon und den schönen dorischen Säulen von grauem Marmor haften, zwischen denen oberhalb der breiten Stufen das broncirte Thor von festem Eichenholz sichtbar wurde.

Mit kürzerem Athem schritt der junge Baumeister dem herrlichen Gebäude näher und ein Lächeln freudiger Ueberraschung erhellte wiederholt seine männlich schönen Züge.

»Das ist kein reiner Styl,« sagte er nach längerer Prüfung zu sich, »es sind in Bezug auf die Stellung des Thurmes einige Fehler begangen, aber im Ganzen ist es doch imposant und gefällig. Die hohen und breiten Fenster mit den riesigen Scheiben, die geraden reinen Linien, das Fehlen alles überflüssigen und carrikirenden Schmuckwerks – alles das behagt mir. Ha, es soll ursprünglich ein Bauwerk in holländischem Styl sein, wie der Erbauer ein Holländer war, und das ist es auch, aber die seltsamen Giebel da oben, die das flache Dach verdecken, sind altdeutsch. Ach, ich wünschte, es sähe mich noch lange Niemand, damit ich mich erst so recht nach Herzenslust satt sehen könnte, und in der That, es ist Alles öde und kein Mensch sichtbar. Ich will mich langsam hinter den

Bäumen fort bewegen und wo möglich das Bauwerk von allen Seiten betrachten, ehe ich in sein Inneres eintrete.«

Vorsichtig schritt er nun weiter, bog in einen Seitenweg zur linken Hand ein, so daß das Schloß rechts von ihm liegen blieb und beschrieb einen großen Bogen, bis er endlich in einem mit Hyacinthen- und Tulpenbeeten bedeckten Rasenfleck, etwa mitten zwischen dem Mausoleum und der Hauptfront des Schlosses anlangte, wo er nun endlich der fünf großen Fenster des Saales seines Onkels ansichtig wurde, die mit den schön geschwungenen und vergoldeten Eisenstangen so fest verschlossen waren.

»Ha!« schlüpfte es ihm unwillkürlich über die Lippen, »das ist noch schöner und größer als die jenseitige Nordfront. Aber allerdings, sie verräth in dem Erbauer noch mehr den Sonderling als jene. Warum hat er denn nur die Mitte mit wirklichen Fenstern versehen und die Seitenflügel dunkel gelassen, obwohl die blinden Fenster sehr natürlich gemalt und mit Marmor verziert sind. Der Thurm ist nicht übel, das ist wahr, und jetzt sehe ich, warum er nicht in der Mitte steht: er sollte dieser Hauptfront zur ansehnlichsten Zierde gereichen. Das ist ein Fehler, ja, aber er läßt sich entschuldigen. Ha! Was sehe ich da? Wölben sich da an den Seiten des Thurms nicht durch die spitzen Giebel verborgene Kuppeln auf? Wie? Sollte es möglich sein?«

Fast blieb ihm der Athem stehen, er glaubte – und das bereitete ihm eben die größte Ueberraschung – etwas

ganz Besonderes in der Bauart dieses Schlosses zu entdecken; aber da sollte seine stille Betrachtung und Verwunderung ihr Ende erreichen, denn in diesem Augenblick war er vom Schlosse aus bemerkt worden und nun erhielt er Zeichen über Zeichen, daß er erkannt und willkommen sei.

Der Professor saß zu dieser Zeit, nichts in der Welt sehend, weder den schönen Morgen, noch den frischen Thau auf dem im Sonnenlicht glänzenden Rasen, vor seinem Schreibtisch. Frau Dralling war im Saale beschäftigt, den Staub von den Möbeln abzuwischen, was sie stets in Gegenwart des Herrn thun mußte, da dieser ja nie vom Platze zu bringen war, wenn er bei der Arbeit saß. Da ging die Alte zufällig an einem Fenster vorüber, warf einen Blick in den Park und sah draußen auf der bezeichneten Stelle einen hochgewachsenen Mann in hellen Reisekleidern stehen.

»Herr Gott!« rief sie laut, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend. »Was ist denn das? Herr Professor, Herr Professor! Kommen Sie doch – sollte das nicht Ihr Herr Neffe, der Baumeister, sein?«

Jetzt sprang der Onkel Casimir wie electricirt von seinem Stuhle auf und ein Blick von ihm auf den Fremden reichte hin, in demselben den so sehnlichst Erwarteten zu erkennen, wenigstens zu errathen. Mit zitternden Händen, wobei Frau Dralling ihm aus Leibeskräften half, bemühte er sich, das große Fenster, vor dem, er stand, zu öffnen und als es ihm endlich gelungen war, rief er laut in

den sonnig flimmernden Morgen sein: »Paul – Paul, bist Du es?« hinaus. –

Paul nahm den Hut ab und winkte herzlich grüßend hinüber, dann, der deutenden Hand des Professors folgend, schlug er den nächsten Weg nach dem Säulenportal ein, wo ihm schon auf der Treppe der Onkel im grauen Schlafrock und neben ihm die laut keuchende Dralling athemlos entgegengerannt kamen.

»Junge, mein braver Junge!« tönte es von den Lippen des vor Freude Thränen vergießenden Alten, – »habe ich Dich endlich? O, komm an mein Herz, da, da – und sei mir zehntausend Mal willkommen!«

Paul stand, ganz erschüttert von diesem herzlichen Empfang, nach der Umarmung vor seinem Verwandten und drückte noch einmal ihm und dann auch Frau Dralling die Hand, die diese, vor Freude zitternd, schon nach ihm ausgestreckt hatte. Dann aber blieb sie, wie ihr Herr, eine lange Weile schweigend vor dem Neffen stehen und schaute ihn mit eben so verwunderten wie glückstrahlenden Augen an, denn, wie sie sich den Herrn Baumeister Paul van der Bosch in seiner vollsten Jugendblüthe auch gedacht haben mochte, sie wie ihr Herr hatte keine Ahnung davon gehabt, daß derselbe ein so großer, kräftiger und schöner Mann geworden sein könne, wie Beide ihn jetzt vor sich sahen.

Der Onkel, nachdem er sich in sein Glück gefunden, hatte ihn unter den Arm gefaßt und führte ihn nun von der äußeren Säulentreppe in die Halle ein. Hier aber blieb Paul unwillkürlich schon einen Moment stehen und



warf einen hastigen Blick nach den mit vergoldetem Gitterwerk geschmückten Galerien, der Glaskuppel und den schön geschwungenen breiten Marmortreppen hinauf, wobei ein fast bedrückendes Gefühl ihn beschlich, denn von solcher Ausschmückung, solchem Reichthum und Glanz erfüllt hatte er sich den Wohnsitz seines alten Onkels denn doch nicht gedacht.

»Aha,« rief dieser, vor Freude sprudelnd, »es wirkt schon auf Dich, wie einst auf mich, ich sehe es wohl. Aber komm' nur weiter, das ist ja nur erst der Anfang des Ganzen.«

Er zog ihn durch die drei kostbaren Vorzimmer, die Paul nur langsam und schweigend durchschritt, da es ihm sichtbar an Worten fehlte und bei jedem Schritt ein neuer Anblick ihn fesselte. Kaum aber war er in den Saal getreten und hatte mit raschem, scharfem Blick das Ganze erfaßt, da geschah Etwas, was weder der Onkel noch Frau Dralling erwartet hatte.

Von einer seltsamen Ueberraschung, die fast dem Schreck gleichkam, ergriffen, war Paul stehen geblieben und ließ sein Auge flüchtig von einem Ende zum andern vom Fußboden bis zur Höhe des ungeheuren Raumes schweifen. Dann erhob er die Arme, als wolle er damit in die funkelnde Höhe hinauf streben, in der schon das helle Licht der Sonne spielte, und rief laut:

»O mein Gott, mein Gott, was sehe ich! Das ist ja mein architektonischer Traum, den ich hier verkörpert und verwirklicht erblicke! Ja, ja – ich erkenne ihn wieder – da sind die beiden Kuppeln, die ich mir nie so herrlich

wieder construiren konnte – da ist der lichte Mittelraum mit der grandiosen Wölbung, den hehren Fenstern – da ist Alles, Alles, der Schmuck, die Verzierung – wie ich es einst in meinem jugendlichen Traume gesehen!«

Der Professor stand wie versteinert vor ihm. »Wie, das hast Du Alles schon einmal gesehen, mein Junge?« fragte er mit ganz bleichem Gesicht.

Paul lächelte, glücklich, wie er lange nicht gelächelt, und nun erzählte er auch dem Onkel den Traum, den er einst beim Banquier Ebeling im Garten seiner Freundin Betty erzählt hatte.

»Das ist ja seltsam,« sagte der Onkel, als der Erzähler geendigt, »und mir ist es noch nie vorgekommen, daß man etwas träumen kann, was man noch nicht gesehen hat.«

»O ja,« rief da die Dralling, »mir ist es erst gestern ähnlich ergangen und diesen Augenblick fällt es mir wieder ein. Ich habe von dem Herrn Baumeister geträumt, ohne ihn gesehen zu haben, und in meinem Traume sah er gerade so aus, wie er jetzt vor mir steht.«

»Dummes Zeug!« sagte der Professor leise zu der Haushälterin. »Besorgen Sie lieber das Frühstück, denn der Junge ist wahrhaftig durch die Nässe zu Fuß gekommen. Wo ist Dein Koffer, Paul, he?«

»In der Kugelbaake, lieber Onkel, wie Du es mir riehst. Ich muß Dich schon bitten, ihn holen zu lassen.«

»Das soll Alles besorgt werden!« rief die glückliche Dralling und trippelte hinaus, um alle Beine und Arme im

Schlosse in Bewegung zu setzen und mit Triumph auszurufen, daß der Herr Baumeister gekommen sei und daß nun eine ganz andere Zeit in Betty's-Ruh beginnen werde.

Unterdessen hatte der Professor seinen Neffen in die Mitte des Saales geführt und hier auf einem Sopha vor einem der Kamine mit ihm Platz genommen, wobei Letzterer sich jedoch noch immer nach allen Seiten neugierig umblickte, als ob er sich noch gar nicht von seinem Staunen erholen könne.

Da aber faßte der Onkel noch einmal seine Hand und sagte in einem warmen und die Tiefe seiner Gefühle verathenden Tone: »Mein lieber Junge, ich kann Dir unmöglich mit Worten sagen, wie groß meine Freude ist, Dich bei mir zu sehen, und ich habe fast die Empfindung, als ob mit Dir eine Art Messias in mein Haus getreten wäre. Auch Du bist überrascht, mich in so wunderbaren und großartigen Verhältnissen zu finden, ich sehe es, und nun kannst Du Dir ungefähr einen Begriff davon machen, wie mir zu Muthe war, als ich zum ersten Mal unter dies hochgewölbte Dach trat. Nun ja, es konnte nicht gut anders sein, ich hatte ja nie in einer großen Stadt gelebt und mit keinem Luxus in irgend einer Art Bekanntschaft gemacht. Ich war ja von jeher nur ein vertrockneter Bücherwurm, der seine Augen nie auf etwas Anderes als seine Buchstaben und Ziffern richtete, und von dem vielgestaltigen Genuß der reichen Menschen hatte ich gar keinen Begriff. So trat ich hier ein und ich war wie benommen von Allem, als ich sah und erfuhr, daß das Alles

mir, mir allein gehören solle. Das konnte ich nur schwer begreifen und es wollte mir durchaus nicht in den Sinn. In den ersten Tagen getraute ich mir gar nicht auf diese köstlichen Teppiche zu treten oder mich auf die Sessel von Sammet und Seide zu setzen, weil ich sie zu verderben fürchtete. Auch faßte ich Alles neugierig an wie ein Kind, fragte mich bei jedem Gegenstande, was er wohl kosten könne, und erst allmählig gewöhnte ich mich an Einzelnes, obgleich mir das Ganze noch jetzt unbegreiflich vorkommt. Allein der Mensch gewöhnt sich ja schnell an das Allerseltsamste und so erging es auch mir zum Theil. Nur an Eins konnte ich mich nicht gewöhnen und das hat mir bis jetzt die größte Sorge bereitet, und das ist der Zustand der Verlassenheit und Hülflosigkeit, in den ich Mich trotz der Anwesenheit und des Beistandes des guten Rentmeisters hier versetzt sah. Ich meine damit nicht die Stille und Einsamkeit, die auf dem ganzen Gute und besonders in diesem Saale liegt, ach nein, die war sogar eine Wohlthat für mich, da ich ja von jeher Ruhe und Stille um mich her geliebt habe. Freilich, als ich hier ankam, war es in dem Park da draußen und hier im Hause nicht ganz so still wie jetzt, es trieben sich genug Menschen darin umher, viel mehr sogar als nothwendig, aber als sie endlich fort waren – *denn sie mußten fort* – da erst trat diese Ruhe und Stille ein, aber zugleich auch die traurige Rathlosigkeit, der Mangel aller Hülfe bei der Bewältigung von Dingen, in denen ich nie stark gewesen bin. Und als diese Dinge mir nun über den Kopf wuchsen, mich unglücklich machten, da mir auch der Rentmeister,

trotzdem er sich die größte Mühe gab, nicht helfen konnte, da vermochte ich es endlich nicht mehr auszuhalten, und – von einem guten Engel berathen, den mir plötzlich die Vorsehung sandte – schrieb ich an Dich und bat um Deinen Beistand, den Du mir nun so freundlich durch Deinen Besuch gewährt hast. So, ja, so steht die Sache, und nun habe ich gleich mein Herz auf einen Schlag erleichtert.«

Er ließ eine Pause eintreten und sah seinem Neffen glücklich lächelnd in das erstaunte Gesicht.

»Warum mußten denn jene Menschen, die ehemaligen Diener Deines Bruders, von hier fort?« fragte Paul mit der größten Ruhe.

»Warum? Ei – doch nein, jetzt noch keine Erklärungen, keine Schilderungen, mein Junge – erst wollen wir uns freuen, uns genießen, uns aneinander aufrichten. Und dann, wenn Du Dich gestärkt hast – es ist ja auch meine Stunde, wo ich etwas zu essen pflege – dann sollst Du meine – nein, *unsere* Erbschaft *sehen*, und wenn Du sie gesehen, das heißt, den rechten Begriff davon erhalten hast, dann erst will ich Dir erzählen, was ich Dir erzählen muß, und darauf wird sich ja meine ganze unselige Lage von selbst ergeben.«

Paul, immer noch voller Verwunderung und vergeblich den Schlüssel zu dieser ›unseligen‹ Lage des Onkels suchend, wollte eben etwas entgegenen, als Frau Dralling wieder erschien, den großen Speisetisch deckte und mit Chocolate, kaltem Fleisch und verschiedenen anderen Dingen versah. Während sie aber ihre Arbeit mit

fast athemloser Hast verrichtete, flogen ihre Blicke immer wieder nach dem Neffen ihres Herrn hinüber, der, ohne es zu ahnen, so glücklich war, schon bei seinem ersten Erscheinen das Vertrauen der guten Frau Dralling gewonnen zu haben.

»Ja,« sagte sie zu sich, als sie das edle Gesicht des jungen Mannes studirte und seine stattliche Größe im Verein mit seiner männlichen Kraft bewunderte, »ja, ja, der ist ganz so, wie er sein muß, um hier zu helfen und zu wirken. Das ist der Mann, den verdammten Schurken die Hälse zu brechen, die hier im Dunkeln ihr Wesen treiben und unter dem Fell des Lammes den raubgierigen Wolf verbergen. O, hat er nicht ganz die Gestalt und den Wuchs und die Kraft meines seligen Dralling? Bei Gott, ja, und nun weiß ich, warum er mir gleich von Anfang an in's Herz gewachsen ist.«

Bald darauf lud sie die Herren zum Frühstück ein, wobei sie sie nach Kräften bediente. Als Paul aber nach eingenommener Mahlzeit sich gleich an die nähere Besichtigung seiner Umgebung begeben wollte, sagte der Professor:

»Wenn Du meinem Vorschlage folgen willst, so lässest Du Dir erst das ganze Haus von mir zeigen, ehe Du Dich hier genauer umsiehst und Dich von den Dingen unterrichtest, die Du doch näher kennen lernen mußst. Allerdings ist dieser Saal das schönste Gemach im ganzen Hause; aber nicht etwa darum habe ich mich darin häuslich niedergelassen, wie mein verstorbener Bruder vor mir, sondern weil ich hier Alles zur Hand habe, was

ich gebrauche, ein Umstand, der namentlich bei meiner Ankunft schwer in's Gewicht fiel. Hätte ich meine Neigung befragen dürfen, wo ich wohnen wollte, so würde ich diesen mir so wenig zusagenden Raum zuallerletzt gewählt haben. Er ist mir zu groß, zu prächtig und ich verliere mich fast darin. Am liebsten hätte ich die Eckzimmer nach der Ostseite da oben bezogen, die sehen meiner alten Wohnung in . . . am meisten ähnlich; da finde ich mich zurecht, da verlaufe ich mich nicht und da habe ich für den Winter so niedliche kleine Oefen, die mir hier ganz und gar fehlen und doch viel gemüthlicher sind, als diese schwarzen Marmorkamine mit allem ihrem Tand, an denen man sich versengt, wenn man ihnen zu nahe kommt und die mit ihrer Wärme doch kaum den ganzen Raum auszufüllen vermögen.«

»Dann laß Dir doch ein paar geschmackvolle eiserne Oefen davor setzen, die geben Wärme genug –« warf Paul lächelnd ein.

Der Onkel machte ein erschrockenes Gesicht. »Um Gotteswillen,« sagte er, »fange nur nicht gleich zu bauen an. Wo soll ich denn das Geld dazu hernehmen? – Ja so – davon nachher. Nun laß uns zuerst unsere Reise antreten, wir haben einen ganz hübschen Marsch zu machen und vielerlei bunte Sächelchen zu sehen.«

Frau Dralling war auf ihres Herrn Geheiß schon mit einem ganzen Korbe voller Schlüssel vom Alkoven die Wendeltreppe hinauf in das obere Stockwerk gestiegen, um die Thüren zu öffnen und die Vorhänge der Fenster in die Höhe zu ziehen. Ihr folgten die beiden Herren bald,

nachdem Paul von seinem Onkel erfahren hatte, wo er selbst schlief, und daß die alte dumme Person, die Dralling, es durchaus gewollt habe, daß auch der Gast in diesem Alkoven sein Lager aufschlage.

»Du wirst nicht damit zufrieden sein,« fuhr er in seiner Erklärung fort, »und ich verdenke Dir das nicht, denn Du könntest Dir zehn bessere Schlafstätten wählen. Aber wenn Du mir einen Gefallen thun willst, so sprich mit der einfältigen Person selber darüber, ich habe mir schon die Lunge müde geredet, doch sie beharrt auf ihrer Meinung wie ein stätisches Pferd.«

»Warum will sie denn durchaus haben, daß ich mit Dir in einem Zimmer schlafe?« fragte Paul lächelnd.

Der Professor, der eben auf der Wendeltreppe einorstieg, während sein Neffe hinter ihm her kam, blieb stehen, drehte sich um und rief, mit dem rechten Zeigefinger auf seine Stirnfalte deutend: »Weil sie sich überkluger Weise in den närrischen Kopf gesetzt hat, man wolle mich umbringen, um mir die im Saale aufgehäuften Schätze und mein Bischen Geld zu rauben. Kannst Du Dir etwas Unsinnigeres denken, mein Freund? – Du mußt nämlich wissen,« fuhr er weitergehend fort, »sie leidet mitunter an Hirngespinnsten. Außerdem war ihr verstorbener Mann ein Polizeisergeant, und der arme Mensch hat ihr Mißtrauen gegen die ganze Menschheit eingeflößt. Nun bildet sie sich ein, auch mein Polizeisergeant sein zu müssen und liest auf jedes Menschen Antlitz, der in meine Nähe tritt, das Verbrechen des Mordes und Diebstahls. Doch – laß mich nichts weiter darüber reden, es



ist reine Zeitverschwendung. Sie wird Dich übrigens bald genug in eine Ecke ziehen und Dir ihre dämonischen Warnungen in die Ohren flüstern. *Sapienti sat*, nun bist Du genügend darauf vorbereitet.«

Unter solchem Gespräch kam man in den oberen Räumlichkeiten der nördlichen Schloßseite an und hier hörte man auf zu sprechen, da es Vieles und dabei sehr viel Schönes zu sehen gab. Es war nicht der Luxus und Reichthum, der bisweilen fast in Verschwendung ausartete, welcher hier aller Orten zu Tage trat und Paul's Verwunderung erregte, nein, es waren wirklich die mit Geschmack gesammelten und aufgestellten Kunstgegenstände aller Art, die er bewundern mußte. Während man so von Zimmer zu Zimmer weiter schritt, nahm sein Gesicht allmählig eine höhere Färbung an, kaum konnte er fassen, daß ein einziger Mensch allein so viele Schätze besitzen könne, und in diesem Gefühle sagte er, als man die Halle wieder erreicht hatte und in die unteren Zimmer der Westfront getreten war, die den Vorzimmern des Saales gegenüberlagen:

»Das ist ein großartiges Denkmal, Onkel, welches Dein Bruder seiner Jugendliebe gesetzt hat. Ich kann Dir unmöglich die Bewunderung verhehlen, die Alles und Jedes in mir hervorruft. Du bist in der That reicher geworden, als ich es für möglich hielt; alle meine Erwartungen sind bis jetzt weit übertroffen und man könnte versucht werden, zu glauben, daß Du einer der glücklichsten Menschen auf Erden seiest, wenn Schätze und Reichthümer der Art glücklich machen können.«

Der Professor, von diesen Worten tief ergriffen, blieb stehen, seufzte tief auf und sah seinen Neffen mit einer wahrhaft kläglichen Miene an. »Urtheile nicht zu früh, mein Lieber,« sagte er, »sonst bist Du nicht so weise, wie ich es von Dir geglaubt habe und wie Du jetzt sein mußt. Ich habe Dich absichtlich erst hier umhergeführt, damit Du *sähest*, was ich geerbt, nachher, wenn wir mit Sehen fertig sind; sollst Du auch *hören*, und dann, wenn es Dir beliebt, theile mir Dein Urtheil mit, und wenn Du mir dann noch einen Glückwunsch zu sprechen hast, will ich ihn dankbar annehmen, obgleich ich wahrhaftig nicht weiß, was ich damit anfangen soll. Dinge, mögen sie von Gold und von Edelsteinen strotzen, wie hier und dort drüben so viele, sind in meinen Augen nur Gerümpel, wenn sie zu nichts zu gebrauchen sind, und ich, wie ich einmal bin, verstehe sie nicht zu gebrauchen.«

Paul schwieg eine Weile, den dunklen Sinn der Worte bedenkend, die der alte wunderliche Mann eben mit auffallendem Eifer gesprochen hatte; dann aber äußerte er das Bedauern, daß alle diese schönen Räume so leer ständen.

»Bis jetzt, ja,« fuhr der Onkel ruhiger fort, »aber ich konnte doch nicht in dem ganzen Hause wohnen. Von heute an aber, hoffe ich, werden sie nicht mehr leer stehen; Du kannst Dir eine Wohnung aussuchen, so groß Du sie haben willst.«

Hier brach der Professor ab, denn eben fiel ihm ein, daß sein lieber Neffe ja nur auf eine kurze Zeit bei ihm sei, und der Gedanke, daß der kaum Gekommene wieder

von ihm scheiden könne, zerriß ihm schon jetzt das Herz. So trat man ziemlich schweigsam wieder durch die drei Vorzimmer in den Saal ein und nun begann Paul mit ruhiger Ueberlegung darin umherzuwandeln und sich jede einzelne Abtheilung desselben, von der Bibliothek anfangend, zu betrachten. Vor allen Dingen aber zog ihn für jetzt noch die architektonische Gestaltung des Ganzen an. Er konnte den freien kühnen Bau der Kuppeln, die anmuthige Wölbung des Mittelraums, den Mechanismus, wodurch die Kuppelfenster geöffnet und geschlossen und die Sonne abgehalten und die Luft zugelassen werden konnte, nicht genug bewundern. Dann kam er auf die Zusammenstellung der Farben zurück, die für sein kunstgebildetes Auge eine so wunderbare Harmonie zu Wege brachten, daß er eben so sehr staunen wie sich freuen mußte – eine Untersuchung und Betrachtung, auf welche der Professor noch niemals verfallen war. Auch die Auswahl der Gemälde, meist Landschaften und Genrebilder aus deutscher und niederländischer Schule, entzückte ihn, eben so die der größeren und kleineren Statuen, Uhren und Vasen und dergleichen mehr, denn der Werth aller dieser Kunstwerke war so bedeutender Art, daß man bei ihrer Betrachtung nicht bloß einen flüchtigen Genuß empfand, sondern daß man sie alle Tage mit erneuter Freude und wachsendem Verständniß begrüßen und studiren konnte.

Endlich war man bis zu der Besichtigung des schönen Raumes gekommen, in welchem das Billard stand. Als man auch hiermit fertig war, drehte Paul sich zu dem

Onkel um und sagte, indem er auf die mit der gewöhnlichen Eingangsthür correspondirende Thür an der hintern Wand des Saales deutete: »Du hast mich ja nicht durch diese Thür aus den Gemächern der Westseite zurückgeführt. Oder hat der Saal nur jenen einzigen Ein- und Ausgang, wenn wir den an der Wendeltreppe im Alkoven abrechnen?«

»So ist es in der That,« erwiderte der Professor. »Nur durch die Wendeltreppe und jene Thür in der Bibliothek kann man den Saal erreichen oder verlassen. Ich betrachte dies als einen Fehler in der Bauart, der vielleicht der Laune meines Bruders oder der seines Baumeisters seinen Ursprung verdankt; die kluge Frau Dralling dagegen behauptet, diese Einrichtung habe man wahrscheinlich nur deshalb getroffen, um sich gegen Diebe zu schützen, und aus demselben Grunde auch seien so wenig Fenster im Saale angebracht und diese wenigen obendrein so stark vergittert.«

»Dann mag Frau Dralling doch wohl nicht so ganz Unrecht haben, lieber Onkel. Auch ich theile diese Ansicht und schliesse daraus, daß das Wichtigste und Werthvollste des ganzen Besitzes Deines Bruders Quentin in diesem Saal enthalten gewesen sei.«

»Darin hast Du allerdings Recht,« erwiderte der Professor, »und ich will Dir nachher, sobald ich meine Erbschaftsgeschichte erzählt habe, auch den geheimnißvollen Ort zeigen, wo mein Bruder – haha! – seine Schätze aufbewahrte, die ja wenigstens aus drei Millionen bestehen sollten, wie man mir lächerlicher Weise in Hamburg

und Cuxhafen in's Ohr flüsterte, worüber gleich damals der Rentmeister Hummer, als ich ihm diese Fabel mittheilte, sein Urtheil sprach, indem er sagte: er wisse freilich nicht, wie groß das Vermögen seines Herrn gewesen sei; daß es aber so groß sei, müsse er durchaus bezweifeln, da ja der so rechtliche Quentin sonst eine viel höhere Collateralsteuer für mich, seinen Erben, gerichtlich hätte feststellen lassen müssen, als wirklich geschehen, wie ich mich in Betty's-Ruh mit eigenen Augen überzeugen würde. Nun ja, natürlich, das war mir einleuchtend und ich hatte ja auch keinen Augenblick an eine solche Fabel geglaubt, denn – es wäre ja unvernünftig und oben ein eine Sünde, wenn ein einziger Mensch drei Millionen in seinem Besitz haben sollte.«

Paul lächelte über dies seltsame Argument des so bescheidenen und uneigennütigen Onkels und erwiderte dann: »Mir hat man auch an verschiedenen Orten gesagt, daß Onkel Quentin ein Millionair gewesen sei.«

»Haha!« lachte der Professor. »Na ja, warte es nur geduldig ab. Von mir sollst Du bald die Wahrheit erfahren, und wenn es Dir Vergnügen macht, kannst Du Dir nachher auf Groschen und Pfennige oder vielmehr auf Mark und Schillinge, wie man hier sagt, das baare Vermögen berechnen, über welches ich jetzt zu gebieten habe.«

Paul nahm wieder seine ruhige Miene an und deutete noch einmal auf die vorher bezeichnete Thür, da er noch immer nicht wußte, wohin sie führte oder wozu sie diente.

»Sie ist wohl nur blind oder verbirgt einen Schrank,« fragte er, »und am Ende wohl nur der Harmonie wegen mit jener dort dem Kamine zur Seite gesetzt?«

Der Professor lachte laut und überaus lustig. »Da haben wir's,« sagte er, »Du fällst gerade in denselben Irrthum wie ich, der ich diese köstlich gearbeitete und so reich mit Gold verzierte Thür auch für eine sehr wichtige hielt. Als ich aber erfuhr, wohin sie führt, habe ich mich königlich über die Narrheiten der Menschen amüsirt. Und Quentin – das ist gewiß wahr – hat auch ein gut Theil davon weggehabt. Na, damit Du nicht länger in Unruhe bist, wollen wir sie einmal aufschließen und erkunden, was sie verbirgt.«

Er ging langsam nach seinem Schreibtisch, zog ein Fach darin auf, welches ganz voller großer und kleiner Schlüssel war, von denen ein jeder auf einem Brettchen seine Bezeichnung trug, und wühlte lange darin umher, bis er endlich den rechten fand. Es war dies ein großer, sehr künstlich gearbeiteter Stahlschlüssel mit einem vergoldeten Griff. Als er diesen Schlüssel zu sich gesteckt, zündete er eine Wachskerze an und nun forderte er Paul auf, ihm zu folgen und einen neuen Theil seines schönen Erbes zu besichtigen, wobei er heiter lächelte und seinen Neffen in völliger Ungewißheit ließ, ob er etwas Kluges oder Närrisches zu sehen bekommen werde.

»Trage Du die Kerze,« sagte der Professor, indem er sie dem jungen Manne hinreichte, »so, und nun folge mir.«

Man war bald vor der bezeichneten Thür angelangt und hatte sie leicht geöffnet. Der Professor schlug einen

der schweren Flügel zurück und nun sah Paul eine noch festere Eichenholzthür vor sich, in deren Schloß sorglos ein starker Schlüssel steckte.

»Siehst Du,« sagte der Professor, »ich habe mir nicht einmal die Mühe gemacht, die nun folgenden Schlüssel herauszuziehen und einzuschließen. Ich habe dergleichen so schon mehr als genug. Du magst daraus entnehmen, daß ich auch hier nicht so leicht bestohlen zu werden fürchte, wie Frau Dralling, die auch dies Vermächtniß für ungeheuer kostbar hält. Haha! Nun – merkst Du etwa schon Etwas?«

Bei diesen Worten hatte er schon die zweite Thür geöffnet und Paul sah, wie das Licht seiner Kerze eine abwärts führende steinerne Treppe beleuchtete, die augenscheinlich in einen Keller führte, was ihm auch die ihm entgegenströmende feuchtkühle und mit einem eigenthümlichen Dufte geschwängerte Luft bestätigte.

»Ah,« rief er, dem niedersteigenden Onkel folgend, »ist hier etwa der Weinkeller Deines Bruders gewesen?«

»Du hast es errathen, mein Junge, ja, das ist das ganze Geheimniß. Sieht es nicht nach etwas ganz Anderem aus? Ich dachte auch Wunder was ich finden würde, und es war nichts als Wein. Haha! Mein Bruder hat es geliebt, Alles was er zum täglichen Gebrauche nöthig hatte, in seiner unmittelbaren Nähe zu haben, und dazu hat er auch wohl seinen Keller gerechnet. Für mich ist dieser Keller der erste gewesen, den ich in meinem Leben betreten habe, bisher hatte ich nur davon sprechen hören.

Nun sieh da – da sind wir im Allerheiligsten – blicke Dich um und freue Dich, wenn Du ein Liebhaber davon bist.«

Paul schaute verwundert ringsum. Was er vor sich sah, war allerdings ein großer Reichthum – an Wein, denn die großen festgewölbten Räume, die er nach einander durchschritt, enthielten auf zweckmäßig geordneten Brettergestellen einen ungeheuren Vorrath aller möglichen schon auf Flaschen gefüllten Weinsorten, wovon jede auf einem besonderen Schild ihren Namen und das Jahr ihres Ursprungs trug. Paul las nicht ohne einiges Vergnügen sehr edle Namen und vortreffliche Jahrgänge, und da er fast jedes Fach bis auf den letzten Raum gefüllt fand, wandte er sich lächelnd an seinen ihn aufmerksam beobachtenden Onkel und sagte:

»Es ist ja Alles voll – Du hast das Fehlende wohl in letzter Zeit ergänzt?«

Der Professor lachte laut auf. »Hältst Du mich für den Abkömmling eines Bacchanten?« fragte er lustig. »Bei Gott, für mich brauchte der Wein nicht auf der Welt zu sein, da ich ja nie welchen getrunken habe, als bis ich hierher gekommen bin, wo mir die Dralling täglich ein paar Gläser mit Gewalt aufdrängt. Nein, lieber Junge: so, wie es hier liegt, habe ich Alles gefunden, und wenn Du ein Liebhaber von dergleichen Zeug bist, so kannst Du Dir ein Genüge thun. Da, laß uns gleich ein paar Flaschen für heute mit hinauf nehmen, dann braucht sich die Dralling nicht zu bemühen, die jetzt hier das Oberaufsichtsamt führt. Welche Sorte ziehst Du vor?«



Paul war heiter geworden, ohne es vielleicht selbst zu wissen. Er wählte einige Flaschen aus und dann stieg man wieder die Treppe hinauf; der Professor verschloß rasch alle Thüren und warf den letzten Schlüssel mit einer gewissen Geringschätzung in das Schlüsselfach. Im Saal fanden sie Frau Dralling ihrer wartend vor, und als diese die Herren mit einigen Flaschen beladen sah, glaubte sie, sie wollten trinken, und so holte sie gleich Gläser herbei und setzte sie auf den Tisch, an dem sie Onkel und Neffen vorher hatte sitzen sehen. Dann entkorkte sie eine von Paul angedeutete Flasche Rüdesheimer und goß den goldenen Wein, der einen lieblichen Duft um sich her verbreitete, in zwei schöne Crystallgläser ein.

»Ist er denn gut?« fragte der Professor mit seltsam zweifelhaftem Gesicht den Neffen, als dieser an dem Glase roch und dann von dem Inhalt kostete, wobei jener mit gespanntem Lächeln beobachtete.

»Er ist köstlich, Onkel, und Dein Bruder Quentin hat wirklich auch darin Geschmack gehabt.«

»Gott sei Dank!« rief der Professor, »nun bin ich wieder eine Sorge los. Bisher wußte ich gar nicht, was ich mit allen den verschiedenen Vorräthen anfangen sollte, die für meine Gewohnheiten nicht im Geringsten berechnet schienen. Sage einmal – hast Du Dich vielleicht auch dem Laster des Tabackrauchens ergeben?« fragte er mit neugierig heiterer Miene.

»Dem Laster nicht, lieber Onkel, aber ich finde wohl ein Vergnügen daran, eine gute Cigarre zu rauchen, obgleich es mich fast bedünken will, als würdest Du es nicht gern sehen, wenn in diesem Saale geraucht wird.«

Der Professor lachte wieder laut auf und lief spornstreichs nach seinem Schreibtisch, wo er abermals im Schlüsselfach herumkramte. Hastig kam er endlich mit einem neuen Schlüssel zurück, schloß damit einen der Schränke neben dem Kamin auf und sagte: »Da – sieh einmal her – was meinst Du dazu? Mein Bruder hat auch diese Dinger immer zur Hand gehabt, und nun rauche so viel Du willst, – hier gebe ich Dir den Schlüssel zu dem Schrank – mich hindert es nicht und der Rauch zieht schnell zu den Fenstern da oben hinaus.«

Paul war an den schönen Schrank getreten und fand denselben von oben bis unten mit ächten Havannahcigarren gefüllt. Ueber sein Gesicht flog ein heiteres Staunen und er sah bald den Onkel, bald Frau Dralling an, die sich Beide freuten, daß auch für diese Sammlung ein Liebhaber gefunden war. –

Eine Viertelstunde später saßen Onkel und Neffe, zu ernsterem Gespräch gerüstet, auf dem Sopha. Vor ihnen standen gefüllte Weingläser; von Paul's Cigarre stieg in langsam wirbelnden Rauchsäulen ein köstlicher Duft in die Kuppelhöhe, an der Frau Dralling, ohne dazu aufgefordert zu sein, ein Fenster geöffnet hatte.

»So,« begann der Professor, »nun sitzen wir endlich allein, zur Stärkung eine Flasche Wein vor uns – wie mir

das seltsam vorkommt, kannst Du Dir gar nicht vorstellen, aber hier ist ja Alles seltsam – die Alte ist in die Küche gegangen und ich könnte Dir nun meine Geschichte zu erzählen beginnen. Indessen habe ich noch etwas Schweres auf dem Herzen und davon muß ich mich zunächst befreien. Also – laß mich einmal mit der Thür in's Haus fallen – für mich ist diese Frage Wichtiger als Du denken magst – auf wie lange Zeit wird Dein Besuch mich glücklich machen? Du hast dich doch hoffentlich auf mehrere Wochen von Deinen Geschäften abgelöst?«

Ueber Paul's bisher so heiteres Gesicht flog ein ernsterer Schatten. Er setzte das Glas, welches er eben an die Lippen führen wollte, auf den Tisch und sagte: »Du sprichst da eine Frage aus, die ich ebenfalls gern zuerst erörtert hatte, und ich danke Dir, daß Du mir darin entgegenkommst. Ich habe gar nicht nöthig gehabt, mich von meinen Geschäften abzulösen, um Dich zu besuchen, sondern man hat es mir sehr leicht gemacht, indem man mich aus freien Stücken diesen Geschäften überhob. Ja, staune nicht zu sehr, ich bin augenblicklich heimatlos, außerdem aber bin ich Herr meines Willens so gut wie meiner Zeit, ich kann bei Dir bleiben, so lange ich will, und ich hoffe so bald nicht wieder von hier fortzugehen, wenn Du mich nicht selbst dazu aufforderst.«

Des Professors Gesicht hatte schon lange ein verwundertes Staunen verrathen. »Wie soll ich das verstehen?« fragte er mit unsicherer Stimme, die vor unterdrückter Freude hörbar bebte.

Paul begann nun seine Geschichte zu erzählen, die der Leser ja kennt, und die mit der Ausweisung aus seinem bisherigen Wohnorte schloß.

Sein Onkel hatte mit wachsendem Staunen bis an's Ende zugehört und nur bisweilen einen lauten Ausruf der Verwunderung oder Beistimmung von sich gegeben. Als der Erzähler aber fertig war, sprang er von seinem Sitze auf, klatschte vor Freuden in die Hände und rief: »Wie, das nennst Du ein Unglück? Ei, wie die Menschen die Dinge im Leben doch so verschieden beurtheilen, je nach dem Gesichtspunct, aus welchem sie dieselben betrachten! Bei Gott, Junge, ich halte das ja gerade für das größte Glück, welches mir –, und vielleicht auch Dir – begegnen konnte. Wahrhaftig, das fehlte nur noch, um mich wieder ruhig und heiter zu stimmen und so – gieb mir die Hand, mein Junge – habe ich Dich ja ganz für mich und mein Haus gewonnen. Natürlich bist Du hier in Deiner rechten Heimat – in doppelter Beziehung – und hier hast Du mich für's ganze Leben. O, nun wollen wir wirklich glücklich mit einander sein, so gut wir es können, und wenn ich den ganzen Firlefanz von Gold, Schmuck und Kunst verkaufen sollte, um mich mit Dir zu ernähren – es soll wahrhaftig geschehen, sobald es nöthig sein wird. Aber Du bist mein, das ist die Hauptsache – so, und nun habe ich den Muth, Dir in aller Ruhe auch meine Geschichte zu erzählen, nachdem Du mir die Deine erzählt hast.«

Paul sah den so ungestüm redenden Onkel, dem die wahrhafteste Freude aus den Augen blitzte, groß an und

wußte nicht, was er von seinen Reden denken sollte. Auf der Stelle fiel ihm ein, was Friede Winstrup an der Kugelbaake ihm erzählt, und der Geiz, den man dem guten Professor nachgesagt, nahm in seinen Augen eine immer wunderbarere Gestalt an, die sich freilich in einer sehr natürlichen Weise am Ende der Erzählung darstellen sollte, mit deren Beginn der alte Herr nun nicht mehr lange zögerte.

## ZWEITES KAPITEL. DIE ERBSCHAFT – WIE SIE WIRKLICH IST.

Bevor der Professor jedoch zu sprechen begann, ging er noch einmal an seinen Schreibtisch, schloß ein geheimes Fach auf und nahm ein wohlverwahrtes Packet Papiere daraus hervor. Diese legte er vor sich auf den Tisch, sah seinen Neffen unendlich liebevoll an und ließ sich nun mit leiser, fast schüchterner Stimme folgendermaßen vernehmen:

»Wie mich die Nachricht von dem so plötzlich erfolgten Tode meines Bruders überraschte, weißt Du eben so gut, wie Du die bitteren Gefühle kennst, mit welchen ich mich von meiner kleinen lieb gewonnenen Heimat und meinen Lebensgewohnheiten losriß. Vier Tage vor meiner Abreise schrieb ich an den Rentmeister Hummer und bezeichnete ihm die Stunde, in welcher ich in Hamburg einzutreffen gedachte. Mir war beklommen zu Muthe, da ich in den Wagen stieg, als ob ich ein Verbrechen begangen hätte und zum Richtplatz geführt werden sollte. Dieser unbequeme Zustand wuchs von Stunde zu Stunde, je

weiter ich kam, und jeder Pfiff der Locomotive, wenn sie an einem neuen Orte anlangte, schnitt mir wie ein Messer durch die Seele. Hätte ich meine treue Dralling nicht bei mir gehabt, die mir unterwegs Trost und Muth einsprach, ich wäre, glaube ich, sterbenskrank an Ort und Stelle gekommen. Endlich waren wir in Hamburg. Ich denke, es war Mittag, obgleich ich für die Berechnung der Zeit damals gar keinen Sinn hatte. Aber da sollte meine Angst vor der Hand ihr Ende finden, der liebe Gott schickte mir einen Beistand, auf den ich hier noch nicht gerechnet hatte. Der Erste, der mich begrüßte, als ich aus dem Wagen stieg, war der Rentmeister Hummer. Ich hätte ihn vor Freuden umarmen mögen, obgleich die Dralling eine entsetzliche Grimasse schnitt, als sie sein ehrliches Gesicht sah und seine ehrerbietige Begrüßung vernahm, die mit einem Ausdruck der Trauer gemischt war, der mir bewies, wie nahe der guten Seele der Verlust meines armen Bruders ging.

Von nun an sorgte dieser mir so unersetzliche Mensch für alles Nöthige. Er brachte uns in einem Wagen nach einem Gasthaus und aß mit mir an der Wirthstafel, während die Dralling auf ihrem Zimmer blieb. Nach Tische ging er mit mir zu dem Banquier meines verstorbenen Bruders, dem er mich vorstellte und wo ich verschiedene Papiere empfing und eine lange Unterredung mit dem fremden Manne zu bestehen hatte, von der ich kein Wort mehr weiß, da sie sich immer um Geldverhältnisse drehte, in denen ich wenig bewandert war, so daß Hummer stets für mich sprechen mußte, was auch vortrefflich

ging, da der Mann den göttlichen Instinct besaß, mich immer zu verstehen, ehe ich auch nur ein Wort geäußert hatte.

Unsere Ankunft in Hamburg war zu einer sehr glücklichen Zeit erfolgt, so daß wir gleich am anderen Morgen ein Schiff besteigen konnten, um nach Cuxhafen zu fahren. Bis hierher war Alles ganz gut gegangen und ich war durch die Unterhaltung mit Hummer viel ruhiger geworden. In Cuxhafen aber begann ein neuer Sturm von seltsamen Ueberraschungen. Als ich mit dem Rentmeister und meiner Alten aus dem Schiff gestiegen und in das Gasthaus Belvedere getreten war, glotzten mich alle Menschen wie ein überseeisches Wesen an und viele von ihnen beugten sich tief vor mir. Ich wußte gar nicht, wie ich mich dabei verhalten sollte und muß eine sonderbare Figur gespielt haben, namentlich als ich in einen kostbaren Wagen mit Glasfenstern steigen mußte, der mit vier Pferden bespannt war und den außer dem Kutscher zwei Bediente in Livree begleiteten. Außer diesem Wagen, um den sich eine Menge aufdringlicher Menschen versammelt hatten, war noch ein zweiter da, der mein Gepäck fahren sollte und den nun die Dralling bestieg, da sie immer fürchtete, es würden uns unsere Sachen gestohlen werden. So fuhren wir nach Ritzebüttel. Unterwegs zitterte mir das Herz, als der Rentmeister mir erklärte, daß wir zum Amtmann führen, woselbst ich durch ihn und meine Papiere legitimirt werden würde, um alsobald als der gesetzliche Erbe meines Bruders betrachtet zu werden. Als ich durch den Park des Schlosses von Ritzebüttel

fuhr, sah ich hier und da Schildwachen in Uniform stehen und als wir vor'm Schlosse ausstiegen, präsentirte ein alter Mann das Gewehr vor mir, eine Ehre, die mir bis dahin noch niemals zu Theil geworden war. Ich nahm höflich meinen Hut ab und sagte: ›Guten Morgen, mein Freund!‹ worauf er sein Gewehr noch einmal präsentirte und dabei so viel Geräusch machte, daß ich förmlich erschrak.

Der Rentmeister geleitete mich in das Schloß und ließ mich als Herrn van der Bosch auf Betty's-Ruh anmelden. Ich wurde in ein hübsches Zimmer geführt, wo mir ein sehr liebenswürdiger Mann mit einem röthlichen Vollbart, geistvollen blauen Augen und einer Sprache entgegen kam, die mich entzückte, denn sie verrieth mir auf der Stelle einen hochgebildeten Mann, der sich sogar vollkommen wissenschaftlich auszudrücken verstand. Sehr bald saßen wir im Zimmer und die Besichtigung meiner Papiere begann, was eine reine Förmlichkeit war, da der hier bekannte und geachtete Rentmeister Hummer mich ja schon persönlich als den Erben meines Bruders kannte.

›Mein Herr van der Bosch,‹ sagte da der Amtmann zu mir, ›ich freue mich sehr, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, zumal ich damit gleich meine Gratulation zum Antritt einer so schönen Erbschaft verbinden kann. Ich hoffe, wir werden fortan gute Nachbarschaft halten. Ihr Herr Bruder freilich pflog keinen Umgang mit mir, wahrscheinlich weil ich eine Gerichtsperson bin, für die er niemals besondere Sympathie fühlte. Darum hat



er auch nicht gewollt, daß die Gerichte sich in sein Vermächtniß mischten und namentlich hat er sich die Versiegelung seines Hauses und was dazu gehört verbeten, indem er seinen treuen Diener, eben diesen Herrn Rentmeister, zum alleinigen Testamentsvollstrecker ernannte. Herr Hummer aber hat in seiner gewissenhaften Aengstlichkeit und durch ein Zartgefühl geleitet, welches man ehren muß, die große Verantwortlichkeit nicht allein auf sich nehmen wollen und mir sogleich nach dem Tode Ihres Herrn Bruders dessen Ableben angezeigt und um Versiegelung der wichtigsten Effecten gebeten. Dies ist nun geschehen und Sie werden also Ihr Besitzthum unter amtlichem Siegel vorfinden. Damit dies Hinderniß sehr bald beseitigt wird, will ich Ihnen sofort zwei Beamte mitgeben, die das Geschäft in einigen Minuten vollbringen werden. Was die übrigen Pflichten betrifft, die Sie gegen den Staat, in dem Sie von nun an leben, zu erfüllen haben, so werden Sie aus Ihren Papieren ersehen, daß Ihr Herr Bruder schon lange vor seinem Tode seinen Besitz laut dem beglaubigten Inventarium gerichtlich hat abschätzen lassen, damit wir die Collateralsteuer von fünf pro Cent bestimmen könnten, die Sie als Bruders Erbe zu entrichten haben. Es ist dies allerdings eine bedeutende Summe, die Sie verlieren, aber da Ihr übriger Besitz groß genug ist, werden Sie dieselbe leicht verschmerzen. Die Zahlung selbst kann ganz nach Ihrem Belieben binnen hier und sechs Wochen erfolgen, und erwarte ich Nachricht von Ihnen, wie Sie es damit gehalten wissen wollen. Sie können das Geld in Person oder durch einen

Bevollmächtigten zahlen, oder auch es einem Beamten in Ihrem Hause übergeben, den ich, falls Sie diesen Weg vorziehen, damit beauftragen werde.<

Er hielt inne und sah mich leutselig lächelnd an. Ich verbeugte mich stumm, da ich nicht wußte, was ich darauf entgegenen sollte und auch der Rentmeister sich schweigsam verhielt. Da kam mir mit einem Male die dumme Frage auf die Lippen, wie groß wohl das Vermögen sei, welches mein Bruder hinterlassen.

Der Amtmann zuckte die Achseln und erwiderte mit einem feinen Lächeln: ›Das weiß ich nicht, mein Herr, wenigstens über das baare Vermögen Ihres Herrn Bruders war und ist Niemanden, sogar nicht einmal dem Herrn Rentmeister Hummer, etwas Sicheres bekannt. Nur der liegende Besitz und viele Kostbarkeiten, wie sie das mir vorgelegte und von mir beglaubigte Inventarium angab, sind gerichtlich taxirt und mit einer Steuer belegt. Sollten Sie aber unerwartet eine große Summe Geldes vorfinden,< – und hier erhob der Amtmann seine Stimme mit einem bedeutsamen Blick – ›so hege ich das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mir diese Summe angeben werden, damit der Staat auch dafür zu seinem Rechte komme.<

›Natürlich,< erwiderte ich, ›das versteht sich ja ganz von selbst.<

Bald nach diesem Gespräch brachen wir auf, vom Amtmann bis zum Wagen begleitet, und ich schied mit herzlichem Händeschütteln von dem edlen Mann.

Mir war dieser förmliche Besuch – der erste in meinem Leben der Art – sehr peinlich gewesen und auch der Rentmeister mußte meine Empfindungen theilen, denn auf dem Wege nach Betty's-Ruh war er ungemein heiter und gesprächig, und erzählte mir, um mich aufzuheitern, tausend verschiedene Dinge, von denen ich jedoch nichts behalten habe, da es mir von dem vielen Neuen gleichsam im Kopfe wirbelte. Ich sah nichts von dem Lande, durch welches wir fuhren, und weiß auch nicht, ob die Sonne schien oder ob es regnete. Endlich kamen wir hier an und fanden die Dralling, die schon vor uns eingetroffen war, auf ihren Koffern wie eine brütende Henne sitzend und unserer wartend in der Halle vor. Aber wer beschreibt meinen Schreck, als ich dies Haus sah, in dem es von eilfertig hin und her rennenden Menschen mit erstaunlich neugierigen Gesichtern wimmelte, die sich alle bemühten, mir die größte Ehrfurcht und irgend einen Dienst zu erweisen, den ich gar nicht nöthig hatte. Doch ich will mich mit der Beschreibung meines damaligen Zustandes nicht aufhalten und Du magst ihn Dir denken. Mit einem Wort, ich war ganz benommen und doch wunderbar redselig, als hätte ich eine ganze Flasche Wein getrunken, während ich doch ganz nüchtern war. Ich glaubte ein Märchen aus Tausend und eine Nacht zu erleben, und hielt mich für Aladin, der im Besitz seiner Wunderlampe ist. Ich machte meine Augen immer weiter auf und sah doch eigentlich weiter nichts, denn es lag mir wie ein Flor vor dem Gesicht. Hätte ich nicht den Rentmeister zur Seite gehabt, der mich wie ein Kind leitete und

für Alles Sinn und Empfindung zu haben schien, so weiß ich nicht, ob ich die Stufen hätte ersteigen können, die in meine Vorzimmer führten. Sehr bald nach uns, nachdem ich die Diener, Frauen und Mägde in der Halle begrüßt und ihnen die Hände geschüttelt hatte, kamen die Beamten von Ritzebüttel an und die Entsiegelung des Saales, des Schreibtisches und des eisernen Geldschrankes im Alkoven begann. Erst jetzt war ich der vollständige und unbestrittene Besitzer meines Erbes geworden und nun fing ich allmählig an zu sehen und zu begreifen, was die Vorsehung mir in die Hand gelegt hatte. O, und da begann schon die Angst wieder, ob ich auch wohl würdig und kräftig genug sei, die Last zu tragen, die Quentin mir auf die Schultern gedrückt. Allein der Rentmeister, der mein Bedenken sah und dem ich meine Gefühle offen enthüllte, tröstete mich und wich nicht von meiner Seite, indem er mich fragte, ob ich nicht den Geldschrank öffnen und das Testament meines Bruders nebst dem Inventarium, welche darin niedergelegt, lesen und mit den Papieren, welche ich von dem Banquier in Hamburg erhalten, vergleichen wollte.

Bevor wir jedoch dazu kamen, war die Tafel bereitet und eine Menge Speisen wurden nach und nach aufgetragen, nebst drei oder vier Sorten Wein, wovon mir der sogenannte Champagner am besten schmeckte, den der Rentmeister mich zum ersten Mal in meinem Leben kosten ließ. Als wir nun Beide gegessen, wobei uns zu meinem Erstaunen vier Lakaien in weißen Strümpfen, rothen Westen und hellblauen Röcken aufwarteten, forderte der

Rentmeister mich noch einmal auf, an das wichtigste Geschäft zu gehen.

Ich war bereit. Er schloß das Schreibpult auf und zeigte mir zuerst verschiedene Kostbarkeiten, Dosen, Ringe, mit Edelsteinen besetzt, und dergleichen, die Du alle noch jetzt darin sehen kannst, denn ich habe sie kaum angerührt. Auch die Uhr und der Ring, den mein Bruder getragen, als er starb, waren dabei.

Glücklicherweise wußte Hummer in Allem Bescheid und kannte alle Schlüssel, die damals wie jetzt in dem großen Schubfach lagen. Auch die Schlüssel zum Geldschrank befanden sich darunter und mit ihnen begaben wir uns in den Alkoven, wo Du Dir nachher das Ungethüm in der hinteren Wand ansehen kannst. Hier zeigte mir der Rentmeister den Mechanismus und lehrte mich die Art und Weise, wie man den eisernen Schrank öffnen konnte, was erst große Schwierigkeiten für mich hatte, aber am Ende lernte ich es doch, wie man ja Alles lernt. Zuletzt stand der Schrank mit allen seinen Fächern offen, wozu noch besondere Schlüssel vorhanden waren, und der Rentmeister zeigte mir die Geld- und Werthpapiere, das baare Geld in Rollen und Scheinen, und endlich dies Packet, welches das Testament meines Bruders und das von ihm selbst aufgenommene und von dem Amtmann in Ritzebüttel beglaubigte Inventarium enthielt.

So will ich Dir denn jetzt, bevor ich in meiner Erzählung weiter schreite, dies Testament oder vielmehr den letzten Willen meines Bruders vorlesen. Es ist sehr kurz und wir werden bald damit fertig sein. Du siehst, er hat

es selbst geschrieben und auch dieses Blatt, welches die Aufzählung und Summirung der verschiedenen Legate enthält, rührt von seiner Hand her.«

Der Professor, ganz erhitzt vom anhaltenden Reden, machte eine Pause, trocknete sich den Schweiß von der Stirn, trank einige Tropfen Wein und las dann folgendes Schriftstück vor:

»Letzter Wille des Quentin van der Bosch auf Betty's-Ruh. Eigenhändig verfaßt und wiederholt durchgesehen von ihm selbst, zuletzt am 18. April 185 · zu Betty's-Ruh.

Ruhe und Frieden in Gott! Das ist jetzt mein einziger Wunsch, wie es früher mein Wunsch war, Ruhe und Frieden mit allen Menschen auf Erden zu haben. Bald werde ich mit *Der* im Himmel vereint sein, die mir für die Erde versagt blieb, aber für die lange Trennung, die uns Beiden auferlegt ward, habe ich wenigstens den Trost und die Freude, schon jetzt, da ich noch athme, zu wissen, daß auch mein vergänglicher Leib an ihrer Seite ruhen wird, die mir so lange in jene Ewigkeit vorangegangen ist. Der brennende Wunsch, den ich ein ganzes Menschenleben mit mir herumgetragen: auf dieser Stätte zu wandeln und auf ihr meine Tage zu beschließen, ist mir erfüllt worden und ich danke meinem Gott mit kindlicher Ergebenheit für diese Wohlthat. –

Wenn ich auf mein vergangenes Leben zurückblicke, so sucht mich keine Reue heim. Ich habe

Niemanden wissentlich geschadet, Niemanden wissentlich gekränkt, Niemanden wissentlich betrübt. Nur das Eine kann man von mir mit Recht behaupten, daß ich wie ein Egoist gelebt, daß ich mit dem von mir erworbenen Besitz nach Laune und Willkür geschaltet, daß ich mein Leben als Einsiedler verbracht, ohne mit thätiger Kraft in die Speichen des großen Rades, welches die Welt bewegt, eingegriffen zu haben. Ja, ich habe für mich allein gelebt, da ich nicht mit Derjenigen leben konnte, mit der ich am liebsten gelebt hätte und unter deren Einwirkung ich vielleicht ein ganz anderer Mensch geworden wäre. Wenn das ein Unrecht, ein Fehler ist, so habe ich sie begangen, aber eines andern bin ich mir nicht bewußt. So also kann mein Erbe meine Hinterlassenschaft mit gutem Gewissen übernehmen; mag er sich ihrer noch lange in Gesundheit erfreuen und mag er vor einem Schicksal bewahrt bleiben, wie es leider mir beschieden ward: keinen Menschen auf Erden zu haben, der seinem Herzen nahe steht, denn das ist der einzige Kummer, der mich bis in das Grab begleitet.

Wenn ich todt bin, so weiß mein Secretair Hummer, wie ich es mit meiner Leiche gehalten haben will; er hat mir sein Wort gegeben, daß er meine Wünsche erfüllen werde, und ich vertraue ihm, wie in allem Uebrigen, auch hierin.

Was nun meinen Nachlaß betrifft, so ernenne ich zu meinem alleinigen Universalerben meinen einzigen mich überlebenden Bruder Casimir van der Bosch, den Professor der Mathematik an der Universität zu \* \* \*. Ihm vermache und vererbe ich mein Gut Betty's-Ruh mit allem darauf lebenden und toten Inventar, wie es in beiliegendem Papier No: Zwei verzeichnet und von meiner und meines Secretairs Hand unterschrieben ist. Auch mein baares Vermögen, sei es in Metall oder Papier, vererbe ich diesem meinem Bruder Casimir. Da ich aber leidend und zu anstrengenden Geschäften nicht mehr aufgelegt bin, so habe ich es unterlassen, die Summe meines Vermögens aus den vorhandenen Geld- und Werthpapieren zusammenzuzählen, auch habe ich keine Neigung dazu, mich mit Dingen zu quälen, die erst zur Verhandlung kommen, wenn ich nicht mehr bin. Möge also mein Bruder dies Geschäft übernehmen, er wird Zeit genug dazu haben, und auch die Lust dazu wird sich bei ihm finden. Wenn er die sichere Ueberzeugung von dem Umfang seines Erbes erlangt hat, so überlasse ich seiner Ehrlichkeit und Gewissenstreue, dem Gerichte anzugeben, was er an baarem Gelde in meinem Nachlaß vorgefunden hat, damit er dem Staate, in dem ich zuletzt lebte und in dem er in Zukunft lebt, den ihm gebührenden Zins davon entrichte. Ich habe es absichtlich vermieden, irgend Jemanden auf den Grund meiner Kasse blicken zu lassen; einmal, weil ich auf keine Weise



dazu verpflichtet war, und sodann, weil mich von jeher ein gewisses widerwilliges Gefühl peinigte, aller Welt offen zu sagen, wie hoch sie mich zu schätzen habe.

Auch mein treuer Secretair, der Rentmeister Hummer, kennt den Umfang dieses meines Vermögens nicht und daher darf Niemand – ich füge dies ausdrücklich auf seinen eigenen Wunsch meinem letzten Willen bei – daher darf Niemand, sage ich, ihm eine Unkenntniß zur Last legen, in der er mit meinem Willen erhalten worden ist. Um ihm aber den Beweis meines vollsten Vertrauens dafür zu geben, daß er mir zwanzig Jahre hindurch mit seltener Treue und Redlichkeit zur Seite gestanden, ernenne ich besagten Rentmeister Uscaan Hummer zum alleinigen Testamentsvollstrecker, und mein Bruder und Erbe Casimir mag überzeugt sein, daß er ihm in allen Dingen und nach allen Richtungen hin vollkommen vertrauen darf.

Mein Nachlaß soll nicht versiegelt und von keinem Menschen, der irgend eine amtliche Stellung bekleidet, in näheren Betracht gezogen werden. Hummer allein hat über denselben zu wachen und ihn meinem Erben zu überantworten, was ihm um so leichter und angenehmer sein wird, da er meinen Bruder Casimir schon aus eigener Anschauung kennt und zu ihm dasselbe Vertrauen und dieselbe Neigung gewonnen, die er mir bewiesen hat.

Auf beiliegendem Blatt No: Drei stehen die Namen aller meiner Diener und Dienerinnen verzeichnet und daneben die Summen angegeben, die ich jedem Einzelnen zur Belohnung der mir geleisteten Dienste als mein Vermächtniß überweise. Ich will und bestimme dabei, daß mein Bruder, sobald er hier eingetroffen ist, es als eine seiner ersten Pflichten betrachte, unter Beistand des Rentmeisters Hummer, die Legate in baarem Gelde auszuzahlen, und habe ich dafür gesorgt, daß das dazu nöthige Capital jederzeit in meinem Schranke vorhanden ist. Niemand wird sich somit beklagen können, daß ich ihn übersehen oder zu knauserig behandelt habe, denn ich habe eines Jeden persönlichen Werth und meine Neigung zu ihm wohl erwogen und danach mein Vermächtniß bestimmt. Will mein Bruder die genannten Diener in seinem Hause behalten, so wird mir das angenehm sein; ich verpflichte ihn aber nicht dazu, da ich seine Ansichten in dergleichen Dingen nicht kenne und seiner Neigung in keiner Weise vorgeifen mag. Hält er es daher für rathsam, seinen Haushalt zu beschränken, so mag er es damit halten, wie er will – ja, er ist sogar in seinem Rechte, wenn er sie alle fortschickt und an ihrer Statt sich neue Diener wählt.

Wie die Summe jener Legate in meinem Schranke vorrätzig liegt, so ist auch die vorhanden, welche mein Erbe als Collateralsteuer für die Ererbung meines Grundstückes, meines Hauses und übrigen

Besitzes darin an den Staat zu zahlen hat. Ich habe Sorge getragen, daß auch diese Summe vor meinem Ableben gerichtlich festgesetzt wurde, um meinem Erben die Mühe zu ersparen, die mit einem solchen Geschäft unabweislich verbunden ist. Er wird außerdem noch Mühseligkeiten genug zu überwinden haben, das sehe ich voraus, ich kann ihn derselben aber leider nicht überheben.

Die Hülfe, die er dabei gebraucht, findet er zunächst und am besten in meinem Secretair Hummer selbst. Dieser hat mir sein heiliges Versprechen gegeben, so lange im Dienste meines Bruders zu bleiben, bis das letzte Geschäft in Betreff meines Nachlasses geregelt und beseitigt ist, und ich baue sicher darauf, daß er sein Versprechen erfüllen wird. Dafür aber soll mein Bruder Casimir verbunden sein, auch diesen Secretair Hummer in seinem Dienst zu behalten, bis der Nachlaß geordnet, und selbst später noch, so lange bis derselbe aus freien Stücken sich seinen Abschied erbittet. Letzteres wird wahrscheinlich schon nach einiger Zeit der Fall sein, da Usca Hummer – auch dies erwähne ich hier ausdrücklich auf seinen Wunsch – schon seit Jahresfrist mit dem Gedanken umgeht, Europa wieder zu verlassen und in das Land zurückzukehren, wo er mit mir so lange gelebt und gearbeitet hat. Jedoch wiederhole ich im Interesse meines Erben, daß dieses erst dann geschehen kann und darf, wenn mein Bruder Casimir ihm mündlich *und* schriftlich erklärt, daß mein Nachlaß geordnet

ist und alle Geschäfte in dieser Beziehung vollständig abgewickelt sind.

Mit diesen meinen Worten glaube ich Alles abgethan zu haben, was meinem Bruder und Erben zu wissen nöthig ist. Ich weiß kein einziges mehr hinzuzufügen, wenn es nicht das ist, daß ich ihm Genuß und Freude an seinem Erbe wünsche, daß Gott ihm ein langes Leben und beständige Gesundheit schenken und daß er so glücklich sein möge, einen Erben, wo möglich aus unserer Familie zu finden, dem er vertrauen kann, wie ich ihm vertraue.

So lebe denn wohl, mein Bruder Casimir! Wenn Dir diese Zeilen zu Gesicht kommen, ruhe ich schon an der Seite meiner Jugendgeliebten, meiner ewigen Sehnsucht auf Erden. Beschütze ihr und mein Grab, Du siehst es jede Stunde vor Deinen Augen, wie auch ich es jede Stunde sah, und möge der Anblick desselben Dich stets an mich und die Pflichten erinnern, die ich Dir in diesem meinem letzten Willen übertragen habe. Friede sei mit Dir wie mit mir, wenn Du diese Zeilen liest, und das ist das letzte Wort, der letzte Wunsch, den Dir in Voraussicht des allmählig herannahenden Todes ausspricht Dein Bruder Quentin van der Bosch.«

»Findest Du etwas an diesem letzten Willen meines Bruders auszusetzen?« fragte der Professor seinen Nefen, als er das Testament zu Ende gelesen hatte.

»Nein,« erwiderte Paul nach einigem Nachdenken, »doch werde ich es später mit Deiner Erlaubniß noch einmal lesen. Für jetzt bin ich nur um so mehr auf die Fortsetzung Deiner Erzählung gespannt. Laß mich nicht zu lange darauf warten.«

»Nein, das sollst Du auch nicht und ich fahre sogleich darin fort. Ich hatte also meine Erbschaft angetreten, allein der Genuß derselben, was man so nennt, sollte mir noch lange nicht zu Theil werden. Jetzt erst kamen die eigentlichen Geschäfte haufenweise über mich und ich gerieth in einen Strudel von Aufregung und Mühsal, den ich, ohne treuen und redlichen Beistand, niemals überwunden hätte. Wie mein Bruder es mir gesagt, stand mir der brave Hummer kräftig zur Seite, er wußte für Alles einen Rath und eine Hülfe, und ihm allein habe ich es zu danken, daß ich so weit gekommen bin, wie Du mich gegenwärtig findest.

Indessen war die Arbeit bei Weitem nicht so rasch vollbracht, wie ich mir vorgestellt hatte; es gingen Wochen und Monate darüber hin und schon das Durchgehen des so reichhaltigen Inventariums nahm eine ungeheure Zeit weg, denn der Rentmeister ruhte nicht eher, als bis ich mich mit eigenen Augen überzeugt, daß auch nicht das Kleinste fehlte, was in dem Verzeichniß geschrieben stand, welches allerdings überaus genau und fast mit peinlicher Sorgfalt abgefaßt war. Dabei überzeugte ich

mich denn wirklich mit eigenen Augen, daß man mir bisher treu gedient und die Schätze bewahrt hatte, die mein Bruder besessen, und auch Du kannst Dich noch heute überzeugen, daß Niemand mir auch nur das Geringste entwendet hat.

Doch nun komme ich endlich zu dem nachgelassenen Vermögen meines Bruders,« fuhr der Professor seufzend fort und legte das Testament und das Inventarium, welche er bisher in der Hand gehalten, auf den Tisch zurück, während Paul eine ernstere Miene annahm und mit erneuter Spannung den Worten des Redenden folgte, der sogleich fortfuhr.

»Ja,« sagte er, »als der Rentmeister zum ersten Mal die in dem Geldschrank liegenden Papiere, die Geldrollen – es war meist Gold – preußische Kassenanweisungen und Gott weiß was sonst noch für Geld aufhob, hier auf dem großen runden Tische der Reihe nach ausbreitete und mir die einzelnen Summen mit ruhiger Geschäftsmiene vorzählte, wobei er einen beschriebenen Zettel benutzte, der, von meines Bruders Hand verfaßt, auch in dem Schrank gelegen, war ich über die Höhe dieser Summen über die Maaßen erstaunt. Ich hatte nicht allein nie in meinem Leben eine solche Geldsumme beisammen gesehen, sondern ich war auch der Meinung, daß sie so groß sei, daß sie niemals von mir verausgabt werden könne. Allein als es nun an die Absonderung der für die Diener ausgesetzten Legate ging – aus jenen Papieren kannst Du ersehen, daß der Rentmeister allein fünfzigtausend Mark und der älteste Diener meines Bruders zehntausend Mark

empfang – gewährte ich, daß doch auch eine sehr große Summe sich unter Umständen rasch vermindern könne.

Als wir so weit waren, fragte mich der Rentmeister, ob ich gesonnen sei, der vorgeschriebenen Bestimmung meines Bruders gemäß, diese Legate sogleich zu verteilen, und als ich ihm natürlich beistimmte, sagte er: »Dann wollen wir die übrigen Geschäfte so lange ruhen lassen!« und wir trugen nun das jetzt nicht gebrauchte Geld sammt allen Papieren in den Geldschrank zurück. Nur das für die Legate bestimmte blieb hier auf dem Tische liegen.

Eine Stunde später waren alle Diener und Dienerinnen des Hauses, vom Rentmeister herbeigerufen, in den Vorzimmern versammelt und jeder Einzelne ward nun zu uns in den Saal beschieden und es wurde ihm die seine Person betreffende Stelle des letzten Willens meines Bruders vorgelesen und gezeigt, woran die genannte Summe ihm sofort ausgehändigt ward und ein Jeder nach besten Kräften in einer offen gelassenen Rubrik den Empfang quittirte. Daß und wie dies geschehen, kannst Du in jenen Papieren später nachsehen. Als das letzte Legat gezahlt war, lagen nur noch fünfzigtausend Mark für den Rentmeister selber hier auf dem Tisch.«

»Halt!« unterbrach den Redenden hier der sichtbar irgend einen Gedanken verarbeitende Neffe, »erinnerst Du Dich vielleicht, lieber Onkel, in welchem Papier oder in welcher Geldsorte diese fünfzigtausend Mark gezahlt wurden?«

Der Professor dachte einen Augenblick nach, dann sagte er mit seinem gutmüthigen Lächeln: »Es ist merkwürdig, daß Du danach fragst, und zwar insofern, weil ich gerade einen Theil dieser Papiere genauer angesehen habe, da sie mir damals zum ersten Mal in meinem Leben vor Augen kamen. Es waren preußische und russische Papiere, und ich glaube – ja, es ist sicher, ich irre mich nicht – der Rentmeister sagte mir, daß die letzteren zur neuesten russisch-englischen Anleihe gehörten.«

Paul's Gesicht, das noch so eben eine große Spannung verrathen, beruhigte sich bei dieser Erklärung wunderbar schnell. Er nickte ziemlich befriedigt seinem Onkel zu und sagte: »Verzeihe die Unterbrechung, und nun fahre in Deiner Erzählung fort.«

»Nachdem ich dem Rentmeister nun auch einige von mir schon vorher angestrichene Stellen des Testaments vorgelesen hatte, in welchen von der Treue desselben und dem Vertrauen meines Bruders zu ihm die Rede war, händigte ich ihm mit herzlichem Danke das ihm gehörende Geld ein, indem ich ihm auch meine Anerkennung für die meinem Bruder geleisteten Dienste aussprach.

Da legte der gute Mann die rechte Hand auf die Brust, in seinen Augen schimmerten Thränen der Rührung und er sprach zu mir mit tief bewegter Stimme: »Ich habe nur meine Schuldigkeit gethan, Herr Professor; ich konnte gar nicht anders, denn Ihr Herr Bruder war gütig gegen mich, wie ein Herr gegen seinen Untergebenen es nur sein kann.«



›Und sind Sie geneigt,‹ fragte ich weiter, ›dem Wunsche meines Bruders zu willfahren und so lange bei mir zu bleiben, bis Alles um mich her in bester Ordnung ist?‹

›Das ist ja eine beschworene Pflicht,‹ erwiderte er mit erhobenem Kopfe, ›und Sie werden finden, daß ich keinen Finger breit davon abweiche.‹

›So danke ich Ihnen nochmals,‹ sagte ich und unterschrieb nun das vor mir liegende Protokoll – auch das liegt in jenen Papieren – welches besagte, daß die Legate in meiner Gegenwart ausgezahlt seien und daß Jeder den ihm nach dem Willen des Erblassers gebührenden Antheil empfangen habe, wie die beiliegenden Quittungen es ergäben.

Diese erste Arbeit hatte eine lange Zeit fortgenommen und ich fühlte mich danach äußerst angegriffen. Der Rentmeister sah es und rieth mir, die noch übrigen Geschäfte auf den folgenden Tag zu verlegen, und so geschah es. Am nächsten Morgen, als ich kaum aufgestanden, ließ der eifrige Mann sich schon wieder bei mir melden und wir begaben uns bald an die Arbeit. Zuerst handelten wir die gesetzliche Steuer ab, die bereits genau verzeichnet war und zu meinem Erstaunen eine ungeheure Summe betrug. Wir zählten das Geld – es waren nur preussische Kassenanweisungen, zu fünfhundert und hundert Thalern eine jede, – drei bis vier Mal nach, und als wir uns überzeugt, daß es richtig sei, schlossen wir die ganze Summe in ein festes Papier und siegelten es zu, worauf der Rentmeister es mit dem Wort ›Collateralsteuer‹ bezeichnete und es wieder in den Geldschrank legte.

›So,‹ sagte er, ein großes Packet anderer Papiere in seinen Händen hierhertragend, ›das wäre abgemacht. Sie sind allen Ihren Verpflichtungen für's Erste nachgekommen und nun – nun können Sie an die Durchsicht und Summirung Ihres eigenen Vermögens gehen, bei welcher angenehmen Beschäftigung Sie hoffentlich keinen Zeugen gebrauchen.‹

›Wie,‹ rief ich, ›Sie wollen mich doch nicht verlassen? O nein, nein, bleiben Sie und helfen Sie mir zählen, ich bin darin nicht so ängstlich und geheimnißvoll wie mein Bruder, und ich werde Sie sogar sofort nach Beendigung dieses Geschäfts beauftragen, die Summe meines Vermögens dem Amtmann in Ritzebüttel mitzutheilen, damit derselbe die dem Staate zukommende Steuer auch davon erhebe.‹

Ich sah deutlich oder glaubte wenigstens zu sehen, daß diese meine Worte einen peinlichen Eindruck auf den Rentmeister machten und er sagte auch sogleich:

›Wenn es sein muß, will ich auch dieser Pflicht genügen, obwohl ich es nicht für nothwendig erachte, hierbei Ihr Zeuge zu sein, denn es ist eine reine Privatangelegenheit, die Niemand als Sie allein betrifft. – Doch, erlauben Sie,‹ unterbrach er sich, ›ich habe Ihnen zunächst erst noch eine Bitte vorzutragen. Wie Sie bereits wissen, ist der Pächter Dirksen vorige Woche gestorben und Sie müssen nothwendig bald einen neuen Pächter haben, wenn Sie das Gut nicht selbst bewirthschaften wollen. Darf ich hoffen, daß Sie in Ermangelung eines anderen

Bewerbers mich selbst bei dieser Pachtung berücksichtigen, das heißt für die Zeit wenigstens, die ich noch in Europa zu verleben gedenke?«

Ich war höchst erfreut über diesen Vorschlag, denn die Besetzung jener wichtigen Stelle hatte mir schon schwer auf der Seele gelegen. »Natürlich,« erwiderte ich, »Sie haben den ersten Anspruch darauf und ich freue mich, in Ermangelung jedes anderen Bewerbers sie Ihnen sofort übergeben zu können.«

Der Rentmeister verbeugte sich dankbar, indem er tief erröthete. »Dann handelt es sich nur noch um die Höhe des Pachtzinses, den Sie von mir beanspruchen wollen,« sagte er mit lächelnder Miene.

»Den kennen Sie ja,« erwiderte ich, »ich kann *Ihnen* doch nicht die Pacht erhöhen, da Sie für meinen Bruder und mich so viel gethan haben. Wie hoch belief sich die Summe?«

»Dirksen gab jährlich zweitausend preußische Thaler, aber das war nur ein geringer Preis, Herr Professor. Das Gut trägt bei Weitem mehr ein und Dirksen hat sich sehr gut dabei gestanden. Ihr Herr Bruder aber verlangte nicht mehr, und so ließ er sie ihm dafür bis an sein Ende.«

»Was mein Bruder gethan, kann ich auch thun,« sagte ich, »er war hoffentlich nicht der einzige großmüthige Mensch auf der Welt. Zweitausend Thaler jährliche Einnahme ist immer ein hübsches Geld für mich und wenn Sie dabei Vortheil haben, so gönne ich Ihnen denselben.«

Der Rentmeister ergriff meine Hand und fast hätte er sie geküßt, wenn ich ihn nicht davon abgehalten hätte.

Wir stellten sogleich den nöthigen Contract aus, womit der Rentmeister schnell zu Stande kam, denn die üblichen Formausdrücke flossen ihm aus der Feder wie mir meine Gleichungen, und so war die Sache bald abgemacht und ich hatte glücklicherweise wieder einen Pächter. Vier Wochen später verließ die Familie des verstorbenen Dirksen das Gut und der Rentmeister zog in das Pachthaus, nachdem er sich in Bezug auf das vorhandene Inventar mit der Wittve geeinigt hatte.«

»Also Du hast ihm die Pacht nicht auf ewige Zeiten überlassen?« fragte Paul, der bei der letzten Mittheilung seines Onkels mehrmals schnell geathmet hatte.

»Wie meinst Du?« fragte der Professor.

»Ich meine, Du hast mit dem Rentmeister nicht auf eine bestimmte Reihe von Jahren hinaus den Contract abgeschlossen?«

»Nein, mein Lieber, es ist gar keine Zeit bestimmt, vielmehr nur der Ausdruck gebraucht: so lange der Rentmeister Hummer in Europa zu bleiben gedenkt.«

»Es ist gut,« sagte Paul, »und nun erzähle weiter.«

Der Professor seufzte schwer auf und man sah ihm an, daß die Fortsetzung seiner Erzählung ihm immer saurer wurde. »Nun,« sagte er, »als wir auch damit zu Stande gekommen, begaben wir uns endlich an die Zählung *meiner* Papiere. Der Rentmeister ging sehr langsam und vorsichtig zu Werke und dictirte mir laut die Summen in die Feder, die ich, neben ihm sitzend, sogleich auf ein Blatt

Papier niederschrieb. Es kam zuerst eine Rolle mit hundert Louisd'or, dann preußische Staatspapiere und zuletzt Stammactien irgend einer Eisenbahn. Als ich im besten Schreiben war, hielt der Rentmeister plötzlich inne und sah mich mit verwunderten Blicken an. Und ich ihn auch, denn sein Gesicht nahm den Ausdruck eines mit jedem Augenblick wachsenden Schreckens an.

›Was ist Ihnen?‹ fragte ich.

›Wir müssen uns geirrt haben,‹ sagte er, ›denn so wenig Vermögen kann Ihr Herr Bruder unmöglich hinterlassen haben. Die Papiere sind zu Ende und, so viel ich weiß, liegt kein einziges mehr im Geldschrank. Zählen Sie die Summe doch einmal gefälligst zusammen.‹

Ich zählte und es kamen, Alles in Allem, etwas über einundvierzigtausend Thaler heraus. Auch ich, mein lieber Junge, fand diese Summe etwas gering, obgleich ich gewiß nicht habgierig bin, aber mir that der Rentmeister leid, der sich vor Staunen gar nicht zu lassen wußte. Wir gingen noch einmal an den Geldschrank, suchten alle Fächer durch, fanden aber nichts. Nun fingen wir noch einmal an zu zählen und es stimmte die vorher angegebene Summe auf ein Haar. Es stand also fest, daß das baare Vermögen, welches mein Bruder mir hinterlassen, nicht mehr und nicht weniger als etwa einundvierzigtausend Thaler betrug.«

Paul's Antlitz hatte bei dieser Erzählung eine tiefe Blässe überzogen. »Aber das ist ja gar nicht möglich!« rief er jetzt mit energischer Stimme. »Ein Mann, der sich ein solches Haus baut, darin eine so große Dienerzahl ernährt,

wie Dein Bruder, und der sein ganzes Leben lang kaufmännische Geschäfte betrieben hat, muß rechnen können und wissen, daß er von zweitausend Thalern Pacht und einundvierzigtausend Thalern Vermögen kein solches Hauswesen auf die Dauer unterhalten kann. Habe ich nicht Recht?«

»Gewiß hast Du Recht,« sagte der Professor kleinlaut, »und das dachte auch ich damals und der Rentmeister sprach es laut und offen aus. ›Das geht nicht mit rechten Dingen zu,‹ sagte er, ›es muß noch irgend wo anderes Geld verborgen sein. Lassen Sie uns suchen.‹ Ach, mein lieber Junge, und nun begann eine wahre Hetzjagd nach verstecktem Gelde. Vierzehn Tage lang durchsuchten wir alle Kasten, Behälter und Fächer, aber so viel wir auch suchten, wir fanden nichts, und endlich, ermüdet, erschöpft, standen wir Beide davon ab und fügten uns in das Unabänderliche.«

»Also wirklich?« rief Paul wie betäubt. »Nein, das kann ich nicht denken, Ihr müßt nicht ordentlich gesucht haben. Und es hat sich in diesem ganzen Jahre, wo Du hier lebst, nichts gefunden?«

»Keine Spur, mein Lieber.«

Paul senkte den Kopf in die Hand und dachte tief nach. Plötzlich sprang er auf. »Laß mich einmal Deinen Geldschrank sehen und die Papiere betrachten, die aus dem Nachlaß Deines Bruders herrühren,« rief er.

Der Professor zündete eine Kerze an, Paul nahm eine zweite und sie gingen nach dem Schrank im Alkoven. Dieser war ziemlich leer und außer dem Testament,

dem Inventarium und verschiedenen anderen Papieren lag nichts darin, als einige Rollen Silbergeld, in die das einst gefundene Gold schon lange umgesetzt war, und die einundvierzigtausend Thaler in preußischen Staatspapieren und Eisenbahnactien. Paul nahm diese zur Hand und besichtigte sie genau. Dann aber sah er bei jedem die Rückseite an und fand, wie bei jenem Papier, welches Fritz Ebeling einst auf so seltsame Weise erhandelt, den Namen van der Bosch unten in der Ecke von derselben Hand gekritzelt, wie jener Staatsschuldschein ihn gezeigt.

»Hast Du jemals russisch-englische oder preußische Staatspapiere verkauft?« fragte Paul seinen Onkel mit brennend auf ihn gerichteten Augen.

»Ich? Nie. Von den ersteren habe ich ja nie welche besessen.«

»Hat etwa der Rentmeister die seinigen verkauft?« fragte Paul mit noch schärferem Blick.

»Wie Du so seltsam fragst! Wie soll ich denn das wissen? Der Mann kann ja mit seinem Gelde machen, was er will.«

»Das ist wahr. Ist der Rentmeister jetzt wohl zu Hause?«

»Der Rentmeister? Ei, mein Gott, er ist ja schon vierzehn Tage verreist, wie ich Dir schrieb, und ich erwarte ihn erst heute oder morgen zurück.«

»Wohin ist er gereist?« fragte Paul weiter und sein dunkles Auge brannte wie Feuer dabei.

»Nach Ostfriesland, sagte er mir, um seine Verwandten zu besuchen, die er seit zehn Jahren nicht gesehen hat.«

Paul verfiel wieder in Nachdenken. In seinem Geiste stieg bereits die Idee auf, von der ganzen heutigen Unterredung mit seinem Onkel, sobald er noch nähere Kunde über Personen und Verhältnisse eingezogen, einen treuen Bericht an Ebelings zu senden. Als er zu diesem Entschluß gekommen, stellte sich seine frühere Ruhe allmählig wieder ein, und er kehrte mit dem Onkel nach dem Platze zurück, den sie vorher eingenommen.

»Jetzt kannst Du weiter erzählen,« sagte er, »Du bist mit Deinen Erlebnissen noch nicht zu Ende gekommen, wie ich merke.«

»O, noch lange nicht, und jetzt kommen erst die schlimmsten. – Von jenem Tage an, wo wir die Entdeckung machten, daß ich keineswegs ein so reicher Mann geworden sei, wie es so Viele vermuthet, wurde der Rentmeister von einem tiefen Kummer befallen. Ich merkte dem guten Manne an, wie sehr er litt und lernte nun auch sein edles Herz und sein theilnehmendes Gemüth kennen, wie mein Bruder es schon vor mir erkannt. Jeden Morgen, wenn er zu mir kam, fand ich ihn bedrückter und trauriger, und in diesem Zustande fuhr er eines Tages nach Ritzebüttel, um dem Amtmann die noch einmal von uns durchgezählten Steuergelder zu überbringen, zu welcher Handlungsweise ich mich entschlossen hatte, da ich einen Widerwillen hegte, noch einmal



in meinen Angelegenheiten mich zu dem Beamten zu begeben. Allein ich hatte mich verrechnet, das Zusammentreffen mit ihm sollte mir dennoch nicht erspart werden.

Den Tag nach des Rentmeisters Fahrt nach Ritzebüttel nämlich kam der Amtmann selber zu mir und sprach offen seine Verwunderung aus, daß mein Bruder kein größeres Vermögen hinterlassen habe, als die Summe betrug, die am Tage zuvor der Rentmeister ihm genannt. Wir sprachen die Sachlage nach allen Richtungen durch und auch der Amtmann äußerte die naheliegende Vermuthung, daß Quentin doch noch vielleicht eine größere Summe Geldes irgend wo verborgen habe. Bis auf Weiteres indessen zählte ich einige Tage später, die mir von Amtswegen auferlegte Collateralsteuer von fünf Procent für die einundvierzigtausend Thaler, und damit war ich für's Erste allen meinen Verpflichtungen gegen Fremde nachgekommen.

Nun aber, mein Lieber,« fuhr der Professor fort, nachdem er vielleicht wider sein Wissen ein halbes Glas Wein getrunken, »hatte ich auch noch eine Verpflichtung gegen mich selbst zu erfüllen. Von der Dralling aufmerksam gemacht, erinnerte ich mich zur rechten Zeit, daß ich ein Rechenkünstler sei und – ich begab mich zum ersten Male in meinem Leben daran, mein eigenes Vermögen zu berechnen und meine Ausgaben mit meinen Einnahmen zu vergleichen. Aber da machte ich eine traurige Entdeckung, denn ich sah ein, daß ich, wenn ich meinen Haushalt so fortführen wollte, wie ich ihn von meinem

Bruder übernommen, für meine Person eine kaum nennenswerthe Summe übrig behielt.

Ich hatte etwa ein Einkommen von viertausendfünfhundert Thalern, wenn ich den Pachtzins und sogar mein früheres kleines Vermögen mit in Anschlag brachte, und meine jährlichen Ausgaben an Steuern und Unterhalt meines überflüssigen Hausgesindes nahmen allein schon einen großen Theil dieser Summe weg. Dies konnte also nicht so bleiben. Es mußten Einschränkungen aller Art eintreten und zuallererst mußte nothwendig die Dienerschaft bedeutend verringert werden. Natürlich legte ich meine Berechnung zunächst dem Rentmeister vor und nach einiger Ueberlegung stimmte er mir vollkommen bei. Es war hart für mich, den gefaßten Entschluß zur That werden zu lassen und den alten treuen Dienern meines Bruders unser bisheriges Verhältniß aufzukündigen. Dennoch mußte es geschehen und die gesammte Dienerschaft wurde eines Tages in diesen Saal beschieden. In Gegenwart des tief niedergeschlagenen Rentmeisters theilte ich den Leuten die Nothwendigkeit mit, unser bisheriges Verhältniß zu lösen, und ich bat sie, mir das Herz nicht noch schwerer zu machen und ohne eine Aeüßerung ihrer Gefühle sich in das Unabänderliche zu fügen und am nächsten Monat ganz still Betty's-Ruh zu verlassen. Aber mein Gott, da stürmte ein ganz neues und unbekanntes Weh über mich herein. Männer und Weiber fingen bitter an zu klagen und laut zu heulen, beschworen und baten mich mit thränenden Augen, sie nicht in die weite Welt zu stoßen, nachdem sie es hier so gut

gehabt, und viele von ihnen wollten sich sogar mit der Hälfte ihres bisherigen Lohnes begnügen, wenn sie nur hier bleiben dürften. Aber ich konnte ihnen nicht willfahren, ich war gezwungen, hart zu erscheinen, wo ich doch so weich war und – mußte standhaft auf meinen Beschluß beharren. Vier Wochen später zogen die Leute mit Wehklagen, einige freilich auch mit Zorn und Unwillen ab und zerstreuten sich in alle Welt, Jedermann, der es hören wollte, verkündend, was Unerhörtes, Grausames und Unmenschliches auf Betty's-Ruh geschehen. Na, da gab es natürlich eine große Aufregung in der ganzen Umgegend. Kein Mensch wollte glauben, daß ich durch die Noth zu jener Handlungsweise gezwungen worden, und ich ward überall – die Dralling setzte mich davon in Kenntniß – als unersättlicher Geizhals verschrieen, als ein Mann ohne Herz und Gefühl, worein ich mich natürlich mit philosophischem Gleichmuth ergeben mußte, da ich ja nichts daran ändern konnte. Schon dadurch war ich beruhigt, daß wenigstens der Amtmann in Ritzebüttel und seine Bekannten wußten, wie die Sache zusammenhing, und mein Gewissen machte mir nicht den geringsten Vorwurf. So behielt ich nur die nothwendigsten Diener im Hause, um meine Zimmer, meine Ställe, Küche, Garten und Park nicht ganz verkommen zu lassen, und die Dralling trat wieder wie in der kleinen Heimat in ihre früheren Rechte ein, indem sie von Neuem thätig werden und als Oberaufseherin und erste Wirthschafterin mein Hauswesen in Ordnung halten mußte.«

»Erlaube mir nur ein Wort,« unterbrach hier Paul den von seinem eifrigen Vortrage erhitzten Professor, »Deine Handlungsweise in Betreff der vielen überflüssigen Haus-, Stall- und Gartendiener kann ich nur billigen, Du mußt so und konntest nicht anders handeln. Allein mit einigen der alten Getreuen hättest Du vielleicht eine Ausnahme machen sollen und Du würdest Dir dadurch wahrscheinlich manche üble Nachrede erspart haben.«

Der Professor horchte hoch auf. »Eine Ausnahme?« fragte er. »Mit einigen Getreuen? Mit welchen denn zum Beispiel – hast Du vielleicht schon etwas darüber gehört?«

»O ja,« erwiderte Paul, »man hat es mir unterwegs erzählt, als ich zufällig Jemanden nach Betty's-Ruh fragte. Am bittersten wurde getadelt, daß Du auch den ältesten Leibdiener Deines Bruders entlassen habest, der demselben doch so lange Jahre treu zur Seite gestanden hatte.«

»Aha,« rief der Professor, »Du meinst den Laurentius Selkirk. O, o, mein Lieber, wenn man Dir gesagt, daß ich ihn wie alle übrigen fortgeschickt, so hat man Dir eine ganz falsche Mittheilung gemacht. Gerade ihn, den mein Bruder in seinem Testament so reichlich mit zehntausend Mark bedacht, wollte ich behalten und ich bat ihn sogar wiederholt, bei mir zu bleiben. Allein, ich habe vom ersten Augenblick an aus dem Mann nicht klug werden können; er stand mir niemals Rede und legte sogar einen merklichen Eigensinn an den Tag, der mit einer wunderbaren Menschenscheu verbunden war. Gerade in der Nacht, die dem Tage folgte, wo ich ihm zum

letzten Mal gesagt, daß ich ihn in Betty's-Ruh behalten wolle und worauf er mir noch heute die Antwort schuldig ist, verließ er gegen alles Vermuthen und ohne allen Grund bei Nacht und Nebel das Gut und – ich habe nie erfahren, wohin er sich von hier aus gewandt hat. So, nur so, mein Junge, hängt die Sache zusammen, und Du siehst, daß ich mich gegen diesen Mann keiner Pietätsverletzung schuldig gemacht habe.«

Paul schüttelte verwundert den Kopf, als er dies hörte, aber er schwieg. Die Art und Weise, wie Laurentius Selkirk sich von Betty's-Ruh entfernt, fiel ihm auf und er beschloß im Stillen, sich noch einmal genau nach demselben im Leuchthause an der Kugelbaake zu erkundigen und dann auch auf Neuwerk Nachfrage nach ihm zu halten, wenn der seltsame Mann noch auf der Insel verweilen sollte.

»Hast Du mir noch mehr zu erzählen?« fragte er endlich den Onkel laut.

»O Du mein Himmel, es kommt ja erst noch das Aergste!« rief dieser, indem er nach der Uhr sah, »und ich möchte gern mit meinem Bericht zu Ende kommen, ehe unsre Speisestunde schlägt. Na, es ist noch Zeit bis dahin und ich fahre also fort. – Wie ich es mit den dienenden Männern und Weibern gehalten, so mußte ich es natürlich auch mit anderen Dingen machen. Da kamen denn zuerst die Pferde an die Reihe, deren zwölf im Stalle standen und die täglich viele Scheffel Hafer fraßen. Wozu mein Bruder diese Menge Pferde gebraucht hat, ist mir unerklärlich, es müßte denn sein, daß er sie dazu

benutzte, alle seine Leute täglich spazieren fahren zu lassen. Es waren sämmtlich vortreffliche Thiere und ich ließ sie in öffentlichen Blättern ausbieten, eben so die Equipagen, von denen auch ein unnützer Vorrath vorhanden war. Da kamen denn die Käufer von allen Seiten herbei und es begann, ein Handeln und Feilschen, das mir die Haare zu Berge trieb. Ich hatte keine Stunde Ruhe bei Tage und ich dankte meinem Gott, als die letzten Pferde und Wagen verschachert waren, wofür ich einen ganz hübschen Preis erhielt, der die durch Steuern und sonstige Ausgaben für Diener und andere Dinge entstandene Kassenlücke wieder zum Theil ersetzte. Nur zwei flinke Grauschimmel und einen leichten Wagen, der für jede Jahreszeit benutzt werden kann, behielt ich. Ganz ohne Fuhrwerk konnte ich nicht bleiben, und so gern ich mir auch noch diese Einschränkung auferlegt, so bewies mir doch der Rentmeister mit verständigen und eindringlichen Worten, daß sie bei der Lage von Betty's-Ruh unmöglich sei. So habe ich mir denn das Leben bisher gefristet; meine Ausgaben entsprechen meinen Einnahmen und ich habe in dieser Beziehung die Ueberzeugung gewonnen, daß ich in Zukunft wenigstens, nicht zu darben brauche, wenn ich etwas sparsam bin. Auch brauche ich nun vor der Hand von dem vielen Tand, den ich besitze, nichts weiter zu verkaufen, wogegen ich einen großen Widerwillen hege, zumal ich ja doch nur Alles, wie Wagen und Pferde, weit unter seinem wirklichen Werth los schlagen müßte.

Doch das habe ich Dir nur vorweg mitgetheilt – es fielen noch ganz andere Dinge vor, die meine Zeit in Anspruch nahmen und mir alle Freude an der neuen Erbschaft benahmen.

Ich habe Dir schon gesagt, daß der Rentmeister in eine kummervolle Stimmung gerathen war, seitdem er in Erfahrung gebracht, wie gering an baaren Mitteln meine Erbschaft ausgefallen war. Der arme Mann verging fast vor Schmerz, als er die Diener vom Hause scheiden und den Verlauf der schönen Pferde und Wagen sah, und jeden Abend saß er hier bei mir und klagte mir seine Noth, als ob mein Schicksal ihn selbst betroffen habe. Da, eines Morgens, als ich eben aus dem Alkoven in den Saal getreten war, kam er ganz verstört zu mir und sagte, er müsse mir ein schreckliches Ereigniß berichten. Ich war darüber so betroffen, daß ich kaum reden konnte, denn ich glaubte schon, mein Grund und Boden sei über Nacht von dem Meere verschlungen worden.

›Was giebt es denn?‹ fragte ich endlich mit bebender Stimme und mußte mich auf einen Stuhl setzen, so bewegt war ich. Und da kam er denn mit der Sprache heraus und erzählte mir, daß seine Ehre von verschiedenen Seiten her angegriffen sei, daß das Gerücht sich in der Umgegend verbreitet habe, es sei bei dem Tode meines Bruders hier nicht mit rechten Dingen zugegangen, und daß er, um wenigstens *seine* völlige Unschuld zu beweisen, genöthigt sei, zum Amtmann nach Ritzebüttel zu gehen und eine Untersuchung zu beantragen, deren Resultat er mit Ruhe entgegensehe und von der er allein Hülfe

erwarte, da er in der bisherigen Noth und Sorge nicht mehr leben könne.

›Eine Untersuchung,‹ fragte ich mit laut schlagendem Herzen, ›eine gerichtliche Untersuchung?‹

›Ja,‹ sagte er fest, ›und von mir gerade muß der Antrag darauf ausgehen, wenn meine völlige Unschuld für ewige Zeiten erwiesen werden soll.‹

›Aber, mein Gott,‹ rief ich, ›ich habe ja noch nie an Ihrer Unschuld gezweifelt – was sollten und könnten Sie denn Unrechtes begangen haben? Sie haben ja nur stets und überall Ihre Pflicht erfüllt –‹

›Sie haben sie allerdings nicht bezweifelt,‹ erwiderte er, ›das weiß ich wohl und dafür danke ich Ihnen schon lange im Stillen, aber die Welt hat auch eine Stimme und ich fühle mich von dieser Stimme verletzt, selbst wenn sie der erbärmlichste Lump hören ließe. Es ist also meine Pflicht, daß ich handle, um jene Stimme für ewig zum Schweigen zu bringen.‹

Kannst Du Dir eine ehrlichere Seele vorstellen?« fragte der Professor seinen Neffen mit der mildesten und harmlosesten Miene. »Nein, gewiß nicht; der Mann ist ein wahres Muster von Ehrlichkeit und Selbstverläugnung. Ich mochte ihm sagen, was ich wollte, ihn bitten, wie ich wollte, er beharrte auf seinen Entschluß, führte ihn aus und fuhr nach Ritzebüttel zum Amtmann. Und nun kannst Du Dir denken, was geschah. Der Amtmann nahm sogleich die Untersuchung auf und begann eine lange gerichtliche Verhandlung: deren genaue Schilderung Du mir erlassen magst. Der Amtmann erschien abermals in



Person hierselbst und es wurden außer mir alle vorhandenen Diener, der Rentmeister und sogar der Laurentius Selkirk zu Protokoll vernommen, den Hummer irgendwo aufgetrieben hatte. Aber es kam nichts dabei heraus – der Selkirk verweigerte sogar anfangs jede Auskunft und war fast geisteskrank, als er vor Gericht stand. Niemand konnte aus ihm klug werden. Er gab ganz unzureichende und nichtssagende Antworten und so wurde er endlich wieder aus seiner Haft entlassen, in die man ihn zu bringen für nöthig gehalten. Nach drei Monaten endlich – es ist jetzt etwa zwei Monate her und so lange hatte die Verhandlung gedauert – kam der Amtmann abermals hierher und erklärte mir, daß gegen den Rentmeister Hummer nichts, durchaus nichts vorliege, daß derselbe, wie er zwanzig Jahre lang von seinem alten Herrn treu befunden sei, sich auch gegen mich treu erwiesen habe und daß ihm nicht das Geringste zur Last gelegt werden könne.

Ich war davon schon vorher überzeugt gewesen und freute mich in der Seele des guten Rentmeisters. Ich ließ ihn sogleich rufen und der Amtmann wiederholte in seiner Gegenwart, was er mir allein gesagt, wobei der Rentmeister heftig zu weinen anfing und endlich sagte: er habe sein Geschick mit Ergebung ertragen, da er das reinste Gewissen gehabt. Er werde fortfahren, mir treu und redlich zu dienen, wie bisher, aber der Herr Amtmann möge dafür sorgen, daß sein persönliches Urtheil über ihn und seine Ansicht der Sache auch anderweitig bekannt werde. Das versprach der Amtmann auch und so hatte diese

fatale Geschichte ihr Ende und nun konnte ich endlich etwas freier athmen. Was meinst Du zu dieser Mittheilung, mein Junge, wie? Findest Du mich nicht beklagenswerth, daß ich so viel auszustehen fand, und begreifst Du, wie mir das erste Jahr in Betty's-Ruh in Sorgen und Nöthen vergangen ist, von denen ich in meinem früheren Leben keine Ahnung hatte?«

»O ja,« sagte Paul nach einigem Nachdenken, »ich begreife das. Aber wenn Du nun mit Deiner Erzählung zu Ende bist, lieber Onkel, so möchte ich mir noch eine Frage an Dich zu richten erlauben.«

»Ja, sprich sie aus, ich bin mit meiner Erzählung glücklicherweise zu Ende.«

»Diese Frage ist wichtig,« fuhr Paul mit Nachdruck fort, »wie es Dir gleich selbst einleuchten wird. Erinnerst Du Dich des Briefes Deines Bruders Quentin, in welchem er Dir von einem ›Büchelchen‹ schrieb, das er für Dich angelegt und worin er Dir den genauen Nachweis seines baaren Vermögens geliefert habe?«

Der Professor wurde plötzlich bleich und schaute mit einer gewissen Verschämtheit vor sich nieder.

»Ja, ich erinnere mich,« sagte er leise, indem er sich den Schweiß von der Stirn trocknete.

»Nun denn, hast Du den Rath, den ich Dir damals schriftlich zusandte, nicht befolgt und Deinen Bruder gebeten, dieses ›Büchelchen‹, so nannte er es ja, sorgfältig zu bewahren und dafür zu sorgen, daß es sicher in Deine Hände käme?«

»Mein lieber Junge,« sagte der Professor mit fast weinerlicher Stimme, »in diesem Punkte muß ich mich freilich einer Unterlassungssünde anklagen. Deinen Rath habe ich wohl erhalten und ihn auch befolgen wollen. Allein ich verschob es von Tag zu Tag, weil ich so viel zu thun hatte, bis die Nachricht vom Tode meines Bruders mich plötzlich überraschte, und da war es mit der Befolgung des Rathes für immer vorbei.«

Paul schüttelte bedenklich den Kopf. »Das ist sehr übel,« sagte er, »und hierin liegt vielleicht die Ursache aller der Verlegenheiten, denen Du hier preisgegeben gewesen bist.«

»O, o, mein Junge, ich weiß es, Du hast Recht, aber verurtheile nur Du mich nicht, ich habe mir schon oft selbst darüber Vorwürfe gemacht. Jetzt ist leider nichts mehr daran zu ändern. Auch habe ich die unterlassene Bitte an meinen Bruder hier wieder gut zu machen gesucht, indem ich wiederholt nach dem Büchelchen forschte, aber ich habe keine Spur davon gefunden und mein Bruder muß also vielleicht von seinem Vorhaben zurückgekommen sein oder das Buch irgend wo niedergelegt haben, wo es bisher noch nicht entdeckt worden ist.«

»Hast Du dem Rentmeister von diesem Buche und der Erwähnung desselben Seitens Deines Bruders irgend eine Mittheilung gemacht?« fragte Paul mit scharfem Aufblick seines dunklen Auges.

Der Professor sah ihn befremdet an. »Nein,« sagte er, »das habe ich nicht gethan. Mein Bruder schrieb mir ja, daß dem Rentmeister nichts davon bekannt sei, wie er

ihm überhaupt verschwiegen, daß er an mich geschrieben habe. Meinst Du aber, daß ich ihn danach fragen soll, wenn er zurückkommt?«

»Nein,« erwiderte Paul bestimmt. »Sprich auch ferner kein Wort mit ihm darüber, und wenn Du mir einen Gefallen thun willst, so überlaß mir – mir allein jetzt, nach diesem Buche zu forschen, wie überhaupt Licht in das Dunkel Deiner Verhältnisse zu bringen. Vielleicht gelingt es mir besser als Dir. Ich habe keine Vorurtheile, weder für, noch gegen Personen und Dinge, ich bin unbefangener als Du, weil ich weniger betheilt bin als Du, und vor allen Dingen: ich komme mit frischen Kräften hierher, während Du Dich schon übermüdet und überbürdet hast.«

Der Professor reichte dem Neffen beide Hände. »Paul,« rief er mit entzückter Miene, »Du sprichst mir wie aus der Seele; das ist ja ganz meine Ansicht, die Du da eben entwickelst. Warum hätte ich denn an Dich geschrieben und Dich gebeten, mich zu besuchen? Nun bist Du ja da, Du hast Zeit, Dich hier umzusehen. Vielleicht, ja, findest Du die Spur des wichtigen Buches, und dann – dann tritt Ruhe hier ein, denn sowohl Du, wie alle Welt wird sich überzeugen, wie ich schon lange überzeugt bin, daß hier nichts vorgefallen, was irgend einen Schatten auf einen der hier lebenden Menschen wirft.«

Paul lächelte still in sich hinein, nickte mit dem Kopfe und dann stand er auf, um einige Male im Saale auf- und abzuwandeln und sich seinen Gedanken zu überlassen, die mit Sturmesgewalt über ihn herflutheten. Nun

endlich war ihm das Räthsel von Betty's-Ruh gelöst, der ›Geiz‹ des neuen Herrn war ihm erklärt und die ganze Erbschaft lag mit ihren bereits offenen und noch verschlossenen Geheimnissen vor seinen Augen; vor seinen Augen, die zwar noch nicht Alles sahen, was vielleicht zu sehen war, die aber doch klar, hell und scharf genug waren, den Vorhang zu durchdringen, der noch bis auf diesen Tag alle Verhältnisse auf Betty's-Ruh verschleierte, und, mit seinem starken Willen im Bunde, das Siegel des Räthsels zu brechen, das noch Niemand erbrochen, so viele Hände sich auch schon bemüht hatten, diese schwierige Arbeit zu verrichten.

### DRITTES KAPITEL. DER SPUKORT AUF BETTY'S-RUH.

Die Besichtigung der Räumlichkeiten und des reichen Inhalts des Schlosses von Betty's-Ruh, und dann die lange und wichtige Unterredung, welche Onkel und Neffe gleich nach Ankunft des Letzteren gepflogen, hatten das Mittagessen um eine volle Stunde verzögert. Frau Dralling, die in Betreff desselben sonst sehr pünctlich war, hatte sich diesmal absichtlich von jeder Störung der Beiden fern gehalten, da es ganz in ihrem Interesse lag, daß der junge Baumeister, dem sie bereits ihr ganzes Herz zugewandt, von allen Vorgängen auf Betty's-Ruh und den verschiedenen Verlegenheiten ihres Herrn in Kenntniß gesetzt werde. Als sie aber endlich die Beendigung der Unterhaltung gewährte, beeilte sie sich um so mehr mit der Zurichtung der bescheidenen Tafel und lud dann die

Herren ein, unverweilt an dem großen runden Tisch in der Mitte des Saales Platz zu nehmen.

Während der Mahlzeit selbst erschien sowohl der Onkel wie der Neffe sehr einsylbig und wenig zu gleichgültigerer Unterhaltung geneigt. Ersterer war von dem vielen Sprechen und der lebhaften Erinnerung an seine erst kürzlich überstandenen Drangsale sichtbar erschöpft, und Letzterer hatte seinen Kopf so voll neuer Gedanken und Pläne, daß er fast nicht wußte, was er aß, und die Augen nur beständig in die Weite gerichtet hielt, als wolle er irgend eine unzweifelhafte Ueberzeugung aus derselben auftauchen sehen, die sich doch so leicht und schnell nicht vor seinem forschenden Geiste erzeugen wollte und konnte.

Als man sich dem Ende des Essens näherte, wagte es Frau Dralling, die wie gewöhnlich die Herren bediente, sich dem Professor gegenüber aufzustellen, ihm freundlich in's Gesicht zu sehen und, zum ersten Mal heute bei Tische, das Wort an ihn zu richten, indem sie sagte:

»Sie haben einen schlechten Appetit, Herr Professor, und ich weiß, woher das kommt. Sie sind müde und abgESPANNT, und das rührt von dem vielen Sprechen her. Wenn ich Ihnen einen Rath geben darf, so ruhen Sie heute ausnahmsweise ein Stündchen, und damit Sie Niemand störe, mögen Sie sich in den Alkoven begeben und ich werde die Thür des Saales schließen.«

»Ja,« nahm nun auch Paul das Wort, »Frau Dralling hat Recht, Onkel. Eine Stunde Schlaf wird Dir wohlthun und

ich werde unterdeß in den Park gehen, mir seine Einrichtung betrachten und dabei den Gedanken nachhängen, die Du mit Deiner Erzählung in mir angeregt hast.«

Der Professor gab seinen Beifall zu erkennen, und so wurde Frau Dralling's Rath bald befolgt.

Der alte Herr hatte sich auf sein Bett im Alkoven gelegt und Paul war in den Garten gegangen, um sein Vorhaben auszuführen.

Es war ein sonniger lieblicher Frühlingstag. Der lange Regen am vorigen Tage und in der Nacht hatte Wunder gewirkt und die warmen Strahlen der Sonne hatten ihre Schuldigkeit gethan, so daß die Bäume und Sträucher in ihrem frischesten Schmuck prangten und die Blumen der Jahreszeit glanzvoll ihre bunte Farbenpracht entfalteten. Dabei war die Luft still, der Himmel ringsum blau und von den weiten Rasenflächen stieg jener duftvolle Frühlingshauch empor, der eben so lieblich wie erfrischend ist und das Herz beruhigt, wie er den Geist mit lebensvollen Ahnungen und Hoffnungen erfüllt.

Nachdem Paul eine Weile vor der Halle umhergestrichen war, die stillen Springbrunnen und ihre Verzierungen betrachtet und dann auch den nahen Stallungen und Wirthschaftsgebäuden seine Aufmerksamkeit geschenkt, wandte er sich der Südseite des Schlosses zu und schlug, gemüthlich seine Cigarre rauchend, den Weg nach dem Mausoleum ein, das er noch nicht in der Nähe gesehen hatte.

Er war von der Anordnung des Ganzen überrascht und auch den einzelnen Verzierungen und Ausschmückungen

konnte er seinen Beifall nicht versagen. Man sah auf der Stelle, daß der ehemalige Besitzer von Betty's-Ruh vielen Fleiß und viele Mühe auf die Herstellung dieses Platzes und seiner Umgebung hatte verwenden lassen, und auch jetzt noch fuhr der alte Gärtner fort, seine Schuldigkeit zu thun und mit seinen geringeren Kräften und Mitteln die Perle seines ganzen Gebietes in möglichstem Glanz zu erhalten.

Das Grabgewölbe selbst lag unter einem ziemlich großen Hügel, den eine wohlgepflegte Rasendecke überzog, auf einer Insel, die von einem breiten und tiefen Wasserstreifen umgeben war, welcher von einem von Süden heranrieselnden Bache gespeist wurde, von dem auch früher das Wasser in die Springbrunnen geleitet war. Den Uebergang nach dem grünen Grabhügel vermittelte eine starkgebaute schwarze Fähre und außerdem ein kleiner, grün und weiß angestrichener Kahn, die an dem diesseitigen Ufer angekettet lagen, und auf dem klaren Wasserspiegel selbst ruderten zwei Schwäne mit ausgespreizten Flügeln herum, die das stille landschaftliche Bild anmuthig belebten und ihm ein behagliches und friedliches Ansehen gaben. Die in das Wasserbecken sich allmählig absenkenden Ufer waren ebenfalls mit grünem Rasen bedeckt und hie und da erhoben sich daraus einzelne Gruppen dunkler Edeltannen, hochstrebender Pappeln und leise säuselnder Espen, die dem Ganzen eben so wohl einen wohlthuenden Schmuck verliehen, wie sie ihm doch ein ernstes Gepräge ausdrückten. Am Fuße des



sanft aufsteigenden Grabhügels waren kleine ovale Blumenbeete angebracht, zur Zeit mit buntfarbigen Hyacinthen und dunkelrothen Tulpen besetzt und mit großblättrigem Epheu zierlich eingefasst. An der dem Schlosse abgewandten Seite des Hügels lag in einem scharf abgeschnittenen und festgemauerten Erdwall die Eingangsthür zu dem Gewölbe, weit und breit genug, um den Todten, die man daselbst gebettet hatte oder noch betten wollte, einen bequemen Einzug zu gewähren. Die Thür war aus starkem, braungebeitztem Eichenholz gezimmert, mit vergoldeten Eisenbändern versehen und darüber waren in großen goldenen Buchstaben die Worte angebracht: ›Sanft ruhe ihre Asche.‹ Auf dem flachen Gipfel des Hügels aber erhob sich, oberhalb eines granitenen meisterhaft gearbeiteten Fußgestells, der schönste und kostbarste Schmuck des Ganzen, die aus weißem Marmor kunstvoll gemeißelte Psyche, die mit ihren kleinen Flügeln zum Himmel aufstrebt, wohin sie auch die Augen gerichtet hielt, während sie in der Rechten einen vergoldeten und im Sonnenschein hell leuchtenden Kranz trug. Dicht an der Seite dieser Statue stieg inmitten üppiger Epheuranken eine hohe schlanke Trauerbirke empor, jetzt freilich erst im zartesten Blätterschmuck grünend, im Sommer aber, wenn sie erst ihre lang herabhängenden Zweige senkte, einen gar lieblichen und dem ernstesten Bilde entsprechenden Anblick gewährend.

Paul, seine Augen nur auf das Denkmal der reinsten und edelsten Liebe gerichtet haltend, umging es von allen Seiten und betrachtete es mit großem Interesse. Hier

also ruhte der seltsame Mann, der in frühster Jugend verschollene Stiefbruder seines Vaters, von seinem unruhigen und vielbewegten Leben aus! Und neben ihm lag das arme, in zarter Jugend gestorbene Weib gebettet, dem er sein ganzes Leben hindurch seine Liebe zugewandt und in treuer Mannesbrust bewahrt hatte, das ihn auch wieder geliebt, aber durch den Machtspruch eines nur auf sein Geld stolzen Vaters auf ewig von ihm getrennt worden war! O, wie pochte sein Herz bei diesem Gedanken, denn dieses schon lange schlummernde Weib trug ja auch den Namen, der ihm so theuer war, und sein eigenes Schicksal war in mancher Beziehung mit dem des neben ihr ruhenden Mannes zu vergleichen, da ja auch er durch eine triumphirende menschliche Bestimmung auf ewig von dem Gegenstande seiner Liebe geschieden war.

»Ja,« sagte er nach langer stiller Betrachtung zu sich, »hier, an diesem Orte und wenn ich mir sein Schicksal vor die Seele rufe, verzeihe ich ihm seine Sonderbarkeiten und seine wunderlichen Neigungen, denn hier fühle ich so recht innig und warm, was er gelitten haben muß, ein Menschenalter hindurch, trotzdem ihm das Glück von anderer Seite her so Manches gegeben hat, wonach die Menschen in dieser Welt so oft vergeblich trachten und ringen. Ja, sanft ruhe Beider Asche! Das Leben trennte sie schonungslos und erst der Tod vereinte sie – das ist eine dunkle, dämonische Lehre, die mich tief erschüttert und mit unendlichem Weh erfüllt. Doch nicht verzagt, Paul! Du lebst, Du denkst und kannst also handeln – und wer denken und handeln kann, der darf auch nie

die Hoffnung aufgeben, so lange das Ziel der Hoffnung noch nicht unter dem grünen Rasen schläft, wie hier des armen Onkels Liebe, der nicht einmal den Trost fand, der mir noch zu Gebote steht, die noch lebend wiederzusehen, die er für sein kostbarstes Gut auf Erden hielt.«

So weit war er in seinen Gedanken gekommen, als er den Kies des Weges, auf welchem er stand, unter den Füßen eines sich ihm Nähernden knirschen hörte. Langsam drehte er sich um und sah, wie Frau Dralling eifrig auf ihn zukam und ihm schon von Weitem mit der Hand einen Gruß zuwinkte.

»Darf ich Sie in Ihren Betrachtungen stören, Herr van der Bosch?« rief sie ihm zu, als sie in seine Nähe gekommen war, »oder wollen Sie jetzt lieber allein sein?«

Paul lächelte ihr freundlich entgegen, bot ihr die Hand und sagte: »Nein, meine liebe Frau Dralling, Sie stören mich jetzt nicht mehr; ich habe hier bereits meine Andacht verrichtet, wie ich es immer thue, wenn ich in die Nähe von Gräbern komme, in denen Menschen ruhen, die einst ein warmes Herz und darin eine warme Liebe hatten, und das, denke ich, können wir diesen Beiden da drinnen nicht absprechen.«

»Nein, gewiß nicht, Herr van der Bosch. Ich kann Ihnen nur Recht geben. Geliebt haben sie sich und es ist jammerschade, daß sie sich im Leben nicht wiedergefunden haben.«

»Lassen Sie uns nicht mehr von den Todten sprechen, Frau Dralling,« erwiderte er, »uns bieten die Lebenden jetzt ein größeres Interesse, nicht wahr?«

Die kluge Frau sah ihn mit ihren grauen Augen bei diesen Worten scharf an und nickte eifrig dabei. »O,« rief sie, »Sie sprechen eben aus, was mir auf der Seele liegt, und wenn Sie es nicht übel nehmen, so will ich die Gelegenheit benutzen, die mir sehr erwünscht gekommen ist, und Sie gleich im Anfang unserer Bekanntschaft mit meinen *dummen* Gedanken bekannt machen, wie der Herr Professor in der Regel meine Gedanken zu nennen pflegt.«

»Das meint er nicht so schlimm, wie es klingt,« erwiderte Paul lächelnd.

»O, das weiß Niemand besser als ich, glauben Sie es mir, und es kränkt mich auch so eigentlich nicht, ich bedaure vielmehr, daß gerade der Professor, ein so kluger Mann, die Gedanken einer Frau dumm nennt, die es so gut meint, und deren Gedanken, mögen sie sein, wie sie wollen, er lieber benutzen sollte, um sich aus seinen Verlegenheiten emporzuhelfen – aber das versteht er nicht; nein, nein, das versteht der gute Mann ganz gewiß nicht, und so habe ich die Sache stets angesehen. – Es ist wunderbar mit den Menschen,« fuhr sie fort, da Paul schwieg, »daß manche von ihnen, wenn sie betrogen werden und man es ihnen sagt, doch nie glauben wollen, daß es so ist, und daß sie den Betrug hinnehmen, als gehöre er mit zu ihrem Erbtheil, was doch zum Beispiel hier gewiß nicht in der Absicht des Erblassers gelegen haben kann, nicht wahr?«

Paul wandte seine klaren dunklen Augen auf die leicht in Leidenschaft gerathende Frau und sah sie ruhig und doch mit einiger Verwunderung an. Er war es schon aus

früherer Zeit an ihr gewohnt, daß sie, wie man zu sagen pflegt, den Stier bei den Hörnern zu fassen liebte, aber daß sie gegen ihn ohne weitere Einleitung gleich von einem Betruge sprach, dem der Professor, nach ihrer Meinung, unterliege, machte ihn doch einigermaßen betroffen.

»Fahren Sie fort,« sagte er, »und schütten Sie Alles aus, was Sie auf dem Herzen haben. Ich habe gute und willige Ohren und der Weg von ihnen zu meinem Herzen ist gar nicht weit, das glauben Sie mir.«

»O mein Gott, das habe ich mir ja auch gleich von Ihnen gedacht, als ich Sie sah,« rief sie, »und ich habe jetzt wie früher an der Stelle Vertrauen zu Ihnen gefaßt. Woher das kommt, weiß ich nicht, aber es muß Ihnen im Blute liegen, wie es mir im Blute liegt, zu sagen, was ich denke, und so will ich denn gar nichts gegen Sie zurückhalten und Ihnen meine Ansicht der Sache vortragen, wie der Professor Ihnen vorher die seine vorgetragen hat. Doch – kommen Sie nach jener Bank hinüber, da können wir sitzen und in Ruhe plaudern.«

Sie gingen langsam nach der eisernen Gartenbank und nahmen Platz darauf. »Da,« sagte die Dralling, mit der Hand vor sich in die Ferne deutend, »da können Sie auch am Ende jener Kastanienallee das Pachthaus sehen, welches früher das alte Schloß war. Das Mausoleum liegt merkwürdig hübsch, von beiden Häusern aus kann man es in's Auge fassen und überwachen, nicht wahr?«

»Sie haben Recht,« entgegnete Paul, indem er seine Augen in die Ferne richtete und am Ende einer vielleicht

vierhundert Fuß langen breiten Allee, die jetzt nur noch wenig von dem jungen Laube der alten elf Kastanien beschattet war, die grauen Steinmassen eines alterthümlichen Gebäudes auftauchen sah.

»Ja,« fuhr die Dralling fort, »in jenem Pachthause wohnt jetzt der eigentliche regierende Herr von Betty's-Ruh, der doppelt so viel Einkünfte hat, als der Besitzer selber – der Herr Rentmeister Usan Hummer – in Wahrheit, ein gewaltiger Mann!«

»Scherzen Sie oder reden Sie im Ernst, Frau Dralling?« fragte Paul.

»Gott bewahre mich vor dem Scherz, wenn ich von dem Rentmeister rede, Herr van der Bosch – der Mann hat nichts Scherzhaftes an sich für mich und wenn ich ihn sehe, wird mir immer sehr – sehr ernst oder eigentlich grimmig zu Muthe –«

»Lassen Sie Ihren Grimm jetzt fahren, liebe Frau,« besänftigte sie Paul, da sie bei den letzten Worten heftig mit den Händen gesticulirt hatte, »und fangen Sie lieber Ihre Erzählung von vorn an; dann gerathen wir ja doch auf den Mann, der Sie grimmig macht, nicht wahr?«

»Gewiß, Sie haben wieder Recht. Na also – ich soll anfangen – und da fange ich mit Ihnen an, der Sie mir jetzt der Nächste sind. Sie sind also jetzt bei uns und werden ganz bei uns bleiben, wie ich gehört habe. Gott sei Dank! da ist mir ein großer Stein vom Herzen genommen –«

»Warum denn?«

»Ei, sehen Sie und merken Sie das noch nicht? Der Herr Professor hat Ihnen ja seine ganze Erbschaftsgeschichte erzählt und ist die nicht merkwürdig genug?«

»Ja, gewiß ist sie das.«

»Nun also – und weiter frage ich: leidet sie etwa an übergroßer Klarheit? O, ich lese es schon auf Ihrem Gesicht. Sie werden eben so wenig daraus klug wie andere Leute. Haha! Nun sagen Sie mir aber, was denken Sie denn eigentlich davon? Halten Sie sie, wie sie sich bis jetzt darstellt, wirklich für ein großes Glück? Nein, wahrhaftig, was Sie auch sagen oder vielmehr verschweigen mögen – ich lese Ihnen die Antwort aus den Augen – Sie denken darin wie ich – und ich halte sie für kein großes Glück. Mein guter Herr hat früher so ruhig und still gelebt, ist immer fleißig und mit sich und seinem Gott zufrieden gewesen, hat keine Sorgen, keinen Kummer gehabt, und jetzt ist das Alles mit einem Schlage vorbei, er kann nicht einmal mehr ruhig arbeiten und weiß oft vor Sorge weder aus noch ein. So, nun habe ich den Anfang gemacht und nun mögen Sie mir sagen, was Sie von dieser Angelegenheit denken.«

Paul mußte sich einige Mühe geben, dieser scharfen Beobachterin gegenüber seine Gesichtszüge zu beherrschen. Mochte er denken oder besorgen, was er wollte, er wünschte für jetzt noch nicht von ihr errathen zu werden und mußte noch viel mehr erfahren, um sich selbst ein einigermaßen begründetes Urtheil zuzutrauen. Darum sagte er jetzt mit möglichst ruhiger Stimme:

»Ich kann Ihnen unmöglich sagen, was ich bis jetzt davon denke, Frau Dralling. Ich sehe bei Weitem noch nicht Alles klar vor mir und kenne die handelnden Personen noch nicht, was doch zu irgend einem Urtheil durchaus nothwendig ist. Gönnen Sie mir also Zeit, ich will mich erst orientiren und vor allen Dingen die Oertlichkeiten, die früheren Verhältnisse im Schloß und die noch aus jener Zeit hier lebenden Menschen studiren.«

»Das Letzte ist die Hauptsache,« fuhr die Dralling fort, »ja, die Menschen müssen Sie studiren, das muß das Allererste sein. Und *einen* Menschen giebt es hier, den studiren Sie vor allen. Was mich betrifft, so habe ich nicht lange Zeit gebraucht, ihn aus- und inwendig kennen zu lernen – ihn nämlich, den ich meine – und ich meine den ehemaligen Secretair, den jetzigen Rentmeister Herrn Us-can Hummer. Als ich ihn vor zwei Jahren in . . . zum ersten Mal uns gegenüber im Fenster liegen und sein pfiffig ehrliches Gesicht mit der demüthig sanften Miene sah, und später, als ich seine feine glatte Stimme hörte, seine horchenden Ohren und seine lauernden Augen erkannte, da war ich fertig mit ihm und wußte, daß in keinem Menschen auf der Welt ein Fuchs oder gar ein Wolf steckt, wenn nicht in diesem – Was der Professor für eine Meinung über ihn hat, fuhr sie leiser fort, als Paul nachdenklich schwieg, so können Sie leider Gottes darauf gar nichts geben. Der gute Mann ist so harm- und arglos, daß das erste freundliche Wort von den falschesten Lippen ihn zu gewinnen vermag. Weil er selbst, was man so sagt, eine Seele von Mann ist, so hält er Jedermann



für eine gute Seele; schlechte Subjecte und betrügerische Schurken existiren gar nicht in seiner Buchstaben- und Zahlenwelt, er glaubt Alles wie ein Kind, was die Leute ihm sagen, und er ließe sich von ihnen bis auf das Hemde ausziehen, ohne zu schreien, wenn sie es mit freundlichen Worten thäten. Und dieser Mann, dieser Rentmeister Hummer, der zieht ihn mit freundlichen Worten bis auf das Hemde aus, das glauben Sie mir, denn daß in dem Menschen eine große Teufelei brütet, die bis jetzt noch kein Anderer ergründet hat, selbst sein ehemaliger Herr und die klugen Gerichtsherren da drüben nicht, das ist gewiß, und ich – ich, Thusnelde Dralling, möchte einen heiligen Eid ablegen, daß es so ist – ja, Herr van der Bosch, das ist mein jetziges Glaubensbekenntniß, und mögen Sie von mir denken was Sie wollen.«

Paul hatte den Kopf gesenkt und zeichnete mit seinem Stocke allerhand krumme Linien in den Sand. Als die Dralling schwieg, hob er sein Gesicht in die Höhe und sagte mit erkünstelter Gelassenheit: »Sie bringen da schwere Anklagen gegen den Mann vor und Sie sollten darin sehr vorsichtig sein. Es ist keine Kleinigkeit, was Sie mir im Vertrauen gesagt haben. Vielleicht hassen und beneiden Sie ihn, weil er sich des Vertrauens Ihres Herrn bemächtigt hat, den Sie früher allein beherrschten, und weil mein Onkel – ich möchte sagen blindlings – allen seinen Anregungen folgt. Wie, sollte ich nicht Recht haben?«

»O ja, Sie haben in manchen Punkten Recht, Herr van der Bosch. Einmal hasse ich den Rentmeister wirklich,

ja, und aus voller Seele. Zweitens beherrscht er meinen Herrn, Ihren Onkel, vollständig und dieser folgt ihm blindlings – selbst bis in's tiefste Verderben hinein; aber eine Art Neid, wie Sie sich vielleicht denken, beschleicht und leitet mich dabei nicht, sondern ich hasse und verabscheue und verfolge ihn auf Schritt und Tritt, weil ich die feste Ueberzeugung habe, nein, weil ich weiß, daß er meinen Herrn, also auch Sie, um ein großes Vermögen betrogen hat und ihn noch jeden Augenblick betrügt, weil ich sehe, daß er ihn einschläfern und beruhigen will, bis dieser ihm sagt« – und hier ahmte die eifrig Redende die sanfte Sprechweise des Professors nach –: »mein lieber Herr Rentmeister! ich bin zufrieden mit Ihnen gewesen; ich erkenne, daß Sie mir unendlich viel Gutes und Liebes gethan. Meine Erbschaftsangelegenheit ist jetzt geordnet und nun können Sie gehen, wohin Sie wollen, wenn es Ihnen beliebt! – Haha! Und darauf lauert der Schurke nur. Denn hat er den sichtbaren Beweis seiner Ehrlichkeit erst in Händen, womit er alle Welt täuschen kann, dann packt er seine geraubten Schätze zusammen und geht über das Meer, wo ihn kein Hund und keine Katze findet und – der Herr Professor ist beraubt, betrogen, geplündert auf ewige Zeiten, und Sie, Sie Herr Paul – nehmen Sie es nicht übel, daß ich so vertraulich werde, ich meine es gut – Sie mit ihm.«

Paul war von diesen mit einer wunderbaren Ueberzeugungstreue und Sicherheit vorgebrachten Worten mehr erschüttert, als er sich selbst zugestehen mochte. Aber er

bezwang sich männiglich und behielt mit dem Aufgebot aller seiner Kraft seine frühere Ruhe bei.

»Haben Sie denn irgend einen Beweis für diese Ihre, den Rentmeister so schwer gravirende Anklage?« fragte er die vom leidenschaftlichen Reden erhitzte Frau. »Wer und was giebt Ihnen das Recht, von diesem Mann so Arges zu denken?«

Die Dralling sah ihn mit flammenden Augen an und lachte dann bitter auf. »Wer mir das Recht giebt?« fragte sie. »Mein Herz, Herr, giebt es mir, mein inneres Auge, mein ganzes Gefühl – ich weiß nicht, wie kluge Menschen das nennen – aber sehen Sie, Herr Paul, wenn ich den Rentmeister nur von Weitem sehe, dann dreht sich mir schon das Herz um – ich möchte auf ihn zueilen, ihm seine glatte Maske vom Kopfe reißen und schreien: Schurke, zeige einmal Dein wahres Gesicht, denn daß es das nicht ist, welches Du hier zeigst, ist so gewiß wahr, wie daß ein Gott im Himmel lebt!«

Paul schüttelte halb ungläubig, halb zweifelnd den Kopf. »Das mag *Ihnen* Beweis genug sein,« erwiderte er, »aber mir bei Weitem noch nicht, liebe Frau Dralling. Doch werden Sie nur etwas ruhiger, mit übergroßer Hitze kommen wir nicht zum Zweck; wir wollen Alles, was wir kennen und wissen, nicht nur heute, sondern von jetzt an alle Tage recht ruhig überlegen, und ich – darauf verlassen Sie sich – ich werde schon kräftiger handeln als mein Onkel, der seine Geschäfte jetzt in meine Hände gelegt hat – dazu bin ich der Mann und ich habe Zeit und Lust dazu.«

»Und ich danke meinem Gott dafür, denn so habe ich Sie mir vorgestellt, als ich Sie hier eintreten sah. Ja, ich will ruhig sein, Sie haben Recht, den Teufel kann man nicht bei den Hörnern fassen, wie einen wilden Ochs, denn er kann fliegen und reißt uns am Ende mit in die Luft; aber umschleichen will ich ihn wie eine Katze und ihn belauern, und wo ich ihn auf falscher Fährte ertappe, da werde ich Ihre junge Kraft herbeirufen und dann wird uns das Kunststück wohl gelingen, was bisher noch keinem Menschen gelungen ist.«

»Ich will wünschen, daß es uns gelinge. Sie glauben also, geradeheraus gesprochen, an einen Betrug, der meinem Onkel gespielt ist?«

»O, und an einen recht großen, das versteht sich von selber. Verlassen Sie sich darauf: der Hummer weiß, wo das Vermögen seines verstorbenen Herrn steckt und er hat vielleicht auch das ›Büchelchen‹ – Sie wissen doch?«

»Also davon wissen Sie auch?« rief Paul verwundert.

»O, ich weiß Alles; ich habe ja oft genug gesehen, wie der Professor es in allen Winkeln gesucht hat, wie eine Stecknadel.«

»Das wäre freilich schlimm,« sagte Paul, nachdenklich den Kopf senkend, »doch gewiß ist es nicht.«

»Nein, freilich ist es nicht gewiß und es ist auch möglich, daß der Herr Hummer von dem Buche gar keine Kunde hat.«

»Wann mag er wohl wiederkommen?«

»Ja, das mag Gott wissen!« seufzte die Dralling, »Es sind gestern vierzehn Tage her, daß er ging, ach! mit

solcher Lammesmiene und den Professor Gottes Schutze empfehlend. Ich dachte, ja, da ist er freilich besser aufgehoben als in des Teufels Schutz, und das bist Du selber! Da er nun aber über die bestimmte Zeit fortgeblieben ist, so habe ich schon gefürchtet, er sei auf und davon, über alle Berge mit dem ganzen Schatz Ihres Herrn Onkels – und ich würde mich gar nicht darüber wundern, denn er muß endlich eilen, seinen Raub in Sicherheit zu bringen – es wird Zeit.«

»Sie sehen allerdings sehr, sehr schwarz!« entgegnete Paul.

»Ich? Schwarz? Nun ja, wenn ich das nicht thäte, müßte mein Seliger nicht Polizeisergeant gewesen sein. Nein, Herr Paul, ich kenne meine Leute, und dieser Herr Hummer, wenn man ihn mit dem rechten Blick betrachtet, ist außen weiß und innen schwarz, und hat ein wahres Teufelsgesicht. Sehen Sie ihn nur an, wenn er sich einmal von Niemanden beobachtet glaubt.«

»Das ist auch *mein* Wunsch,« erwiderte Paul. »Aber ich möchte ihn eher sehen als er mich sieht, überhaupt ehe er weiß, daß ich hier bin. Wie fangen wir das wohl am besten an?«

Diese Worte brachten Wasser auf Frau Dralling's Mühle. Sie blickte freudig zu dem jungen Manne auf und versetzte rasch: »Das ist sehr einfach, Herr. Wenn er wieder kommen sollte – na, ich zweifle noch daran – so erfahren wir es im Schlosse bald und in der nächsten Viertelstunde wird er beim Professor sein, verlassen Sie sich darauf, denn den behält er immer im Auge und umkreist ihn,

wie eine Motte das Licht. Richten Sie es nur so ein, daß Sie nicht im Saal sind, wenn er kommt. Ich gebe Ihnen dann einen Wink, öffne die Wendeltreppenthür im Alkoven und dann steigen Sie von der Galerie der Halle in den Alkoven hinab und hören, was er spricht und sehen ihn sich dabei mit Muße an.«

Paul mußte bei diesem nicht übel ausgedachten Vorschlage unwillkürlich lachen. »Das ist ja aber Spionerie, Frau Dralling,« sagte er, »Sie scheinen wirklich von der Criminalpolizei etwas gelernt zu haben.«

»Gewiß habe ich das. Bisweilen aber, Herr Paul, und zum Beispiel gerade hier ist die Spionerie gut angebracht, wie wollte man denn sonst hinter die Schliche der Menschen kommen? Nun, und finden Sie in dem Mann, den Sie kennen lernen wollen, den Engel, den der Professor in ihm sieht, dann ist es auch gut, dann wird sich eine andere Gelegenheit finden, ihm die Engelshaut abzustreifen – aber ich bin überzeugt, Sie werden mehr mir als dem Professor Recht geben.«

Paul war von der Bank aufgestanden und hatte das Mausoleum noch einmal betrachtet. »Es ist wirklich hübsch erdacht und ausgeführt,« sagte er halb für sich, »und die friedliche Stille rings umher ladet in der That zu ernstest Betrachtungen ein.«

Die Dralling lachte, als sie dies hörte.

»Warum lachen Sie?« fragte er ruhig.

»Na, ich muß wohl lachen, wenn Sie sagen, daß dieser Ort zu ernstest Betrachtungen einladet. Natürlich thut er das und ich begreife auch, warum er es thut. Aber

ob auch wohl die Geister und Gespenster der ernsten Betrachtungen wegen hier umgehen?« fuhr sie bitter lächelnd fort.

»Welche Geister und Gespenster?«

»Ah freilich, Sie wissen das noch nicht, Herr Paul,« rief sie lebhaft aus. »Na, dann will ich es Ihnen klar machen. Sie müssen nämlich wissen, daß diese Stelle der Hauptpukort auf dem ganzen Gute ist, und außer dem Gärtner und mir wagt sich kein Dienstbote des Schlosses in die Nähe des Wassers, weil sie alle an Nixen und dergleichen tolles Zeug glauben.«

Paul dachte einen Augenblick nach. »Das erkläre ich mir ganz einfach,« sagte er dann. »Hier liegen Todte begraben und davor haben viele Lebende, besonders ungebildete Menschen Furcht.«

»Natürlich, so wird es wohl zusammenhängen, und darum haben sie den Spuk hierher verlegt. Es soll auch erst so lange hier spuken, als die Leiche des jungen Mädchens da drinnen liegt. Na, ich habe mich nie vor Todten gefürchtet und bin schon zweimal in dem Gewölbe gewesen; einmal mit dem Herrn Professor, als er sich den Sarg seines Bruders ansah, und dann mit dem Rentmeister, der einen Kranz auf den Sarg seines Herrn legen wollte, weil er meinte, es sei sein Geburtstag. Sie können ihm auch einmal einen Besuch abstatten, der Schlüssel liegt oben im Saal bei den übrigen. Es sieht gar nicht schrecklich darin aus. Es ist wie eine hübsche kleine Capelle unter der Erde. Zwei große schöne Säрге von Zinn stehen darin und zwei Stühle, und auf dem einen hat oft der selige

Herr gesessen, wenn er am Grabe der Dame gebetet hat. Er ist bei offenen Thüren oft stundenlang darin gewesen und die Luft ist ganz rein und frisch, obwohl etwas kühl.«

»Bei Gelegenheit werde ich das Gewölbe besuchen. Also hier soll es spuken?« sagte Paul träumerisch. – »Glauben Sie auch an Spuk?« fragte er plötzlich die ihn aufmerksam beobachtende Frau.

»Ich? Na, da müßte ich nicht Thusnelde Dralling sein! Es giebt keinen Spuk auf der Welt, Herr Paul, Todte gehen nicht um, denn sie können nicht umgehen; aber lebendige Menschen, freilich, die mögen es thun und sie machen oft viel Spuk. Vor den Menschen aber fürchte ich mich nicht, und der soll noch geboren werden, der mich bange macht. Haha! Aber wie gesagt, außer dem Gärtner Barker und mir glauben hier Alle an den Spuk – es sind ja nur dumme Leute und sie haben nie in einer Stadt unter aufgeklärten Menschen gelebt.«

Bei diesem Gespräch waren sie schon von dem Mausoleum fort und dem Schlosse näher gegangen. In dem Augenblick, als sie um die östliche Ecke desselben biegen wollten, kam ihnen ein alter Mann entgegen, der eine Gießkanne in der linken Hand trug. »Da kommt Barker,« sagte die Dralling, »das ist der Gärtner. O Herr, das ist eine treue Seele und gegen ihn müssen Sie freundlich sein. Der steht ganz auf meiner Seite und hat ein Auge auf den Rentmeister wie ich. Er hat ihn nie leiden können, weil er meint, er sei bei dem seligen Herrn ein Fuchsschwänzer



gewesen und habe allen Denen, die nicht zu ihm gehalten, das Leben sauer gemacht. – Guten Tag, Barker! Nun was giebt es? Ihr macht ja ein so krauses Gesicht?«

Der Gärtner, der schon von Weitem den rechten Arm wie zum Gruße geschwenkt und damit nach Westen hinüber gedeutet hatte, kam näher. Er war ein ziemlich alter, etwas steifer Mann, mit langen Stiefeln, blauen Kurzhosen und Jacke bekleidet, unter der er ein rothwollenes Hemd trug. Sein Kopf mit den langen grauen Haaren sah ehrwürdig aus und auf seinem gefurchten, sonneverbrannten Gesicht lag der Ausdruck einer behäbigen Heiterkeit, gemischt mit Biederkeit und Selbstgenügsamkeit. Als er den bei den Wandelnden ganz nahe gekommen war und mit seinem treuherzigen Blick Paul scharf in's Auge gefaßt hatte, stutzte er sichtbar und blieb mitten im Gange stehen, indem er die Gießkanne auf den Boden stellte.

»Nun, Barker,« redete die Dralling ihn an, »was blickt Ihr denn so scheu auf? Seht doch, das ist ja unser junger Herr, der Neffe des Herrn Professors – der bleibt jetzt bei uns.«

»Ach Du lieber Gott,« sagte der Alte und nahm höflich seinen zerknitterten Strohhut ab, »das ist ja eine große Freude, aber ich habe mich doch recht erschrocken.«

»Warum denn?« fragte Paul, seine rechte Hand vertraulich auf die Schulter des alten Mannes legend. »Aber setzt nur erst Euren Hut wieder auf, Ihr seid warm, wie ich sehe.«

Der Gärtner sah den Redenden noch immer starr an und konnte sich von seinem Erstaunen nur schwer erholen. »Warum?« fragte er, wehmüthig lächelnd. »O, weil der Herr Neffe dem verstorbenen Herrn so merkwürdig ähnlich sehen – nein, das ist wirklich zum verwundern. So, gerade so ging er aufrecht und fest, als er hierher kam und noch kein Asthma hatte, und eben solche feurige Augen hatte er.«

»Das von Euch zu hören, ist mir angenehm, Barker,« erwiderte Paul liebevoll. »Nun, wir wollen gute Freunde sein, nicht wahr?«

»Das wollen wir, wenn es mir erlaubt ist, Herr! Ach, Sie sprechen so gütig wie der Herr Professor und sehen aus wie sein Bruder – das ist ein doppeltes Glück. – Aber was ich vorher sagen wollte,« wandte er sich zu der im Stillen lächelnden Dralling – »ich habe was Neues für Sie. Der Rentmeister ist so eben gekommen und zwar zu Wagen von Dahnen her.«

»Wie? Ist er da?« rief die Dralling, beide Hände vor Verwunderung zusammenschlagend.

»Ja, er muß jetzt schon an seinem Hause sein, und er sah ganz vergnügt aus, als er mir ›Guten Tag, Barker!‹ zurief.«

»Kommen Sie,« sagte die Dralling rasch zu Paul und verabschiedete den Gärtner, der sogleich seines Weges ging. »Nun können wir unsere Verabredung gleich ausführen, es wird keine Viertelstunde dauern, so tritt der Rentmeister in das Schloß.«

Beide schritten eilig der Halle zu, unterwegs aber sagte Paul: »Hier haben Sie schon *einen* Beweis, Frau Dralling, daß Sie zu schwarz sahen, Ihre Befürchtung, der Rentmeister sei auf und davon gegangen, war ohne Grund, er ist vergnügt zurückgekehrt und tritt sogleich seinen alten Dienst wieder an.«

»Warten Sie es ab, es ist noch nicht aller Tage Abend. Wenn er wieder gekommen ist, so beweist das in meinen Augen nichts, als daß seine Stunde noch nicht geschlagen und daß er seine schwarzen Pläne noch nicht alle ausgeführt hat. Herr Hummer liebt es, in allen Dingen sicher zu gehen, das sagte er bei jeder Gelegenheit; und seine größte Sicherheit ist also noch nicht vorhanden. Haha! Nun Sie aber hier sind, wollen auch wir sicher gehen, und dann wird sich erweisen, wer von uns schließlich am sichersten gegangen ist. Aber jetzt folgen Sie mir auf die Galerie, er darf Sie nicht sehen und kommt gewiß bald.«

Paul folgte ihr schweigend in die Halle und stieg auf ihren Rath ohne Zögern die Treppe nach dem oberen Stockwerk hinauf. Hier wollte sie ihn benachrichtigen, wenn sie die Thür im Alkoven geöffnet hätte, und Paul brauchte in der That nicht lange auf sie zu warten. Sie kam keuchend die Treppe herauf, schloß von innen die Thür eines auf die Galerie führenden Zimmers auf, trat heraus und sagte leise:

»Es ist Alles ganz leicht gegangen. Der Professor sitzt vor seinem Schreibtisch schon lange wieder bei der Arbeit und rechnet. Er hat gar nicht gemerkt, daß ich die

Schlüssel genommen habe und dann in den Alkoven gegangen bin. So, nun wissen Sie Bescheid. In diesem Zimmer – da, dort – ist die Thür zur Treppe und nun steigen Sie getrost hinab und setzen sich ruhig auf einen Stuhl. Ich gehe die größte Wette ein, Sie werden nicht lange auf den Besuch zu warten haben.«

Paul war kaum auf die erste Stufe der schmalen Wendeltreppe getreten, als die Thür sich schon hinter ihm schloß, da Frau Dralling besorgte, der Rentmeister könne jeden Augenblick kommen und von irgend Jemanden die Anwesenheit des Neffen ihres Herrn erfahren, weshalb sie ihn selbst im Schlosse empfangen wollte. Um Paul herum war es völlig finster. Da er aber die Treppe und den Ort kannte, wohin sie führte, so stieg er vorsichtig nieder und wenige Minuten später hatte er den Alkoven erreicht, durch dessen schwere und dichte Sammetvorhänge kein Lichtstrahl fiel. Er trat behutsam bis an dieselben heran, zog sie in der Mitte etwas auseinander und blickte mit seltsamer Scheu und einer wunderbaren Empfindung, wie er sie nie gehabt, in den weiten und stillen Saal hinein. Es war ihm zu Muthe, als ob er sich auf unrechten Wegen befände, und doch war Alles so schnell gekommen und der Vorschlag der Dralling war ihm für den angedeuteten Zweck so ersprießlich erschienen, daß er sich keinen Augenblick besonnen hatte, denselben genau zu befolgen.

VIERTES KAPITEL. USCAN HUMMER.

Die peinliche Lage, in der sich der so unvermuthet zum Lauscher Gewordene befand, dauerte indessen nicht lange und wich sehr bald einem lebhaften Interesse. Schon nach wenigen Minuten ruhiger Ueberlegung sah er ein, wie wichtig für die glückliche Lösung der ihm zugefallenen Aufgabe sein jetziges Verhalten sei, und so erlangte er allmählig seine völlige Ruhe wieder, um die sich ihm darbietenden Beobachtungen mit der ungetheiltesten Aufmerksamkeit anstellen zu können.

In den ersten Minuten seines Verweilens im Alkoven konnte Paul ungehindert und in aller Muße den ganzen Saal überschauen. Zur Linken und ihm den Rücken zuehend saß unbeweglich mit tief niedergebeugtem Kopfe vor seinem Pult der Professor, der ohne Zeitverlust gleich die erste freie Stunde benutzte, um mit einiger Ruhe an seine so oft unterbrochene Arbeit zu gehen. Zur Rechten hockte der Kakadu auf seiner vergoldeten Stange und schlief. Nichts also regte sich in dem großen Raume und nur die durch ein offenes Kuppelfenster hereinströmende Luft spielte mit den Staubatomen im Sonnenstrahl, den die halb verhangenen Fenster in den Mittelraum schräg einfallen ließen. Hierdurch ward auch das grelle Sonnenlicht bedeutend gemildert und eine sanfte aber klare Helligkeit breitete sich in dem ganzen, in seiner vollen Schönheit prangenden Saale aus.

Paul mochte etwa zehn Minuten in seiner Stellung verharrt haben, die er sich durch einen herbeigetragenen

Stuhl bedeutend erleichtert hatte, als er plötzlich hörte, daß die Saalthür geöffnet ward und Jemand hereintrat. Es war die strenge Wacht haltende Frau Dralling, die sogleich mit viel lauterer Stimme als gewöhnlich ihr ›Herr Professor!‹ rief.

Der Gerufene fuhr mit dem Kopf in die Höhe und drehte sich hastig um. »Mein Gott,« rief er, »warum schreien Sie denn so, Dralling, ich bin ja noch nicht taub. Was giebt's denn?«

»Der Herr Rentmeister Hummer ist gekommen,« erwiderte sie eben so laut. »Er steht draußen im Vorzimmer und bittet um Erlaubniß, Sie sprechen zu dürfen.«

»Ah!« rief der Professor mit lebhafter Freude und sprang schnell vom Sitze vor dem Pult auf – »ist er endlich da? Das ist recht, das ist mir sehr lieb. O, lassen Sie ihn rasch herein.«

Er schritt der Thür zu und ging selbst dem Ankommenden entgegen. Darauf erfolgte eine laute herzliche Begrüßung von beiden Seiten, von der Paul jedes Wort verstand, obgleich er, da dieselbe in der Nähe der Thür stattfand, noch keinen der redenden Männer sehen konnte. Die fremde Stimme aber, die er hier zum ersten Male vernahm, klang trotz der Bescheidenheit, mit der sie sich hören ließ, mochte diese nun natürlich oder künstlich sein, mehr scharf als glatt und entbehrte des so schönen vollen Metalltones, der manche Menschenstimme so unwiderstehlich macht. Dagegen waren die Ausdrücke, die der Redende gebrauchte, gewählt und fast zierlich gestellt, so daß man ihn unläugbar für einen gebildeten

Mann halten mußte. Nur Eins fiel dem aufmerksamen Lauscher dabei auf, daß nämlich der Fremde jedes Wort mit einer außerordentlichen Vorsicht und Langsamkeit sprach, als habe er seinen Vortrag entweder auswendig gelernt und müsse sich dann und wann auf irgendeine Wendung besinnen, oder als überlege er jeden Gedanken mit ängstlicher Sorgfalt, bevor er ihn äußerte.

Jedoch nicht nur Paul's *Ohren* sollten hier lange allein beschäftigt werden, auch seinen *Augen* wurde alsbald der Anblick der fremden Person dargeboten. Nachdem die beiden Männer ihre ersten Begrüßungen gegenseitig ausgetauscht, verließen sie die Bibliothek und begaben sich in die Mitte des Saales, wo sie am Fenster, gerade dem Alkoven gegenüber, auf zwei nahe bei einander stehenden Sesseln Platz nahmen.

Paul's Herz bebte unwillkürlich, als er zum ersten Mal des Mannes ansichtig wurde, von dem er so viele sich widersprechende Urtheile vernommen hatte und der mit dem Schicksal seiner Verwandten, ja mit seinem eigenen so eng verflochten war. Vorsichtig drängte er sein Auge an den kleinen Spalt, der ihm für seine Beobachtung gestattet war, und gab sich dabei die größte Mühe, nicht den Vorhang zu berühren, der so leicht in Bewegung gesetzt werden und dadurch seine Anwesenheit vorzeitig verrathen konnte.

Paul war überrascht, in dem Rentmeister eine ganz andere Persönlichkeit zu finden, als er erwartet hatte. Der Mann sah viel feiner und bedeutender aus, als er sich ihn

gedacht. Er war mittelgroß, von breiter Brust und kräftigem Muskelbau und sein Gesicht strotzte von blühender Gesundheit, wie sein ganzes Gehaben und Aussehen ihn als einen Mann darstellte, der noch lange nicht sein fünfzigstes Lebensjahr erreicht haben konnte. Vielleicht trug sein überaus helles, fast strohfarbig blondes Haar dazu bei, ihm ein so jugendliches Aussehen zu geben, eine Haarfarbe, die der äußeren Erscheinung des Rentmeisters, wie allen Denen, die damit begabt sind, etwas Mattes und Kaltes beifügte, zumal sie sich auch an den Augenbrauen und langen Wimpern wiederholte, die schleierartig sein graues Auge bedeckten, wenn er sprach und dabei, was er sehr oft that, die Augen mit einer gewissen unterthänigen Bescheidenheit niedergeschlagen hielt.

Mit dieser letzteren Eigenschaft stimmte auch die Haltung der sonst so wohlgebauten und kräftigen Gestalt des Mannes überein. Wenigstens als er dem Professor gegenüber saß, hielt er die Schultern und den Kopf etwas vorwärts geneigt, wie ein demüthiger und ganz in die Gnade desselben sich ergebender Supplikant, und bei jedem Wort, welches der alte Mann mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit und Milde sprach, verbeugte er sich unterwürfig und nahm dabei stets eine süß lächelnde Miene an, die fast eingeübt schien, da sie sich immer auf dieselbe rasch vorüberfliegende Weise einfand.

Nachdem Paul zuerst diese allgemeinen Betrachtungen angestellt, faßte er die einzelnen Züge des Mannes schärfer in's Auge und da mußte er sich freilich gestehen, daß der erste, fast angenehme Eindruck sehr bald einem



anderen Platz machte, der sogar nicht wieder weichen wollte, als die leise Stimme des Redenden in ein bitten- des Lispeln überging und seinen vorgebrachten Worten durch ihre demüthige Geschmeidigkeit eine Art unwider- stehlicher Dringlichkeit verleihen zu sollen schien.

Herr Hummer trug nämlich sein strohfarbenes Haar überaus kurz geschnitten, wobei seine Schädelbildung viel klarer und übersichtlicher hervorsprang. Dieser Schädel aber war fest geformt wie aus Eisen, was sich namentlich in den starken Knochenvorsprüngen auf der Stirn aussprach, deren massive Gestaltung seltsam mit der unterwürfigen Miene und der sanften Flötenstimme des Mannes contrastirte. Seine hellfarbigen Augen waren nur selten zu sehen, theils blickte er zur Erde oder er verschleierte sie mit den langen Wimpern, worin er eine fast virtuose Fertigkeit besaß, theils war ihre Bewegung und ihr Aufschlag so unstät und rasch, daß man sie selten in einer und derselben Richtung verharrend fand. Die Nase trat stark und kühn aus dem blutreichen Gesicht hervor und war, namentlich an ihrer oberen Hälfte, der am dunkelsten gefärbte Theil des ganzen Gesichts, woraus man nicht mit Unrecht schließen konnte, daß Herr Uscaan Hummer kein Verächter eines guten Glases Wein sei und daß er die Vorräthe seines ehemaligen Herrn sich früher gewiß hatte schmecken lassen.

Für Paul das Unangenehmste in diesem Gesicht aber war außer der matten Haarfarbe die Bildung des Mundes. Wenn er das übrige Gesicht hübsch und sogar nicht ganz unedel nennen konnte, so war es gewiß der Mund,

der dieser Bezeichnung geradezu widersprach. Denn dieser Mund des Herrn Rentmeisters war sehr groß und weit und mit übermäßig starken und etwas gelben Zähnen versehen. Die Lippen traten ungewöhnlich fleischig und beinahe plump hervor und unterlagen einer fast krampfhaften Beweglichkeit, wiewohl ihr Besitzer sich augenscheinlich bemühte, sie beim Sprechen in Ruhe zu halten, wobei es ihm nur bisweilen, gleichsam wider Willen, begegnete, daß der eine Mundwinkel sich ein wenig in die Höhe zog und so eine Art fletschender Grimasse hervorrief, die aber immer wieder rasch verschwand, als habe eine innere Stimme den Mann darauf aufmerksam gemacht, die verrätherischen Muskeln seines Mundes in gebührender Zucht und Ordnung zu halten. Wie der ganze Knochenbau des Gesichts, so war auch der des Kinnes stark entwickelt und dabei reichlich mit Fleisch und Fett begabt. Von Bart aber war auf dem ganzen Gesicht keine Spur wahrzunehmen außer auf der Oberlippe, wo ein flaumartiger, fast wie Schnee glänzender Anflug davon saß, der es trotz aller Mühe seines Pflegers nicht zu weiterer Stärkeentwicklung hatte bringen können.

Wie glücklich der Professor über die Rückkehr des Rentmeisters war, an den er sich nun schon völlig gewöhnt hatte und dessen Rath und Beistand er auch ferner kaum entbehren zu können glaubte, trat Paul jetzt erst so recht deutlich vor Augen. Sein Gesicht strahlte vor Vergnügen, sein gutmüthiges Auge blitzte freudig gegen den Liebling auf und in seinen Mienen und Geberden gab sich so ganz seine innerste Empfindung kund, daß

Uscan Hummer selbst keinen Augenblick in Zweifel sein konnte, ob er hier noch immer so willkommen sei wie sonst. Mit stillem Behagen schaute er den sich so lebhaft ergießenden Besitzer von Betty's-Ruh an, der ihn noch gar nicht zu Worte kommen ließ und tausend Fragen zu stellen hatte, die Jener nur kurz und fast immer nur mit Ja oder Nein beantworten konnte, da sie fast keine andere Erwiderung zuließen. Endlich aber hatte der Professor seinem Herzen genug gethan und nun war es an dem Rentmeister, seinerseits das Gespräch weiterzuführen, was er auch sogleich mit dem unterwürfigen Wesen eines seines Standpunctes sich bewußten Menschen that.

»Ich freue mich außerordentlich, Herr Professor,« sagte er, »daß bei Ihnen in meiner Abwesenheit Alles so gut und glatt gegangen ist, und Sie haben also damit den Beweis erhalten, daß Sie bald ganz ohne mich fertig werden können. Am meisten aber freue ich mich über Ihr leibliches Befinden. Sie sehen prächtig aus und die Land- und Seeluft thut bereits ihre Wirkung an Ihnen. O, Sie glauben gar nicht, wie oft ich um Sie besorgt gewesen bin. Die Gesundheit eines Menschen in Ihrem Alter ist ein eben so kostbares wie zartes Ding, ach ja! ich habe das Alles mit Ihrem Herrn Bruder zu meinem Leidwesen durchgemacht. Und gerade, wenn man von seinen Lieben entfernt ist, trägt man die lebhafteste Sorge um sie.«

»Sie sind sehr gütig, lieber Hummer,« versetzte der Professor gerührt, »aber nun wollen wir von mir genug gesprochen haben. Reden Sie lieber einmal von sich selbst. Wie ist es Ihnen denn auf Ihrer Reise ergangen

und haben Sie Ihre Lieben im erwünschten Wohlsein getroffen?«

Der Rentmeister stützte beide Hände auf seine Kniee und schüttelte bedenklich den Kopf, wobei seine Miene einen fast wehmüthigen Ausdruck annahm. »Was soll ich von mir sprechen,« sagte er mit tiefster Bescheidenheit, »das ist eben kein ergiebiger Stoff. Und meine Reise war wahrhaftig keine Vergnügensreise. In meiner Heimat traf ich nur noch einige Verwandte am Leben, zwei junge Männer, deren Ausbildung ich von nun an in meine Hand genommen habe, da ich ja jetzt – Dank der Güte Ihres Herrn Bruders – in der Lage bin, für die Meinigen sorgen zu können. Die Uebrigen waren alle« – und hier blickte der Rentmeister ergebungsvoll in die Höhe – »zur ewigen Ruhe eingegangen. Doch das ist ja einmal das Loos des Menschen und man muß leider jeden Augenblick darauf gefaßt sein, einen oder den anderen seiner Lieben zu verlieren.«

Er schwieg und, wie es Paul vorkam, hatte er die letzten Worte fast ganz ohne innere Theilnahme gesprochen, als ob seine Gedanken auf einem weit abliegenden Felde sich ergingen. Daß dies so war, sollte der Lauscher sogleich erfahren. Offenbar hatte der Rentmeister etwas Wichtiges auf dem Herzen, dessen Einleitung er nur schwer zu finden schien. Der Professor merkte natürlich davon nichts. Arglos wie immer saß er nur da, schaute freudig den Rentmeister an und nickte ihm wiederholt vertraulich zu.

Da faßte sich dieser ein Herz, räusperte sich und sagte endlich mit seinem sanftesten Stimmtone: »Doch jetzt, mein werther Herr Professor, wollen wir auch meine Reise genügend besprochen haben. Sie war gewissermaßen nur eine Vorbereitung zu einer viel größeren Reise, die mir bevorsteht und von der ich mit Ihnen nun endlich reden muß. Sind Sie geneigt, ein paar Worte in Geschäftsangelegenheiten von mir zu hören?«

Der Professor rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her. »Ach du lieber Gott,« sagte er, »also schon wieder Geschäfte? Bin ich denn noch nicht genug damit geplagt worden?«

»Verzeihen Sie, es betrifft diesmal nicht Ihre, sondern meine eigenen Geschäfte, die ich bisher, indem ich allein die Ihrigen betrieb, vielleicht etwas zu sorglos außer Acht gelassen habe. Hoffentlich aber erlauben Sie mir, jetzt mit Ihnen darüber zu reden, und haben eben die Verhältnisse der Meinigen, die ich so überaus verwickelt fand, mir den Muth gegeben, Sie um Ihre gütige Beachtung derselben zu bitten.«

Der Professor erhob sein großes blaues Auge zu dem fast kläglich Redenden und sah ihn verwundert an. »Was sagen Sie da,« rief er lebhaft, »Sie bitten mich um Beachtung *Ihrer* Verhältnisse? Versteht sich denn das nicht von selbst? O, so reden Sie doch – warum sollte ich nicht geneigt sein, auch einmal mit Ihnen über *Ihre* Geschäfte zu sprechen, da Sie so oft mit mir über die meinigen gesprochen haben? Also frei von der Leber weg, obgleich

ich keine Ahnung habe, wie ich Ihnen nützen kann, wenn Sie etwa dergleichen von mir verlangen.«

»Ich verlange nichts, Herr Professor, ich *bitte* nur,« sagte der Rentmeister mit zerknirschter Miene und sanftestem Flötenton. »Ihre Güte, die so groß ist wie die Ihres Herrn Bruders, kenne ich ja und so vertraue ich Ihnen auch, wie ich dem Verstorbenen vertraut.«

Hier machte er wieder eine Pause, athmete tief auf, als ob er allen Muth zusammenraffe, etwas Verhängnißvolles zusprechen und fuhr dann mit eindringlichem Tone und seinen Stuhl dem des Professors um einige Zolle näher rückend, also fort:

»Sie wissen, daß ich Ihrem Herrn Bruder und Ihnen das feierliche Versprechen gegeben habe, so lange bei Ihnen zu bleiben, bis alle Ihre Verhältnisse vollkommen geordnet sind.«

Der Professor schaute aufmerksam in die Höhe und nickte dann dem Schweigenden gleichsam die Bitte zu, weiter fortzufahren.

»Nun ja, ich verstehe Sie,« fuhr Jener fort, »wenn Sie auch nicht sprechen, Ihre Miene sagt mir genug und meine eigene Ueberzeugung sagt mir noch mehr. Ja, ach ja, Ihre Verhältnisse sind freilich bis jetzt nicht völlig nach Ihrem Wunsche geordnet und das empfindet Keiner schmerzlicher als ich – aber wen soll man dafür in Anspruch nehmen, wenn nicht das Walten einer höheren Hand, die unsichtbar und doch allmächtig in all' unser Thun und Lassen greift. Nein, ich gestehe es selbst, Ihre Verhältnisse sind weder nach Ihrem noch nach meinem

Wunsch geordnet, allein – allein, Herr Professor – es wird doch endlich Zeit, daß ich – auch an *meine* Zukunft denke. Auch ich werde alt und bin doch mir selbst und den Meinigen verpflichtet, meine neue Arbeit – die mich an einem anderen Orte erwartet – noch mit rüstiger Kraft zu beginnen.«

»Wie, wollen Sie mich etwa verlassen?« fragte der Professor erschrocken, und man sah ihm an, wie schon dieser Gedanke allein ihm tief in die Seele schnitt.«

Der Rentmeister freute sich offenbar im Stillen über dieses Erschrecken; gab es ihm doch den vollgültigen Beweis, wie unentbehrlich er dem alten Manne geworden sei. Er lächelte auch mit einer eigenthümlich befriedigten Miene, denn nun hatte er ja schon den schwersten Stein von seiner Seele gewälzt, und dann fuhr er fort:

»O, beruhigen Sie sich, Herr Professor. So bald will ich Sie noch nicht verlassen, aber im Herbst – im Herbst muß ich doch vielleicht daran denken, wenn – wenn Sie mir nämlich bis dahin die mündliche und – schriftliche Erklärung geben, daß – daß ich Ihnen nichts mehr nützen kann.«

»O, o,« rief der Professor, einen Blick nach dem im letzten Sonnenstrahl blitzenden Denkmal auf dem Mausoleum werfend, »also wirklich – im Herbst! Ja, ja, kommen mußte es einmal, das habe ich mir schon oft gesagt. Also im Herbst?«

»Ja, Herr Professor, ich denke so, und leider bin ich gewissermaßen durch jene zwei lebenden Verwandten dazu gedrängt. Ich habe nämlich beschlossen, mit meinen

beiden Neffen – sie sind Kaufleute, wie auch ich es war – nach Newyork und von da nach Californien und dann endlich nach Java zu gehen –«

»Du mein Himmel!« rief der Professor. »Das ist ja eine Reise um die Welt, Hummer – haben Sie das wohl bedacht?«

»Das ist sie freilich und gewiß habe ich es schon lange bedacht. Und in Java, wo mir alle Personen und Verhältnisse bekannt sind und alle Thüren offen stehen, will ich mir mit meinen Ersparnissen einen eigenen Heerd gründen, wie einst Ihr Herr Bruder es vor mir mit so gutem Erfolge gethan.«

»Gut, gut, ich habe ja nichts dagegen, lieber Freund. Der Eine liebt das Wasser, der Andere das Land, Jener eine Insel und Dieser einen festen Erdtheil – aber sagen Sie mir, warum machen Sie sich so große Kosten und Mühen mit einer so weiten Weltreise? Warum bleiben Sie nicht lieber hier? Hier ist doch Alles in einem haltbareren und minder gefährlichen Zustande – wie?«

Der Rentmeister ließ einen seiner kurzen und scharfen Blicke über den Professor schweifen und sagte: »O ja, in vielen Dingen ist es hier besser, Herr Professor, da haben Sie Recht, aber bei Weitem nicht in allen. Der Erwerb zum Beispiel ist im hiesigen Lande sehr schwierig und verhältnißmäßig gering, so daß ich hier zwanzig Jahre gebrauche, um zu erreichen, was ich dort in fünf Jahren gewinne; das ist ein Unterschied, den Sie als guter Rechenmeister mir gewiß zugestehen werden.«



Der Professor lachte bei dieser Appellation an seine Wissenschaft fröhlich auf, was den Rentmeister sichtbar zu erleichtern schien. »Also der Erwerb zieht Sie in's Weite?« rief er. »Darum verlassen Sie Europa, Ihre Heimat, Ihre ruhige Lage, Ihre Freunde, Ihr – mit einem Wort – Ihr Alles?«

»Ja wohl, Herr Professor, darum allein. Ich bin ja ein Kaufmann, wie Sie wissen, und ein solcher träumt und lebt nur vom Handel. In den zwanzig Jahren, welche ich bei Ihrem Herrn Bruder zugebracht, habe ich mir eine ziemlich bedeutende Geschäftskenntniß aneignen können und mir auch, das schöne Legat eingerechnet, welches ich seiner Freundschaft und seinem Vertrauen verdanke, eine hübsche Summe erspart. Damit will ich meinen Handel in der großen Welt beginnen und Gott wird mir ja wohl beistehen, daß ich den Erfolg habe, wie Ihr Herr Bruder ihn hatte.«

Der Professor seufzte laut auf. »Hm!« sagte er, »wenn es so ist, kann ich Ihnen nicht verdenken, daß Sie mich zu verlassen wünschen, ja, es wäre sogar unrecht, Sie länger als nöthig halten zu wollen. Ist es denn schon ganz fest bestimmt, wann Sie fortgehen?«

»Fest bestimmt? Das kann es ja wohl meinerseits nicht sein, Herr Professor,« sagte der Rentmeister mit einer fast demüthigen Bescheidenheit – »die Bestimmung der Zeit hängt ja ganz allein von Ihnen ab.«

»Oho! Glauben Sie etwa, daß ich Ihrem Glück im Wege stehen will, wenn Sie es in Java oder irgend sonst wo zu finden glauben? Gott bewahre mich davor – nicht einen

Augenblick will ich Ihnen im Wege sein, aber Sie müssen mir den Zeitpunkt genau vorherbestimmen, damit ich mich an den Gedanken, Sie zu verlieren, gewöhnen und meine kleinen Vorkehrungen dazu treffen kann.«

Ueber das Gesicht des Rentmeisters flog ein blitzartiges aber schnell vorüberschwebendes Lächeln, das einem inneren geheimen Triumph auf ein Haar glich. Er erhob sich rasch, als wollte er gehen, und das war wirklich seine Absicht – er hatte ja lange und siegreich genug von seinen eigenen Geschäften gesprochen.

»Sie verzeihen,« sagte er, sich dem Professor nähernd und ihm freundlich und dankbar zulächelnd – »ich bin lange von Betty's-Ruh entfernt gewesen und hoffe, daß meine Leute während dieser Zeit meine Befehle ausgeführt haben und thätig gewesen sind –«

»O ja, so viel ich weiß,« unterbrach ihn der Professor mit einem Tone, der Jedermann belehren mußte, daß er wirklich sehr wenig davon wußte – »haben sie tüchtig gearbeitet – wollen Sie gehen?«

»Ja, wenn Sie es erlauben, möchte ich einmal die Felder besichtigen und dann in meinem Hause mich umblicken, wo ich nur abgestiegen bin, um pflichtschuldigst Ihnen zuerst meine Ankunft zu melden.«

Der Professor, dem jetzt erst wieder Etwas einfiel, was er bisher vergessen oder zu erwähnen absichtlich unterlassen hatte, sah sich im Saal um, als suche er Jemanden. »Warten Sie doch einen Augenblick,« sagte er aufstehend, »ich habe Ihnen auch noch eine Neuigkeit und noch dazu eine recht angenehme zu verkünden –«

»Eine Neuigkeit?« fragte der Rentmeister mit ernstem Ausdruck der Miene, der eine ungeweine Spannung seines Innern verrieth.

»Ja, und Sie sollen sie sogleich mit Augen sehen –«

Diesen Augenblick hielt Paul für den rechten, um endlich sichtbar zu werden, damit sein Onkel nicht von ihm und seiner Ankunft spreche und den Rentmeister gewissermaßen auf ihn vorbereite, was Paul vermeiden wollte, um die Wirkung zu sehen, die seine unvermuthete Erscheinung auf diesen Mann ausüben würde, auf den er schon jetzt bei Weitem nicht mehr das unbegrenzte Vertrauen setzte, welches der harmlose Gelehrte ihm geschenkt. So schlug er denn langsam die Vorhänge des Alkovens in der Mitte auseinander und trat plötzlich mit festem, ruhigem Schritt in den Saal, wobei zufällig der Kakadu einen grellen und gleichsam ängstlichen Schrei ausstieß, der mit eigenthümlichem Echo an der hohen Kuppel des Saales widerhallte.

Wenn Paul neugierig gewesen war, welche Wirkung dieses sein unvermuthetes Hervortreten auf den Rentmeister machen würde, so sollte er befriedigt werden, denn diese Wirkung war nicht allein eine deutlich sichtbare, sondern sogar eine auffällige, die selbst den verwundert aufschauenden Professor überraschte.

Denn als Usca Hummer die große mächtige Gestalt des jungen Mannes so plötzlich in den Saal treten sah, als er dieses kühne, ernste Gesicht mit dem dunklen Wellenhaar und den flammenden Augen gewahrte, da

erschrak er heftig, trat einen Schritt wie taumelnd zurück und stieß unwillkürlich einen Ruf höchster Ueberraschung aus. Aber diese Ueberraschung, dieser Schreck dauerte nur einen Moment, die Nerven Hummer's waren fest und elastisch genug, augenblicklich dem Willen seines Geistes zu gehorchen, und so stand er gleich darauf wieder fest und mit einer Art trotziger Kühnheit vor dem Fremden und starrte ihn mit seinen weit aufgerissenen Augen scharf und durchdringend an.

»Ah,« rief der Professor, der sich eben so schnell von seiner Ueberraschung erholt hatte, »da ist er ja schon! Sehen Sie da, lieber Hummer, es ist mein Neffe, Paul van der Bosch, der heute Morgen gekommen ist, um mir endlich einmal seinen Besuch zu schenken. Und in diesem Herrn, mein Junge, stelle ich Dir den vielbesprochenen Rentmeister Uscan Hummer vor.«

»Ihr Neffe?« stammelte der Letztere mit einem seltsam irren Blick – »hatten Sie denn einen Neffen, Herr Professor?«

»Ja, wie Sie sehen, mein Herr,« nahm nun Paul mit seiner mächtigen Stimme das Wort, »er hatte einen und Sie sehen ihn hier in mir mit Ihren eigenen Augen vor sich.«

Die Haltung und das Gesicht des Rentmeisters nahmen bei diesen Worten ein völlig verändertes Aussehen an. Sein unwillkürliches Staunen wich fast blitzartig schnell einer freudigen Verwunderung und indem er sich dem

Baumeister um einen Schritt näherte, sagte er mit ziemlich ruhiger Stimme, obgleich seine Brust sich noch immer lebhaft hob und senkte: »Ihr Neffe? O, o, dann freilich ist mir meine wunderbare Empfindung erklärt, meine Herren. Ja, der so unvermuthete Anblick Ihrer Person hat mich so betroffen gemacht, daß ich fast erschrak.«

»Das sah ich,« versetzte Paul mit seiner ruhigsten Miene – »aber warum erschraken Sie so?«

»Warum? Ei, das ist doch wohl kein Wunder,« entgegnete der gewandte Mann mit allmählig sich aufhellendem Gesicht – »weil Sie eine seltsame Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Bruder Ihres Herrn Onkels haben und ich im ersten Augenblick dachte, er selbst, um dreißig Jahre verjüngt, träte mir aus dem Alkoven entgegen, aus dem ich ihn so oft als gebeugten Greis habe hervorschreiten sehen.«

»Sie sind nicht der Erste, der mir das sagt,« erwiderte Paul, sich halb an den Professor und halb an den Rentmeister wendend. »Als ich vorher durch den Garten ging, verrieth der Gärtner ein ähnliches Staunen, da er meiner ansichtig ward – die Aehnlichkeit muß also wirklich vorhanden sein.«

»Verlassen Sie sich darauf,« fuhr der Rentmeister fort, der nun wieder sein ruhiges und geschmeidiges Wesen angenommen hatte, »die Aehnlichkeit ist auffallend und fast wunderbar. Nur war Herr Quentin van der Bosch nicht so groß und stark wie Sie, aber sein Kopf und Gesicht war wie Ihr Kopf und Gesicht, und sogar aus der

Stimme klingen mir einige bekannte und liebgewonnene Töne heraus. O, mein Herr, wie sehr ich mich darüber freue, vermag ich Ihnen nicht auszudrücken – und nun, nun erlauben Sie mir, daß auch ich Sie, den so lieben Gast, in diesem Hause willkommen heiße, worin ich mir ja selbst durch vieljährige Dienste und so manche saure Arbeit das Heimatsrecht erworben habe.«

Paul verneigte sich höflich, aber doch mit einer gewissen Zurückhaltung vor dem sich tief verbeugenden Mann, der nun auch gegen ihn den sanften Ton anstimmte, den er vorher gegen den Professor gebraucht, aber er unterließ es keinen Augenblick, jede Miene des Rentmeisters zu studiren, was dieser, von einem ähnlichen Interesse angeregt, mit aller Macht seiner scharfen Augen erwiderte.

»Ich danke Ihnen für diese Bewillkommnung,« sagte Paul ruhig und nahm nun auf einem schnell herbeigezogenen Sessel Platz, indem er die beiden Herren durch Geberden einlud, seinem Beispiel zu folgen, »und es ist mir lieb, daß mir so bald nach meiner Ankunft die Gelegenheit zu Theil wird, einen Mann persönlich kennen zu lernen, von dem ich bereits von meinem Onkel so viel des Guten erfahren habe.«

Hier verbeugte sich der Rentmeister verbindlich gegen beide Herren und nahm sofort eine noch bescheidenere und unterwürfigere Miene an.

»Ja, wir haben heute den ganzen Morgen von Ihnen gesprochen und mein Onkel hat mir erzählt, was Sie ihm

geleistet, wie viele Mühen Sie gehabt und wie treu Sie – seinem verstorbenen Bruder gewesen sind.«

»O mein Herr,« nahm der Rentmeister mit einer vor Rührung fast zitternden Stimme das Wort und wandte seinen Kopf mit dankender Neigung zu dem glücklich lächelnden Professor hin – »der Herr Professor ist zu gütig, wenn er das von mir gesagt hat, und es beweist mir nur wieder seine Nachsicht mit meinen schwachen Leistungen –«

»Lassen Sie uns hiervon abrechnen,« unterbrach ihn Paul, »es klingt nie gut, wenn man Jemanden zu laut in's Gesicht lobt. Doch – und hier stand er schon wieder von seinem Stuhle auf – »Sie standen im Begriff zu gehen und es wäre unrecht von mir, wenn ich Sie von Ihren wichtigen Beschäftigungen zurückhalten wollte. Wenn Sie es mir aber erlauben, so besuche ich Sie bald und dann erfüllen Sie mir vielleicht die Bitte, mich mit dem Gute meines Onkels bekannt zu machen und mit mir auf den Ländereien umherzuwandeln, da Sie doch gewiß die Person sind, von der ich die beste Unterweisung darin empfangen kann.«

Der Rentmeister verbeugte sich ehrerbietig und lächelte geschmeichelt. »Es wird mir eine große Ehre sein, Herr van der Bosch,« sagte er, »Sie mit Allem bekannt zu machen, was Ihnen hier von Nutzen oder Interesse sein kann. – Werden Sie lange hier verweilen?« setzte er nach einer kurzen Pause hinzu.

Der Professor wollte eben diese Frage beantworten, als Paul rasch das Wort ergriff und sagte: »Das hängt von

Umständen ab, Herr Rentmeister. Ich bin, wie gesagt, erst heute angekommen und da spricht man noch nicht gern von dem Abschied.«

»Ah, ich verstehe – gewiß! Wann kann ich Sie aber bei mir erwarten?«

»Haben Sie morgen früh um sieben Uhr Zeit?«

»Mein ganzer Tag steht Ihnen zu Gebote –«

»O, ich begnüge mich mit einigen Stunden – so ist es also abgemacht?«

»Morgen früh um sieben Uhr werde ich die Ehre haben, Sie im Pachthause zu erwarten – oder soll ich Sie vielleicht hier abholen?«

Paul besann sich einen Augenblick, dann sagte er: »Nein, ich wünsche das Pachthaus selbst zu sehen.«

»Das ist mir noch erfreulicher, Herr van der Bosch. Und jetzt – jetzt, meine Herren, habe ich die Ehre, mich zu beurlauben.«

Er verbeugte sich ehrerbietig gegen Beide; der Professor reichte ihm die Hand und Paul verneigte sich höflich. Dann nahm er seinen Strohhut und verließ mit raschen energischen Schritten den Saal, in dem er heute – das stand ihm leserlich auf dem Gesicht geschrieben – eine unerwartete Ueberraschung erfahren und – eine wichtige Stunde verlebt hatte.

Als der Professor und Paul wieder allein waren, schwiegen Beide und sahen sich lächelnd an. Endlich aber nahm der Professor zuerst das Wort und sagte: »Das



muß ich sagen, Junge, diesmal bist Du mir wie gerufen gekommen. Ich wollte mich eben nach der Glockenschnur begeben und die Dralling bitten, daß sie Dich, wenn Du in der Nähe seiest, in den Saal bescheide – da tratst Du schon herein. Und, es war merkwürdig, wie der Rentmeister erschrak, als er Dich sah. Also so wie Du hat der Quentin ausgesehen. Das habe ich noch gar nicht gewußt, denn es existirt seltsamer Weise kein Bild von ihm hier. Doch nun sage mir, wie bist Du denn eigentlich in den Alkoven gekommen? Ich habe Dich doch nicht hinein gehen sehen?«

Paul lächelte unbefangen und erwiderte kurz: »Ich kam diesmal von der Galerie der Halle herunter, und da der kürzeste Weg mir immer der liebste ist, wenn ich ein bestimmtes Ziel erreichen will, so zog ich die kurze Wendeltreppe dem weiten Gange durch die vielen Zimmer vor.«

»Aha! Natürlich! Aber nun sage mir, wie gefällt Dir der Rentmeister, he?«

Paul sah seinen guten Onkel, der ohne Zweifel eine günstige Antwort von ihm erwartete, einige Secunden fest und schweigend an. Dann aber erwiderte er: »Im Urtheil über Menschen, die man noch nicht genau kennt, muß man stets vorsichtig sein, lieber Onkel. Jedenfalls ist er ein glatter und polirter Mann, der keine auffallend rauhe Außenseite bietet.«

»Ja, das ist er,« sagte der Professor, von dieser ausweichenden Antwort so ziemlich befriedigt, »und gewiß ist

er noch etwas mehr. Ein Mann von vielen und reichen Kenntnissen in verschiedenen Dingen des Lebens –«

»Und gewandt und schnell gefaßt, wenn man ihm einen großen Schrecken einflößt,« fügte Paul hinzu.

»Ja, gewiß, aber daß er über Dein plötzliches Erscheinen erschrak, war kein Wunder – ich habe mich eigentlich auch erschrocken –«

»Ich habe es wohl gesehen, Ihr standet ja Beide, wie man sagt, fast verblüfft – doch, Du warst vorher bei Deiner Arbeit – willst Du nicht noch etwas rechnen?«

Des Professors Gesicht nahm einen übergläcklichen Ausdruck an. »Du bist ein herrlicher Junge,« sagte er, »Du erräthst immer meine liebsten Wünsche – ja, wenn Du Dich allein etwas beschäftigen kannst, so möchte ich wohl noch ein Stündchen bei der Arbeit bleiben.«

»Laß uns das heute ein für alle Mal abmachen, Onkel,« erwiderte Paul freundlich. »Keiner von uns soll und darf den Andern je stören oder ihm lästig fallen und mag Jeder treiben, was er will. Arbeite Du, so viel Du willst, und wenn ich Deiner einmal bedürfen sollte, werde ich mir die Freiheit nehmen, Dich zu unterbrechen. So ist Jeder sein eigener Herr und mag seinen Lieblingsneigungen nachgehen; auch ich werde mir bald hier ernstlich Geschäfte machen.«

Der Professor rieb sich vergnügt die Hände und war, wie durch einen Magnet dahingezogen, seinem Sessel vor dem Pult schon um einige Schritte näher getreten. »So habe ich es mir gewünscht und gedacht,« sagte er,

»und nun erfüllt es sich schon am ersten Tage. O das ist herrlich und ich lebe wieder auf.«

Paul lächelte herzlich über den eifrigen Mann und sagte ihm dann bis zum späteren Abend Lebewohl, während der Onkel sich sogleich auf seinen Stuhl niederließ und seine Arbeit ohne so wunderbare Nebengedanken, wie sie in seines Neffen Kopfe schwirrten, so lebhaft wie in früheren Tagen fortsetzte. –

Als Paul in das Gartenzimmer trat, sah er Frau Dralling mit erhitztem Gesicht an einem der Fenster die Blumen begießen. Sobald sie des jungen Mannes ansichtig ward, kam sie auf ihn zu und starrte ihn mit einem Blick an, den Paul verstand, ehe sie ein Wort sprach.

»Nun,« sagte sie, mit der Hand in's Weite deutend, »er ist fort – nach dem Pachthause hin. Und was sagen Sie nun?«

»Noch gar nichts, Frau Dralling,« lautete die mit nachdenklichem Ernst gegebene Antwort, »wenigstens heute noch nicht. Morgen kann ich Ihnen vielleicht schon etwas mehr sagen, da ich mich morgen früh mit dem Herrn Rentmeister ausführlich beschäftigen werde, den ich heute nur im Fluge sah und sprach.«

»Aber wie hat er Ihnen denn gefallen?« fragte die neugierige Frau. »Das können Sie mir doch wenigstens sagen!«

Paul sah sie mit einem eigenthümlichen Blick an, aber er erwiderte nichts als: »Thun Sie mir den Gefallen, Frau Dralling, und holen Sie mir meinen Hut und Stock aus dem Alkoven. Ich habe vergessen, sie mit in den Saal zu

nehmen, und will noch einen tüchtigen Spaziergang machen.«

In zwei Minuten hatte er Hut und Stock empfangen und war in den Garten hinausgetreten, den die Strahlen der Sonne bereits seit einigen Minuten verlassen hatten. Nur im Nordwesten glühte der Himmel in goldenem Purpur und warf von da aus einen wunderbar leuchtenden Schimmer über die grünen Rasenflächen und die im lichtesten Farbens Schmuck glänzenden Bäume des Parks. Paul aber sah diesmal von aller dieser Pracht des Sonnenunterganges nichts – in seinem Kopfe gährte und in seinem Herzen hämmerte es mächtig, denn so viel war gewiß, er hatte Ernstliches zu bedenken bekommen und schon der erste Tag auf Betty's-Ruh war für ihn ein wichtiger und für Andere vielleicht sogar ein verhängnißvoller geworden.

Als aber Frau Dralling, die ihn bis unter das Säulenportal begleitet hatte, ihn langsam und sinnend durch den Park gehen sah, lächelte sie still in sich hinein.

»Er will mir nicht sagen, wie ihm der Rentmeister gefallen hat,« kicherte sie. »Als ob das auch noch nöthig wäre, haha! Nein, nein, mein lieber junger Herr, die alte Dralling ist nicht auf den Kopf gefallen und ihre Augen sitzen an der rechten Stelle. Daß dieser Lump von einem Menschen ihm nicht behagt, das habe ich ihm an der Nase angesehen. Und es ist gut, daß ich das konnte, das beweist mir, woran ich mit ihm bin und daß er auch eins von den ehrlichen Menschenkindern ist, die sich nicht verstellen können. Gesagt hat er es freilich nicht, aber

auf seiner Stirn, in seinen Augen stand es geschrieben: ›die Dralling hat Recht und der Professor hat Unrecht!‹ Und wenn es nicht so ist, so will ich keinen Polizeisergeanten zum Manne gehabt haben, und das wäre doch ein großer Verlust für mich gewesen, denn der gute alte Dralling – Gott habe ihn selig! – hat mich doch erst klug und sehend gemacht, das ist gewiß!«

---

Glänzend war aus leichtem Nebelgewölk die nächste Morgensonne über Betty's-Ruh aufgegangen, als Paul nach der ersten unter dem Dache seines Onkels verlebten Nacht neugekräftigt sein Lager verließ und mit frischen Hoffnungen und lebhaftem Thatendrang den jungen Tag begrüßte. Er hatte sein Frühstück schon eingenommen, als der Professor erst aus festem Schlaf erwachte, und als dieser die Bibliothek betrat und sich mit lange nicht empfundener Freude an den gleichsam wiedergewonnenen Schreibtisch setzte, schritt er schon aus der Halle, bis wohin Frau Dralling ihm wie gewöhnlich das Geleit gab und, als er sie verließ, den besten Erfolg in allen seinen heutigen Unternehmungen wünschte.

Da es noch zwanzig Minuten vor sieben Uhr war, so brauchte unser Freund sich nicht zu übereilen und so schlug er den am Mausoleum vorüberführenden Weg ein, um durch die schöne Kastanienallee nach dem Pachthause hinabzuschreiten. Als er sich der Ueberfahrstelle zum Grabgewölbe näherte, fand er den alten Gärtner schon

in voller Thätigkeit, die breiten Kieswege glatt und eben zu harken, bevor er an die andere, ihm so reichlich zugemessene Arbeit ging. Als der alte Mann den jungen Herrn langsam daherwandeln sah, nahm er grüßend seinen Hut ab und rief ihm schon aus der Ferne sein: »Guten Morgen, Herr!« zu.

»Guten Morgen, Barker!« entgegnete Paul freundlich. »Ihr seid ja schon früh thätig und stellt Alles wieder so hübsch her, das gefällt mir.«

»Ich muß wohl, Herr,« erwiderte der alte Gärtner, sich auf seine Harke lehnend und dem jungen Manne freudig in das edle Antlitz sehend, »ich muß wohl früh anfangen, wenn ich mit meinem Tagewerk fertig werden will. Ich bin ja nur allein in diesem Theil des Parks und habe eine lange Arbeit vor mir.«

»Das wird und muß einst anders werden, Barker,« tröstete ihn Paul, »und so viel an mir liegt, sollt Ihr bald wieder einen Gehülfen haben.«

»Wolle es der liebe Gott geben, Herr van der Bosch, es ist auch nothwendig, wenn das Beste ringsum nicht verkommen soll. Aber der Herr Professor hat ja – Sie erlauben mir gewiß das zu sagen – dafür keinen Sinn und hat alle helfenden Hände fortgeschickt.«

»Das hat er freilich gethan und zwar weil er es thun mußte,« sagte Paul bestimmt.

»Mußte er es wirklich? Na, wenn Sie das mit so ernster Miene sagen, dann will ich es glauben, obgleich wir Alle bisher noch einen gelinden Zweifel darüber hegten.«

»Zweifelt nicht mehr,« erwiderte Paul, »die Nothwendigkeit lag wirklich vor; wenn wir aber erst einen neuen Pächter haben, der einen größeren Pachtzins zahlt, dann sollt Ihr und der Garten zuerst bedacht werden, das verspreche ich Euch.«

Der Gärtner machte große und verwunderte Augen. »Einen neuen Pächter?« fragte er, die Worte fast in ihre Sylben zerlegend. »Wie soll ich das verstehen, Herr?«

»Herr Hummer wird uns wahrscheinlich im Herbst verlassen, habe ich gestern gehört, und dann müssen wir doch natürlich einen anderen Pächter haben.«

Der Alte machte eine Geberde mit der Hand, als wollte er sagen: »Ich gräme mich gar nicht darum, wenn er nur erst weit weg wäre! – Aber das ist ja etwas ganz Neues,« sagte er dann laut, »also er will fort?«

»Ja, doch ein andermal mehr darüber. – Was habt Ihr denn hier eigentlich so ernsthaft zu harken?« fuhr er fort, als Barker schon wieder zu seinem Instrumente gegriffen hatte und eifrig damit zu wirthschaften begann.

Der Alte hielt wieder inne, sah Paul blinzeln an und lachte in sich hinein. »Es ist komisch, Herr,« sagte er, »diese Nacht ist hier seit langer Zeit wieder zum ersten Mal die alte Wirthschaft losgegangen, und wenn ich nicht der Erste gewesen wäre, der heute Morgen hierher kam, so würde alle Welt wieder von dem Spuk reden, der sich wie früher an seiner Lieblingsstelle gezeigt hat.«

»Der Spuk?« lächelte Paul, »hat sich wieder hier ein Spuk gezeigt?«

»Ja freilich, wenigstens was die dummen Leute so nennen.«

»Und worin oder wodurch hat er sich gezeigt?«

»Hm, ja, jetzt sehen Sie freilich nichts mehr davon, ich habe schon Alles wieder von da hinten her glatt gemacht. Der ganze Spuk besteht nämlich in weiter nichts, als in Fußspuren, wie wir sie früher sehr oft gefunden haben und die sich noch Niemand so recht hat erklären können. Da, sehen Sie, von jener Waldecke des Parks an begannen sie heute, früher auch von da drüben her, stets aber führen sie nach dem Wasser, obwohl der Mensch, der sie hinterlassen, sich immer bemüht, sie mit irgend einem Instrument – vielleicht mit einem scharfen Besen – hinter sich wegzuwischen, und das, glaubten die dummen Leute, rühre von dem Geistermantel her, den das Gespenst tragen soll. Haha! Als ob es solch' Ding geben könne! Na ja, und damit ich diese mir schon bekannten Spuren um so leichter wiederfinde, wenn sie sich noch einmal einstellen sollten, darum harke ich so häufig wie möglich diese Wege frisch auf.«

»Was sind es denn für Fußsparen?« fragte Paul, ohne besonders auf das Ereigniß neugierig zu sein.

»Ja, es ist nicht so ganz leicht zu sagen, Herr, aber von einem feinen oder nur gewöhnlichen Stiefel rühren sie wahrhaftig nicht her, weit eher von einem recht plumphen Holzschuh, wie die Landleute hier herum ihn tragen. Darum bin ich auch fest überzeugt, daß irgend ein Bauer aus der Nähe sich das Vergnügen macht, hierher an das



Wasser zu kommen und mir meine schönsten Blumen abzubrechen.«

»Haha! Ist das wirklich geschehen? Nun, dann wäre ja der Spuk erklärt,« sagte Paul, sich nach den zunächst gelegenen Blumenbeeten umschauend.

»Ja gewiß, Herr, sehen Sie doch da – da fehlen einige ganz hübsche Dinger und ich wundere mich nur, daß er sie nicht alle mitgenommen hat.«

»Könnt Ihr denn nicht einmal eine Nacht dem Diebe aufpassen lassen, um seiner Person auf die Spur zu kommen?«

»Ach Du lieber Gott, Herr,« versetzte Barker und kratzte sich hinter dem rechten Ohr, »das möchte ein schwieriges Stück Arbeit sein. Wer soll ihm denn aufpassen? Es sind ja nur so wenige Leute hier, und die da sind, haben bei Tage alle Hände voll zu thun und schlafen Nachts fest wie die Ratten. Außerdem geschieht es nur selten und man könnte viele Nächte im Freien campiren, ehe man die rechte trifft.«

»Das ist freilich wahr. Aber Eins beweist mir doch dieser nächtliche Besuch.«

»Was denn, Herr?«

»Daß nicht alle Leute hier an Spuk glauben, denn der, der die Fußstapfen macht, fürchtet sich gewiß nicht davor.«

»Ei du mein Himmel, Herr, das thun ja auch nur die dummen Leute, die im Schlosse wohnen. Und der Dieb

ist ein Fremder, das ist gewiß. Wer von uns wollte dem seligen Herrn da drüben seine Lieblinge rauben, das müßte ja ein schändlicher Bösewicht sein.«

»Da habt Ihr Recht. Doch nun muß ich Euch verlassen, Barker, und wünsche Euch einen guten Tag.«

»Der Tag ist gut, Herr, die Sonne scheint goldklar und es wird warm werden, wenn es auch jetzt noch ein Bißchen frisch ist. In acht Tagen haben wir hier Alles grün und dann sollen Sie einmal die Allee da drüben mit ihren weißen und rothen Blütenbüscheln sehen, es ist eine wahre Pracht!«

»Ich freue mich schon darauf,« sagte Paul, nickte dem Alten zu und bewegte sich nach der Allee zu, die geradeaus nach dem Pachthause führte.

Mit kurzem, energischem Schritt, wie er immer ging, trat er in dieselbe ein und seine Augen schweiften vergnüglich von Baum zu Baum, deren Blätter sich bereits mächtig entfalteteten und den befiederten Sängern, die lustig ihr Morgenlied zwitscherten, schon einen erquicklichen Schatten boten. Auch Eichkätzchen waren sichtbar und kletterten gewandt von Ast zu Ast, oft den Wanderer furchtlos dicht an sich herankommen lassend und dann doch wie der Blitz verschwindend, aber immer noch hinter den breiten Stämmen hervor ihn mit den klaren Aeuglein verfolgend, bis er aus ihrer Nähe gewichen war.

So kam er dem Pachthause näher und näher und endlich stand er auf einer größeren Lichtung dicht vor dem altersgrauen umfangreichen Gebäude, das mit seinem spitzen Schieferdach und seinen breiten Seitengiebeln

sich als ein ganz ansehnliches Bauwerk darstellte und früher gewiß ein noch besseres Aussehen geboten haben mochte. Es zeigte auf jeder Seite der breiten Haustür von geschnitztem, durch das Alter schwarz gewordenem Eichenholz, vier hohe Fenster, vor denen in geeigneten Zwischenräumen vier große Lindenbäume standen, die bis hoch über das aus Mansardenzimmern bestehende obere Stockwerk emporragten und das Ganze im Sommer fast zu düster beschatteten. Auch die Tiefe des Hauses war beträchtlich und an die hintere Front schloß sich ein großer weiter Hofraum, von Scheunen und Ställen umgeben, deren Bewohner durch ihr Blöken und Brüllen sich dem Näherkommenden bald zu erkennen gaben, so weit sie sich nicht auf den fern liegenden Wiesen und Angern tummelten.

Als Paul sich dem Hause näherte, sprangen ihm laut kläffend ein paar tüchtige Jagdhunde entgegen, aber ein kräftiger Pfiff aus einem der Fenster rief sie schnell in das Haus zurück und gleich darauf trat der Rentmeister in seiner alltäglichen Landtracht, einem kurzen grünen Jagdrock, schwarzen ledernen Beinkleidern und langen Sporenstiefeln hervor, die ihm fast noch besser stand als die modischen Kleider, welche er am vorigen Tage getragen hatte. Der Bewohner des Pachthauses trug keine Kopfbedeckung und trat dem erwarteten Gaste mit einem freundlich begrüßenden Lächeln entgegen, allein er streckte seine fleischige Hand nicht nach demselben aus, der seinerseits nur leicht den Hut lüftete und ein kurzes »Guten Morgen, Herr Rentmeister!« sprach.

»Ich heiße Sie bei mir willkommen, Herr van der Bosch,« sagte der Pächter mit etwas befangener Miene, »und bemerke gleich, daß Sie es in meinem alten Hause etwas weniger wohnlich finden werden, als bei Ihrem Herrn Onkel. Mir genügt es indessen und somit müssen auch meine Gäste damit vorlieb nehmen.«

Er sprach dies in kurzer natürlicher Weise, indem er auf dem Hausflur, in den Paul bereits eingetreten, die erste Thür zur Rechten öffnete und den Gast mit einer höflichen Verbeugung zum Voranschreiten einlud.

Dieser, obgleich durch jene Worte auf eine gewisse ländliche Einfachheit vorbereitet, war dennoch erstaunt, als er in das geöffnete Zimmer trat, welches außer einem daneben liegenden Schlafcabinet, das einzige mit Möbeln versehene Gemach im ganzen Hause war und außerdem seit vielen Jahren weder neu geweißt noch tapézirt zu sein schien, so verwohnt und fast verräuchert sahen Wände und Decke aus. Ueberdieß konnte man die innere Einrichtung nicht nur einfach, sondern fast dürftig nennen, obgleich die vorhandenen Gegenstände ziemlich neu und sichtlich erst vor kurzer Zeit angeschafft waren. Hier war nirgends ein Möbel der Bequemlichkeit oder gar der Behaglichkeit wahrzunehmen, als ein fast bretthartes, mit gestreiftem Drell überzogenes Sopha, und nur die nothwendigsten und unentbehrlichsten Dinge standen rings an den Wänden herum. Diese Einfachheit erschien fast zu studirt, um natürlich zu sein, und erst, als Paul sich erinnerte, daß der Rentmeister gleich bei seiner

Einrichtung nur einen kurzen Aufenthalt in diesem Hause vor Augen gehabt, konnte er sie erklärlich und somit auch sachgemäß finden.

»Ja,« sagte der Rentmeister, während er Paul's Gesicht bei der Wahrnehmung dieser Wohnungseinrichtung neugierig musterte, »ich habe es Ihnen schon gesagt, es ist einfach und ländlich bei mir, aber das ist ja ganz natürlich. Ich wußte ja vorher, daß ich nur kurze Zeit hier wohnen und wirken würde, und da wäre es doch thöricht gewesen, wenn ich mein Geld für überflüssigen Tand hätte wegwerfen wollen. Nein, Herr, ein Landmann kann sein Geld besser zu anderen Dingen gebrauchen. Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen und eine Cigarre rauchen?«

»Ich danke für Beides,« erwiderte der Gast höflich doch entschieden, »ich rauche so früh des Morgens nie und will mich auch nicht länger als nöthig aufhalten. Lassen Sie uns gleich mit der Besichtigung Ihres Hauses und dessen Zubehör beginnen und dann wollen wir uns auf die Felder verfügen.«

»Gut. Reiten, fahren oder gehen wir nachher?«

»Wie weit haben wir zu gehen?« fragte Paul dagegen.

»In zwei Stunden können wir so ziemlich Alles abgelaufen haben, außer der kleinen Waldung da drüben, die unsere Gränze nach Hannover hin bildet und ein ganz hübsches Wild hegt.«

»Dann lassen Sie uns gehen, denn ich gehe gern. Mit dem Reiten bin ich überdieß, offen gesagt, nicht sonderlich vertraut; ich habe es wohl gelernt, aber ich sitze vielleicht doch nicht sicher im Sattel.«

»Das lernt sich sehr leicht, wenn man nur einiges Geschick dazu besitzt. Ich reite fast den ganzen Tag; es bringt Einen schneller vom Fleck. – Aber was für eine Lebensweise haben Sie denn früher geführt, wenn ich fragen darf? Ich hätte in Ihnen sogar einen tüchtigen Reiter und Jäger vermuthet.«

»Man irrt sich bisweilen in den Fähigkeiten der Menschen. Ich bin Baumeister und habe mich bisher mehr mit dem Studium meiner Kunst und Wissenschaft als mit anderen Dingen beschäftigt.«

Der Rentmeister, dessen sichtliche Neugierde nun endlich befriedigt war, verbeugte sich. »O,« sagte er mit lächelnder Miene, »wenn Sie ein Baukünstler sind, so werden Sie drüben im Schlosse manches Schöne gefunden haben, was wohl Ihrer Beachtung werth sein mag.«

»Sehr viel Schönes sogar und ich werde mich noch lange daran erfreuen. Es muß ein tüchtiger, obgleich origineller Baumeister gewesen sein, der das Schloß erbaut hat.«

»Ja, das war er, obgleich das Originelle mehr auf Seiten des *Bauherrn* lag. Ersterer war ein Holländer aus dem Haag, van der Boos mit Namen, der leider zwei Jahre nach Vollendung dieses Baues in Hamburg gestorben ist. Aber mein seliger Herr war ein Freund und Kenner von schönen Bauwerken und so hat er es sich etwas kosten lassen, nach seinem Geschmack und Entwurf ein sicheres Dach über seinem Haupte zu haben.«

»Ja,« erwiderte Paul mit ironischem Lächeln, »so viel, daß dabei fast sein ganzes Vermögen darauf gegangen zu sein scheint.«

Der Rentmeister hatte sich eben nach der Wand umgedreht, um von einem Riegel Mütze und Stock zu nehmen, die daran aufgehängt waren. Es dauerte etwas lange, bis er unter drei oder vier wuchtigen Stöcken die richtige Auswahl traf. Endlich aber war er fertig, drehte sich herum und sagte: »Wenn es gefällig, so sehen wir uns erst das Haus, dann den Hof mit den Stallungen und Scheunen an.«

Paul trat rasch aus dem Zimmer, dessen Luft ihm dumpf und feucht zu sein schien. Auch die öden, kahlen und ausgewohnten übrigen Räume des großen Hauses behagten ihm wenig und so verließ er es endlich mit Vergnügen und schritt erheitert über den sonnigen Hof, wo er sich die in gutem Stande erhaltenen Gebäude, das Vieh und die Pferde betrachtete, die namentlich tüchtig und zum Theil aus dem früheren Besitz seines Onkels angekauft waren. Der Rentmeister gab auf diesem Gange einen geschulten Führer und Erklärer ab. Er sprach über Alles ruhig und verständig und machte nie mehr Worte als nöthig. Auch glaubte Paul zu bemerken, daß sein Gebahren bei diesem Geschäftsgespräch allmählig natürlicher wurde und weit von dem erkünstelten und unterthänigen Wesen abwich, welches er am vorigen Tage gegen den Professor hervorgekehrt hatte.

Endlich war man auch mit der Besichtigung des Hofes, der Stallungen und Scheunen fertig und nun ging es auf's

Feld. Hier zeigte sich Alles lustig, grün und frisch. Die Lerchen schmetterten in den Lüften, die Mücken spielten schon im warmen Sonnenstrahl und die Felder waren so sorgsam bestellt und bebaut, wie man es nur bei einer vollkommen geregelten und einsichtsvollen Bewirthschaftung zu seiner Freude sehen kann.

Hier auf freiem Felde wurde der Rentmeister noch natürlicher als innerhalb der Räumlichkeiten des Pachthofs. Alle Befangenheit, die er anfangs an den Tag gelegt, war verschwunden und er sprach mit dem jungen Gaste fast in vertraulicher Weise über Alles, was den Grund und Boden betraf, wie es früher damit gehalten worden, was er selbst daran gethan und was künftig damit geschehen müsse, so daß Paul von dieser Unterhaltung völlig befriedigt war und dem ruhigen Sprecher an seiner Seite von Zeit zu Zeit ein freundlicheres Gesicht zeigte. Der Rentmeister merkte das sehr wohl, und je heiterer und aufmerksamer der Baumeister ward, um so ruhiger, überlegter wurde er selber, bis er endlich ganz schwieg und irgend einen Gedanken im Stillen zu verfolgen schien. –

Da war man an den Rand einer kleinen Tannenwaldung gelangt und hier stand der Rentmeister still. »So, wie hier die Bäume stehen,« sagte er, »geht es durch den ganzen Belauf, und wenn dem Wald ein grüner Anger folgt, so stehen Sie auf hannoverschem Boden. Lassen Sie uns nicht in den Wald, sondern lieber auf jenen kleinen Hügel daneben gehen – es ist unsere Hauptschaaftrift – und dort oben können wir uns einen Augenblick auf eine



Bank setzen, die Ihr verstorbener Herr Onkel hat anbringen lassen und von der aus man das Schloß, den Park, so wie überhaupt das ganze Gut so ziemlich überschauen kann.«

Paul stimmte bei und man erreichte bald die Bank auf dem Hügel, die auf der Spitze desselben in einer dichten Umhägung dunkler Tannen aufgestellt war, um sie vor den dort oben hausenden Winden möglichst zu schützen. Der Blick, den man hier gewann, war sehr hübsch und ziemlich reich. Geradeaus auf dem nächsten grünen Hügel, lag das herrliche Schloß mit seinem Thurm und seinen Kuppeln, die man aus dieser hochliegenden Ferne deutlich zwischen den Oeffnungen der Giebel hindurchschimmern sah. Zu beiden Seiten desselben ragten die frischgrünen Pappeln, Linden, Buchen und sonstigen Bäume auf, die den Park bildeten, und in der Mitte davor, als wäre sie wirklich der Haupt- und Mittelpunkt des Ganzen, um welchen Quentin van der Bosch seinen schönen Besitz geordnet, erhob sich auf ihrem gewölbten Hügel die Psyche, die wie Silber in den Strahlen der Morgensonne glänzte, obgleich sie, von hier aus gesehen, nur sehr klein erschien. Zur Linken dagegen lugte hinter der langen Kastanienallee und den es halb verdeckenden Lindenbäumen das graue Pachthaus mit seinem schwarzen Dache hervor, und weit darüber hinaus, jenseits grüner von Deichen eingehogter Anger und Wiesen, Obstgärten und Ackerland, zog sich eine im Sonnenschein schneeweiß blitzende, unendlich lange Linie, hinter der das gewaltige Meer brauste und wogte, aus dem sich hie und

da, wie kleine schwarze Punkte erscheinend, die großen Schiffe erhoben, die mit allen Segeln in die Elbe hineinstrebten oder auch durch ihre lange Rauchsäule sich als Dampfer erwiesen, ein Anblick, der Paul van der Bosch lange fesselte und ihn wieder in die Stimmung versetzte, die er vor zwei Tagen gehabt, als er zum ersten Mal in seinem Leben dem gewaltigen Elemente so nahe gekommen war.

»Ja,« sagte der Rentmeister, als er den angenehmen Eindruck bemerkte, den dieser Anblick auf den jungen Mann an seiner Seite hervorbrachte, »man muß gestehen, daß Ihr älterer Herr Onkel seinem Bruder ein hübsches Stück Land hinterlassen hat, nicht wahr? Schade nur, daß der Herr Professor – Sie verzeihen mir gewiß, daß ich in meiner gewohnten Offenheit hier vor Ihnen den wunden Fleck der sonst so schönen Erbschaft berühre – daß der Herr Professor, sage ich, vielleicht eine zu große Idee von seinem Erbe gehegt hat, welche sich, wie gewöhnlich im Leben, leider nicht verwirklicht hat.«

Er schwieg und schaute anscheinend tief bewegt vor sich in das lachende Gefilde hin, während Paul aus seinen Träumereien auffuhr und einen raschen Blick über das Gesicht seines Gefährten schweifen ließ.

»Da irren Sie,« sagte er ruhig; »ich glaube nicht, daß mein Onkel Casimir eine höhere Idee von seinem Erbe gehegt, als es sich ihm erwiesen hat, denn es giebt wenige so genügsame und bescheidene Menschen in der Welt, wie er einer ist.«

»Das ist gewiß wahr,« bestätigte der Rentmeister, »aber es wäre doch gut, wenn es eben anders und besser mit seiner Erbschaft gestanden hätte. O, Herr van der Bosch,« fuhr er mit lebhafterer Wärme fort, als bräche er mit Gewalt den Bann, der bisher seine Zunge gefesselt, »Sie glauben gar nicht, wie lieb es mir ist, daß ich mich einmal über dieses dunkle und räthselhafte Ereigniß, das sich da unten zugetragen hat, aussprechen kann, ein Ereigniß, welches ich nie vergessen werde, da ich persönlich am meisten darunter gelitten habe. Es ist auch fast unbegreiflich, wie sich, wenn man den Zusammenhang von Anfang bis zum Ende überschaut, Alles so seltsam hat gestalten und entwickeln können. Stellen Sie sich vor, daß der frühere Herr von Betty's-Ruh in seiner Art fürstlich gelebt hat und daß nun ein stiller, bescheidener Erbe kommt und diesen fürstlichen Haushalt mit aller seiner Fülle und seinem Ueberfluß vorfindet. Natürlich mußte er denken, daß da, wo so viel Glanz herrscht, wo so viele Diener unterhalten werden, auch große Reichthümer vorhanden seien. Und da werden die gerichtlichen Siegel abgenommen, da öffnen sich die Schränke, da wird das Testament verlesen, welches so zahlreiche und große Legate festsetzt und – für den bescheidenen Erben, nachdem er alle ihm aufgebürdeten Pflichten erfüllt hat, bleibt außer dem liegenden Besitz nur ein ganz unbedeutendes Vermögen übrig. Ist das nicht gar zu seltsam und sollte man es nicht fast für unmöglich halten?«

Paul war sehr aufmerksam geworden bei dieser eifrigen Rede, die ihm anfangs fast zu absichtlich vom Zaune

gebrochen, deren Fortsetzung aber so viel Interessantes zu verheißen schien, daß er über die Motive dazu jetzt nicht weiter nachdenken mochte. Um daher den Rentmeister sich ganz aussprechen zu lassen, vermied er es in sein Gesicht zu schauen und sagte nur:

»Ja, es ist allerdings merkwürdig, sogar auffällig, und ich habe es im ersten Augenblick, wie Sie selbst sagen, für unmöglich gehalten.«

»O, wer sollte es nicht, die ganze Welt mußte es dafür halten – und ich, ich, Herr van der Bosch, am allermeisten. Ich war förmlich erstarrt, als ich die kleine Erbsumme des Herrn Professors vor mir liegen sah, die sich trotz allen Rechnens nicht vergrößern wollte! Sie glauben nicht, wie ich mir Tag und Nacht den Kopf zerbrochen habe, um zu entdecken, zu erdenken, wo das Vermögen des Verstorbenen geblieben sein könne, denn daß er bei Weitem mehr im Besitz gehabt, als wir gefunden, lasse ich mir durch keinen Menschen streitig machen, mag er darüber philosophiren und sophistisiren, so viel er will.«

»Wo hat er es denn aber gelassen?« fragte Paul mit wachsender Spannung und indem sein Herz heftig zu schlagen begann.

Der Rentmeister zuckte die Achseln. »Das weiß Gott!« sagte er seufzend. »Ich weiß nur, daß der sonst so gute, klare und immer richtig calculirende Herr in Geldangelegenheiten stets sehr eigensinnig und leider auch zu geheimnißvoll war, daß er in diesem Puncte Niemanden –

ich sage Niemanden vertraute, daß er seine Gelder immer nur in einzelnen Summen bald hier, bald dort, bald in diesem, bald in jenem Papier anlegte, daß er die Briefe darüber stets eigenhändig abfaßte und selbst mich, dem er doch sonst Vertrauen schenkte, niemals einen Blick in diese Verhandlungen thun ließ. So kann es allerdings sehr leicht geschehen sein, daß er einen großen Theil seines baaren Vermögens – unedlen und untreuen Händen überlieferte, daß der geheimnißvolle Geschäftsmann die Eigenthümlichkeit des Herrn kannte und darauf seinen Plan gründete, und daß er also nach dem Ableben desselben, da er allein im Besitz des Geheimnisses war, schwieg, weil Niemand vorhanden war, der ihm hätte beweisen können, daß er der Vertraute in Geldangelegenheiten des seligen Herrn gewesen sei.«

»Das ist wahr – es *kann* wenigstens wahr sein,« sagte Paul nachdenklich, »und Sie eröffnen mir da eine ganz neue Aussicht. Ja, so kann es sein und es ist vielleicht auch so.«

»Nicht wahr?« fuhr der Rentmeister wärmer und vertraulicher fort. »Ich wenigstens lasse es mir nicht streitig machen, bis ich etwas noch Sichereres und Entscheidenderes entdecke.«

Paul schüttelte bedenklich den Kopf. »Freilich,« erwiderte er, »es läßt sich vielleicht noch etwas Sichereres und Haltbareres entdecken, und ich – das sage ich ehrlich – habe noch nicht die Hoffnung aufgegeben, daß dies Dunkel sich einst lichten wird.«

»Das sage ich auch – es *muß* sich einst lichten.«

»Aber wie seltsam ist es dann doch,« fuhr Paul langsam redend fort, als überlege er erst, was er sprechen wolle, »daß sich nicht einmal irgend ein Verzeichniß unter den Papieren des Verstorbenen gefunden hat, welches dem Erben an die Hand giebt, wieviel er an baarem Vermögen zu erwarten und wo er es zu suchen hat. Das pflegen vorsichtige Geldmänner doch in der Regel zu thun und mein Onkel Quentin soll, wie ich von allen Seiten höre, ein sehr vorsichtiger und umsichtiger Mann in Geldangelegenheiten gewesen sein.«

»Das ist er gewiß gewesen!« fuhr der Rentmeister mit einer Art frohlockenden Ungestüms auf. »Was Sie da sagen, hat seine volle Richtigkeit und ich bin über das Nichtvorhandensein eines solchen Verzeichnisses, wie Sie es nennen, selbst überaus betroffen gewesen.«

Diese Worte sprach er mit solcher Natürlichkeit und Wärme im Ton der Stimme und im Ausdruck der Miene, daß Paul nicht umhin konnte, die Empfindung des Redenden dabei für eine wirkliche zu halten.

»Ja,« fuhr der Rentmeister mit steigender Erregtheit fort, »an ein solches Verzeichniß hatte auch ich bestimmt gerechnet, aber auch darin habe ich mich getäuscht, und man kann daraus wieder entnehmen, daß das, was man für das Gewisseste hält, immer noch nicht gewiß genug ist. – Das aber – ach! Herr van der Bosch, ist erst die eine Seite dieser wunderbaren Erbschaftsangelegenheit, und sie betrifft den Erben. Sie hat noch eine andere Seite, und die betrifft mich. Denken Sie nun einmal an mich und versetzen Sie sich so recht in meine Lage dabei. Ach,

die ist in Wahrheit so qualvoll und bitter gewesen, daß ich keine Worte habe, um meine Empfindungen auszudrücken. Fassen Sie meine Stellung genau in's Auge und dann urtheilen Sie. Ich war der erste und einer der ältesten Diener eines von Jedermann für sehr reich gehaltenen Herrn und auch ich hielt ihn für sehr reich. Bei Lebzeiten hatte er ein großes Vertrauen in mich gesetzt und das bewies er mir auch nach seinem Tode. Er starb und setzte mir nicht allein ein bedeutendes Legat aus, sondern – er ernannte mich auch, ganz gegen meinen Wunsch und gegen meine Erwartung, zum alleinigen Testamentsvollstrecker. O, hätte er das doch nicht gethan, denn das ist die traurigste Ehre gewesen, die mir in meinem Leben zu Theil geworden, und zugleich die reichste Quelle eines mir bisher unbekanntes Elends! Ja, dieses Vertrauen hat mir ein großes Herzleid bereitet. Natürlich glaubte kein Mensch, daß der Herr Professor nur einundvierzigtausend Thaler geerbt haben könne und daß also hier ein Irrthum oder wohl gar ein ungeheurer Betrug vorliegen müsse. Auf *Wen* fiel nun der Verdacht dieses Irrthums oder dieses Betrugers? Auf mich, Herr van der Bosch, auf mich ganz allein, und das erkannte ich nicht nur selbst, sondern das deuteten mir auch hämische und neidische Menschen mit Worten an, die ich nicht mißverstehen konnte. Nun denn, ich bin ein Mann, Herr Baumeister, *der in allen Dingen sein ganzes Leben hindurch sicher zu gehen gewohnt ist*, und so mußte ich, um meinen Ruf und meine Ehre sicher zu stellen, einen kurzen Proceß machen und ich beantragte die Untersuchung

gegen mich selbst, ich rief die Gerichte herbei, legte ihnen mein ganzes Vermögen und den Nachweis des Ursprunges desselben vor und sagte ihnen, wenn Ihr nur einen Schilling findet, der nicht redlich erworben oder mir nicht gesetzlich zugefallen ist, so mögt Ihr mich hängen oder deportiren, mir ist Alles recht. O, ich bin da in einer verzweiflungsvollen Lage gewesen, das mögen Sie mir glauben, und wenn die Natur mir nicht eine so zähe Widerstandskraft gegeben, ich hätte diesen furchtbaren Schicksalsschlag nicht überwinden können.«

Er schwieg, starrte wie zerknirscht vor sich hin und kaute dabei heftig an den Nägeln seiner rechten Hand, als könne er die in ihm tobende Leidenschaft kaum bezähmen.

»Ich kann es mir wohl vorstellen,« sagte Paul nach einer Weile, »daß dieser Schlag Sie hart betroffen haben mag. Doch nun ist es ja vorüber und das Gericht hat, wie mein Onkel mir gesagt, Ihren Ruf und Ihre Ehre durch seinen Ausspruch gerettet.«

»Ja, das hat es,« rief der Rentmeister fast überlaut, als breche seine alte Wunde von Neuem gewaltsam auf, »aber der Stachel davon bleibt doch im Herzen und noch heute sitzt er darin und wird so lange darin sitzen, bis das weite Meer zwischen mir und Betty's-Ruh liegt und ich endlich vergesse, was mir hier so Bitteres, so Ungerechtes, so – Unverdientes geschehen.«

Bei diesen Worten waren ihm Thränen in die Augen gekommen und Paul wurde einen Augenblick wirklich



von der Wahrheit und Tiefe seines Schmerzes zum Mitleid bewegt.

»Sie sollten nicht mehr so lebhaft daran denken,« sagte er beschwichtigend; »wer ein reines Gewissen hat, kann das Aergste im Leben standhaft ertragen, und dem Redlichen ist sein eigenes Bewußtsein stets der beste Schild gegen äußere Ungebühr.«

»Ja, das habe ich mir auch schon gesagt und sage ich mir jeden Tag wieder!« rief der Rentmeister mit seltsam frohlockender Stimme und Miene und brach damit das Gespräch kurz ab, als habe er nun seine Schuldigkeit gethan, nachdem er sich gegen den jungen Mann an seiner Seite so energisch ausgesprochen und auf diese Weise die auf seiner Brust liegende Last abgeschüttelt hatte.

Dieser rasche und so sichtbar in innere Befriedigung übergehende Umschwung in dem Wesen des Rentmeisters fiel Paul auf. Er wurde nur noch stiller und nachdenklicher, als er schon den ganzen Morgen gewesen, und so trat er mit seinem Begleiter, der sich rasch erhob, den Rückweg nach dem Park an, ohne zu bemerken, daß Jener, von allen übrigen und kürzeren Wegen zum Schlosse abbiegend, den weiteren, sich vielfach schlängelnden Weg nach dem Mausoleum einschlug. Als sie endlich davor angekommen waren, warf der Rentmeister einen schmerzlichen Blick nach dem stillen Grabhügel hinüber und nickte dabei dem grüßenden Barker zu, der mit dem Kahn über das Wasser gesetzt war, um den Blumenbeeten am Fuße des grünen Hügels seine Sorgfalt zu widmen.

Als sie langsam an dem Mausoleum vorübergeschritten waren, sagte der Rentmeister lächelnd zu Paul: »Der alte Barker ist ein thätiger Mann und ersetzt durch Fleiß, was ihm an Arbeitskraft abgeht. Es ist immer seine Hauptbeschäftigung gewesen, die Umgebung des Mausoleums in Ordnung zu halten und – sehen Sie, wie regelrecht und reinlich hier Alles aussieht.«

Paul dachte in diesem Augenblick an etwas ganz Anderes; der Spuk, von dem ihm am Morgen der alte Gärtner erzählt, kam ihm daher nicht in den Sinn und so sprach er auch nicht davon. Endlich blieb der Rentmeister stehen, nahm höflich den Hut ab und sagte:

»Das war unser erster Spaziergang auf Ihres Herrn Onkels Gut, Herr van der Bosch, und ich bedaure, daß ich Ihnen denselben nicht durch angenehmere Gespräche habe verkürzen können. Aber doch ist es gut, daß wir gleich zuerst die Hauptsache abgehandelt haben. Ich wenigstens fühle mich erleichtert und so ist doch Einer von uns befriedigt. Leben Sie wohl, Herr Baumeister. Jetzt, da Ihr Herr Onkel Ihre Gesellschaft genießt, wird er meiner weniger bedürfen als früher, sollte er aber irgend einmal Verlangen nach mir tragen, so werde ich jederzeit bereit sein, mich auf seinen Wunsch vorzustellen. Ich mag dem guten alten Herrn nicht lästig fallen. Wollen Sie die Güte haben, ihm diese meine Ansicht mitzutheilen, so werden Sie mich sehr verbinden.«

Paul erwiderte einige zusagende Worte, nahm dann seinen Hut ab und die beiden Männer schieden von einander, ohne daß sie sich durch ihre Unterhaltung näher

gekommen wären. Paul wußte selbst nicht, warum die letzten Worte des Rentmeisters ihm so stark und scharf in's Ohr gefallen waren. Hatte derselbe sie lauter oder mit einem bestimmteren Ausdruck als seine früheren gesprochen, oder lag etwas Anderes, gleichsam eine gewisse übermüthige Sicherheit oder eine Art Pochen auf seine Unentbehrlichkeit zwischen denselben, was ihn auf den Wechsel im Wesen und Gebahren des Mannes aufmerksam zu machen geeignet war? Wie gesagt, er wußte es nicht, auch kannte er ihn noch nicht genau genug, konnte sich also leicht in ihm irren, und darum legte er sich selbst noch kein Urtheil über ihn ab. So schritt er vor der Hand ruhig den Weg entlang, um seinen Spaziergang noch ein Stündchen fortzusetzen, da er noch lange nicht ermüdet und noch weit weniger mit seinen Ueberzeugungen in's Reine gekommen war. Kaum aber hatte der Rentmeister die Kastanienallee erreicht und war seinen Blicken entschwunden, so zog er sein Cigarrenetui aus der Tasche, zündete sich eine der geerbten Cigarren an und schritt lächelnd und sich jedes Wort und jede Miene wiederholend, die er so eben gehört und gesehen, an dem Schlosse vorüber, um auch den jenseits desselben gelegenen Park zu besuchen, den er bisher nur oberflächlich in Augenschein genommen hatte.

FÜNFTES KAPITEL. DER NEFFE TRITT AN STELLE DES  
ONKELS IN DIE HANDLUNG EIN.

Etwa eine Stunde später trat der Neffe mit leidlich aufgeheitertem Gesicht wieder in den Saal und fand den Onkel noch immer auf seinem Stuhl vor dem Schreibtisch, ununterbrochen mit der begonnenen Arbeit beschäftigt. Auf dem großen runden Tische stand das Frühstück, dem Frau Dralling auf eigene Verantwortung auch eine Flasche Rothwein zugesellt hatte, und als Paul diese Vorbereitungen bemerkte, warf er der guten Frau einen freundlich dankbaren Blick zu und näherte sich dann dem unbeweglich sitzenden Professor, auf den Frau Dralling schon mit stummem Kopfschütteln gedeutet hatte, dessen Sinn zu enträthseln dem jungen Mann nicht schwer wurde.

So trat er denn hinter den Stuhl des Onkels, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sagte laut: »Guten Morgen, Onkel! Nun laß einmal die Arbeit ruhen und nimm mit mir das Frühstück ein. Ich habe einen tüchtigen Weg gemacht, das ganze Gut von einem Ende zum andern belaufen und mir einen recht erfreulichen Appetit mitgebracht.«

Zuerst, als er so plötzlich unterbrochen ward, schaute der Professor mit stieren Augen wie geistesabwesend in die Höhe; als er aber die eben gesprochenen Worte hörte und das freundliche Gesicht seines Neffen sah, begriff er, was vorging, stand sogleich auf und rief ihm herzlich nickend zu:

»Ja, Du hast Recht. Ah, das war einmal tüchtig gearbeitet. So leicht ist es mir lange nicht aus der Feder geflossen: Ha – und auch ich habe Appetit. So komm denn. – Ach, das ist gut,« setzte er hinzu, als er die Flasche Wein und die beiden Gläser bemerkte. »Die Alte ist vernünftig und weiß, was sich ziemt.«

Beide setzten sich. Frau Dralling blieb hinter dem Stuhl des Professors stehen, so daß dieser ihr Gesicht nicht wahrnehmen, sie selbst aber das des Baumeisters im Auge behalten konnte, welches in einem seltsam lebhaften Glanze strahlte und ihr etwas Gutes zu versprechen schien.

»Also Du hast Dir das ganze Gut besehen?« fragte der Professor nach einer Weile. »Das ist schön. Wie gefällt es Dir?«

Paul lächelte die Dralling verstohlen an und versetzte: »Der neue Pächter wird sich freuen, es in so gutem Stande zu finden. Das Land ist – so viel muß man dem Rentmeister zugestehen – trefflich bestellt, die Feldfrüchte gedeihen und ich bin fest überzeugt, Du kannst Dir den doppelten Pachtzins im nächsten Jahre notiren.«

Der Professor hielt im Kauen inne und sah den also Redenden mit gränzenlosem Erstaunen an, als ob er ihn gar nicht verstanden habe. »Der neue Pächter?« fragte er endlich. »Und den doppelten Pachtzins soll ich notiren? Wie verstehe ich das? Hast Du denn schon einen anderen Pächter, wenn der Rentmeister fortgegangen ist?«

Paul nickte freudig. »Ja, den habe ich glücklicherweise,« sagte er, »und einen recht ordentlichen und zuverlässigen, und Du wirst dem Manne eine Wohlthat erweisen, wenn Du ihm die Stelle gibst, die Dein Bruder Quentin ihm früher schon selbst versprochen hat.«

»Na, das muß ich sagen,« rief der Professor, »Du machst schnelle Fortschritte hier und bringst in einem Tage zu Stande, wozu ich ein paar Monate gebraucht hätte. Wer ist denn der Mann?«

»Das laß für's Erste noch mein Geheimniß sein, lieber Onkel. Ich habe Dir nur einen Wink geben wollen, daß Du bei der einstigen Besetzung der Stelle mich zu Rathe ziehst und nicht etwa dem abziehenden Pächter eine Gunst in dieser Beziehung gewährst, die derselbe möglicherweise von Dir begehren könnte.«

Der Professor schaute seinen Neffen wie verwirrt an, Frau Dralling aber rieb sich die Hände vor Entzücken und nickte mit strahlendem Gesicht dem so seltsam redenden Baumeister zu.

»Das begreife wer kann!« sagte der Professor. »Doch jetzt esse ich. Nachher mehr darüber.«

»Nein,« erwiderte Paul, »darüber noch nicht. Es giebt vor der Hand Wichtigeres zu besprechen und das soll noch heute Morgen vor Tische abgemacht werden. Du hast mir ja Deine Geschäfte übertragen, lieber Onkel, und ich muß Dir beweisen, daß ich eben so schnell handeln kann, wie ich mich rasch dazu entschieden habe.«

»Dralling!« rief der Professor mit drolligem Eifer. »Gießen Sie Wein ein. Ich brauche eine Stärkung, denn mein Begriffsvermögen fängt an schwach zu werden.«

Frau Dralling ließ sich nicht zweimal dazu auffordern. Bald standen die Gläser gefüllt und Paul hielt das seine dem Professor hin, indem er sagte:

»Auf Deine Gesundheit und daß mir mein Unternehmen gelinge!« Und damit trank er das ganze Glas leer und ließ es sich sogleich wieder von der diensteifrigen Wirthschafterin füllen.

Als die beiden Männer aber dem Dargebotenen fleißig zugesprochen und ihren Appetit genügend gestillt hatten, begann Paul von Neuem zu sprechen. »Darf ich jetzt reden, Onkel?« fragte er.

»Ei gewiß, ich brenne nach Deiner Mittheilung, denn Du hast mich neugierig gemacht. Frau Dralling – wir wollen Geschäftssachen besprechen – leben Sie wohl!«

Paul gab ihr einen Wink, daß sie bleiben solle und sagte: »Laß Frau Dralling bei uns, Onkel. Sie ist ja von Allem, was hier vorgegangen ist, unterrichtet und so wird es gut sein, wenn sie im Zuge bleibt und erfährt, was von jetzt an vorgehen soll.«

»Ich bin es zufrieden,« murmelte der Professor mit leichtem Kopfnicken. »Dann mag sie sich einen Stuhl nehmen und auch ein Glas Wein trinken.«

»Den Wein werde ich trinken und danke Ihnen für Ihre Güte; sitzen aber kann ich nicht, ich bin zu unruhig dazu.«

»Dann bleiben Sie stehen, wenn es Ihnen beliebt. Nur machen Sie keine Männerchen hinter mir, wozu Sie immer aufgelegt sind – haha! ich kenne das schon. Nun fange an, Junge, was hast Du mir mitzutheilen?«

Paul nahm eine ernste Miene an, trank noch ein halbes Glas Wein und sagte dann mit ruhigem und überzeugendem Wesen, so daß die Dralling sogleich innerlich aufjauchzte, der Professor dagegen mit jedem Augenblick unruhiger wurde:

»Mein lieber Onkel! Ich habe den Rentmeister Uschan Hummer nun etwas näher kennen gelernt und er hat mich auch seinerseits einen Blick in Deine Verhältnisse thun lassen. Um mein Urtheil über diesen Mann, sei es nun richtig oder falsch, gut oder – nicht gut, handelt es sich in diesem Augenblick noch nicht und so mag dasselbe noch eine Weile auf sich beruhen. Das Gespräch mit ihm über das Testament Deines Bruders und was sich daran knüpft aber hat mir die sichere Ueberzeugung verschafft, daß allerdings hier irgend wo ein Irrthum obwaltet und diesen Irrthum – so nenne ich ihn vor der Hand – will ich jetzt näher beleuchten, nachdem ich mir die ganze Sachlage in aller Ruhe überlegt habe. Also zur Sache jetzt. Ohne allen Zweifel – auch der Rentmeister zweifelt nicht daran – hat Dein Bruder mehr baares Geld hinterlassen, als Du gefunden hast. Zu entdecken, wo das Fehlende geblieben – das soll meine jetzige nächste und hauptsächlichste Aufgabe sein. Ich kann mir bis jetzt nur Folgendes denken. Entweder hat er es irgend Jemanden anvertraut, der noch nicht damit hervorgetreten ist,



weil er glaubt, Du habest keine Kunde von seinem Verbleib und er könne es also als gute Beute für sich behalten; oder er hat es hier irgend wo verborgen, wo Du es bis jetzt noch nicht gefunden hast. Bevor wir den ersten Punct in's Auge fassen und weiter verfolgen, wollen wir den zweiten zu erledigen suchen und uns zuerst alle Mühe geben, das etwa hier irgend wo versteckte Geld aufzufinden, womit wir zugleich das Suchen nach dem vermißten ›Büchelchen‹ verbinden, von dessen Verbleib – deß bin ich gewiß – der Rentmeister keine, nein, gar keine Kunde besitzt, obwohl er selbst die Existenz eines solchen höchst wahrscheinlich vorausgesetzt hat.«

»Ah!« rief hier der Professor und zugleich die Dralling aus. »Aber woher weißt Du das?« fragte der Erstere naiv.

»Das laß allein meine Sache sein. Ich habe das Geschäft übernommen und ich werde es nach besten Kräften zu Ende führen. – Wenn jedoch der erste Fall, den wir bis jetzt noch nicht in Erwägung ziehen, vorhanden ist, also das Geld in eines Anderen Händen sich befindet, so bin ich fest überzeugt, daß irgend wo, nicht nur ein Irrthum, sondern sogar ein Betrug, ein unerhörter und ganz gemeiner, aber allerdings sehr schlaue verdeckter Betrug obwaltet. Wie gesagt, ich denke noch immer nicht an diesen Betrug, aber doch müssen wir ihn als möglich nebenbei im Auge behalten. Nun hat aber die Sache ihre ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten, und die hat vielleicht wider Wissen und gewiß gegen seinen Willen Dein verstorbener Bruder Quentin selbst heraufbeschworen. Entschieden ist, daß er ein Sonderling gewesen und seine

ganz besonderen Absichten auf ganz besonderen Wegen verfolgt hat. Seiner eigenen Aussage nach, die er in dem Schreiben an Dich niedergelegt, hat er Niemanden, selbst seinen vertrauten Secretair nicht, mit seinen Geldangelegenheiten bekannt gemacht, und daß dies eine Wahrheit ist, glaube ich ganz zuversichtlich; Hummer *wußte* also wirklich nichts Gewisses darüber und ihm *war* weder etwas von jenem Büchelchen noch von der Höhe des baaren Nachlasses bekannt, so lange Dein Bruder lebte. So viel steht fest. Es handelt sich also allein um den Verbleib des vorhanden gewesenen baaren Vermögens. Nun aber ist wiederum Zweierlei möglich. Wie es Dein Bruder in jenem Schreiben verheißen, so hat er Dich vor seinem Ableben von der Höhe seines Vermögens in Kenntniß setzen und Dir zu diesem Zweck das bewußte Büchelchen auf irgend eine Weise in die Hände spielen wollen. Da dies nicht geschehen, so ist nun entweder anzunehmen, daß der Tod ihn überrascht und er seinen Vorsatz also nicht mehr hat ausführen können, oder er hat Dir wirklich durch irgend Etwas den Ort bezeichnet, wo dies Buch liegt, und Du hast dasselbe nur noch nicht entdeckt, da Dir selbst die Bezeichnung jenes Ortes nicht zugegangen ist. Vor allen Dingen müssen wir daher diesen Saal und seine Nebenräume, die Möbel und Papiere darin einer genauen Musterung unterwerfen, denn hier allein hat Dein Bruder sich aufgehalten, für diesen Saal hat er alle seine Sicherheitsvorkehrungen getroffen, hier hat er also auch sein Vermögen verborgen und so wird er auch hier irgend wo das Buch niedergelegt haben. Erst in dem Fall,

daß unsere Untersuchung fruchtlos bleibt, was möglich ist und uns nicht bekümmern darf, erst in diesem Fall, sage ich, müssen wir oder muß ich meine Untersuchung auf einen weiteren Kreis ausdehnen, und da, muß ich Dir sagen, habe ich zufällig eine Entdeckung gemacht, die mir von Nutzen sein kann, obgleich ich auch darauf nicht ganz fest fußen und mir zu früh mit einem glücklichen Erfolge schmeicheln will. Alle diese Untersuchungen werden mich einige Tage hinreichend beschäftigen, und erweisen sie sich fruchtlos, dann werde ich ungefähr einen Tag gebrauchen, um einen ausführlichen Bericht zu schreiben, den ich an einen Mann senden will, dem ich vertraue und der mir seinen Beistand im Fall der Noth versprochen hat. Diesen Beistand werde ich in Anspruch nehmen und ehe er mir nicht seinen Rath ausgesprochen hat, werde ich keinen Schritt weiter in der Sache thun. Wozu er aber rath, das werde ich unter allen Bedingungen thun, denn er ist der Mann, dessen Einsicht, Scharfblick und Geschäftskenntniß in Geldsachen von unläugbarem Werth für mich ist. Bist Du mit diesen Vorschlägen einverstanden?«

Während diese Worte ruhig und bedächtig gesprochen wurden, war Frau Dralling allmählig wie eine Purpurrose aufgeblüht und hatte schon lange durch allerhand Zeichen und Geberden ihren Beifall zu erkennen gegeben; der Professor dagegen war sehr ernst geworden, blickte wie eingeschüchtert vor sich nieder, und erst als Paul jene Frage an ihn richtete, sagte er:

»Ach mein Gott, mein Gott, was man doch Alles erleben muß! Also nun geht die Geschichte von Neuem los. Na ja, das habe ich mir denken können. Doch ja, ich habe Dich ja darum hierher beschieden und natürlich, natürlich sollst Du handeln, wie es Dir gut dünkt. Jedoch wäre es mir lieb, wenn wir ohne die Hülfe eines Fremden auskämen – der trägt am Ende noch einmal auf eine gerichtliche Untersuchung an – und davor habe ich ein Grauen, das ich Dir nicht mit Worten beschreiben kann.«

»Für jetzt sind wir noch nicht so weit,« entgegnete Paul lächelnd, »und vielleicht kommen wir ganz ohne sie zum Zweck.«

»Das wäre göttlich, Junge, ja, rein göttlich! O, mache doch, daß Du ohne sie fortkommst – Du weißt nicht, was so eine gerichtliche Untersuchung zu bedeuten hat – und gegen Wen sollte sie denn überhaupt gerichtet werden?«

»Gegen Den,« sagte Paul mit einer selten an ihm wahrnehmbaren Strenge in Miene und Ausdruck, »der das Geld unterschlagen oder Dir auf irgend eine Weise vorenthalten hat, denn nur wenn dies wirklich der Fall wäre, könnte von einer Untersuchung die Rede sein.«

»Na, dann fürchte ich mich noch nicht vor ihr,« rief der Professor, »denn betrogen hat mich gewiß Niemand – so schlecht sind die Menschen nicht – und das ganze Mißverhältniß kann nur auf einem unschuldigen Irrthum beruhen.«

Die Dralling lachte fast laut und selbst Paul stimmte ihr darin bei. Der Professor aber war so von neuer Angst und Sorge mitgenommen, daß er es nicht bemerkte und

ganz aus Zerstretheit ein Glas Wein nach dem andern trank, so daß die Flasche bald leer war.

»Mit der Untersuchung hier im Hause bist Du doch einverstanden?« fragte Paul ihn noch einmal.

»Ei, das versteht sich von selber, mein Junge. Wann willst Du damit beginnen?«

»Gleich heute nach Tisch, und Du brauchst Dich dadurch nicht im Geringsten von Deiner Arbeit abhalten zu lassen. Gieb mir und der Dralling nur die Schlüssel, alles Uebrige ist unsere Sache.«

Der Professor nickte fröhlich. »Da sind sie, die Schlüssel. Thut, was Ihr wollt, aber für heute werde ich wenigstens dabei sein und Dir zeigen, wo ich gesucht und – nichts gefunden habe.«

Frau Dralling konnte es nicht unterlassen, zu Paul heranzugehen und ihm durch Winken und Nicken ihren vollen Beifall zu spenden, da sie es nicht wagte, in Gegenwart ›des alten Mannes‹ die Worte zu sprechen, die ihr an der Seele brannten. Paul aber verstand sie und so war die erste wichtige Verhandlung beendet und der junge Mann ruhte nun ein Stündchen, um sich durch stilles Nachdenken auf seine nächsten Arbeiten vorzubereiten.



Unmittelbar nach Tisch begann die beschlossene Untersuchung und wurde an diesem ersten Tage von den drei Personen ununterbrochen bis zum Anbruch der Dämmerung fortgesetzt. Paul fing nach einem bestimmt

vorher festgesetzten Plan in der Bibliothek, und zwar mit dem wichtigsten Theile derselben, mit dem Schreibtisch, an; und bei der Durchstöberung dieses vielfächerigen und inhaltreichen Möbels verfuhr er in einer ganz andern Weise, als sein Onkel es früher gethan, der bald hier bald da ein Fach aufgezogen, darin herumgekramt und dabei manche Ecke außer Acht gelassen hatte. Der kostbare Schreibtisch war eine Art Cylinderbureau, aber von großem Umfange und mit einer eigenthümlichen inneren Einrichtung versehen. Paul nahm zuerst nach Baumeisterart ganz bestimmte Maaße von seiner Länge, Breite und Tiefe und maß dann die einzelnen Kasten und Fächer ebenfalls, um so den Inhalt des Ganzen zu berechnen und dadurch vielleicht noch auf geheime und bisher verborgene Fächer zu stoßen. Die ihm bekannt gewordenen hatte der Professor zuerst mittelst des ihm vom Secretair gezeigten Mechanismus' geöffnet, außer diesen aber fand sich auch jetzt nach genauster Abwägung der Verhältnisse kein neues vor.

Bei der Untersuchung sämmtlicher herausgenommener Fächer und Kasten ging Paul gleichfalls sehr ruhig und umständlich zu Werke. Jeden einzelnen Gegenstand besichtigte und durchforschte er, wie er auch jedes beschriebene Blättchen Papier und die verschiedenen Notizbücher genau durchlas. Frau Dralling, als sie dem Baumeister erst die Art und Weise abgelauscht, wie er verfuhr, erwies sich ungemein aufmerksam und geschickt im Spüren, und wo ihre Finger und Augen gewelt, da brauchte Paul, das erkundete er sehr bald, die seinigen

nicht hinzulenken, da er überzeugt sein konnte, daß der klugen Frau nichts entgangen war. Diese so krittliche Arbeit nahm aber viel Zeit fort und erst als des Professors gewöhnliche Kaffeestunde gekommen, war man kaum mit dem Schreibtisch fertig geworden, der nun als völlig durchforscht betrachtet werden konnte und nichts Wichtiges verrathen hatte, außer daß auch Paul's Augen seinen reichen Inhalt, die vielen goldenen Dosen und sonstige Kleinodien kennen gelernt hatten.

Als man etwas rasch den Kaffee verzehrt, ging es an die einzelnen Bücherschränke, wie sie der Reihe nach standen, und hier wurde von den obersten Regalen an jedes Buch herausgenommen, durchblättert und außerdem jeder Winkel der vielen Schränke besichtigt. Diese Arbeit erwies sich gerade nicht als eine sehr mühselige, aber höchst langweilige, die ebenfalls viel Zeit fortnahm, dennoch wurde sie gewissenhaft zu Ende gebracht. Niemand ermüdete oder gab ein Mißfallen zu erkennen, und so behielt man noch Zeit, die übrigen Gegenstände in der Bibliothek zu untersuchen, die Gemälde von den Wänden zu nehmen, die Uhren, die Vasen, die Unterlagen der Statuen zu durchstöbern, bis endlich in dieser Abtheilung des Saales kein Gegenstand mehr vorhanden war, an dem man nicht seine Pflicht erfüllt hätte.

Erst als die Abenddämmerung hereinbrach, stellte man die Arbeit für heute ein und nun ergingen sich der Professor und Paul noch etwas im Freien, um sich wenigstens an der warmen Frühlingsluft zu erquicken und so der gewohnten Bewegung nicht ganz zu entbehren.

Abends aber saß man etwas verstimmt beisammen, da man sich eingestehen mußte, in der gehegten Hoffnung getäuscht zu sein; allein Paul ermuthigte den Onkel immer wieder, der einen gänzlichen Fehlschlag des Unternehmens prophezeite und Alles schon mit hinreichender Sorgfalt durchforscht zu haben erklärte. Aus diesem Grunde redete ihm auch Paul zu, am nächsten Morgen seinerseits der Untersuchung ferner nicht mehr beizuwohnen, sondern sich lieber mit seiner Arbeit zu beschäftigen, und als der Morgen endlich kam und die Fortsetzung der Nachforschung begann, ließ er sich auch willig finden, am Schreibtisch Platz zu nehmen und seinen Neffen und Frau Dralling allein schalten und walten zu lassen.

Während nun der Professor schrieb und rechnete, nahmen die beiden Anderen den mittleren Saal vor, und hier ging die Untersuchung rascher als am vorigen Tage von Statten, da nicht so viele kleine Gegenstände in Betracht gezogen zu werden brauchten. So war man auch hier bald mit den Gemälden und Spiegeln, den Tischen und Sesseln und allen einzelnen Schränken fertig, und die aufmerksame Frau Dralling kehrte sogar die Teppiche um und durchstöberte die Kamine, ohne jedoch irgend eine Spur, weder von Geld, noch von dem so eifrig begehrten Buche zu finden.

So gelangte man endlich an die dritte Abtheilung des Saales, wo die Gesellschaftstische und das Billard standen, und von hier aus ging man auf den wichtigen Alkoven und seine verschlossenen Räume über, was in der



Tiefe desselben bei hellem Kerzenglanz und auf die vorsichtigste Weise geschah; aber auch hier wie an den anderen Orten fand sich nichts vor und Frau Dralling mußte leider von den Lippen des Baumeisters vernehmen, daß er überzeugt sei: das Gesuchte finde sich nicht vor und man werde sich wie bis jetzt auch ferner vergeblich bemühen.

»Ach, mein lieber Herr Paul,« sagte da die von Schweiß triefende Frau, die immer noch einen neuen Trostgrund auffand, »doch nicht so ganz vergeblich, denn nun erst wissen Sie ja bestimmt, daß hier nichts zu hoffen ist, und nun können Sie getrost an den Bericht gehen, von dem Sie gestern gesprochen haben.«

»Ja, das werde ich morgen gewiß thun, Frau Dralling, aber erst kommt der Keller an die Reihe und dann folgen die anderen Gemächer des Hauses, denn ich habe mir vorgenommen, gründlich zu verfahren und nicht eher zu rasten, als bis ich die feste Ueberzeugung gewonnen, daß der erste Theil des ganzen Unternehmens als vollständig gescheitert zu betrachten ist.«

So begab man sich auch in den Weinkeller und hier wurde jede Flasche, so mühselig es war, von ihrem Platze genommen, jede Wand mit Hammer und Zollstock untersucht, aber auch hier wie in den übrigen Gemächern des Hauses, die man an den nächsten Tagen durchforschte, fand sich kein geheimes Behältniß, noch weniger ein Gegenstand vor, der nur die entfernteste Spur von einem Buche oder gar einer Geldkasse geboten hätte.

Ein solches, lange Zeit ohne Unterlaß fortgesetztes vergebliches Suchen pflegt aber nicht nur stets eine große Ermüdung und Abspannung, sondern auch in der Regel eine mehr oder minder große Verstimmung in ihrem Gefolge zu haben. Die Spannung, der Eifer, die Hast wachsen mit jedem Augenblick und die darauf folgende Enttäuschung bedrückt das Gemüth, wie sie auch endlich die ausdauerndste Kraft lähmt und den besten Willen erschlaft. Solches sollte endlich auch Paul an sich verspüren; und um seine Mißstimmung über den so gänzlich verehlten Zweck die Anderen nicht merken zu lassen, begab er sich am Abend des dritten Tages, während der Professor schon wieder bei den Büchern saß, in den Park, um hier, langsam auf- und abgehend und eine Cigarre rauchend, mit seinen Gedanken über die nun folgende Unternehmung zu Rathe zu gehen.

»Morgen Mittag,« sagte er unter Anderm zu sich, »bin ich mit der Untersuchung ganz fertig, und dann komme ich nicht wieder darauf zurück, sonst wird es eine Arbeit ohne Ende und wir versäumen nur eine kostbare Zeit. Morgen Mittag beginne ich meinen Bericht an Ebelings zu schreiben, und wenn ich recht fleißig bin, hoffe ich bis Abend fertig zu werden, und dann will ich einmal nach der Kugelbaake hinüber und mich noch einmal nach Laurentius Selkirk erkundigen, der mir immer wieder von Neuem einfällt und mir gar nicht mehr aus den Gedanken will. Wenn dieser Mann noch auf Neuwerk ist, und Friede Whistrup wird mir durch den Capitain Haidegge wohl sichere Nachricht darüber verschaffen können, so

will ich selbst nach der Insel hinüber, ihn aufsuchen, mit ihm sprechen und – dann werden wir vielleicht wieder neue Anhaltspunkte finden. – Guten Abend, Barker! Na, ist die Tagesarbeit vollbracht?«

Der Gärtner, seine Pfeife rauchend und sein Handwerkszeug auf der Schulter tragend, kam eben langsam durch den Park daher, um sich in das Schloß zu begeben, wo er in den Souterrains, die vielen Dienern früher zur Wohnung gedient, sein Stübchen hatte.

»Ja, Herr van der Bosch,« sagte der alte Mann, indem er seine Pfeife in die Hosentasche stecken wollte, »die Tagesarbeit ist vollbracht und nun will ich mich ruhen, denn ich bin herzlich müde, Guten Abend, Herr!«

»Das glaube ich. Doch laßt Eure Pfeife nicht ausgehen, legt Euer Geräth hier auf den Rasen und begleitet mich ein paar Schritte diesen Gang hinunter, ich möchte mich von Euch noch in einigen Dingen unterrichten lassen.«

Der Alte war sogleich bereit, legte Gießkanne, Harke und Schaufel bei Seite und schloß sich dem jungen Herrn an, der langsam einen offenen Weg hinabwandelte, über dem noch das letzte Abendroth spielte, während die Sonne schon lange in die Fluthen des Meeres gesunken war.

»Barker,« begann Paul seine Rede, »ich habe Vertrauen zu Euch gewonnen. Wodurch und warum, weiß ich selber nicht, aber Ihr scheint mir ein braver, ehrlicher Mann und ein treuer Diener Eures Herrn zu sein. Habe ich mich darin geirrt, mein Freund?«

Der alte Gärtner schaute den so offenherzig Redenden mit einem seltsamen Blick von der Seite an und erwiderte erst nach einer Weile: »Darauf kann ich eigentlich sehr wenig sagen, denn Jedermann, selbst der untreue und unehrliche Diener würde hierauf mit einem Ja dienen; und damit würden Sie ja noch lange keine Bestätigung meiner Aussage erhalten. Wenn Sie mir aber sagen, daß Sie Vertrauen zu mir haben, so freue ich mich sehr, und dann sage ich Ihnen, daß ich es auch zu Ihnen habe und von dem Augenblick an gehabt habe, als ich Sie mit der Frau Wirthschafterin, die auch eine ehrliche Seele ist, neulich daher kommen sah.«

»Ich danke Euch für dieses Geständniß, Barker, und nun biete ich Euch meine Hand. Da habt Ihr sie, und nun wollen wir einen Freundschaftsbund geschlossen haben, der so lange dauern soll, als wir Beide auf Betty's-Ruh bleiben.«

»Bleiben Sie denn lange hier?« fragte der Alte neugierig, nachdem er den warmen Händedruck des jungen Mannes nach seiner Weise herzlich erwidert hatte.«

»Ja, Euch will ich es gleich zum Beweise meines Vertrauens sagen, ich werde wahrscheinlich lange Zeit, wenn nicht für immer an Ort und Stelle bleiben.«

»O, das ist mir ja sehr lieb, Herr, und ich wünsche dem Herrn Professor Glück dazu, eine so rasche Hand in seiner Nähe zu haben, die ihm hoffentlich mehr leistet, als hundert fremde Hände, und woran es ihm bisher so sehr gefehlt hat. – Dann wollen Sie in Zukunft das Gut wohl

selbst bewirthschaften?« fuhr der alte Mann voll rasch aufblitzender Neugierde fort.

»Das glaube ich wohl nicht, denn dazu gehört Geschick und Erfahrung, und ich besitze leider Beides nicht.«

»Na, das ist übel,« sagte der Alte, »denn wenn Sie es selbst bewirthschafteten, dann würden Sie bald einsehen, daß die jetzige Verpachtung eigentlich nur dummes Zeug ist und daß der Herr Professor sehr Unrecht gethan hat, das ganze große Land für solch einen Firlefanz von Geld an den – den Rentmeister zu verpachten, der auch nicht viel von der Landwirthschaft versteht und Alles seinen Helfershelfern überlassen muß.«

»Er zahlt zweitausend Thaler jährlich – wißt Ihr das wohl?«

»Ja wohl weiß ich das, wie es hier jedes Kind weiß – und wissen *Sie* denn,« fuhr er energischer fort, »wieviel andere Leute dafür zahlen würden?«

»Nein, das weiß ich nicht, aber ich möchte wohl von Euch etwas Vernünftiges darüber hören.«

Der Gärtner lachte. »Na, das ist hübsch, daß Sie mich zu Rathe ziehen,« sagte er, »und ich will dafür ein ehrliches Wort sprechen. Ich kenne einen Mann, der das Doppelte, ja das Dreifache zahlen würde und doch noch sehr zufrieden wäre, wenn er die Pachtung erhielte – das weiß ich aus seinem eigenen Munde, und er – er hat ein Verständniß davon.«

»Wer ist dieser Mann?« fragte Paul, nun ebenfalls neugierig werdend.

»Das ist der Feuerwärter auf der Kugelbaake – Whistrup ist sein Name. Der ist früher Oekonom in den Vierlanden gewesen und nur durch das Unglück in jenes kleine Amt gekommen.«

»So, so. Also dieser Whistrup ist ein ehrlicher und mit der Landwirtschaft vertrauter Mann?«

Barker hob seine blauen Augen zum Himmel auf, als wolle er den zu seinem Zeugen anrufen. »Na, ob!« sagte er. »Einen ehrlicheren und fleißigeren Menschen giebt es hierin der ganzen Gegend nicht und in seinen Händen wäre das kostbare Land am besten aufgehoben. Das wußte auch wohl der selige Herr, der es ihm gewissermaßen schon versprochen hatte – da aber starb er und – der Rentmeister drängte sich in die erste Reihe vor und – na! es war kein Wunder, daß er den fetten Braten für ein Butterbrod wegschnappte.«

Paul ging gedankenvoll neben dem Gärtner auf und nieder und im Stillen freute er sich, daß er sich in dem braven Whistrup nicht geirrt hatte. »Das sollt Ihr mir nicht vergebens gesagt haben,« versetzte er endlich, »ich werde es nicht vergessen.«

»Nein, Herr, vergessen Sie es nicht. Wenn Sie aber für den Herbst schon den Mann im Auge haben, dann müssen Sie es ihm bald sagen, damit er seine Stelle kündigen kann, die er nicht verlassen darf, bis ein Ersatz für ihn da ist. Und für das erste Jahr müssen Sie auch noch keine zu hohe Pacht von ihm fordern, da er sich ja Alles neu und blank beschaffen muß, und viel baares Geld wird der arme Teufel auch nicht auf der Kante liegen haben.«

»Das ist natürlich und ich werde sehr bald mit meinem Onkel ernstlich darüber reden. Doch ich habe noch eine andere Frage, Barker. Ist Euch auch der Laurentius Selkirk bekannt, der früher als Leibdiener meines verstorbenen Onkels hier im Hause diente?«

»Der Laurentius Selkirk?« rief Barker verwundert. »Na, den werde ich doch wohl näher kennen? Er hat ja zehn Jahre mit mir, Stube an Stube, unter einem Dache gewohnt und ist mit dem seligen Herrn aus Batavia gekommen, wo er ihm schon fünfundzwanzig Jahre treu und redlich gedient hatte.«

»Ja, das weiß ich. Nun erzählt mir einmal von dem Laurentius, ich möchte den Mann auch etwas genauer kennen lernen.«

»Ja, Herr, was kann ich da viel erzählen? Der alte Laurentius ist eine gutmüthige, ehrliche Haut, wie man zu sagen pflegt, nur etwas eingeschüchtert und furchtsam, der an Spuk glaubt, wie kein Anderer, und das ist wahrhaftig auch, glaube ich, der Grund gewesen, daß er das Haus hier, wo er sich einst so wohl gefühlt, Hals über Kopf in der Nacht verlassen hat. Daß aber irgend eine mir unbekannte Teufelei dabei im Spiele ist, lasse ich mir nicht ausreden, und so viel ist wenigstens sicher, daß ihn – den Laurentius meine ich – *der da drüben* auch auf seinem Gewissen hat.«

»Meint Ihr mit *dem da drüben* den Rentmeister?«

»Ja wohl, Herr, den meine ich.«

»Aber wie kann er ihn denn auf seinem Gewissen haben?« fragte Paul mit sichtbarer Spannung.

»Nun, ich meine damit, daß der Rentmeister schuld ist, daß der Laurentius so rasch weggelaufen ist; und ganz ohne Noth. Er hat ihn, mit einem Wort, bange gemacht, hat ihm von dem Spuk des seligen Herrn erzählt, hat ihm weisgemacht, daß er umgehe und Gott weiß was er ihm sonst noch vorgelogen hat – und da ist der Laurentius kopfscheu geworden, hat ganz im Stillen seine sieben Sachen zusammengepackt und – fort war er, obgleich der Herr Professor ihn gern behalten hätte, wie er ihm und auch mir selbst gesagt hat, als er die Anderen entließ.«

»So, so!« sagte Paul, wie zu sich selbst. »Und wißt Ihr vielleicht, wohin der Laurentius von hier gegangen ist?«

»Nein, Herr, das weiß ich wirklich nicht,« versetzte der Gärtner nach einigem Besinnen, »obgleich mir bekannt ist, daß er hier irgend wo in der Nähe einen Verwandten haben soll. Aber der da drüben weiß es gewiß, denn als die Untersuchung stattfand – Sie werden ja wohl davon gehört haben – da hatte er ihn gleich bei der Hand, und er, der Rentmeister, meine ich, ist gewiß auch daran schuld, daß der Laurentius so verbiestert war wie ein Schwachköpfiger, und kein Wort sprechen konnte, vor Angst, daß der Geist des seligen Herrn ihm in der nächsten Nacht erscheinen, ihn beim Schopf nehmen und mit in sein steinernes Gewölbe ziehen würde.«

»So – und Ihr meint, der Laurentius hätte mehr sagen können, wenn er von dem Rentmeister nicht eingeschüchtert worden wäre?«

Der Gärtner sah sich mißtrauisch nach allen Seiten um und flüsterte dann: »Beschwören kann ich es freilich



nicht, aber glauben thue ich es, so wahr mir Gott helfe! Ich wenigstens bin immer überzeugt gewesen, daß Alles, was jetzt hier in Betty's-Ruh noch dunkel ist, klar werden könnte, wenn der Laurentius sprechen thäte, wie es ihm um's Herz ist, aber die Furcht vor dem Rentmeister ist in ihm zu groß und der hat ihn ganz im Sack. Gott weiß, wodurch ihm das gelungen ist, aber eine Teufelei steckt, wie gesagt, dahinter, das werde ich bis in mein Grab behaupten, obgleich ich nicht angeben kann, worin sie besteht.«

Paul dachte eine Weile nach, dann sagte er: »Barker, wir sind nun wirklich vertraute Frkunde geworden. Was Ihr mir heute Abend gesagt, soll Niemand erfahren, selbst mein Onkel nicht. Nur werde ich danach handeln, ganz in der Stille; denn, Ihr müßt wissen, es ist meine Absicht – das Dunkel aufzuhellen, welches auf Betty's-Ruh liegt, und das werde ich mit allen Kräften versuchen.«

»Haha!« lachte der alte Gärtner laut auf. »Das habe ich Ihnen gleich an der Nase angesehen, als Sie mir neulich da drüben mit der Frau Wirthschafterin entgegen kamen – und die glaubt das auch von Ihnen. Ja, hellen Sie das Dunkel auf; es liegt hier viel davon begraben, und wenn ich etwas beitragen könnte, Licht zu machen, ich wollte es wahrhaftig nicht daran fehlen lassen, denn den guten Willen habe ich dazu, aber freilich – an Kraft gebricht es mir.«

»Ich nehme schon mit dem guten Willen vorlieb, und danke Euch herzlich für Eure Mittheilung. So, jetzt will ich in das Schloß gehen und mir die Sache überlegen.

Wenn ich wieder eine Frage an Euch zu richten habe, werde ich Euch aufsuchen.«

»Na, und ich werde mich immer finden lassen. Und jetzt Gute Nacht, Herr!«

Paul verließ den Alten und begab sich, mit zwei neuen wichtigen Erfahrungen bereichert, in den Saal, wo er den Onkel wieder von dem Schreibtisch loskettete und den Abend mit ihm in mancherlei Gesprächen verbrachte.

## SECHSTES KAPITEL. DER PROFESSOR BESUCHT SEINE SCHÜLERIN.

Etwa um elf Uhr am nächsten Morgen war Paul mit seiner letzten Untersuchung fertig geworden und wie alle früheren hatte sie nicht das geringste Resultat geliefert. Mit der Meldung dieses Ausfalls trat er zur Frühstückszeit bei dem Onkel in den Saal ein, aber er ließ es sich deshalb nicht weniger gut schmecken, da er bereits am Tage vorher die Hoffnung aufgegeben hatte, irgend etwas Erwünschtes in den verschiedenen Räumen des Hauses zu finden. Als er sein letztes Glas Wein getrunken, rückte er sich mit Frau Dralling's Hülfe einen Tisch in der Bibliothek zurecht, an dem er von nun an ungestört arbeiten konnte, und sein Onkel versorgte ihn aus den nachgelassenen reichen Vorräthen seines Bruders hinreichend mit dem schönen Papier, worauf er, seitdem er in Betty's-Ruh wohnte, seine eigenen Briefe zu schreiben pflegte. Eine Viertelstunde später saßen die beiden Männer schon bei

der Arbeit, ihre Federn kitzelten lebhaft und ihre Aemsigkeit und Ausdauer war so groß, daß sie sogar die Speisestunde vergessen haben würden, wenn Frau Dralling nicht aufmerksamer als sie gewesen wäre.

Unmittelbar nach Tisch begab sich Paul wieder an die Arbeit, der Professor dagegen folgte verwundert einem stillen Winke der Haushälterin, die ihn aus dem Saal in's Freie zog und hier zu ihm mit einem gewissen demonstrierenden Eifer sagte:

»Herr Professor, sehen Sie sich einmal den schönen blauen Himmel, die grünen Bäume und die so warm scheinende Sonne an – ist das nicht eine wahre Pracht? Und Sie hocken immer da drinnen, die Brust gegen den Tisch geklemmt, die Augen auf das Papier geheftet und genießen von der ganzen schönen Gotteswelt gar nichts. Wissen Sie wohl, daß das eine wahre Sünde ist und daß der liebe Gott eigentlich ein sehr großes Unrecht begangen, indem er Ihnen eine Erbschaft hat zufallen lassen, die Sie gar nicht zu nutzen verstehen?«

Der Professor sah die also Redende mit großen Augen an, nachdem er bei ihren ersten Worten einen Blick nach dem Himmel und den Bäumen geworfen hatte, die allerdings im vollsten Frühlingschmuck prangten und sein altes Herz mit frischer Wonne erfüllten.

»Hm, ja, Sie raisonniren nicht ganz ohne Grund, Frau Dralling,« erwiderte er schmunzelnd, »aber was soll ich denn thun als arbeiten? Sehen Sie denn nicht, daß der Junge da drinnen auch fleißig ist, und darf ich mich wohl von ihm beschämen lassen?«

»Ach, das ist nur eine schwache Ausrede, Herr Professor, und ein so kluger Mann, wie Sie einer sind, müßte immer was Besseres bei der Hand haben. Na, diesmal habe ich es. Sie sollten einmal einen tüchtigen Spaziergang antreten, da Sie sich schon so lange keine ordentliche Bewegung gemacht haben.«

»Ja, das ist wahr; aber es ging doch in den letzten Tagen nicht, es gab ja genug im Hause zu thun. Na, ich werde heute nach der See gehen und meine liebe Kugelbaake besuchen.«

Die Dralling lächelte verschmitzt; hatte sie ihren Zweck doch schon halb erreicht. So schritt sie denn rasch weiter vor, um ihn ganz zu erreichen, und sagte: »Nach der Kugelbaake – sollten Sie denn nicht ein noch angenehmeres Ziel kennen?«

»Welches meinen Sie denn? So sprechen Sie doch.«

»Ach, Du lieber Gott, und das soll ich Ihnen noch sagen? Na, Sie sind mir ein eifriger Liebhaber, Herr Professor! Sie haben Lust, sich zu verheirathen, und doch zieht Sie keine Sehnsucht nach der schönen Frau hin, die Ihnen ja auch ihr Herz geschenkt hat? Sie haben wohl über die Ankunft des Herrn Baumeisters ganz und gar die Frau Baronin von Wollkendorf vergessen, wie?«

Der Professor warf noch einen fragenden Blick nach dem heiteren Himmel und rieb sich vergnügt die Hände. »Sie haben diesmal Recht,« sagte er sanft, »ich *habe* sie nicht – aber ich *hätte* sie beinahe über all' das Neue vergessen, was mir in den letzten Tagen begegnet ist.«

»Na ja, ich dachte es wohl; und doch haben Sie ihr versprochen, ihr sogleich Kunde zu geben, wenn der Herr Baumeister angekommen wäre.«

»Wie?« rief der Professur erstaunt, »habe ich das? Ja wahrhaftig, ich glaube es selbst, und da schickt es sich doch wohl, daß ich als ehrlicher Mann mein Wort halte.«

»Natürlich müssen Sie es halten, und nun werde ich gleich anspannen lassen und Sie fahren selbst nach Wollkendorf hinüber.«

»Aber nicht allein, Alte, ich werde diesmal den Jungen mitnehmen –«

»Nein, thun Sie das lieber heute noch nicht,« ermahnte Frau Dralling mit ernster Miene; »der Herr Baumeister hat etwas sehr Wichtiges zu schreiben, das sehen Sie doch wohl, und darum stören Sie ihn für jetzt nicht.«

»Na, ich will ihn doch wenigstens fragen!« rief der Professor und ging eilig in den Saal zurück, denn der Vorschlag seiner Haushälterin behagte ihm, der blaue Himmel hatte ihn mit so heiteren Augen angeblickt und nun war er mit einem Mal in einen ganz neuen und viel lebhafteren Gedankengang gerathen.

»Höre, Paul,« sagte er, als er an den Tisch des Schreibenden getreten war, »entschuldige, daß ich Dich störe – willst Du mit mir eine Spazierfahrt machen?«

Paul sah ruhig von seiner Arbeit auf und besann sich nur einen Augenblick. »Nein, lieber Onkel,« sagte er bestimmt, »heute nicht. Ich bin jetzt gerade im besten Fluß, es springt Alles wie von selbst aus der Feder, und was ich schreibe, ist wichtig für Dich wie für mich.«

»O ja, ich glaube es wohl. Aber ich – ich fahre nach einem recht hübschen Orte.«

»Und wenn es das Paradies wäre, wohin Du fährst, ich würde Dich heute doch nicht dahin begleiten. Mein Brief ist wichtiger als alles Uebrige auf der Welt. Von morgen an aber stehe ich Dir zu Gebote und dann wollen wir alle Tage große oder kleine Ausflüge machen.«

»Gut, ich bin es zufrieden. So will ich Dich nicht länger stören. Wenn Du früher fertig bist, als Du denkst, so komm mir entgegen, die Dralling wird Dir den Weg beschreiben, den ich einschlage.«

»Ja, gut, es soll geschehen!« sagte Paul und hatte die Feder schon wieder in die Tinte getaucht. –

Der Professor ging in den Alkoven und zog sich frisch und sauber an, wie er es immer that, wenn er in Wollkendorf einen Besuch abzustatten Willens war. Als er damit zu Stande gekommen, begab er sich, ohne noch ein Wort mit Paul zu sprechen, in das Vorzimmer, wo Frau Dralling ihm entgegen kam, seinen Anzug musterte, zufrieden nickte und dann meldete, daß der Wagen vor der Thür stehe und die Reise beginnen könne.

»Adieu, Dralling!« rief ihr der Professor zu und trat unter das Säulenportal der Halle. Vor der Thür derselben stand ein leichter, aber höchst bequemer Wagen, das Halbdeck tief zurückgeschlagen, die mit dem van der Bosch'schen Wappen bemalte Thür schon geöffnet. Die beiden muthigen Grauschimmel, die sich über keine zu schwere Arbeit zu beklagen hatten, scharrtten unruhig

mit den Hufen, käuten klirrend an dem stählernen Gebiß und schwenkten die schönen Köpfe gar anmuthig in die Luft. Als der Professor in's Freie trat, nahm der alte graubärtige Kutscher seinen Hut ab und sagte:

»Guten Tag, gnädiger Herr! Also es soll nach Wollkendorf gehen?«

»Ja, Louis, und bringe mich schnell und sicher hinüber.«

Er war schon, von Frau Dralling unterstützt, eingestiegen, die immer sehr strahlend aussah, wenn ihr Herr spazieren fuhr, was ein großes Glück und stets ein Vergnügen in ihren Augen war. Sie legte auch noch eine wollene Decke, ein großes Plaid, einen Schirm und des Professors Stock in den Wagen, und als nun Alles besorgt und fertig war, rief sie:

»Grüßen Sie die schöne Frau Baronin von mir und sie soll uns recht bald wieder besuchen und ihre Stunde nehmen. Vielleicht läßt sich Herr Paul auch Mathematik beibringen und dann haben Sie gleich zwei Schüler statt eines.«

»Adieu, Dralling!« rief der Professor ernst und dann rissen die Pferde ungestüm den leichten Wagen fort und in kurzem Galopp ging es dem Parkthor zu, wo der Weg sich quer zwischen den Feldern hindurch schlängelte, den Hügel umging, auf dem Paul neulich mit dem Rentmeister gesessen, und sich dann südwärts wandte, um bald über cultivirtes Land, bald über Haiden und durch

kleine Waldungen zu führen, was Alles in raschem Wechsel sich unterwegs darbot und die Fahrt nicht gerade reizend aber doch anmuthig machte, zumal das Wetter so günstig, die Luft so mild war und Alles ringsum blühte und grünte, wie der Mai es bisweilen so freigebig und wonniglich spendet.

Wenn einer seiner früheren Bekannten den guten Professor Casimir van der Bosch in dem eleganten, mit so schönen Pferden bespannten Wagen sodurch die Felder hätte fahren sehen, er hätte gewiß gelächelt und vielleicht hätten wir es selbst gethan; denn der gute Mann sah ganz eigenthümlich und am allerwenigsten wie Jemand aus, der von Kindesbeinen an in einem solchen Gefährt zu sitzen gewohnt gewesen ist. Vielmehr saß er so steif und straff auf seinem mit blauem Sammet überzogenen Sitz, als fühle er sich selbst dadurch genirt und als könne er sich noch immer nicht in den Vorzug und das Glück finden, in einem solchen Wagen durch die Welt zu rollen. Auch lehnte er sich nicht an, wie es andere bequeme Leute thun, die sich behaglich gebettet fühlen, wenn sie so rasch durch die Luft gerissen werden, nein, er hielt sich gerade aufrecht und gravitätisch, als ob er auf dem Katheder sitze und eben seine Vorlesung beginnen wolle. Dabei trug er den hohen cylinderförmigen Hut, der ihm stets etwas zu eng gewesen, nur halb auf dem mit dichtem Haar bewachsenen Kopf, so daß die Stirn fast ganz frei blieb, wobei er eine sichtbare Richtung nach hinten annahm, wie es sich seit urewigen Zeiten für Leute von



großer Gelehrsamkeit gebührt und von ihnen auch mit oder ohne Wissen gehandhabt wird.

Dennoch schaute das gute, harmlose Gesicht mit dem schneeweißen gekräuselten Bart außerordentlich vergnügt in die Welt; der steife Kopf nickte jedem ihm begegnenden Jungen freundlich zu und vor jedem Bauer, der des Weges kam, nahm er sogar leutselig den Hut ab und sprach jedesmal das übliche Wort. »Ich grüße Euch!« dabei. O ja, der Professor war am Beginn dieser ihn rasch fördernden Fahrt sehr froh und heiter gestimmt. Einmal hatte er ja nun seinen Neffen im Hause, der die Besorgung aller seiner lästigen Geschäfte so freundlich übernommen, er selbst konnte also wieder arbeiten wie früher und vielleicht sogar noch ganz neue Studien beginnen, dann aber freute er sich auch, die liebe junge Freundin wiederzusehen, die er seit einigen Monaten gewonnen und mit der er so rasch, er wußte selbst nicht wie es geschehen, in einen so vertraulichen Verkehr gerathen war. Ja, er freute sich sehr, sie wiederzusehen und ihr nun selbst die Nachricht zu bringen, daß sein Neffe gekommen, daß er für immer bei ihm bleibe und daß dieser sein Neffe ein gewaltig prächtiger Kerl sei, der in Betreff seines Aussehens, seines Wesens und seiner Leistungsfähigkeit alle Erwartungen weit übertroffen habe.

Alle diese Gedanken strichen ihm während der ersten Viertelstunde in buntem Gewirr durch den Kopf und er gab sich der Lust und Freude unbefangen hin, die sie in ihrem Gefolge hatten. Ach, und die Lerchen schmetterten so lustig über seinem Haupte, die Sonne blitzte so

hell in den kleinen Seen wieder, an denen er vorüberfuhr, die Luft, je tiefer er in das gelobte Land Hannover kam, schien immer süßer und milder, der Himmel immer blauer und klarer zu werden – da sah er mit einem Mal ein gelbblühendes Rappsfeld an seiner Seite – die Form desselben fiel ihm sogleich auf – sie bildete ein Quadrat – ein Quadrat! Ha, eine mathematisch so wichtige Figur – und plötzlich war die schöne, warme, blühende Welt um ihn her verschwunden, der zum Vergnügen Fahrende war, wie durch die Wirkung eines Zauberstabes, wieder in den Gelehrten, den Mathematiker verwandelt, und ehe er es sich versah, war sein Körper in sich selbst zusammengesunken, es hatten sich verschiedene Gleichungen und Fragen in seinem Hirne gebildet, und da er dieselben nicht im Kopfe entwirren konnte, zog er sein altes Notizbuch hervor und fing im Fahren an zu kritzeln und verschiedene, ganz krumm werdende Figuren zu malen, wobei er sich so sehr in seine Berechnungen vertiefte, daß er ordentlich erschrocken auffuhr, als der Wagen plötzlich hielt und er sah, daß er bereits an sein heutiges Ziel, vor dem Herrenhause in Wollkendorf angekommen war.

»Louis!« rief er dem Kutscher zu, »sind wir geflogen? Wir sind schon da?«

»Ja natürlich, gnädiger Herr,« sagte der Kutscher, sich lächelnd umdrehend, »natürlich sind wir da. Die Schimmel greifen tüchtig aus, wie immer, und wir haben kaum eine Stunde gebraucht. – Aber mein Gott,« unterbrach er sich, »kommt denn heute kein Mensch herunter, ist etwa Niemand zu Hause?« Und er knallte heftig mit der

Peitsche, so daß die Grauschimmel erschrakten und mit Gewalt wieder vorwärts wollten.

In diesem Augenblick kam ein Diener in Livree hastig aus dem Hause gesprungen, begrüßte den willkommenen Besuch und half dem Professor beim Aussteigen, während der Kutscher mit dem Wagen nach dem nahegelegenen Hofe fuhr, um für seine Pferde und sich ein gutes Unterkommen zu suchen. –

Das Rittergut Wollkendorf war von viel größerem Umfange als Betty's-Ruh, aber bei Weitem nicht so wohlbestellt und so allgemein cultivirt, noch viel weniger aber mit so schönen Gebäuden und Anlagen geschmückt. Der verstorbene Gutsherr, früher ein Lebemann, in seinen letzten Jahren ein mit sich selbst zerfallener Hypochonder, – die so häufige Folge eines wirklich verfehlten Lebens – hatte es nie selbst bewirtschaftet, sondern seit langen Jahren einem etwas lässigen Pächter übergeben, der für ihn seine Schuldigkeit gethan, wenn er pünktlich den ausbedungenen Pachtzins zahlte. Der Pachthof mit allen Wirthschaftsgebäuden lag ungefähr in der Mitte des Gutes, und in der Nähe davon am Eingang eines leidlich verwilderten Parkes, der in eine ausgedehnte Waldung mit vielem Hochwild überging, das Herrenhaus, ein großes weißgetünchtes, zweistöckiges Gebäude, das von außen wenig Einladendes besaß und im Innern mit viel größerem Luxus und überflüssigem Prunk und Tand als mit Geschmack und Kunstsinn ausgestattet war. Die Baulichkeit selbst anlangend, so war das Ganze, wie es

sich noch heute darstellte, gewiß schon vor hundert Jahren aufgeführt, und niemals war etwas Wesentliches daran gebessert oder umgestaltet worden. Das Mangelhafte, Verfallende hatte man nur äußerlich nothdürftig über-tüncht, und so waren die schlechten engen Treppen, die schiefen Balken, die zerfressenen Fußboden geblieben, obgleich der Firniß, – die Farbe und kostbare Teppiche, mit denen man sie überkleidet, einem ungeübten Auge so ziemlich den immer tiefer um sich greifenden Verfall verbargen.

Seit dem so plötzlich erfolgten Tode des Gutsherrn und namentlich seit dem Ableben des Oberforstmeisters von Hayden ging es sehr still auf dem abgelegenen Gute her. Die beiden Damen, die jetzt in dem Herrenhause wohnten, lebten sehr zurückgezogen und sahen nie mehr größere Gesellschaften bei sich, wie sie auch weniger noch als sonst Besuche in der Nachbarschaft abstatteten. So hatten Mutter und Tochter, jedes erfreulichen Umganges und besonders des früher gewohnten erweiterten Verwandtschaftskreises entbehrend, so viel wie möglich ihre ehemaligen Gewohnheiten wieder angenommen, sie lasen fast den ganzen Tag, gingen und fuhren spazieren, ohne in der Regel ein bestimmtes Ziel vor sich zu haben, und für den mangelnden Verkehr entschädigten sie sich durch eine fleißige Correspondenz, die, wie wir bereits wissen, namentlich von der jungen Baronin sehr ämsig betrieben wurde.

Frau von Hayden war seit dem Tode ihres Mannes fast beständig kränklich gewesen und hatte im Winter fast

nie, im Frühjahr nur selten das Haus verlassen. In den letzten Wochen hatte sie sich jedoch wieder bedeutend erholt und der nahende Sommer erfüllte sie mit neuen Hoffnungen, wozu besonders die frohe Aussicht beitrug, ihre geliebte Schwester, die Frau Ebeling, längere Zeit bei sich zu sehen, ein Wunsch, der ihr bisher noch immer durch irgend einen unberechneten Vorfall vereitelt worden war. Im Innern aber war sie so ziemlich mit den Neigungen und Bestrebungen ihrer Tochter einverstanden, sie hatte sich ihr viel näher angeschlossen als früher; ein so großes Vertrauen jedoch, wie Betty von jeher zu ihrer Tante gehegt, konnte ihr die sich vornehmer fühlende und geberdende Mutter nie einflößen, und so kam es, daß Frau Ebeling viel inniger mit den inneren Zuständen Betty's befreundet war, als deren eigene Mutter, obgleich das äußere Verhältniß zwischen Beiden ein durchaus günstiges und natürliches war.

Frau von Hayden saß in ihrem gewöhnlichen Zimmer im oberen Stockwerk des Hauses – das untere, welches früher die beiden verstorbenen Männer bewohnt, stand seit deren Tode völlig leer – und war sehr eifrig mit dem Lesen einiger Briefe beschäftigt, die erst am Mittag dieses Tages angekommen waren. Da hörte sie einen Wagen auf das Pflaster vor dem Hause rollen und als sie an's Fenster trat, erkannte sie den guten Professor, den originellen Nachbar, den ihre Tochter so überaus hochschätzte und verehrte, so daß sie ihm zu Liebe oft stundenweit ritt oder fuhr, um sich von ihm in seiner geliebten Wissenschaft unterweisen zu lassen und mit ihm heitere

und ernste Gespräche zu führen, wie wir ja schon einmal selbst in Betty's-Ruh einem solchen Besuche beigewohnt haben.

Frau von Hayden war sichtlich gealtert, seitdem wir sie nicht mit Augen gesehen, und vielleicht trug auch der schwarze Wittwenanzug dazu bei, den sie seit dem Tode ihres Gatten, obwohl derselbe schon vor Jahresfrist erfolgt war, bis jetzt beibehalten hatte. Ihre frühere stattliche Fülle war bedeutend gewichen und ihre blühende Farbe kaum noch in wenigen Spuren sichtbar. Um ihre sonst lebhaften Augen lagen einige bläuliche Schatten und verschiedene Furchen, und an die Stelle ihrer ehemaligen Munterkeit war ein stilles, fast beklommenes Wesen getreten, das nur selten noch in lautere Freude überging und sich meist in Gestalt nervöser Resignation darstellte, wie sie Frauen ohne großen Geist und ohne besondere Fähigkeiten im nahenden Alter so häufig eigen zu werden pflegt.

Als der wohlgeschulte Diener den eben angelangten Besuch meldete, stand die Dame von ihrem Sitze auf, legte die Briefe, in denen sie so eifrig gelesen, in ein Fach ihres Schreibtisches und ging ihm mit heiterem Gesicht entgegen. Ihre Begrüßung des stillen gemüthlichen Mannes war eben so herzlich wie aufrichtig und sie bot ihm wie einem alten Freunde ihre weiße Hand. Der Diener nahm ihm Hut und Stock ab, den er mit heraufgebracht, und trug beides dienstfertig in das Vorzimmer. Bald darauf saß der Professor neben ihr auf dem Sopha und das Gespräch begann.

»Wir haben schon seit einigen Tagen etwas von Ihnen zu hören erwartet,« sagte sie, »und nun kommen Sie selber. Das ist allerliebste von Ihnen, Herr Professor. Sie sehen so freudig und wohlgemuth aus, daß Sie uns gewiß angenehme Nachrichten mitzutheilen haben. O, es ist heute ein reicher Tag in dieser Beziehung. Mein Schwager, meine Schwester und mein Neffe haben geschrieben und Betty sitzt auf ihrem Zimmer und verschlingt die übersandten Neuigkeiten mit einem wahren Heißhunger. Aber sie wird gewiß gleich kommen und sich sehr über Ihren gütigen Besuch freuen, wie ich. Was bringen Sie uns denn nun mit?«

»O,« sagte der Professor mit seiner gewöhnlichen Ruhe, aber doch mit hoch erfreuter Miene, »ich bringe Ihnen auch manches Neue. Auch ich habe von meinem Neffen Nachricht erhalten –«

»Nur Nachrichten?« fragte Frau von Hayden mit erstauntem Gesicht.

»Ja, aber er hat sie mir selbst gebracht, liebe gnädige Frau, denn er ist gekommen! Wahrhaftig, der Junge ist gekommen und nun können Sie sich meine Freude und das neue Leben in Betty's-Ruh denken.«

»Ja, das kann ich mir denken. Sie schwelgen in Wonne, nicht wahr?«

»Ja, vollständig, und ich habe wohl Grund dazu. Denn mit dem Paul ist ein guter Engel in mein Haus gezogen, und nun schaltet und waltet er nach Herzenslust darin.«

»Und Sie können auch nach Herzenslust schalten und walten?« unterbrach sie ihn lächelnd.

Der Professor lachte und drohte mit dem Finger. »Ja, das thue ich wirklich,« sagte er, »und ich habe mich nun ganz wieder meiner Wissenschaft ergeben, die ich leider so lange vernachlässigen mußte. Und das Uebrige wird sich ja nun auch wohl finden.«

Frau von Hayden sah ihn voller Theilnahme fragend an. »Wenn Sie damit das bisher Vermißte meinen, so sollte mir das lieb sein,« sagte sie. »Ist denn irgend eine Aussicht dazu vorhanden?«

»O, der Junge hat ja den besten Muth und entwickelt einen wahren Feuereifer. Sie glauben gar nicht, was er schon in den wenigen Tagen geleistet hat, seitdem er bei mir ist.«

»Ist er denn schon seit mehreren Tagen da?« fragte Frau von Hayden verwundert.

»Ja, gewiß, seit fünf oder sechs Tagen, und seitdem bin ich ein ganz anderer Mensch geworden.«

»Das macht mir ja große Freude. O, was wird Betty dazu sagen!«

Als ob die Genannte diesen Ausruf vernommen oder ihn vorhergesehen hätte, so trat sie eben in die Thür und augenblicklich sprang der Professor lebhaft auf und ging mit freudiger Geberde auf die stattliche Erscheinung zu, die in ihrem langen schwarzen Seidenkleide und mit flammendem Gesicht hereintrat, auf dem die Rosen der Jugend, der Schönheit und der Freude um die Wette strahlten. Dennoch war sie nicht ohne einige Befangenheit und einen gewissen Rückhalt, aber der gute Professor bemerkte davon nichts; er begrüßte sie nur eben so



herzlich, wie er vorher ihre Mutter begrüßt, und nahm dann augenblicklich das Gespräch über den eben abgebrochenen Gegenstand wieder auf und wiederholte fast mit denselben Worten, was er so eben der Mutter Betty's gesagt.

Bald aber wurde seine Berichterstattung unterbrochen. Ein Diener brachte das Kaffeegeschirr von strahlendem Silber herein und sogleich begann die junge Baronin als Hausfrau ihre Pflicht zu erfüllen, und so saßen die drei Personen bald um den brodelnden Wasserkessel und tranken bei ruhiger fortgesetztem Gespräch ihren Kaffee. Am eiligsten aber erwies sich Betty dabei, und als sie ihre zweite Tasse geleert, ging sie einen Augenblick hinaus und kam gleich darauf mit Strohhut, Sonnenschirm und Handschuhen wieder, als wolle sie ungesäumt einen Spaziergang antreten.

»Nun,« fragte die Mutter, »Gehst Du in den Park? Bist Du denn schon mit Deinen Briefen fertig?«

Betty nickte mit strahlendem Lächeln. »Ja,« sagte sie, »zum ersten Mal habe ich sie flüchtig durchgelesen, aber am Abend werden sie wieder und ernstlich vorgenommen, denn sie enthalten zu viel des Neuen und Unerwarteten.«

»So gieb sie mir doch während Du hinuntergehst.«

»Nein, liebe Mutter, noch nicht!« bat Betty mit zärtlicher Freundlichkeit, »Laß sie mich erst noch einmal allein lesen und darin werde ich Dir den Inhalt selbst vortragen. Wir haben mehr Vergnügen davon, wenn wir gleich über das Einzelne zusammen plaudern können. – Und nun,

Herr Professor, darf ich unruhige Person Sie schon wieder in Bewegung setzen? Ich bin heute noch gar nicht in der freien Luft gewesen und habe eine unaussprechliche Sehnsucht danach, auf und ab zu streifen. Sie gehen ja gern, mein Freund, begleiten Sie mich?»

»O ja!« rief der Professor. »Daß es so kommen würde, habe ich mir schon zu Hause gedacht und mir dazu gleich meinen Spazierstock mitgebracht. Also Sie wollen uns noch nicht begleiten, gnädige Frau?« wandte er sich zu Frau von Hayden.

»Nein, lieber Herr Professor, ich habe noch Stubenarrest; bis zur nächsten Woche, wenn das Wetter so bleibt, habe ich ihn mir selbst dictirt, dann aber soll mein erster Besuch Ihnen und dem schönen Betty's-Ruh gelten.«

»Ich halte Sie bei'm Wort!« sagte der Professor und verbeugte sich. Zwei Minuten später stieg er mit Betty die Treppe hinab und gleich darauf traten Beide in den schönen Park, der wie sein schönerer Nebenbuhler in Betty's-Ruh auch im reichsten Frühlingskleide glänzte.

Als die beiden Personen eine lange mit Kastanien, Buchen und Linden besetzte Allee erreichten, an deren Rändern üppiger Hollunder, Geisblatt und Goldregen wuchsen, die aber ihre duftenden Blüten noch nicht erschlossen hatten, fing Betty an langsamer zu gehen. »So,« sagte sie und erhob ihren reizenden Kopf, den jetzt der kleidsame Strohhut bedeckte, gegen das mild lächelnde Gesicht des neben ihr Wandelnden, »so sind wir also allein, mein Freund, und das habe ich heute vor allen Dingen gewünscht. Sie werden mir viel zu berichten haben, ich

hoffe es bestimmt, und nun erzählen Sie mir Alles, was Ihnen begegnet ist, seit ich bei Ihnen war, und nichts, nichts dürfen Sie vergessen, sonst frage ich Sie todt, denn ich bin heute ganz unmenschlich neugierig gestimmt.«

»Na,« versetzte der Professor lachend, »so leicht sterbe ich nicht, ich habe eine zähe Natur und bin aus altem holländischen Blute. Glücklicherweise auch kann ich Ihnen mit vielem Neuen dienen.«

»So fangen Sie an. Warum haben Sie so lange Ihren Besuch verschoben oder – hatten Sie mir nichts zu melden, wie Sie mir neulich versprochen?«

»Kind, mein Kind,« erwiderte der Professor mit väterlicher Milde, »wo soll ich anfangen und wo aufhören mit meinen Entschuldigungen? Doch, ich muß wohl ehrlich sprechen und so sage ich Ihnen: ich habe erst heute Zeit gefunden, mich meines Versprechens zu erinnern, denn ich fand wahrhaftig mehr zu thun, als ich für möglich hielt.«

»Und Ihr Besuch ist also wirklich gekommen?« fragte Betty mit frisch auflodernder Neugier und mit jenem naiv sinnigen und sanften Tone, der ihr zur zweiten Natur geworden war, wenn er nicht ursprünglich in ihrem Wesen lag.

»Gott sei Dank, ja, er ist gekommen, wie ich Ihnen schon oben sagte, und er war bereits in meiner Nähe, als Sie mir neulich die Ehre Ihres Besuches schenkten. Er hat die Nacht auf der Kugelbaake zugebracht, da das Wetter ihn weiter zu gehen verhinderte, wie mich. Na, jetzt ist er

da, und sein Erscheinen hat natürlich eine Art Revolution im ganzen Hause erzeugt.«

»Das kann ich mir denken. Was sagte Ihr Herr Neffe denn, als er Ihren Saal sah?« fragte sie mit gespanntem Gesichtsausdruck.

»Ah, er war ganz erstaunt und konnte sich gar nicht satt sehen. So etwas Aehnliches hätte er einmal geträumt, sagte er. Ist das nicht sonderbar?«

»O ja!« lautete es leise von Betty's Lippen und ihr Kopf nickte ganz eigenthümlich dabei. »Und was sagte er zu Ihren Angelegenheiten?« fuhr sie lebhafter fort.

»Er interessirt sich erstaunlich dafür und er hat fast noch keine Stunde im Hause gerastet, so lange er da ist. Er hat Alles um und um gekehrt, ist in jeden Winkel gekrochen, bis in die Keller hinein, hat jeden Streifen Papier durchgelesen, aber – er hat eben so wenig wie ich auch nur das Geringste gefunden.«

»Das ist übel,« sagte Betty nach einer Weile und wie aus einem langen Traume erwachend. – »Nun wird es mit unseren mathematischen Stunden wohl vorbei sein?« fragte sie plötzlich.

»Ei, ich denke gar nicht daran. Sie werden mich doch nach wie vor in Betty's-Ruh besuchen, wie?«

Betty zögerte etwas mit der Antwort. »Das wird darauf ankommen,« sagte sie endlich. »Zuerst müssen Sie uns doch Ihren Neffen vorstellen – oder beabsichtigen Sie das vielleicht nicht?«

Der Professor sah sie erstaunt an. »Wie können Sie so fragen, meine Liebe,« sagte er. »Natürlich werde ich

ihn Ihrer Frau Mutter und Ihnen vorstellen und er wäre schon heute mitgekommen, aber der gute Junge brennt ja fast vor Eifer und, nachdem er drei Tage lang das ganze Haus durchstöbert, sitzt er jetzt am Schreibtisch und arbeitet einen langen Bericht für einen seiner Freunde aus, wie er sagt, der ihm einen guten Rath geben soll.«

»Aha!« sagte Betty, als stimme sie diesem Unternehmen aus vollem Herzen bei. »Das ist gut.«

»Ja, das glaube ich auch, obwohl ich doch einige Furcht vor einer etwaigen neuen Untersuchung hege, auf die er mich immerhin gefaßt gemacht hat.«

»Das darf Sie nicht in Furcht setzen, durchaus nicht. Sie haben ja jetzt eine mächtige Hülfe und stehen nun erst in der zweiten Reihe des Treffens.«

»Haha! Gut gesagt, und auch wahr, denn der Paul ist kein Schwachkopf und kein Maulheld, er spricht wenig, aber er handelt um so energischer.«

»Das ist noch besser. Also heute schreibt er schon?«

»Ja, und auf morgen, wenn er bis dahin fertig ist, hat er mir seine Begleitung zugesagt, obwohl er noch nicht weiß, wohin ich ihn führen will, eben so wenig wie er weiß, wohin ich heute gegangen bin.«

»Wohin wollen Sie ihn denn führen?« fragte Betty mit etwas zaghafter Miene, wobei ihr Athem auffallend kürzer wurde.

»Nun, natürlich zu Ihnen, da Sie sich doch gewiß freuen werden, ihn kennen zu lernen.«

Betty lächelte verstohlen und blickte seitwärts in die grünen Gebüsch. »Haben Sie ihm denn noch nicht gesagt, daß wir mit einander bekannt sind?«

»Noch kein Wort ist darüber gesprochen, es gab ja so viel Wichtiges und Unaufschiebbares zu thun.«

»So so! Ja, ja! Sie wollen es ihm auch wohl nicht sagen, wohin Sie ihn morgen führen werden?«

»Gewiß werde ich ihm das sagen und zwar sobald ich heute nach Hause komme. Es liegt ja kein Grund vor, ihm das zu verschweigen.«

»Nein, es liegt kein Grund vor. Doch – wie sieht denn Ihr Herr Neffe aus?« fragte sie mit einer leichten Beklemmung.

»Wie er aussieht? O, das sollen Sie mir selbst sagen, wenn Sie ihn gesehen haben. Alle Leute in Betty's-Ruh, die meinen verstorbenen Bruder gekannt, behaupten, er sehe ihm sprechend ähnlich, obwohl er viel größer, fester und kräftiger sei. Denn in Wahrheit, er ist ein wahres Bild von guter Gesundheit und Lebenskraft.«

Betty nickte, als ob sie von dieser Mittheilung befriedigt wäre. – »Wie ist er denn sonst?« fragte sie, behutsam und etwas leiser sprechend. »Ist er fröhlich, heiter, zum Scherz aufgelegt?«

»O nein, das ist er leider nicht, liebe Frau. Er ist sogar sehr still, viel stiller, als ich mir ihn gedacht und als man es nach seinem Alter erwarten sollte, denn er ist, glaube ich, noch nicht ganz dreißig Jahre alt.«

»Das ist das glücklichste Alter für Männer, namentlich wenn es ihnen immer gut ergangen ist, wie ich es von Ihrem Neffen hoffe.«

»O – das glauben Sie nicht,« fuhr der Professor ernsthafter fort, »der arme Junge hat auch schon seine Schicksale gehabt.«

Betty erhob rasch ihren Kopf gegen den Redenden und sah ihn mit scharfer Aufmerksamkeit an. »Was für Schicksale hat er denn gehabt?« fragte sie mit etwas bewegter Stimme.

»In seiner Jugend schon ist es ihm sehr trübe und überaus ärmlich ergangen. Aber er hat sich mit Hülfe wackerer Menschen brav emporgearbeitet, bis – bis ihn jetzt, da er fast über den steilsten Berg war, der letzte Schlag traf.«

»Was war das für ein Schlag?«

Der Professor schwieg einen Augenblick, dann seufzte und gleich darauf lachte er. Das Erste galt seinem Neffen, das Zweite ihm selber. »Ich will es Ihnen erzählen,« sagte er nach einiger Ueberlegung, »das heißt, so viel ich davon behalten habe, da ich bei seiner Mittheilung etwas zerstreut war und mir so viele Gedanken jetzt durch den Kopf schwirren.«

Und nun erzählte er Paul's Leben in der fernen Residenz, seinen Erfolg in seinen Bauunternehmungen, seine Freundschaft mit dem guten Banquier Ebeling und endlich kam er auf die Ursache, die Paul heimatlos gemacht oder ihn wenigstens so plötzlich und unerwartet aus seinen bisherigen Verhältnissen getrieben hatte.

Betty hatte voller Spannung zugehört. Als der Professor aber mit seinem Bericht fertig wgr, sagte sie mit einem eigenthümlichen Lächeln:

»Aha, nun weiß ich, worüber Sie vorher lachten. Ihren Neffen hat ein Unglück betroffen, ja, indessen machen die Umstände es weniger schwer und bedeutsam. Ihnen wenigstens ist aus seinem Unglück das Glück erwachsen, ihn ganz bei sich zu haben und vielleicht auch zu behalten, nicht wahr?«

»Ja gewiß, mein gutes Kind,« erwiderte der Professor mit schmunzelndem Gesicht, »und das ist ja eben meine ganze Freude. Mir ist das ein wahres und großes Glück und ich werde es mir auch zu nutze machen.«

»Sie sind doch wohl nicht auch ein großer Egoist?« fragte sie, indem sie herzlich lächelnd ihm mit dem zugeklappten Sonnenschirm drohte.

»Ja, ja, das bin ich, wenigstens in diesem Punct, ich gestehe es offen ein. – Doch, meine Liebe, Sie sehen ja merkwürdig erhitzt aus – ist es Ihnen denn so sehr heiß – wollen wir uns vielleicht irgend wo setzen?«

»Ja – nein, wie Sie wollen – ich bin zu Allem bereit, was Sie wünschen. Kommen Sie, da vorn steht eine Bank. Es scheint wirklich sehr warm zu sein. Oder vielleicht macht es auch die Freude, Sie – den Mann bei mir zu sehen, der mich heirathen will,« fügte sie schalkhaft lächelnd hinzu.

Der Professor lachte herzlich auf. »Sie kommen immer wieder auf diese Idee zurück,« sagte er, »aber mag sie sein, was sie will, Scherz oder Ernst – hübsch ist sie und



eine so kleine, niedliche Frau bei mir im Hause zu haben, müßte wahrhaftig ein großes Glück sein.«

»Herr Professor!« rief Betty mit neckischem Ernst, »ich bin größer als Sie!« Und sie stellte sich dicht neben ihn und reckte sich dabei straff in die Höhe.

»Wahrhaftig! Wenigstens eben so groß! Ei, das hätte ich nicht gedacht. Na, aber dem Paul reichen Sie kaum bis an die Schulter, der ist ein halber Riese.«

»Trotz seiner Größe ist er Ihnen wohl sehr an das Herz gewachsen, wie?« fragte Betty, anmuthig lächelnd.

»Nicht blos *an's* Herz, sondern ganz und tief in dasselbe hinein, liebes Kind, so daß mir kein Opfer zu schwer fallen würde, um ihn glücklich zu machen. Ja, Sie müssen es mir verzeihen, wenn ich mein eigenes Blut lobe, aber der Junge hat Etwas an sich, was ihn unwiderstehlich macht, und alle Leute im Hause laufen ihm schon nach – vor Allen die Dralling, die ihren Dragonersäbel ganz vergißt, wenn sie mit oder von ihm spricht. Selbst der Rentmeister war ganz erstaunt über ihn.«

»So. Wie machte sich denn die Bekanntschaft zwischen den Beiden?« fragte Betty, plötzlich wieder ernst werdend.

Der Professor erzählte den Auftritt im Saal, und während er noch sprach, hatten sie die erstrebte Bank erreicht und ließen sich darauf nieder, um das begonnene Gespräch in ähnlicher Weise noch lange Zeit fortzusetzen.

SIEBENTES KAPITEL. GEGENSEITIGE UEBERRASCHUNGEN.

Auch der gegenwärtige schöne und lange Frühlingstag neigte sich seinem Ende zu. Milde und frisch, wie er begonnen, schloß er auch wieder und die Sonne sank, langsam und schwer von der lieben Erde sich trennend, hinter das rosig angehauchte Nebelgewölk, welches tief am Horizont über dem Meere lagerte. Stille, fast schwermüthig stille Dämmerung breitete sich über Wälder und Fluren aus und begann auch allmählig den großen Saal in Betty's-Ruh zu füllen, der doch von allen Seiten so viel Licht empfing und es länger als jeder andere Raum unter Dach in dem stillen Schlosse bewahrte.

Paul saß noch immer unermüdlich am Schreibtisch und seine Feder flog rascher denn je über das Papier, da er seinen langen Bericht noch vor'm Dunkelwerden beenden wollte. Endlich ging hinter ihm leise die Thür auf und herein trat, auf den Zehen schleichend, was die dichten Teppiche ganz unnöthig machten, Frau Dralling, nicht in der Absicht, den so fleißig arbeitenden jungen Herrn zu stören, sondern ihm irgend einen Dienst zu leisten, wenn er desselben vielleicht benöthigt wäre.

Dieser aber besaß feine Ohren und er vernahm nicht nur das leise Schließen der Thür, sondern auch das Geräusch, welches über einen Teppich schlüpfende oder beim Gehen sich faltende Frauenkleider stets verursachen. Flüchtig sah er sich nach der Nahenden um und nickte ihr freundlich zu, ohne jedoch ein Wort zu sprechen.

»Verzeihen Sie, Herr Baumeister,« redete sie ihn fast schüchtern an, »ich möchte Sie nicht gern stören.« Aber es wird dunkel und Sie verderben sich am Ende Ihre guten Augen. Soll ich Ihnen nicht eine Lampe bringen, wenn Sie noch länger zu schreiben haben?«

»Nein, Frau Dralling, warten Sie einen Augenblick, ich bin gleich fertig und habe nur noch zwei Zeilen zu schreiben.«

Unbeweglich und keine Sylbe erwidernnd blieb die achtsame Frau hinter dem weiter Schreibenden stehen, um geduldig den Schluß seiner Arbeit zu erwarten, und in der That erfolgte dieser sehr bald und Paul sprang freudig vom Stuhle auf, dehnte sich lang aus und rief:

»Jetzt bin ich fertig, Frau Dralling. Freuen Sie sich mit mir, denn was ich hier im Interesse meines Onkels geschrieben, wird hoffentlich eine gute Wirkung haben.«

»Das wolle Gott, Herr Paul, und was mich betrifft, so werde ich ihn alle Abende bitten, daß er diese Wirkung recht bald senden möge.«

»Das ist recht von Ihnen, jedes guten Menschen Bitte findet offene Ohren bei Gott, wenigstens flößt er uns gleich danach Hoffnung und Beruhigung in's Herz. – Aber nun sagen Sie mir, ist mein Onkel noch nicht wieder da?«

»O nein,« erwiderte Frau Dralling mit einem eigenthümlichen Wink ihrer Hand, »der sitzt in festen Banden, wenn er bei seiner Herzallerliebsten sitzt.«

Das Wort flog fast unbeachtet an Paul's Ohren vorüber und er that, wie um's seine Glieder wieder beweglich zu

machen, einige Schritte im Saal hin und her. Plötzlich aber trat er wieder auf die Haushälterin zu und sagte rasch: »Frau Dralling, deuten Sie mir jetzt den Weg an, den ich einschlagen muß. Ich will mir noch flugs eine tüchtige Bewegung machen und meinem Onkel entgegengehen.«

»Thun Sie das lieber nicht, Herr Paul,« ermahnte die vorsichtige Frau, die immer nur ihren ›alten Mann‹ vor sich zu haben glaubte, »Sie sind vom Schreiben erhitzt; bei'm Laufen machen Sie sich noch wärmer, und zuletzt steigen Sie in den offenen Wagen. Sie könnten sich leicht erkälten, bedenken Sie das; die Maiabende sind kühl und haben schon manchen Schnupfen zu Wege gebracht.«

»Davor fürchte ich mich nicht,« erwiderte Paul, öffnete eins der großen Fenster und steckte den heißen Kopf, wie zum Versuch, in die in der That feuchte Dämmerluft hinaus. »Wohin ist er denn eigentlich heute gefahren?« fragte er, sich wieder nach der mitten im Saal stehenden Frau umdrehend

»Ich sagte es Ihnen ja schon – zu seiner Herzallerliebsten.«

»Sie belieben zu scherzen, Frau Dralling,« entgegnete Paul mit ernster Miene, »ich möchte aber eine Antwort auf meine Frage vernehmen.«

»Nein, ganz und gar nicht scherze ich,« betheuerte Frau Dralling mit weit aufgerissenen Augen, »und ich habe Ihnen ja schon geantwortet. Der Professor ist zu einer

Dame gefahren, die er sehr liebt. Er denkt ernstlich daran, sich zu verheirathen, und er hat auch in Wahrheit eine erstaunlich gute Wahl getroffen.«

Paul stand alsbald vor der so ernst redenden Frau und sah sie verwundert an. »Ich kann es nicht glauben, was Sie da sagen,« erwiderte er. »Das wäre ja ganz was Neues und, so weit ich meinen Onkel kenne, etwas Unerhörtes, etwas vollkommen Unglaubliches.«

»Na, warum denn? Ist er nicht immer noch ein ganz netter Mann und dabei klug und ungeheuer gelehrt? O, das wissen Sie ja eben so gut wie ich, wie Sie auch wahrscheinlich wissen, daß die Frauen von jeher gegen kluge und gelehrte Männer zärtlich gewesen sind.«

Jetzt lachte Paul laut auf und zwar so herzlich, wie er lange nicht gelacht. »Und das höre ich heute erst?« fragte er immer wieder lachend. »Warum hat er mir denn eins seiner wichtigsten Geheimnisse bis jetzt noch nicht mitgetheilt?«

»Na, Sie lachen,« sagte die Dralling mit drolligem Ernst, der Paul immer spaßhafter vorkam, »aber Sie sehen doch, ich bleibe ernst und es muß also wohl seine Richtigkeit mit dem Professor haben. Er hätte Ihnen gewiß unterwegs seine Pläne darüber mitgetheilt, aber Sie verweigerten ja Ihre Begleitung, selbst wenn es in's Paradies ginge, wie Sie sagten. Nun wird er wohl heute Abend nach seiner Rückkehr dies Thema reiflich mit Ihnen besprechen.«

Paul stellte seine frohe Laune ein und ging langsam im Saale auf und nieder. Plötzlich blieb er wieder vor Frau

Dralling stehen, sah sie ruhig an und sagte: »Können Sie mir vielleicht auch sagen, *wen* mein Onkel, der Professor Casimir van der Bosch – ich muß hier sehr klar reden, wie ich sehe – heirathen *will*?«

»Gewiß kann ich Ihnen das sagen, wenn Sie es jetzt schon wissen wollen und die Zeit nicht erwarten können; er hat mir in dieser Beziehung kein Schloß vor den Mund gelegt.«

»Nun gut, so reden Sie doch. Was ist es denn für eine Frau oder gar für ein Mädchen?« Und wieder spielte ein schalkhaftes Lächeln um des Fragenden Lippen.

»Nein, es ist eine Frau, und zwar eine sehr schöne, liebreizende und dabei reiche Frau, Herr Paul, sehr reich, und darum eben *kann* sie den Professor heirathen, selbst wenn dieser kein größeres Vermögen bekommen sollte, als er bis jetzt besitzt. Und eben so *darf* er diese Dame heirathen, da er über sechzig Jahre alt ist – ein jüngerer kann sie nämlich nie erhalten – ja! denn da drüben auf Wollkendorf hat auch ein so vertracktes Testament gespuht wie hier in Betty's-Ruh, nur in etwas anderer Weise.«

Bei diesen unerwarteten Worten veränderte sich Paul's Gesicht auf eine merkwürdige Weise. Es wurde nicht blaß, nicht roth, und doch nahm es einen unbeschreiblichen Ausdruck maßlosen Staunens an, der Frau Dralling bewies, daß ihre Worte einen tiefen Eindruck auf den jungen Mann gemacht hatten.

»In Wollkendorf, sagen Sie?« fragte er mit stockendem Athem. »Sie meinen doch nicht die Baronin von Wollkendorf auf dem hannoverschen Gute, die Wittwe des – des –«

»Ja wohl, eben dieselbe meine ich, Herr Paul.«

»Das ist nicht wahr!« rief Paul mit seltsamer Energie und ging wieder einige Schritte auf und ab.

»Es ist doch wahr, Sie können, es mir glauben; und an dem Tage, den Sie auf der Kugelbaake zubrachten, war sie noch selber hier, zu Pferde, und hat mit mir davon gesprochen, daß, wenn sie jemals wieder einen Mann nähme, es nur Ihr Herr Onkel, der Professor wäre, zu dem sie eine eben so große Liebe wie Achtung hegt.«

»Frau Dralling!« rief Paul mit unverkennbarem Stauen, dem indeß kein Atom Schrecken beigemischt war, »Betty von Wollkendorf wäre hier bei meinem Onkel gewesen und hätte mit *Ihnen* über diesen Punct gesprochen?«

»So wahr ich hier vor Ihnen stehe, Herr Paul! Auf jenem Stuhl hat sie dabei gesessen, und mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Aber mein Gott, wo hat mein Onkel denn diese Dame kennen gelernt?«

Die gute Dralling zuckte die Achseln. »Das weiß ich so genau selber nicht, aber sie war mit einem Male da und machte ihm ihren Besuch, und da war die Bekanntschaft fertig und seitdem kommt sie jede Woche hierher und der Professor fährt zu ihr, wie er auch heute wieder zu ihr gefahren ist.«

Paul war von dieser Mittheilung auf's Aeußerste betroffen und von seinem Gange in's Freie war keine Rede mehr. Er legte seine rechte Hand auf die Stirn und ging langsam, immer langsamer im dunkelnden Saale hin und her. »Wäre es denn möglich!« sagte er zu sich. »Betty hier in Betty's-Ruh? O mein Gott, mein Gott, und das ist mir bis jetzt verborgen geblieben?!«

Er hatte die letzten Worte laut gesprochen und Frau Dralling hatte sie gehört. »Ja, ja,« sagte sie, wundern Sie sich nur darüber, der Professor hat es Ihnen verheimlicht, ich merke es wohl, aber geben Sie Acht, er wird es Ihnen heute Abend schon erzählen, denn wenn er von Wollkendorf kommt, ist er immer ungemein vergnügt, die junge schöne Dame weiß ihn angenehm zu unterhalten und ich freue mich in der Seele des guten Mannes darüber, daß er doch auch einmal eine Freude hat, nicht wahr?«

»Ja, ja,« sagte Paul zerstreut, »das glaube ich, ja, *das* glaube ich. – Also Sie kennen Frau von Wollkendorf?« fragte er mit neu erwachter Lebhaftigkeit.«

»Natürlich kenne ich sie, und sie hat mir noch neulich recht herzlich die Hand gedrückt. Ach, es ist eine liebe, gute Frau, Sie werden sich auch freuen, sie kennen zu lernen und sie hat auch mit dem Professor viel von Ihnen gesprochen.«

Paul sah die Dralling fast starr an. »Sie hat mit ihm von mir gesprochen?« fragte er. »Ist das wahr?«

»Ei gewiß. Er sagte ihr ja, daß er seinen Neffen erwarte, daß Sie bald kommen würden und daß er große



Hoffnungen auf Sie setze, Sie würden ihm in seinen Verlegenheiten helfen können.«

»So, so. Und was erwiderte sie darauf?«

»Je nun, das weiß ich so genau nicht, ich war ja nicht immer bei der Unterhaltung zugegen. Aber daß sie sich freute, Sie kennen zu lernen, das sah man ihr gewiß an.«

»Frau Dralling,« bat Paul mit ganz eigenthümlich bewegter Stimme – »lassen Sie mich einen Augenblick allein – ich habe noch etwas zu überlegen.«

»Soll ich Ihnen dabei vielleicht Licht bringen?«

»Ja – nein, wie Sie wollen, mir ist Alles gleich; was ich sehen will, sehe ich auch im Dunkeln.« –

»Das ist ja sonderbar,« sagte die Dralling, als sie hinausging. »Dahinter steckt am Ende noch etwas ganz Anderes. Thusnelda! mach' die Augen auf, weit auf – denn daß die Beiden sich kennen – die Baronin und der Herr Paul – das ist so wahr, wie drei mal drei neun ist, wie der Professor immer sagt.«

Als sie nach einigen Minuten die brennende Lampe in den Saal brachte und auf den großen Mitteltisch stellte, sah sie den jungen Mann erst gar nicht. Er stand an dem hintersten Fenster und schaute mit brennenden Augen in die dämmernde Ferne hinaus, nach dem gespenstisch herüberschimmernden Mausoleum hin und flüsterte in sich hinein.

»Ja, das Glück – kann alle Tage kommen! Wenn auch nicht auf die Weise, wie man es sich denkt und wünscht, so doch auf eine andere und hier auf eine recht unvermuthete und rasche Weise. O großer Gott, ich danke Dir!

Ja, laß sie mich noch einmal sehen – nur noch einmal sehen, und dann, dann gieb Du das Andere, wie Du ja Alles giebst! Hoffnung – ach! habe ich keine mehr, die ist schon lange begraben, aber darum darf ich sie doch lieben – das ist ja kein Verbrechen, das ist keine Sünde, und wenn ich ihre Liebe nicht erwerben kann – ihre Freundschaft hat sie mir ja für's ganze Leben zugesagt, wie ich ihr die meine – und ich will sie ihr halten, ja, das will ich, sie halten und bewahren – und sie, sie wird es nicht vergessen haben, was wir uns in der schmerzlichen Scheidestunde versprochen, denn was man in solchem, das ganze Wesen durchdringenden und läutern-den Schmerz gesprochen, das haftet im Herzen, das klebt in der Seele fest – und mir, mir haftet und klebt es – hier – unvergänglich, unauslöschlich – und so soll es bleiben, bis ich auch einst da liegen werde, wo Jene liegen, ruhig und süß schlummernd, ohne Sorgen und ohne Leid, allem Weh und Schmerz überhoben – ach! Quentin van der Bosch hatte ja auch eine Betty verloren und sie endlich doch – doch da droben im Himmel wiedergefunden. Amen!«

---

Wenige Minuten erst brannte die Lampe auf dem Tisch und füllte den großen Raum nur mit einem schwachen Dämmerchein, so daß Frau Dralling aus eigener Machtvollkommenheit noch einige Kerzen anzündete, da trat

der Professor in den Saal. Wie die Haushälterin es vorhergesagt, war er ungemein vergnügt; auf seinem Gesicht lag ein ungewöhnlich heiteres Lächeln und er begrüßte den Neffen mit großer Herzlichkeit, worauf auch sogar die ihm Hut und Rock abnehmende Dralling ein paar freundliche Worte zu hören bekam. Ja, er war so vergnügt, so sehr von dem Ausfall seines Besuches befriedigt und dabei mit sich selbst beschäftigt, daß er nicht im Geringsten die ernste, fast feierliche Miene Paul's und die große Spannung gewahrte, die in dessen Blick lag, als er den so heiter Rückkehrenden mit seinen dunklen Augen fragend anschaute, wie wenn er die Zeit nicht erwarten könnte, die ersten Worte zu vernehmen, die dem Professor schon auf den Lippen lagen, und als müßten dieselben gleich das Wichtigste enthalten, was er mit seinem wünschvollen Herzen zu hören erwartete.

»Ja, da bin ich wieder,« rief frohlockend der Professor, indem er sich das Haar mit beiden Händen glatt zu streichen versuchte, »und ich habe eine höchst angenehme Fahrt gemacht. Ei der Tausend, es war hübsch! Nun aber sage mir einmal, Junge, bist Du mit Deinem Brief fertig geworden?«

Paul nickte. »Ja, lieber Onkel,« sagte er, »ich bin ganz fertig und morgen früh lese ich ihn noch einmal durch, siegle ihn zu und trage ihn selbst auf die Post nach Cuxhafen, dann weiß ich, daß er sicher abgegeben ist.«

Der Professor schüttelte den Kopf und erwiderte mit behäbigem Lächeln: »Du wirst nicht nöthig haben, den weiten Weg nach Cuxhafen zu machen. Nein, wir fahren

morgen nach Wollkendorf und kommen dabei durch das Dorf gleichen Namens, wo eine Postanstalt ist, die alle Briefe so sicher befördert wie die in Cuxhafen, davon habe ich noch heute den Beweis gehabt, denn meine Freunde haben ein ganzes Packet Briefe von ihren Verwandten erhalten.«

Paul konnte sich bei diesen Worten kaum eines leisen Lächelns erwehren, da er sogleich errieth, daß es Briefe von Ebelings seien, die in Wollkendorf eingetroffen waren und aller Wahrscheinlichkeit nach seine eigenen letzten Lebensereignisse in der Residenz berichtet hatten. »Also Du bist in Wollkendorf gewesen,« sagte er, »und darf ich mir erlauben zu fragen, bei wem Du daselbst warst?«

Der Professor schmunzelte. »Bei einer ganz allerliebsten Frau, mein Junge, die Du nun endlich morgen auch kennen lernen wirst und die sich sehr freut, Dich bei sich zu sehen. Es ist die Baronin von Wollkendorf, eine Wittwe, die vor Jahr und Tag ihren Mann rasch am Nervenfieber verlor und nun so ziemlich unumschränkte Gebieterin auf ihrem verpachteten Gute ist. Wollkendorf, wohin ich stets fahre, und die Kugelbaake, wohin ich in der Regel zu Fuß gehe, sind mir die liebsten Orte in der ganzen Nachbarschaft, und darum verkehre ich auch fast nur mit ihren Bewohnern.«

»Wie hast Du denn diese *allerliebste* Wittwe kennen gelernt?« fragte Paul mit einer Ruhe, die er sich vor einer Viertelstunde selbst nicht zugetraut hätte.

Der Professor ließ sich auf einen Sessel in der Nähe des großen Tisches nieder, schlug ein Knie über das andere und legte bedeutsam den rechten Zeigefinger an die Nase. »Ja,« sagte er mit feinem, vielsagendem Lächeln, »das ist eine ganz eigene Geschichte, mein Lieber, und ich hätte es mir nicht träumen lassen, daß mir so etwas begegnen könne. Sieh mal, ich saß da eines Tages, ich glaube, es war im Februar dieses Jahres, und wir hatten damals recht schöne sonnige Tage – auf meinem Stuhl am Schreibtisch und dachte über mein seltsames Schicksal nach, als die Dralling hereinkam und meldete, daß eine Dame in einer eleganten Kutsche vor das Haus gefahren sei, daß sie mich zu sprechen verlange und mir ihre Karte schicke. Ich nahm ihr die Karte aus der Hand und las den Namen ›Baronin von Wollkendorf‹. Ich war natürlich selbst wie aus den Wolken gefallen, zog mir schnell den Schlafrock aus und einen andern an und ließ sie hier hereinführen. Aber da hättest Du einmal ihr Erstaunen sehen sollen, als sie in diesen Saal trat! Sie war ganz betreten und starrte immer nach der Glaskuppel in die Höhe, als müsse ihr ein Engel daraus entgegenfliegen, und es dauerte eine ziemliche Weile, ehe sie zusammenhängend mit mir sprechen konnte.

Ich fragte, welchem Umstande ich die Ehre ihres Besuches zu danken habe, und bot ihr einen Sessel an. Sie setzte sich mit mir vor den flammenden Kamin und fing endlich an zu reden. Paul, ich sage Dir, da war ich erst recht erstaunt. Denn eine so liebe, süße Stimme hatte ich in meinem Leben noch nicht gehört und, wahrhaftig,

auch ein so liebes, süßes Gesicht war mir noch nie vor Augen gekommen. Mir wurde ganz sonderbar weich zu Muthe und ich bemühte mich, ihr dienstbar zu sein, und bat sie, den warmen Pelzmantel abzulegen, und das that sie ganz ungenirt und ich sah nun eine reizende Gestalt vor mir, wie Du Dir kaum eine vorstellen kannst.

›Ich bin die Baronin von Wollkendorf im Hannöverschen,‹ sagte sie, ›und komme zwei Stunden weit her, um mich zu überzeugen, ob das Gerücht wahr ist, welches ich schon vor einiger Zeit vernommen, daß Sie der Herr Professor Casimir van der Bosch sind, der den Lehrstuhl der Mathematik in . . . mit dem einsamen Aufenthalt in Betty's-Ruh vertauscht hat.‹

›Ja,‹ erwiderte ich, ›das Gerücht hat die Wahrheit gesprochen, ich bin dieser Casimir van der Bosch und habe die Erbschaft meines Bruders angetreten.‹

Da lächelte sie auf eine höchst liebliche Weise und sagte: ›Nun dann verzeihen Sie, daß eine Dame Ihnen zuerst einen Besuch macht, denn Sie würden mich doch wohl etwas lange auf den Ihrigen haben warten lassen.‹

›Das hätte leicht bis in alle Ewigkeit dauern können,‹ erwiderte ich, ›denn ich mache gar keine Besuche in der Nachbarschaft, am wenigsten bei Damen. Ich bin nicht an den Umgang mit ihnen gewöhnt.‹

Da hättest Du einmal das schelmische Gesicht sehen sollen, womit sie mich anblickte und sagte: ›O, mein Herr Professor, mich und meine von aller Welt verlassene Mutter werden Sie doch wohl besuchen, und an unsern Umgang werden Sie sich hoffentlich bald gewöhnen, denn

mich treibt außer anderen Beweggründen die *Wissenschaft* zu Ihnen, die mir Ihre Bekanntschaft also außerordentlich wünschenswerth macht.<

›Die Wissenschaft?‹ rief ich erstaunt, und ich fühlte selbst, daß sie schon mit diesem einen Wort mein ganzes Herz gewonnen hatte.

›Ja, die Wissenschaft,‹ erwiderte sie, ›und zwar *Ihre* Wissenschaft, die Mathematik. Ich liebe nämlich die Mathematik sehr und habe früher – von einem Freunde meines Cousins – auch schon einige Unterweisung darin erhalten. Meine Bitte geht nun dahin: ob Sie vielleicht geneigt wären, mir alle Wochen eine Stunde mathematischen Unterricht zu ertheilen – was Sie vielleicht schon deshalb thun werden, um hier nicht ganz aus der Uebung zu kommen.<

Na, siehst Du, da war die Sache gemacht, fix und fertig auf einen Schlag. Ich sagte auf der Stelle zu, fuhr zwei Tage darauf nach Wollkendorf, lernte in ihrer Mutter eine vortreffliche Frau kennen und gab die erste Stunde. Seit der Zeit wechselten wir ziemlich regelmäßig unsere Besuche, einmal kam sie hierher, dann ging ich zu ihr, und jetzt, Junge, ist sie schon so weit, daß sie Dir den Magister Mathesios wie ein Secundaner beweisen kann.«

Paul hatte bei dieser Erzählung wieder ein allmäliges Wachsen seiner guten Laune verspürt und jetzt wäre es ihm nicht schwer geworden, seinen guten Onkel zu belehren, daß Betty von Wollkendorf schon durch seinen eigenen Unterricht vor Jahren im Stande gewesen, zu beweisen, daß das Quadrat der Hypotenuse gleich dem

Quadrat der beiden Katheten sei. Aber er schwieg, er hatte noch ernstere Fragen auf dem Herzen und diese mußten zuerst beantwortet werden.

»Ich kann mir denken,« sagte er nach einer kurzen Pause, »wie sehr diese wissenschaftliche Dame Dich angezogen hat. Du bist mit ihr natürlich allmählig vertrauter geworden?«

»Ja, mein Junge, das bin ich. Sie nahm ungemein herzlichen Antheil, an meinen hiesigen Verhältnissen sowohl, wie an meinen früheren Lebensereignissen, die sie mir alle nach und nach abzufragen verstand, und ich erzählte ihr allmählig Alles, was ich ihr erzählen konnte, und zuletzt von meiner Bedrängniß in Bezug auf die Erbschaft meines Bruders.«

»Also diese kennt sie auch?«

»Ganz genau bis in alle Details, und heute habe ich ihr noch das Letzte erzählt, nämlich daß Du gekommen bist und Dich mit erstaunlichem Eifer meiner eigenthümlichen Lage angenommen hast.«

»So. Aber ist es denn wahr,« fuhr Paul mit niedergeschlagenen Augen zu fragen fort, »was die Dralling mir vorher erzählte, daß Du gesonnen bist, diese schöne Baronin – zu heirathen?«

»Die Dralling? Die infame Plaudertasche!« rief der Professor mit erkünsteltem Grimm. »Haha! So, also sie hat es Dir gesagt? Nun denn, was meinst Du dazu,« fuhr er mit schalkhaft lauernder Miene fort, »wenn ich auf meine alten Tage noch den Entschluß faßte, mich in das Ehejoch schmieden zu lassen, he?«



»Wenn die Dame für Dich paßt – wenn Du sie und sie Dich liebt – wenn Eure Verhältnisse es gestatten – warum sollte es dann nicht möglich sein?«

»Haha! Ja! Das sagte die Baronin auch!«

»Wie,« rief Paul mit aufflammender Erregung, »das sagte die Baronin selbst?«

»Natürlich! Ganz ohne allen Zwang. Sie spricht so ruhig und herzlich darüber wie ein Kind und neckt mich immer damit, daß wir noch einmal Mann und Frau werden müßten.«

»So, so, sie neckt Dich damit! – Und was sagst Du denn dazu?«

»Ich? O – ich weiß selbst nicht, was ich dazu sagen soll,« versetzte der Professor mit schmunzelndem Gesicht und dabei seinen Bart streichend und zur Erde schauend. »Nur so viel ist gewiß,« fuhr er plötzlich rascher fort, »wenn ich einmal auf den tollen Gedanken käme, eine Frau zu nehmen und ich könnte diese bekommen, dann würde ich mich nie nach einer anderen umsehen, denn sie gefällt mir ganz über die Maaßen. Doch halt, Junge, denke von Deinem alten Onkel nichts Arges – ich bin nicht etwa verliebt, wie die Leute es nennen, das glaube gar nicht – aber die Aussicht, ein solches himmlisches Wesen für Betty's-Ruh zu gewinnen, wäre allein schon werth, diese Angelegenheit einmal recht ernstlich zu überlegen. Na, morgen wirst Du sie ja sehen und dann sollst Du mir selbst sagen, ob der Wunsch so närrisch ist, eine solche Frau beständig um sich im Hause zu haben.«

Paul raffte sich auf; die Maske mußte fallen, er durfte den guten Onkel nicht länger in Unkenntniß der bestehenden Verhältnisse lassen. »Ich muß Dir ein Geständniß ablegen,« sagte er ernst, »und Du wirst mir verzeihen, daß ich es nicht eher ablegte, aber es war mir darum zu thun, erst Deine Erzählung von der Baronin von Wollkendorf zu Ende zu hören und dann Deine eigene Meinung über sie zu vernehmen.«

Der Professor richtete sich in seinem Sessel hoch auf und sah Paul mit weit aufgerissenen Augen an, aber nur eine unbestimmte, ahnungsvolle Verwunderung sprach aus seinem Blick, seiner Miene, denn etwas Anderes, Leidenschaftliches schlummerte nicht in seinem Herzen, dazu war der gute Casimir van der Bosch nicht geschaffen. »Na,« sagte er mit leiser, etwas heiserer Stimme, »was denn für ein Geständniß? Ich bin sehr neugierig darauf.«

»Ich brauche die Baronin von Wollkendorf nicht erst kennen zu lernen – ich kenne sie bereits sehr genau und seit langer Zeit.«

»Wie? Du kennst sie – sehr genau und seit langer Zeit?« stammelte der Professor. »Aber woher denn?«

»Aus . . . , denn sie ist ja die Nichte des Banquiers Ebeling, meines Wohlthäters und Freundes, von dem ich Dir so oft geschrieben, desselben Mannes, an den auch der Brief gerichtet ist, welcher mich heute den ganzen Tag beschäftigt hat. Ich habe vor ihrer Verheirathung sehr viel mit ihr im Hause ihrer Tante verkehrt, wir sind sogar befreundet gewesen und erst ihre plötzliche Verheirathung, die glaube ich, wider ihre Neigung durch ihren Vater in's

Werk gesetzt wurde, trennte sie von ihren Verwandten und mir, was mich noch heute so schmerzlich berührt wie damals, als es geschah.«

Der Professor hielt sich mit beiden Händen an seinem Stuhle fest, als befürchte er, vor Verwunderung zu Boden zu fallen. Erst glaubte er zu träumen, aber bald sah er ein, daß er wache und daß es Wahrheit und Wirklichkeit sei, was er hörte. »Du kennst die Baronin – bist mit ihr befreundet gewesen?« brachte er mit Mühe über die ihm förmlich schwer gewordene Zunge.

»Ja, lieber Onkel; Betty von Hayden, so hieß sie als Mädchen, kenne ich sehr wohl und ich freue mich über die Maaßen, daß ich sie wiedersehen soll, um sie vielleicht als *Tante* in Betty's-Ruh willkommen zu heißen.«

Der Professor sah seinen Neffen gleichsam versteinert an, er konnte diese so unerwartet vor seine Sinne gerückte Enthüllung noch gar nicht fassen. Er strich sich den Bart auf und nieder, schlug bald das rechte Bein über das linke, bald dieses über jenes und rief wiederholt:

»Also Du kennst sie? – Aber dann, dann, Junge,« fuhr er plötzlich mit dunkelrothem Gesicht fort, »dann erkläre mir nur das Eine: warum hat mir die Baronin, Deine alte Bekannte, Deine Freundin, der ich so viel von Dir habe erzählen müssen – haha! es ist beinahe zum Lachen! – die mich Gott weiß wie ausgefragt – ha, ja, jetzt begreife ich ihre Neugierde und am Ende auch ihren wissenschaftlichen Eifer – warum hat sie mir denn kein Wort gesagt, daß Du ihr bekannt bist?«

Paul wunderte sich selber darüber, aber er schwieg und zuckte nur die Achseln.

»Du weißt es nicht?« fragte der Professor nach einer Weile mit lächelndem Gesicht.

»Kein Wort, lieber Onkel – allein, die Frauen sollen sich ja, wie man sagt, gern mit Geheimnissen abgeben, sie erzeugen und fortpflanzen auf jede Weise – wer weiß also, – so genau kenne ich die Baronin nicht – was für ein Geheimniß sie zu dieser Handlungsweise gegen Dich veranlaßt hat.«

Der Professor antwortete nichts; er war tief in seinen Sessel zurückgesunken und starrte, wie nach einem entchwundenen Sterne suchend, lange in die Höhe. Auch nachher, beim Abendessen und später, sprach er sehr wenig und schien nur im Stillen einen Gedanken zu verarbeiten, der ihn vollauf beschäftigen mußte. Als man aber nach zehn Uhr zu Bett ging, geschah es, daß die beiden Männer zum ersten Mal, seit sie so nahe bei einander lagen, nicht einschlafen konnten. In Paul's Kopfe – warum nicht auch in seinem Herzen? – kreiste und gährte es chaotisch, als entwickle sich vor seinen Augen eine neue, ihm bisher noch unbekannte Welt. Diese neue Welt aber entbehrte vor der Hand des Segen spendenden Lichtes – keine Sonne erhellte und erwärmte sie, es lebten noch keine empfindenden Menschen darauf und kein grünes Blatt sproßte aus ihrem kalten Boden, keine süße Frucht entquoll ihrem öden Schooße – todt, dunkel, starr lag sie vor seinen Augen und er tastete sich in ihr

mit suchenden Händen umher, ob er das Licht, die Wärme, die Sonne nicht finde, die jene Menschen, Keime und Früchte mit ihrer Zauberkraft hervorquellen macht; und als er endlich die begehrte, ersehnte Sonne mit einem falben, matten Schimmer über den fernen Horizont hervortauchen zu sehen glaubte, da erst entschlief er und – die fremde neue Welt war noch bis zum anderen Morgen in ihm dunkel, kalt und trübe geblieben und er richtete nun einen fragenden, bittenden Blick nach dem blauen Maihimmel empor, ob die gütige Sonne da oben sich jener neuen dunklen Welt nicht erbarmen und einen Theil ihres reichen Lichtes an sie abgeben wolle, um auch sie zu erhellen und zu verschönern wie diese alte Welt, die, was für Gebrechen und Mängel sie auch in ihren Gestaltungen und Wirrnissen bergen möge, doch auch so erhaben, schön und göttlich ist, daß der auf ihr lebende Mensch gern auf ihr wohnt, sie ungern verläßt und selbst in seinen Zukunftsträumen wünschend und hoffend immer wieder zu ihr zurückkehrt! –

Eben so unruhig und schlaflos, wiewohl aus einem ganzen anderen Grunde, lag der Professor in seinem weichen Bett. Es schwirrten ganz närrische Gedanken in seinem aufgeregten Kopfe herum, denn ihm war etwas Seltsames, Wunderbares begegnet, etwas, was er bisher nur von Hörensagen kannte, was er nie selbst erlebt und was er nun wirklich zu erleben sich nicht mehr wegläugnen konnte. Dabei war ihm aber durchaus nicht beklommen, ängstlich oder gar besorglich zu Muthe, nein, ganz und gar nicht, er war sogar ganz vergnügt, er freute sich, daß

ihm auch einmal so etwas Seltsames begegnet sei und er mußte sich sogar einige Male Mühe geben, ein hörbares, ihn unwillkürlich überkommendes Lächeln zu unterdrücken, damit der in seiner unmittelbaren Nähe Schlafende in seinem gewiß sanften Schlummer nicht gestört werde.

»Das ist eine ganz curiose Geschichte,« sagte er zu sich, »und mir passirt jetzt am Ende selbst, was ich Anderen voreulenspiegeln wollte. Ich beabsichtigte, eine kleine Comödie aufzuführen, und nun haben mir diese jungen Leute eine aufgeführt, wenigstens die kleine süße Frau, die wirklich nicht so ehrlich gegen mich gehandelt hat, wie der brave Junge, der Paul da drüben! Hm! Sie hat ihre Rolle ganz niedlich vorgetragen, ganz vortrefflich die Unwissende und Wißbegierige gespielt. Doch still, wirf keinen Stein auf sie, Casimir, ehe Du weißt, warum sie diese Rolle übernommen hat. Nein, nein, sie soll auf keine Weise von meinem Scherze zu leiden haben, ich will ihr nur darthun, daß meine Augen sehend geworden sind, und dann bin ich neugierig, wie sie sich gegen mich betragen und ob sie noch darauf bestehen wird, daß aus uns Beiden ein Paar werden soll. Haha! Na, wer weiß, was nicht ist, kann noch werden, sagt das alte Sprichwort, und ich will mich vor der Hand für nichts entscheiden. Aber so viel ist gewiß – erfahren muß ich, warum sie ihre Rolle vor mir gespielt hat, und ich bin überzeugt, sie wird es mir sagen, wenn sie des Jungen Bekenntniß erfährt. – Schade! Meine aufmerksame Schülerin in der Mathematik werde ich nun wohl verloren haben! Doch,

auch dafür soll sie keine Strafe erleiden und sie soll mit dem Zartgefühl des alten Professors zufrieden sein und finden, daß er auf Kosten eines Anderen und Besseren sich nicht bereichern will. – Pfui Teufel!« fuhr er mit einem Mal auf, »aber da fällt mir ja eben ein, daß sie keinen Mann unter sechszig Jahren heirathen darf, ohne ihre reiche Erbschaft zu verlieren! – Was das doch alles für Testamente sind! Auch das ihre hat am Ende ein arger Pharisäer ausgeklügelt. Ja, ja, so wird es sein und nun sehe ich erst die im Hinterhalt lauende Tücke! Ach Du lieber Gott, wenn nun wirklich die Dralling, die Baronin und der Paul Recht hätten, und auch mir eine solche Tücke mein Testament verfälscht hätte! Na, das wäre reine Comödie, sondern eine ganz hübsche Tragödie, in der ich wahrhaftig keine Nebenrolle gespielt! Was man doch Alles noch in seinen alten Tagen erleben und lernen muß! Na, ich muß jetzt bei jedem Schritt auf etwas Neues, noch nie Dagewesenes gefaßt sein – also vorsichtig vorwärts geschritten, Casimir – und vor allen Dingen keinem Menschen, selbst in Gedanken nicht, wehe gethan – aber auf den Jungen will ich doch ein wachsames Auge haben, der schien mir von meiner Verheirathung wirklich etwas betroffen zu sein. Still! Für heute genug, morgen ist auch noch ein Tag – morgen fahren wir nach Wollkendorf und – und, ich werde es schon so einrichten, daß –«

Was er einrichten wollte, können wir nicht enträthseln, denn weiter kam der gute Professor in seinen bald hier-, bald dorthin springenden Gedanken nicht; er schlief plötzlich ein, ruhig und fest, wie ein unschuldiges, müdes

Kind, das von allem Trübsal und Kummer der Welt keine Ahnung hat und dem der kommende Tag so wenig Sorge macht, wie der gegenwärtige, denn die Mutter sorgt ja für seine Ruhe, sein Glück, seine Zufriedenheit, und für Casimir van der Bosch war diese Mutter – der Schöpfer, die Vorsehung im Himmel, und deren göttlichem Walten hatte der alte Mann sich seit seiner Jugend überlassen und, was wir nothwendig anerkennen müssen, sich immer wohl und zufrieden dabei befunden.

ACHTES KAPITEL. DIE ALTE SONNE SCHEINT AUCH AUF  
WOLLKENDORF.

Als der Morgen anbrach, lag die ganze Erde unter einer dichten, schwerwogenden Nebelhülle, die vom Meere hergekommen zu sein schien und auf ihren weißen Schwingen auch den eigenthümlich salzigen Dust mitgebracht hatte, den die Fluthen der See bei gewissen Windströmungen auszuhauchen pflegen. Erst gegen sieben Uhr lichtete sich die träge Dunstschicht, silberne Strahlen schossen blitzartig aus den Wolken hernieder und allmählig tauchten aus ihren nächtlichen Schleiern die grünen Bäume hervor, deren Wipfel sich bald mit goldigem Glanze füllten, wie ihn etwas später auch der mit diamantenen Thautropfen besäete Rasen schimmern ließ.

Paul war erst gegen sechs Uhr aus unruhigem Schlaf aufgewacht, und als er sich besann, was gestern geschehen war und heute geschehen sollte, fuhr er fast erschrocken in die Höhe, als wundere er sich, wie er bei solchen Aussichten noch so lange habe in träger Ruhe



verharren können. Bald nach ihm erhob sich auch der Professor, und als sie sich Beide begrüßt und einen angenehmen Tag gewünscht, kleideten sie sich rasch an und traten in den Saal, wo sie den Frühstückstisch von der immer thätigen Haushälterin schon gedeckt fanden.

Unmittelbar nachdem er seinen Kaffee getrunken, setzte sich der rechenlustige Professor an den Arbeitstisch, Paul dagegen, der vom Fenster aus eben den ersten Sonnenstrahl durch die Nebelschichten zucken sah, düsterte nach der frischen Luft, von der er am vorigen Tage so wenig genossen hatte. Flugs nahm er Hut und Stock zur Hand und eilte hinaus, um zuerst den Park zu umkreisen und seinen kräftigen Gliedern eine tüchtige Bewegung zu verschaffen. So sah er denn die weißen Nebel sich verflüchtigen und die Lichter des Himmels an deren Stelle treten, aber zugleich auch gerieth er wieder in jenen schon angedeuteten Gefühlstumult, in dem er gestern Abend befangen gewesen, und er zog wiederholt die Uhr, um zu berechnen, wie viele Stunden noch verstreichen müßten, bis jener Moment eintreten würde, auf den Betty ihn einst vertröstet, als sie ihm sagte: »Es ist schmerzlich, sich trennen zu müssen, aber dafür ist das Wiedersehen um so schöner, und so sage ich: auf Wiedersehen!«

Als er sich dieser Worte von den so lieben Lippen erinnerte, kam ihm sein Leben in's Gedächtniß, wie es seitdem an bitterer Entsagung, Hoffnungslosigkeit und Mißgeschick aller Art so reich gewesen war; er durchlief es noch einmal im Fluge und wußte zuletzt nicht, welcher

Empfindung er sich denn jetzt überlassen solle, der Freude oder einer bangen Traurigkeit, daß dieses endliche Wiedersehen doch kein solches war, wie er es einst selbst und vielleicht auch Betty damals im Sinn gehabt hatte.

»Doch nein,« sagte er sich endlich nach ruhiger Ueberlegung, »ich will gar keine Empfindung hegen, ja, ich will sogar meine viel zu weit schweifenden Gedanken im Zaume halten, denn alles Denken, Wünschen und Hoffen nützt zu gar nichts; die Wirklichkeit des Lebens ist unser einziger machtvoller Gebieter und seinem tyrannischen Willen müssen wir uns ergebungsvoll beugen. Komme also, was wolle, ich will meinem Schicksal auch heute ruhig wie immer entgegengehen, und wenn mir Freude bewahrt ist, will ich sie dankbar annehmen, und wenn eine neue Trauer, so soll sie mich nicht niederbeugen, wie mich noch keine niedergebeugt hat. So viel ist gewiß: im Ganzen stehen wir auf einem anderen Fleck als damals, wir sind älter und vernünftiger geworden, wir haben Erfahrungen gesammelt, und so müssen wir auch gegen die uns aufbewahrten Schläge des Schicksals gerüsteter sein denn je.«

Aber ach! Der Mensch sei ruhig und gefaßt, wenn das Herz unbewußt in trunkenen Schlägen hämmert, wenn der Wünsche formende Geist sich dem männlichen Willen widersetzt! Und das dunkel webende Gefühl war heute stärker in unserm Freunde als aller Geist und alle Willenskraft, und so beherrschte es ihn wider seinen Willen und trieb ihn hinaus in die weit umherliegenden Felder,

da ihm selbst der große Park unvermuthet zu eng, zu klein, zu kerkerhaft klein erschien.

Als er so die alte Kastanienallee, die zwischen dem Mausoleum und dem Pachthause lag, auf einem von ihm bisher noch nicht betretenen Wege kreuzte und nun endlich die grünen Felder erreichte, war der Nebel schon fast ganz von der Erde gewichen und so nahm er deutlich in der Ferne einen Reiter auf einem schönen weißen Pferde wahr, der auf einem Feldwege eilig dahergesprengt kam, als hätte er einen weiten Weg zurückzulegen und müsse sich beeilen, sein Ziel zu erreichen. Der Mann saß gut und stolz im Sattel und hatte das edle Thier völlig in seiner Gewalt. Als er sich Paul näherte, brachte er es in langsameren Lauf und endlich hielt er es dicht neben dem einsamen Wanderer ganz an.

»Guten Morgen, Herr Baumeister!« rief ihm der Rentmeister entgegen und schwenkte fast vertraulich seinen Hut. »Schon so früh auf den Beinen? Ei, Sie haben wirklich Anlage, mit der Zeit ein tüchtiger Landmann zu werden.«

»Sie gehen mir mit gutem Beispiel voran,« erwiderte Paul, höflich den gebotenen Gruß zurückgebend, »denn Sie sind gewiß schon früher im Freien und thätiger als ich gewesen.«

»Das ist meine Schuldigkeit, Herr Baumeister. – Aber was treiben Sie denn im Schloß, ich habe Sie ja mehrere Tage nicht gesehen?«

»Da hätten Sie uns besuchen sollen, Sie hätten uns helfen können; wir haben Vieles zu thun und zu besichtigen vorgefunden.«

Der Rentmeister lächelte auf seine zurückhaltende Weise und streichelte seinem schönen Pferde dabei den stolz gebogenen Hals. »Das glaube ich wohl,« erwiderte er. »Sie werden in Wahrheit Manches zu betrachten haben, was Ihr Herr Onkel kaum eines Blickes gewürdigt hat. Haha! Wie die Menschen doch so verschieden geartet sind! Der Eine findet den größten Schatz in Büchern, der Andere im Grund und Boden und der Dritte im Geld. Welchem von den Dreien haben Sie denn Ihre Neigung geschenkt, wenn ich fragen darf?«

»Allen Dreien, Herr Rentmeister, nur will Jedes seine Zeit für sich haben.«

»Ah, da sind Sie ganz meiner Meinung. Und nun Guten Morgen, Herr Baumeister, ich will einmal nach Cuxhafen hinüber, wo ich eine Ladung Guano erwarte, und ich muß mich beeilen, wenn ich mein Mittagbrod noch zu Hause warm finden will. Gott befohlen, Herr, und auf Wiedersehen!«

Er gab seinem Schimmel die Sporen und sprengte davon. Paul konnte es nicht unterlassen, ihm lange nachzusehen. Der Mann ritt vortrefflich und nahm sich stattlich zu Pferde aus. Dabei lag in seinem ganzen Wesen eine Sicherheit und ein bewußtes Selbstgefühl, welches Paul fast unwillkürlich bewundern mußte, trotzdem er nicht umhin konnte, in seinem Innern dasselbe zu bezweifeln

und immer ein unklares, der Warnung verwandtes, instinctartiges Gefühl ihn ergriff, wenn er in die Nähe dieses Mannes kam und sein unstätes Auge, seinen dämonisch aufschauenden Blick und seinen raubthierartigen Unterkiefer sah, welches Alles ihm immer mehr auffiel, je häufiger es vor sein Auge trat, wozu freilich die dunklen Andeutungen das Ihrige beitragen mochten, welche Frau Dralling mit so entschiedener Sicherheit ihm zugeraunt hatte.

Gegen zehn Uhr traf Paul nach einem weiten Spaziergange wieder im Schlosse ein. Man wollte heute zeitig zu Mittag speisen, um die Fahrt in das Hannöversche früh antreten zu können, und so hatte auch Frau Dralling das Frühstück eine Stunde vor der gewöhnlichen Zeit aufgetragen. Als Paul bei seinem Onkel eintrat, kam dieser ihm mit seinem alten Lächeln entgegen und reichte ihm einen Brief hin, der vor zwei Stunden im Schlosse abgegeben war.

Der kurze Inhalt desselben lautete folgendermaßen:

»Geehrtester Herr Professor! Da Sie jetzt wahrscheinlich mehr als sonst beschäftigt sind und mit Ihrem Herrn Neffen so Manches zu besprechen und zu unternehmen haben werden, wage ich es nicht, Ihnen persönlich mit meinem Besuche lästig zu fallen. Ich sehe mich daher genöthigt, Sie noch einmal schriftlich an das nach meiner Rückkehr zwischen uns geführte Gespräch zu erinnern und Sie dringend zu bitten, mir einen sicheren Bescheid, *wo möglich*

*schriftlich* zu geben, daß ich am ersten October dieses Jahres aus meinem bisherigen Verhältniß zu Ihnen scheiden und mit dem bewußten ausbedungenen Zeugniß eine neue Laufbahn beginnen kann. Indem ich einer geneigten Entscheidung Ihrerseits baldigst entgegensehe, habe ich die Ehre, mit pflichtschuldiger ergebenheit zu verharren als

Ihr gehorsamster  
Uscau Hummer.«

Paul ließ seine Augen längere Zeit über diese sehr schön und deutlich geschriebenen Zeilen laufen und sagte dann mit entschiedenem Tone zu seinem Onkel, indem er sie zurückgab: »Laß ihm Deine Entscheidung bald zukommen und nimm seine Kündigung zum ersten October an. *Schriftliches* aber gieb vor dieser Zeit keine Zeile von Dir und theile ihm also Deine Meinung mündlich mit. Er wird noch vor Tisch von seinem Ritt nach Cuxhafen zurück sein, ich habe ihn schon gesprochen, und Du hast also Zeit, diese lästige Angelegenheit abzuwickeln, bevor Du Dich – zu einem Vergnügen begiebst. Nun aber spreche ich Dir noch eine Bitte aus, die den zukünftigen Pächter betrifft. Darf ich dem Leuchtfeuerwärter Whistrup an der Kugelbaake die Stelle antragen, dem sie schon Dein Bruder früher zugesagt hatte? Der Mann ist mir von vielen Seiten als ehrlich und tüchtig gerühmt und hat vom ersten Augenblick an einen günstigen Eindruck auf mich gemacht.«

»Whistrup? Von der Kugelbaake? Will der die Pachtung übernehmen?« fragte der Professor mit freudigem Staunen.

»Ja, es ist sein heißester Wunsch, und wenn er mit mir einig wird, können wir es, denke ich, auf einige Jahre mit ihm versuchen.«

»In Gottes Namen, mein Junge, sprich mit ihm, was Du willst. Ich mag mit derlei Geschäften nichts mehr zu thun haben und das soll fortan Deine Sorge sein.«

»Ich danke Dir und werde Dir bald Rechenschaft ablegen, was Whistrup gesagt hat, denn morgen in aller Frühe denke ich ihm einen Besuch abzustatten.«

»Morgen früh? Soll ich mit Dir gehen?«

»Nein, lieber Onkel, laß mich diesmal allein gehen, ich habe noch ein kleines Privatgeschäft mit seiner Tochter abzumachen und – Du weißt, man hat nicht gern Zeugen, wenn man mit einem jungen Mädchen im Vertrauen spricht.«

»Mit der Friede?« fragte der Professor lachend. »Junge, die ist Dir doch nicht etwa auch in die Krone gestiegen?«

Es war nur ein Scherz, den der Professor hier mit lachendem Munde aussprach, aber der Blick, den sein Nefte ihm dabei zuwarf, war so ernst, daß er augenblicklich den Scherz fallen ließ und sagte: »Na, ich habe ja nur gespaßt – nimm es dem Alten nicht übel. Friede ist zwar ein artiges Mädchen, aber sie hat schon einen wackeren Bräutigam.«

»Auch das weiß ich, Onkel, und eben dieses Capitains Hardegge wegen habe ich mit ihr zu sprechen.«

»Es ist gut, es ist gut – doch da kommt die Dralling. Wir wollen frühstücken, mein Junge. So komm und laß uns ein Glas Wein dabei trinken. Weiß es der Himmel, was für ein toller Verführungsgeist in dem sauren Zeug liegt, das ich früher nie getrunken habe! Ich finde jetzt schon mehr Geschmack daran als sonst. Haha, ich sage es ja, was man nicht Alles im Alter lernen muß und kann! Vorwärts Dralling, ziehen Sie den Kork heraus und holen Sie sich auch ein Glas – denn Sie gucken gern in ein solches hinein. Es ist heute ein Feiertag und wir haben – etwas Großes vor. Bah!«



Unmittelbar vor Tisch hatte der Professor sich nach dem Pachthause begeben und den Rentmeister schon wieder daheim gefunden. Er ging diesmal, da ihm die Zeit knapp zugemessen war, rasch an's Werk, und so hatte der Rentmeister bald seinen Bescheid empfangen, seinen vorläufigen Dank ausgesprochen und nur die Bitte wiederholt, daß auch das schriftliche Zeugniß ihm zur rechten Zeit ausgehändigt werde, damit er sich mit solchem vor dem Amtmann in Ritzebüttel ausweisen könne, denn – *auch hierin wolle er, wie in allem Uebrigen, sicher gehen* und er möge nicht von seiner jetzigen Heimat scheiden, bevor er sich nicht aller Welt als ein Mann gezeigt, der bis auf den letzten Augenblick seine Schuldigkeit gethan habe.



Der Professor versprach in seiner Gutmüthigkeit, die Bitte baldigst zu erfüllen, und so traf er wieder im Schlosse ein, wo er Paul, der ihn bereits voller Sehnsucht erwartete, schon zu dem bewußten Ausfluge gerüstet fand.

Wie Frau Dralling vorher, so sah auch der Professor seinen Neffen mit verwunderten Augen an. Eine wunderbare Feierlichkeit schien über sein ganzes Wesen ausgegossen zu sein, welche der feine schwarze Anzug noch auffallender hervortreten ließ, und in seinem Auge funkelte ein so lebhafter Strahl, als fühle er sich muthig und kräftig genug, die ganze Welt zum Kampf auf Leben und Tod herauszufordern.

»Na, na,« sagte der Professor mit wohlgefälliger Miene, »Du siehst gut aus, Junge, und die Baronin wird sich wirklich freuen, Dich so – so munter zu finden, »Haha! Gut, gut, ich habe ja nichts dawider, aber ich bin auch muthig und kampfbegierig, und wir wollen einmal sehen, wer von uns Beiden heute seine Lanze am besten führt.«

»Ach,« erwiderte Paul mit niedergeschlagenem Auge, indem er halb und halb auf den neuen Scherz des Onkels einging, »Du magst an Jahren älter sein als ich und vielleicht einen schwächeren Arm für schwere Waffen haben, aber Dein Kampf wird leichter als der meinige sein, denn wenn ich unerwarteter Weise einen Feind vor mir finden sollte, so könnten es doch nur seelenlose Mühlen sein, und deren Besiegung, wenn sie mir gelänge, würde mir wenig Ruhm eintragen.«

»Ach, warum nicht gar! Ich glaube, nun wirst Du am Ende noch kleinmüthig! Das fehlte mir noch! Auf, raffe Dich empor und sei muthig wie sonst. Wer von uns Beiden mit Mühlen fechten muß, wird die Zukunft lehren. Ich bin mit jederlei Erfolg zufrieden, magst Du oder ich ihn erringen, jedenfalls bleibt der Sieg doch in der Verwandtschaft. – Frau Dralling, ich bitte mir meine Suppe aus!«

Onkel und Neffe hatten mit ungewöhnlicher Hast und ohne dabei viele Worte zu wechseln, ihr Mittagbrod verzehrt. Bald darauf rüsteten sie sich zu ihrer Fahrt und vernahmen mit Vergnügen die Meldung der Frau Dralling, daß der Wagen, mit Tüchern, Röcken und Schirmen wohl versehen, vor der Thür stehe. Paul war mit seinen Gedanken schon lange nicht mehr in Betty's-Ruh und stieg mit sichtbarer Hast ein, ohne auf Menschen und Dinge um ihn her zu achten, so daß er nicht einmal das behaglich neckische Lächeln bemerkte, welches von Zeit zu Zeit wie ein spielender Lichtblitz über das gutmüthige Gesicht des Professors glitt. Fest in eine Ecke gedrückt, saß er schweigend da, seine Augen schweiften über die Felder, die Waldungen und Haiden, aber in Wahrheit sahen sie nichts davon, sie flogen der Oertlichkeit, die unmittelbar vor und neben ihm lag, nur immer weit voraus, um das Ziel zu erjagen, zu erfassen, nach dem nicht diese Augen allein, sondern sein ganzes Innere, Geist und Seele, Herz und Sinn mit allen Kräften und Wünschen strebten.

Als der Professor dieses mit innerer Aufregung verbundene Schweigen des jungen Mannes gewahrte und in seiner Art auch richtig zu deuten glaubte, wurde er selber still und nachdenklich, und als er plötzlich sein gelbes Quadrat wieder erkannte, das ihm am vorigen Tage so viel Unterhaltung gewährt, war er bald wieder in seinen Rechnungen befangen und achtete nun noch viel weniger auf seinen schweigsamen Gefährten. Louis, der Kutscher, fuhr heute, wo er zum ersten Mal den Herrn Baumeister in die Weite zu führen die Ehre hatte, nicht langsamer als gestern, nur folgte er der ihm schon zu Hause gegebenen Weisung, den Weg durch das Dorf Wollkendorf zu wählen, welches etwas seitwärts und etwa zehn Minuten vom Gute entfernt lag. Als er vor dem unscheinbaren Hause angekommen war, hielt er die Grauschimmel an und sagte, sich nach dem Baumeister umwendend:

»Hier ist die Post, Herr van der Bosch, ich sollte ja vor derselben halten.«

Paul fuhr aus seinen Träumen in die Höhe. Er hatte schon geglaubt, man habe das heutige Ziel erreicht. Das Wort ›Post‹ aber gab ihm Aufklärung und so stieg er rasch aus, gab sein starkes Packet selbst ab, bezahlte es und setzte sich dann wieder neben den Onkel, der sich durch das Anhalten des Wagens nicht im Geringsten in seinen Berechnungen hatte stören lassen, vielmehr die günstige Gelegenheit benutzte, um rasch einige wichtige Notizen seinem Handbuche einzuverleiben.

»Also das ist das *Dorf* Wollkendorf?« fragte Paul, als er wieder eingestiegen war und nun sein Auge über die öde Gasse und die kleinen Häuser rings umher gleiten ließ.

Der Professor, der die Frage zwar hörte, verstand sie nicht, nickte aber doch, als ob er sie verstanden hätte und bejahen wolle. Der Name ›Wollkendorf‹ aber hatte den Baumeister ein für alle Mal wachgerüttelt. Er lehnte sich nicht wieder in seine Ecke zurück, sondern saß aufrecht auf seinem Platz und verschlang von jetzt an jeden Gegenstand, Haus oder Baum, Weg- oder Steg, mit einer fast ängstlichen Genauigkeit, und dabei schienen ihm die letzten paar Minuten viel länger zu dauern, als ihm bis jetzt die ganze Fahrt gedauert hatte.

Da sah er in nicht allzu weiter Ferne eine dichte Masse hoher Bäume aufragen, deren Wipfel sich schon reich mit grünem Laube gefüllt hatten. Das mußte der Park von Wollkendorf sein – aber wo war das Haus, das so viel bedachte und besprochene Haus, in welchem sie, die einzige Freundin seiner Jugend – die Cousine Fritz Ebeling's – Betty, ja Betty, seit Jahren, erst traurig und kummervoll, jetzt einsam und vielleicht nicht weniger traurig und kummervoll wohnte?

»Onkel,« sagte er und legte seine Hand fest auf des Professors Arm – »ist das das Gut Wollkendorf?«

Der Professor fuhr wie aus tiefem Schlaf empor, riß die Augen weit auf und starrte vor sich hin, wie ein Mann, der noch nicht klar in seinen Gedanken ist und sich erst in seine Umgebung finden muß, um sie zu erkennen und Rede und Antwort darüber zu geben. Louis

aber war munterer und achtsamer gewesen als sein Herr, und so deutete er mit der Peitsche nach den hohen Bäumen hinüber und sagte, sich halb nach dem Fragenden umdrehend:

»Ja, das ist das Gut Wollkendorf. Wir fahren heute nicht von der Vorderseite heran und das Haus sehen Sie erst, wenn wir dicht davor sind.«

Er berührte seine Pferde leicht mit der Peitsche und diese flogen wie mit dem Sturmwinde dahin, bogen plötzlich rasch um die Parkecke und zwei Minuten später donnerten die Räder auf dem harten Pflaster, welches das Herrenhaus von Wollkendorf umgab.

Paul ließ einen raschen Blick über das kalte weiße Gemäuer und die im unteren Stockwerk verschlossenen Fenster des ungemüthlichen Hauses fliegen, und sein Herz pochte so gewaltig dabei, daß er die Schläge desselben in allen seinen Pulsen zu fühlen glaubte. Aber er mußte sich sammeln und seine Sinne bei einander halten. Ein Diener in Livree war schon vor die Hausthür getreten und hatte den Wagenschlag geöffnet, den Herrn Professor und seinen Begleiter mit freundlichem Gesicht willkommen heißend.

»Na,« sagte der Professor zu dem ihn unterstützenden Diener, »da bin ich schon wieder, Friedrich, ich komme jetzt oft. Ist Alles gesund und frisch?«

Der stattlich aussehende Diener nickte höflich. »Es ist Alles gesund, Herr Professor,« erwiderte er »und die Frau Oberforstmeisterin erwartet Sie schon oben.«

»So kommt,« wandte der alte Herr sich an seinen Nefen und schritt, ihm als Führer dienend, die Treppe hinauf. Paul folgte ihm fast nur mechanisch. In seinen Ohren sauste es, als ob Blutwelle über Blutwelle darin fluthete; seine starken Glieder bebten und er war einen Augenblick lang so blaß geworden, daß man ihn hätte für krank halten können. Aber dieser peinliche Zustand ging glücklicherweise schnell vorüber.

Als er die oberste Treppenstufe erreicht, öffnete sich schon eine Thür und in derselben stand mit neugierig gespanntem Gesichtsausdruck – ja, sie war es, er erkannte sie auf der Stelle wieder – Frau von Hayden, Frau Ebeling's Schwester, Betty's Mutter. Als die von ihrem langen Leiden angegriffene und von ihrer jetzigen Freude aufgeregte Frau aber auch ihn, den Freund ihrer Familie wiedersah und sich dabei augenblicklich in frühere Zeiten und Verhältnisse zurückversetzt fühlte, wurde sie tief bewegt, Thränen traten in ihre Augen und sie streckte die Hände mit zitternder Hast nach Paul aus, diesmal den Professor fast ganz außer Acht lassend, der sich auch auf der Stelle bescheiden in seine Lage fand und nur mit der gespanntesten Aufmerksamkeit die Blicke und das Benehmen der beiden Anderen verfolgte.

»Mein lieber, lieber Herr van der Bosch!« lauteten die ersten an den Ankommenden gerichteten Worte. »Ja, Sie sind es, ich sehe Sie wieder – o, o, wie freue, wie sehr freue ich mich!« Und ihre Hand preßte fest die des jungen Mannes, der anfangs vergeblich nach Worten suchte und

endlich doch nur die einfachste Begrüßung, wenn gleich mit sichtbarer Wärme hervorbringen konnte.

»Sie verzeihen, Herr Professor,« wandte sich nun Frau von Hayden mit immer noch thränenden Augen an diesen – »o, ich freue mich auch, Sie zu sehen, lieber Freund, aber Sie müssen wissen – Ihr Herr Neffe und ich – wir sind alte Bekannte, und – wir haben uns lange, lange nicht gesehen.«

Der gerührte Professor reichte ihr die Hand, nickte mit schalkhaftem Lächeln und erwiderte: »Ich weiß, ich weiß, liebe gnädige Frau – der da – ist aufrichtiger gewesen und hat mir gestern Abend Alles gesagt.«

»Ich trage keine Schuld davon,« entgegnete sie rasch, »machen Sie das mit meiner Tochter aus –«

»Ja wohl, ja wohl,« nickte der Professor wieder, »und nun lassen Sie mich vor der Hand ganz bei Seite und sprechen Sie sich nur mit Dem da aus.« Und dabei ließ er sich auf einen Stuhl am Fenster nieder, von wo aus er mit stiller Aufmerksamkeit dem Gespräch der Dame und seines Neffen zuhörte, das nun allmähig in Gang kam und zuerst natürlich die Verwandten Frau von Hayden's betraf.

»Ich bringe Ihnen viele, viele und herzliche Grüße,« sagte Paul, nachdem er ruhiger geworden, da er ja bis jetzt nur Frau von Hayden vor sich sah. »Ihre Frau Schwester, Ihr Herr Schwager und Fritz, Alle sind wohl und gesund, und haben die feste Absicht, Sie in diesem Sommer hier zu besuchen.«

»Ja, das haben sie uns gestern geschrieben und ich kann sogleich Ihre Grüße erwidern, denn man hat auch uns freundliche Worte aufgetragen, wenn Sie bei uns vorsprechen sollten. Und nun sagen Sie mir, wie geht es Ihnen selber, wie ist es Ihnen ergangen, seitdem wir uns nicht gesehen, und sind Sie gern nach dem schönen Betty's-Ruh gekommen, das ich leider immer noch nicht habe besuchen können?«

Während Paul sich jetzt in längerer Rede vernehmen ließ und mit seiner gewöhnlichen Ruhe und Klarheit die ihm vorgelegten Fragen beantwortete, betrachtete Frau von Hayden den schönen Mann mit steigendem Wohlgefallen. Sie gewahrte sehr bald, wie er sich zu seiner vollen Männlichkeit entwickelt, und daß ihn das Leben äußerlich nicht kärglich behandelt, sah sie an seinem blühenden Gesicht, an seiner Kraftfülle, die seit den zwei Jahren ihrer Trennung um ein Bedeutendes zugenommen hatte.

Als aber, wie es bei solchen anfangs sehr lebhaften Unterhaltungen zu geschehen pflegt, einmal eine kurze Pause eintrat, erhob sich der Professor, trat behutsam der Dame näher und fragte: »Aber wo ist denn Ihre Frau Tochter, meine Gnädige? Werden wir nicht bald das Glück haben, sie erscheinen zu sehen?«

Aus Paul's Herzen strömte bei diesen Worten eine mächtige Blutwelle in sein Gesicht und er richtete sein glühendes Auge voll merklicher Spannung auf Frau von Hayden, deren Lippen ihm jetzt eine wichtige Neuigkeit verkünden sollte.



»Ach – ja!« sagte sie etwas hastig und mit lächelnder Miene – »Betty, wo ist sie? Sie ist vorher in den Park gegangen, denn Sie wissen ja, sie hat nicht viel Ruhe im Hause. Wenn sie nicht bald kommt, suchen Sie sie vielleicht selbst im Garten auf, Herr van der Bosch?«

Diese einer absichtlichen Aufforderung auf ein Haar gleichende Frage war an Paul gerichtet, und dieser beantwortete sie sogleich dadurch, daß er sich wie eine Sprungfeder vom Stuhle erhob und schon einen verlangenden Blick nach seinem in der Nähe stehenden Hut warf.

»Ja, ja,« ermuthigte ihn der Professor, »laß Dich durch mich nicht abhalten und suche die Frau Baronin im Garten auf. Ich bleibe hier bei der gnädigen Frau, wir haben so Manches zu besprechen, wobei – wir keinen Zeugen gebrauchen.«

Diese mit sanfter Ironie gesprochenen Worte schlugen nur wie ein stiller Hauch aus der Ferne an Paul's Ohr, denn seine Gedanken waren diesem Orte schon weit entrückt. In einer Art seligen Rausches befangen, ergriff er seinen Hut, beurlaubte sich mit kurzen Worten von Betty's Mutter und, von dieser mit einigen Anweisungen versehen, wo er ihre Tochter wahrscheinlich finden würde, verließ er das Zimmer, um – endlich jenem Wiedersehen entgegenzugehen, das ihm seit gestern Abend keine Secunde aus den Gedanken gekommen war.

Aber nicht rasch, wie man sich vielleicht denken mag, trat er diesen kurzen Weg an. Nein, sobald er sich allein sah, kehrte seine Ruhe wieder und er schritt langsam und

bedächtig die Treppe hinunter, als fühle er die ganze Bedeutung des Augenblicks, der ihm bevorstand. So trat er vor die Thür des Hauses, so schlug er den Weg nach der großen Allee ein, die ihm Frau von Hayden bezeichnet, und endlich lag sie vor ihm und er blickte mit kurzem Athem den langen Baumgang hinab, in welchem Betty nach der Meinung ihrer Mutter sich aufhalten sollte.

Aber er sah sie noch nicht – auch in weitester Ferne nicht, so weit die Sehkraft seiner scharfen Augen reichte. Nur grüne Blätter, halb aufgebrochene Hollunderblüthen sah er, aber dennoch schritt er ruhig, langsam, so ruhig und langsam er jetzt gehen konnte, tiefer in die Allee hinein, jeden Augenblick erwartend, die strahlende Sonne seiner Jugend, deren erstes Licht ihm schon in den freundlichen Augen ihrer Mutter aufgegangen, wie ein göttliches Geschenk vom Himmel fallen zu sehen und ihm – wenn auch nur auf einen Augenblick – das Dunkel zu erleuchten, von dem seine Seele seit Jahren umfangen gewesen war.

Von einem ähnlichen Gedanken bewegt, alle Empfindungen seines Herzens tief aufgewühlt fühlend und die blitzenden Augen, voller Sehnsucht in das ihn umgebende Blättermeer senkend, mochte er schon die Hälfte der Allee durchmessen haben, als er plötzlich, wie von einem Blitz getroffen, zusammenzuckte. Ganz am Ende des Baumganges, aus einem Nebenwege hervortretend, wurde eine Gestalt sichtbar, die nur der einen Person gehören konnte, welche allein er hier zu finden erwartete. In dasselbe schwarze Seidenkleid gehüllt, welches sie gestern

getragen, das sie aber, um bequemer zu gehen, heute anmuthig aufgeschürzt, trat sie heran. Auf dem glänzenden dunklen Haar trug sie einen leichten Strohhut mit schwarzem Sammetbande, in der Rechten hielt sie einen zusammengefalteten Sonnenschirm und in der Linken ein feines Taschentuch. Die Schultern, deren üppig gebildete Formen selbst das bis zum Halse hinaufreichende Kleid nicht verbergen konnte, bedeckte kein schützendes Tuch, denn es war ja warm wie mitten im Sommer, und so kam sie leichten, elastischen Schrittes daher mit jenen naiv-sinnigen Bewegungen des Kopfes und der Arme, wie sie Paul noch aus früherer Zeit her kannte und die seinem Gedächtniß so fest eingeprägt waren, daß er sie schon daran allein unter Millionen anderer Frauen auf der Stelle hätte wieder erkennen wollen.

Wie gebannt stand er einen Augenblick still; das Blut schien ihm im Herzen zu stocken, die Gedanken summten ihm im Gehirn durcheinander und alle Sehkraft concentrirte sich nur in der einen, noch fernen Gestalt, welche die ganze übrige Welt aus seinem Auge, seinem Herzen verdrängt zu haben schien. Aber da stand auch sie schon in der Ferne still und faßte seine Gestalt schärfer in's Auge. Plötzlich jedoch, wie von einer und derselben Hand in Bewegung gesetzt, beschleunigten Beide ihre Schritte und fast laufend in überstürzender Hast flogen sie auf einander zu, während sich schon, noch in weiter Ferne, ihre Hände erhoben und Paul seinen Hut von dem

glühenden Kopf nahm, Betty dagegen ihre Hände zusammenschlug, nachdem sie Schirm und Tuch unwillkürlich hatte zur Erde fallen lassen.

Noch ein Augenblick verging und sie standen sich Beide halb athemlos gegenüber, sahen sich wieder mit jenem tiefdringenden forschenden Blick, mit welchem sie einst geschieden waren, an, als wollten sie sich versichern, daß sie auch keiner Täuschung unterlägen, und dann fielen ihre Hände in einander, wobei aus Betty's Augen zwei große Thränen rieselten, die den ebenfalls feuchtgewordenen Augen des alten Freundes die tiefe Bewegung ihrer Seele verriethen.

»Paul van der Bosch!« klang es zuerst mit dem bekannten melodisch weichen Tonfall von ihren Lippen – Sie sind es – ich sehe Sie wieder!«

»Ja, Betty,« stammelte er – »ich bin es und ich sehe auch Sie!«

»O mein Gott, was das für eine Freude ist!« rief sie mit überströmender Herzlichkeit und drückte ihm immer wieder die Hände, und lächelte und nickte ihm mit ihrem lieben milden Gesichte zu – »o das ist eine reiche Entschädigung für so manche düstere, verlorene Lebensstunde, nicht wahr?«

Paul's Gefühle flossen vor Rührung über, als er diese von tiefer Empfindung zeugenden Worte hörte und seine Augen wurden von Neuem feucht. »Ja,« sagte er, »aber es ist noch viel mehr als Entschädigung – es ist ein Glück, für das es keinen Namen giebt, eine Wonne, wie sie sonst

nicht mehr auf der Welt zu finden ist – ich meine für mich – verstehen Sie mich recht!«

»Ich verstehe, ich verstehe, und ich weiß auch nun, daß ich Sie als meinen Freund wiederfinde, nicht wahr?«

»Wie ich es immer gewesen bin und Ihnen und mir selbst mit tausend heiligen Eiden gelobt habe, denn ich bin ganz der Alte geblieben und nichts, nichts in und an mir ist gewandelt.«

Betty ließ einen raschen forschenden Blick über seine Gestalt, sein Gesicht schweifen und dann rief sie mit herzlicher Innigkeit: »O doch, o doch! Es hat sich Manches an uns verändert, gewandelt – doch nein, davon wollen wir nicht sprechen, nur von Dem, was unverändert geblieben ist, und das ist unser innerstes Ich – nicht wahr?«

»Ja, Sie haben Recht – über unser innerstes Ich hat selbst das allmächtige Schicksal keine Gewalt gehabt.«

»So mußte es auch sein, so habe ich es mir gedacht; darin habe ich eben so richtig gerechnet, wie Ihr Onkel immer rechnet. O, Sie glauben nicht, wie ich mir Alles ausgeklügelt, ausgesonnen habe, seitdem ich von ihm erfuhr, daß Sie kämen –«

Paul fiel hier das kleine Geheimniß ein, mit welchem sie den Onkel umspinnen, und er lächelte, indem er ihr mit einem seltsamen Blick in die leuchtenden Augen sah.«

»Warum lächeln Sie denn so vorwurfsvoll?« fragte sie wieder lächelnd.

»Vorwurfsvoll? O nein, aber warum haben Sie denn meinem Onkel nicht gesagt, daß Sie mich kennen? O, Sie glauben gar nicht, wie erstaunt und betroffen der alte Mann war, als er gestern von mir vernahm, daß ich ein alter Bekannter von Ihnen sei, denn ich hielt es meinerseits für eine Pflicht, ihm darin die Wahrheit zu sagen.«

Betty erröthete lebhaft, aber sie lächelte holdselig dabei. »Sie haben auch ganz Recht gethan,« sagte sie, »indessen konnten Sie es auch viel leichter thun, als ich, denn ich durfte ihm doch nicht gleich im Anfang eingestehen, was ich Ihnen gestehe, daß nicht die Wißbegierde, sondern die Neugierde in Betreff eines Andern mich zu ihm trieb. Nun freilich wird er es wohl errathen haben oder doch bald errathen, aber es thut nichts – ich werde schon mit ihm fertig werden. Doch das Alles, Alles wollen wir nachher und recht umständlich Punct für Punct besprechen, jetzt wollen wir erst die Freude – die Freude genießen, nicht wahr? O mein Gott, wie seltsam doch das Schicksal mit den Menschen spielt! Wie konnte ich denken, daß ich Sie noch einmal im Park zu Wollkendorf willkommen heißen und Sie nach so langer Trennung zum ersten Mal unter diesen Umständen wiedersehen würde!«

»Nein, das konnten Sie nicht denken, eben so wenig wie ich erwarten konnte, das Schloß meiner Träume – wissen Sie wohl noch? – jenen herrlichen Bau mit den schön geschwungenen Glaskuppeln bei meinem Onkel auf Betty's-Ruh zu finden und darin meinen Arbeitstisch

aufzuschlagen. Ja, Sie haben Recht, es ist seltsam, und mehr als das!«

»O, mein Freund, das ganze Leben des Menschen ist seltsam, wenn Sie es recht genau in allen seinen Einzelheiten betrachten und verfolgen. Bei einer solchen Betrachtung wird uns jede Kleinigkeit wichtig und bedeutungsvoll. Bedenken Sie nur, wenn wir zum Beispiel unsern Lebenslauf im Auge behalten, wie wir uns kennen lernten, wie die Bekanntschaft zur Freundschaft wurde und wie diese nun so innig mit den Ereignissen zusammenhängt, wegen deren Sie jetzt in meine Nähe gerufen sind.«

»Ja, ach ja! Das Leben ist seltsam, Sie haben wohl Recht. Doch wie, darf ich denn nun fragen, wie das Ihrige gewesen und sich gestaltet, seitdem wir in dem traulichen Zimmer Ihrer guten Tante von einander geschieden sind?«

Ueber Betty's holdes und belebtes Gesicht flog ein trüber Schatten und sie senkte einen Augenblick den Kopf, so daß die Ränder des Strohhuts den Ausdruck ihrer Miene verbargen. »O nein, o nein,« sagte sie leise aufseufzend, »danach fragen Sie noch nicht, denn darüber möchte ich lieber schweigen, um mich nicht von meinem jetzigen hoffnungsvolleren Leben sogleich wieder loszureißen und einen Rückblick in ein viel dunkleres und trostloseres zu thun. Ich habe meine Pflicht erfüllt, ich habe mich gebeugt – wie und mit welchem inneren Zwang und mit wie vielen blutigen, gramvollen Zähnen – danach fragen Sie mich nicht. Doch nun, Sie sehen es ja,

bin ich ja doch zu einem beneidenswerthen Ziele gelangt – ich bin unabhängig bis auf einen gewissen Grad – und in den Schranken, die mir gezogen, vollkommen Herrin meines Willens und meiner Wünsche.«

»Das ist schon sehr viel werth,« sagte Paul mit Bedeutung, »da hat Ihr Dulden Sie doch zu etwas geführt –«

»Still, still – nun nichts von meinem Leben mehr, dafür um so mehr von dem Ihrigen. Ja, von dem will und muß ich sprechen. O, seit gestern,« fuhr sie wieder mit lebhafterer Aufwallung fort, »weiß ich Alles, was Ihnen in den letzten Wochen begegnet ist. Fritz, die Tante, die Sie tausend Mal durch mich grüßen lassen, wie Sie auch gewiß mich von ihnen grüßen sollen, haben mir Alles geschrieben Sie sind also aus . . . verbannt?« setzte sie mit einem wehmüthigen und doch halb freudigen Ausblick hinzu. »O, wer hätte auch das für möglich gehalten!«

»Ja,« sagte Paul mit seinem gewöhnlichen festen und ernstesten Wesen, »man hat mich vor die Thür der guten alten Residenz gesetzt und Wunder geglaubt, was für einen Schlag, ein Leid, eine Strafe man mir damit anthat. Aber wie die menschliche Leidenschaft – die Herren nannten es vielleicht Gerechtigkeit und Tugend – sich verrechnen kann! Mein unbekannter Richter hat wahrlich nicht geahnt, welche Wohlthat er mir damit eigentlich erwies, indem er mich so schnell und leicht meine Geschäfte abwickeln ließ, denn ich fand im Handumdrehen eine neue Heimat – die alte wieder, und mit ihr, in ihr fand ich auch die treuen alten Freunde, den Onkel und Sie – und so



werde ich diesmal wohl etwas länger an Ort und Stelle bleiben, falls ich mich nicht wieder eines Vergehens schuldig mache, welches keine Gnade vor Ihren Augen findet.«

Betty lachte still in sich hinein. Er hatte ihr schon lange mit der alten Vertraulichkeit den Arm geboten und sie hatte ihn gern genommen – und nun wandelten sie bei ihrem lebhaften, abspringenden Gespräch, wie es ja in den ersten Momenten nicht anders sein konnte, in dem breiten schattigen Gange auf und ab, wie sie ehemals in des Banquier's Ebeling kleinem Garten auf- und abgewandelt waren. Und in diesem lebhaften, abspringenden Gespräch verharrten sie noch lange, ihre Gedanken flogen bald hierhin bald dorthin, berührten bald diesen, bald jenen Gegenstand, bald diese, bald jene Person, bis sie Alles, wenn nicht vollständig durchgesprochen, doch wenigstens erwähnt oder in ihrem Gedächtniß aufgefrischt hatten. Nachdem sie aber so ihrer augenblicklichen Eingebung zur Genüge gefolgt und ihre Gedanken ruhiger, ihre Empfindungen geregelter geworden waren, wandte sich ihr Gespräch bestimmteren Gegenständen zu und zuerst war es Betty, die einen Stoff anregte, der freilich ernster als bisher war und doch ein gleiches Interesse für Beide zu haben schien.

»Lassen Sie uns jetzt,« sagte sie, indem sie in den Seitenweg einbog, aus welchem sie vorher gekommen war, »von Dem sprechen, was Sie innerlich gewiß am meisten beschäftigt und auch das Wichtigste von Allem ist. Ich

meine die verwickelten und wirklich unbegreiflichen Verhältnisse Ihres Onkels. Was sagen Sie denn dazu?«

Paul wurde sehr ernst. »Das ist allerdings eine bedeutende Angelegenheit,« versetzte er, »aber sollen wir denn gleich am ersten Tage darüber reden, den wir uns mit angenehmeren Dingen versüßen könnten?«

»Ich denke es doch,« entgegnete sie heiter, »eben weil es so wichtig ist. Mir liegt nämlich sehr viel daran, Ihre Ansicht zu hören.«

»So sagen Sie mir zuerst ganz offen die Ihrige.«

»Gern. Ich stimme der guten Frau Dralling bei und glaube, daß ein unerhörter Betrug im Spiele ist. Ichbürde ihn Niemanden auf und nenne auch keinen Namen. Aber ein Verbrechen ist begangen, das lasse ich mir so leicht nicht ausreden.«

»Gut,« erwiderte Paul, »Sie sind aufrichtig und ich will es auch sein. Mit einem Wort: ich glaube, was Sie glauben, und obgleich auch ich keinen Namen nenne, so weiß ich doch, daß ein Mensch existiren muß, der jenes Verbrechen begangen hat.«

»O wie gut ist es doch,« fuhr sie lebhafter fort, »daß Sie jetzt vollkommen Herr Ihrer Zeit und Ihrer Kräfte sind; nun haben Sie ja ein neues großes Feld für eine männliche Thätigkeit gefunden. Klären Sie das Dunkel der Sachlage auf, lüften Sie den Schleier des obwaltenden Räthfels und wenn der Erfolg ein günstiger ist, was ja doch möglich ist, so werden Sie ein sowohl für Ihren Onkel wie für Sie selbst bedeutsames Werk vollführt haben.«

»Ich werde es versuchen, mit meiner ganzen Kraft, verlassen Sie sich darauf. Und nun will ich Ihnen enthüllen, frank und frei, was ich denke, ja, und ich muß nun doch einen Namen nennen, denn was sollen die Schleier und Räthsel auch zwischen uns bedeuten?« Und nun entwickelte er ihr seine Ansicht und Alles, was er bis jetzt in Erfahrung gebracht, so wie, daß er Herrn Ebeling um Rath gefragt und daß er gleich am nächsten Morgen die Ausführung des Planes beginnen werde, den er bereits im Kopfe ausgearbeitet.

»Das ist gut,« sagte Betty, als er mit seinem Vortrage zu Ende war, »und es freut mich, daß Sie so eilig und so ganz im Stillen zu Werke gehen und den guten Professor nicht damit beunruhigen. Ich bin neugierig, zu erfahren, was Sie morgen und später auf der Kugelbaake erkunden. Das scheint mir von Wichtigkeit zu sein. Wann gehen Sie hin und wann kommen Sie nach Hause zurück?«

»Ich werde früh aufbrechen und denke das Vorläufige bis Mittag abgethan zu haben.«

»Gut, dann treffe ich morgen gleich nach Tische bei Ihnen ein und diesmal werde ich nicht allein kommen, sondern auch meine Mutter mitbringen. Sie hat schon verkündet, daß sie mich begleiten wird, wenn sie sich so wohl befindet wie heute. Länger kann sie ihre Neugier nach Betty's-Ruh nicht bezähmen.«

Paul antwortete nicht gleich hierauf, aber seine sprechende Miene verrieth, wie sehr er sich über das eben Vernommene freute. »Also Sie wollen morgen schon nach Betty's-Ruh kommen?« fragte er mit leuchtenden Augen.

»Ja,« versetzte sie mit einem leichten Erröthen, »ich werde kommen, unter allen Umständen; denn ich kann schalten mit meiner Zeit, wie ich will.«

Paul lächelte schalkhaft. »Wollen Sie vielleicht auch wieder eine mathematische Stunde nehmen und zu meines Onkels Freude den Magister Matheseos beweisen?«

»Ah, das wissen Sie also auch?« rief sie, noch mehr erröthend. »Nun gut, ich schäme mich nicht, wie Sie sehen, und ich bereue keinen Augenblick, daß ich mich dieser kleinen weiblichen List bedient habe, um den guten Onkel Casimir endlich von Person kennen zu lernen. Ha, ja – wie heißt doch das Wort: da der Berg nicht zum Propheten kam, mußte dieser sich wohl zum Berge begeben, nicht wahr? und er – er wäre nie nach Wollkendorf gekommen und mir auf ewig eine verborgene Größe geblieben. So fand ich denn nichts Arges darin, ich fuhr eines Tages hinüber –«

»Und manövrirten so geschickt,« fuhr Paul scherzend fort, »daß Onkel Casimir gleich am ersten Tage wie berauscht von Ihnen war und die wissenschaftliche Dame wie ein Geschenk betrachtete, das der Himmel ihm zur Freude seines Alters zur Nachbarin gegeben. O ja, ich weiß, wie Sie ihn bezaubert haben, und daß er es noch ist, das hat er mir gestern auf eine Weise zu erkennen gegeben, die ich dem guten Manne nie zugetraut hätte.«

Betty zeigte einige Verlegenheit bei diesen Worten, aber sie überwand sie schnell. »Ich mußte so handeln,« sagte sie mit Entschiedenheit, »wenn ich erreichen wollte, was mir als Endziel vorgezeichnet war.«

»Vorgezeichnet? Von wem denn?«

»So will ich ganz ehrlich zu Ihnen sprechen: von meiner Tante Ebeling. Sie hatte wiederholt und in dringendster Weise die Bitte gegen mich ausgesprochen, Alles aufzubieten, um mir über die dunklen Verhältnisse des Professors einige Klarheit zu verschaffen. Und das habe ich gethan nach meinen schwachen Kräften, so weit die Natur mir dieselben verliehen.«

»Ihre Tante Ebeling?« fragte Paul verwundert, nachdem er geraume Zeit im Stillen nachgedacht.

»Ja, meine gute Tante Charlotte. O, Sie glauben gar nicht, wie edel und liebevoll diese Frau ist und wie sie von jeher, gleich einer zweiten fürsorgenden Mutter, liebevoll für mich gehandelt hat. Auch Ihnen ist sie herzlich ergeben und wie sie einst für mich gedacht und gesorgt, so denkt und sorgt sie jetzt für Sie, denn sie muß immer Jemand haben zu dessen Glück sie etwas nach ihrer Art beitragen kann.«

»O, o, ich kenne ja wohl meinen lieben stillen Mond!« sprach Paul halb laut vor sich hin.

»Ihren Mond? Was meinen Sie damit?«

Paul lächelte. »Das war der Name, welchen Fritz und ich ihr gegeben, denn ihr Wandeln und Handeln geschah so still und ruhig, wie der Mond seine nächtliche Bahn wandert, und das sanfte Licht, welches sie rings um sich ausstreute, beglückte und erhellte manche kummervolle Nacht, wie der Mond sie so oft erhellt und beglückt.«

»O, das ist hübsch. Also den Namen haben Sie ihr beigelegt?«

»Ich und Fritz, wie wir so ziemlich Jedermann unter uns einen ähnlichen beilegten.«

»Habe auch ich einen erhalten?« fragte Betty gespannt.

»Gewiß, und Sie würden damit zufrieden sein, wenn Sie ihn wüßten.«

»So nennen Sie ihn mir.«

»Heute nicht. Wir haben ja noch so viel Ernstliches zu besprechen und sind noch lange nicht mit den Plänen fertig, deren Vollführung mir in nächster Zeit vorbehalten ist.«

»Sie haben Recht, und da lassen Sie mich Ihnen gleich sagen, daß ich nicht glaube, daß Sie über den Berg hinwegkommen, wenn Sie nicht noch einmal die Gerichte in Anspruch nehmen und alle Zeugen, die Sie auftreiben können, gegen den wahrscheinlichen Uebelthäter zusammenbringen. Denn jene erste, vom Secretair selbst verlangte gerichtliche Untersuchung, die nichts als seine *Unschuld* beweisen sollte, scheint mir nur eine sehr oberflächliche gewesen zu sein, und gerade daß er sie selbst veranstaltete, nahm mich von vornherein gegen ihn ein, obgleich er dadurch am sichersten sein gutes Recht darzuthun glaubte. Die Sache wird sich ganz anders gestalten, wenn ein Fremder, also zum Beispiel Sie, gegen ihn auftritt und ihm seine *Schuld* beweist.«

»Freilich, aber dann muß ich erst sichere Beweise in Händen haben, und die habe ich noch nicht. Aber bedenken Sie auch wohl, was für ein Proceß das werden kann? Und wäre der Ausgang nicht von vornherein klar und am

Ende günstig für uns, so nähme er nicht allein große Mittel in Anspruch, sondern er würde auch einen tiefen, nie wieder auszutilgenden Schatten auf meinen Onkel und mich werfen.«

»Wie der Ausgang ist, müssen Sie doch erst abwarten. Und die Kosten des Processes dürfen Sie keinen Augenblick von Ihrem Wege abhalten. Sie haben Freunde, reiche Freunde,« fügte sie stolz hinzu, »und diese, darauf können Sie sich verlassen, werden das Ihrige thun, um Sie auf die zweckmäßigste Weise zu unterstützen.«

»Ich habe schon daran gedacht,« sagte Paul nach einer Weile, als habe er die letzten Worte überhört, »ob es nicht das Gescheidteste wäre, falls auch dieser Proceß fehlschläge, den ganzen Besitz Betty's-Ruh zu verkaufen –«

»Um Gotteswillen,« fiel Betty ihm heftig in die Rede und ergriff fest seinen Arm, »daran denken Sie nie. Das darf niemals, niemals geschehen. Ein solcher Besitz, abgesehen davon, daß er Ihrem Onkel als eine Hinterlassenschaft seines Bruders heilig sein muß, der Ihren jugendlichen Wünschen und Träumen so ganz und gar entspricht, der Ihnen, selbst wie die Verhältnisse jetzt liegen, für die Zukunft ein sicheres Auskommen verheißt, der muß auch Ihnen heilig sein, denn Sie sind einst der Erbe Ihres Onkels, und Betty's-Ruh ist das Ihre, wie es jetzt das Seine ist.«

Paul, als habe er nichts Anderes von ihr erwartet, sah sie freudig an, als sie dies mit flammenden Augen und wogendem Busen sprach. Aber plötzlich lächelte er

auf eine eigenthümliche Weise. »Wissen Sie denn so bestimmt, daß ich einst sein Erbe sein werde?« fragte er mit geheimnißvoller Miene. »Mein Onkel – lassen Sie mich aussprechen, was mir *seit kurzer Zeit* einleuchtend ist – kann sich verheirathen – wie?«

Betty fühlte diese Worte wie einen kleinen Stich durch ihr Herz fahren und ihr weicher Arm zuckte fühlbar in Paul's Arm. Aber sie sammelte sich rasch wieder, lächelte eben so geheimnißvoll und sagte: »Ja, das ist wahr, er kann sich wirklich verheirathen, das gehört keineswegs zu den undenkbaren Unmöglichkeiten.«

»Sehen Sie wohl! Nun, und dann gestalten sich die Verhältnisse ganz anders.«

Betty blieb einen Augenblick stehen, als überlege sie etwas. Dann aber schritt sie um so rascher weiter und sagte hastig: »Lassen Sie uns diesen Punct für jetzt noch nicht in's Auge fassen. Es liegt uns Anderes und Wichtigeres näher. Forschen und handeln Sie erst und das Uebrige wird sich finden, wie der morgende Tag sich von selber findet. Für's Erste freue ich mich, daß ich Sie in unserer Nähe habe und das wollen wir Beide nutzen und fortan in treuer Freundschaft zusammenhalten. Wir wollen uns recht oft besuchen, so oft wie nur möglich. Glücklicherweise ist der Weg gut und nicht allzu weit, und mit schnellen Pferden sind wir in einer Stunde bei einander. Jetzt haben Sie nur zwei Pferde, aber in Zukunft müssen Sie wieder mehr haben; auf dem Lande macht sich das nöthig, wenn man nicht von Wind und Wetter abhängig sein will. Sie sollten eigentlich reiten, das geht noch



schneller, und ich weiß ja, daß Sie es mit Fritz gelernt und damals ein großes Vergnügen daran gefunden haben. Reiten Sie also auch jetzt, ein tüchtiger Renner trägt Sie im Nothfall in einer halben Stunde nach Wollkendorf. Da ist die Entfernung bedeutend abgekürzt, nicht wahr?«

»O ja, aber in Betty's-Ruh giebt es kein Reitpferd mehr, vergessen Sie das nicht. Von zweitausend Thalern Pacht muß Vieles bestritten werden.«

»Ja, es ist geradezu lächerlich, daß Ihr Onkel für das schöne Gut einen so geringen Pachtzins gefordert hat. Sechstausend giebt Ihnen jeder andere Landwirth, der seine Sache versteht. Doch das wird ja nun bald anders werden. Bis diese größeren Einkünfte aber in Ihres Onkels Casse fließen, werde ich Ihnen ein Pferd geben und gleich morgen bringe ich es mit. Probiren Sie es und wenn es Ihnen gefällt, werden wir mit dem Handel schon einig werden.«

Sie lächelte schelmisch bei diesen Worten und sah eröthend zur Erde nieder, als erwarte sie eine Antwort auf ihren großmüthigen Vorschlag. Diese blieb auch nicht lange aus.

»Frau Baronin,« sagte Paul ernst, »Sie sind zu gütig und ich weiß kaum, ob ich dieses Anerbieten annehmen darf.«

Sie sah ihn groß und mit flammenden Augen an. »Die Baronin von Wollkendorf bringt Ihnen dieses Pferd nicht,« sagte sie erst ernst und fest, dann aber fügte sie

mit ihrem alten herzlichen Tone hinzu: »Betty von Hayden, Ihre alte Freundin ist es, die sich ein Vergnügen daraus macht, Ihnen mit ihrem Ueberfluß zu dienen. Die Sache ist abgemacht und verlieren wir kein Wort mehr darüber. Nur eine Bitte habe ich noch. Jede wichtige Neuigkeit, die auf Betty's-Ruh Bezug hat, lassen Sie mich bald wissen, und damit dies immer leicht und rasch geschehen kann, will ich Ihnen auch meinen treuen Diener Friedrich geben, der gern auf Betty's-Ruh verweilt und Ihnen so redlich dienen wird wie mir. Es fehlt Ihnen an jungen Kräften in dem großen Hause und Ihr Onkel hat sich fast zu sehr eingeschränkt. So lange er allein war, mochte das gehen, nun aber sind Sie da und Sie müssen andere Ansprüche erheben.«

»Ich erhebe gar keine Ansprüche,« erwiderte Paul, gerührt von ihrer Güte und dabei ernst vor sich niederschauend. »Denken Sie doch an den armen Studenten –«

»Ich denke immer daran, wenn ich Sie sehe, mein lieber Freund, o ja, aber jetzt sind Sie kein armer Mann mehr, sondern der Erbe von Betty's-Ruh.«

Bei diesen Worten sah sie ihn mit ihrem alten herzlichen Lächeln an und doch lag in ihren klugen Augen ein träumerischer Ernst. Paul, von diesem Anblick ergriffen, faßte ihre Hand und sagte warm:

»Ich wiederhole meine Worte: Sie sind sehr gütig gegen mich. Womit kann ich Ihnen danken, denn danken muß ich Ihnen!«

»Mit Ihrer Freundschaft,« sagte sie und wollte noch weiter fortfahren, als sie plötzlich stehen blieb und mit ihrer freien Hand in die Ferne deutete.

Sie waren während des so eifrig geführten Gesprächs schon lange wieder in die große Allee eingebogen und schritten dieselbe eben hinab, als Betty unerwartet am Eingange den Professor hinter einem Baume hervortreten sah. Als er bemerkte, daß man ihn entdeckt, stellte er sich mitten im Wege auf und erwartete die so vertraulich Arm in Arm Heranwandelnden in vollster Gemüthsruhe. Dabei glänzte sein Gesicht vor stillem Vergnügen und erst als man ihm näher kam, nahm er eine gehaltenere Miene an und drohte Betty mit emporgehobenem Finger.

Sie wußte auf der Stelle, was er mit dieser Geberde sagen wolle, und als sie nur noch wenige Schritte von ihm entfernt war, ließ sie Paul's Arm los, eilte lebhaft auf den Professor zu und nahm nun dessen Arm, indem sie laut ausrief: »Sie kommen wie gerufen, mein lieber Herr Professor, denn eben wollte ich den Wunsch aussprechen, zu Ihnen zurückzukehren.«

»Wollten Sie das wirklich?« fragte der alte Herr mit seinem heitersten Gesicht. »Hatten Sie solche Eile, meine Strafpredigt anzuhören?«

Betty konnte nicht sogleich antworten, Paul kam ihr zuvor. »Wenn hier von einer Strafpredigt die Rede ist, die Jemanden zu Theil werden soll, ob nun Dir, lieber Onkel, oder der Frau Baronin, so bin ich überflüssig, zumal ich mir bewußt bin, selbst nichts Strafwürdiges begangen zu haben. Und damit Frau von Hayden nicht zu lange allein

ist, werde ich ihr Gesellschaft leisten, bis die Strafpredigt gesprochen und zu Herzen genommen ist.«

Nach diesen Worten nahm er den Hut ab, grüßte die Zurückbleibenden höflich und schritt gemächlich dem Herrenhause zu, um sein Wort wahrzumachen und sich zu Frau von Hayden zu begeben.

So lange der Fortgehende dem ihm langsam nachwandelnden Paare sichtbar blieb, sprach weder der Professor noch Betty ein Wort. Erst als seine stattliche Gestalt hinter den Bäumen verschwunden, wandte sich der Erstere zu seiner Begleiterin und sah, daß sie die Augen niedergeschlagen hielt und still vor sich hin lächelte, wobei eine lebhaftere Rosenfarbe ihr holdes Gesicht überzog. Der Professor, wieder in einige Befangenheit gerathend, wußte nicht, wie er seine Rede beginnen solle, die Situation war ihm zu neu, aber Betty zog ihn bald aus der Verlegenheit, indem sie sagte:

»Beginnen Sie Ihre Strafpredigt, Herr Professor, ich bin bereit, meine Strafe zu empfangen, wenn ich denn doch in Ihren Augen gesündigt haben soll.«

»Wirklich?« erwiderte der gute Mann mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth – »erkennen Sie das? Nun, dann soll die Geißel nicht lange und hart geschwungen werden. Haha! mein Zorn ist schon verraucht, sobald ich Sie sehe, und wenn Sie mir nur einen halben freundlichen Blick schenken, fließe ich über vor Milde. Aber, meine liebe kleine Baronin, Sie haben mir doch eigentlich eine ganz hübsche Comödie vorgespielt und ich muß ernstlich auf irgend eine entsprechende Wiedervergeltung bedacht

sein. Nicht? Nun beichten Sie einmal und sagen Sie mir: warum haben Sie mir damals, als Sie mich zum ersten Mal besuchten, nicht gleich gesagt, daß Sie meinen Nefen kennen? Das hätte mich eben so schnell gewonnen wie jene kleine List – Sie wissen schon. Da muß ich doch meinen Paul loben, er war ehrlicher, als Sie, und hat mir ohne eine Minute Zeitverlust erzählt, wie und wo er Ihr Bekannter geworden ist.«

Betty wandte sich bei diesen so sanft vorgebrachten Worten mit fast kindlicher Zärtlichkeit zu dem guten Mann hin und legte ihren rechten Arm einen Augenblick um seine Schulter, als wolle sie ihn herzlich liebkosen, wobei ihr Kopf sich leicht seinem Kopfe zuneigte. »Sie lieber Mann,« sagte sie mit einem dem Professor durchs Herz dringenden Schmeichelton, »wie Sie doch so sehr gut sind! Eine solche Milde habe ich kaum von Ihnen verdient. Aber dafür will ich Ihnen nun auch Alles offen und ehrlich bekennen. Bisher habe ich noch nicht den Muth dazu gehabt, heute aber, jetzt habe ich ihn und nun kommen Sie, Sie sollen erfahren, was außer mir nur noch ein Mensch auf der Welt weiß.«

»Ist das dieser Mensch, der da eben von uns hergegangen ist?« fragte der Professor mit ahnungsvoller, gespannter Miene.

Betty erglühte wie eine schöne Rose. »Nein,« sagte sie, »Sie irren diesmal. Obgleich der, der da eben vor uns herging, wie Sie sagen, Vieles weiß von dem Geheimniß, welches ich Ihnen vertrauen will, hat er keine Ahnung, und nur eine Frau, meine herzlich geliebte, vortreffliche

Tante, die Freundin Ihres Neffen und seine Wohlthäterin, wie er sie gern nennt, nur sie ist bis jetzt in dies Geheimniß eingeweiht, welches nun auch Sie, mein zweiter Vertrauter auf dieser Welt, erfahren sollen.«

»Nun, da bin ich doch wirklich neugierig!« sagte der Professor, »Ich erfahre zum ersten Mal in meinem Leben ein Geheimniß! Wenn ich es nur bewahren kann! Denn ich weiß nicht, wie man das macht. Und ich alter Mensch, ich soll Ihr zweiter Vertrauter sein?«

»Ja, lieber Freund, Sie sollen es und nun kommen Sie wieder in jenen Gang hinein, er ist so traulich und still und da wird mir meine Beichte leichter als hier.«

Beide verschwanden in dem von Blättern fast ganz verhüllten Nebenwege und blieben wohl eine Stunde darin. Dann aber kamen sie wieder zum Vorschein und schritten ernst, aber doch beruhigt und einander von ganzem Herzen ergeben dem Herrenhause zu, wo sie Frau von Hayden und Paul in einem ebenfalls ernstern Gespräche begriffen fanden, denn während Betty dem Professor ihr Geheimniß mitgetheilt, hatte ihre Mutter dem alten Freunde vertraut, was ihre Tochter in den zwei Jahren erlebt und erlitten, seitdem sie aus dem elterlichen Hause und dem Kreise ihrer Familie geschieden war.



Es war ziemlich spät geworden, als der Professor und Paul herzlichen Abschied von den Bewohnern von Wollkendorf nahmen und ihren Wagen bestiegen, nachdem

sie noch zuletzt die bestimmte Erwartung ausgesprochen, die Damen morgen in Betty's-Ruh zu sehen. Anfangs, während die Pferde in raschem Trabe den wohlbekannten Weg nach der Heimat verfolgten, saßen die beiden Männer unbeweglich und schweigsam neben einander. Endlich aber ergriff Paul, von seinem Herzen dazu getrieben, die Hand des Onkels, drückte sie warm und sagte mit leisem, empfindungsvollem Tone:

»Ich danke Dir für diesen Tag, lieber Onkel, er war schön, wunderbar schön und klar.«

Der Alte nickte ihm freundlich zu, deutete aber mit der Hand auf den dicht vor ihnen sitzenden Kutscher. »Wir sind bald zu Hause und dann mehr davon!« flüsterte er. Aber er behielt die Hand des Neffen in der seinen und wiederholt drückte er sie warm und herzlich, wie Jener sie ihm drückte, als ob sie innerlich ganz mit einander einverstanden wären.

Und doch war das vielleicht nicht ganz der Fall, wenigstens verbarg der Eine von ihnen, so offen der Andere auch seine Gefühle darlegen mochte, die Vorgänge seines Innern, und wenn Paul die Gesichtszüge des alten Onkels einer genaueren Musterung hätte unterwerfen können, was bei der schon tieferen Dämmerung nicht gut möglich war, so würde er gefunden haben, daß derselbe diesmal nicht mit der Miene des mathematischen Denkers neben ihm saß, sondern einen viel weniger trockenen Gegenstand als die ewigen Gleichungen in seinem Innern verarbeitete. Was er aber in seinem Kopfe trieb, würde er doch nicht errathen haben, denn daß der gute Casimir

van der Bosch noch in seinen alten Tagen nun wirklich den Plan zu seiner kleinen Comödie entwerfen und in sich verarbeiten könne und sich dabei eine schöne, wenn nicht die beste Rolle zuertheilte, hätte er gewiß nicht für möglich gehalten. Und doch ging der Professor mit allem Ernste an diese ihm ungewohnte Arbeit, und er nahm sich fest vor, seine Rolle diesmal so genau und vollkommen zu spielen, wie die kleine Hexe – so nannte er heute Betty im Stillen – die ihrige vor ihm gespielt hatte.

Als sie nach Hause kamen, empfing der alte Barker sie vor der Thür der Halle und trug ihnen die Stöcke und Tücher in das Haus nach. Hier aber, mitten im Saal am großen runden Tisch, fanden sie, vor ihrer kleinen Lampe sitzend und an einem wollenen Strumpf für den Professor strickend, Frau Dralling vor, die selten oder nie den Saal verließ, wenn ihr Herr abwesend war, da sie es als ihre erste Pflicht betrachtete, die Hüterin und Schützerin der darin aufbewahrten Gegenstände und immer bei der Hand zu sein, wenn es etwa einem verrätherischen Spitzbuben einfallen sollte, sich an den noch übrig gebliebenen Schätzen des alten Quentin van der Bosch zu vergreifen.

»Guten Abend, Thusnelde!« rief der Professor ihr munter entgegen. »Na, Alte, haben Sie gut Haus gehalten?«

Frau Dralling sah den sie selten mit ihrem Vornamen anredenden Professor verwundert an, und da sie sein schmunzelndes Gesicht bemerkte, rief sie mit lachendem Munde: »Na, Sie sind ja wieder ungeheuer vergnügt, Herr Professor. Aber das habe ich mir gleich gedacht,



denn nun haben Sie ja nicht allein die schöne Frau Baroin in Wollkendorf auf einen ganzen halben Tag besucht, sondern Sie haben auch unterwegs Unterhaltung im Wagen gehabt, woran es Ihnen früher immer gebrach.«

»Ja, Alte, und was für eine Unterhaltung! Nicht wahr, Paul, wir haben uns die Zunge ganz trocken gesprochen und müssen deshalb noch eine Tasse Thee trinken.«

Paul lächelte auf seine stille Weise, aber auch er sah ganz glücklich dabei aus, wie sein Onkel.

»Na,« sagte die Dralling, als sie die Gesichter der beiden Männer eine Weile gemustert hatte und nun nach der Küche ging, um den vom Professor verlangten Thee zu besorgen, »die sind ja Beide ganz über die Maaßen selig! Was doch eine schöne junge Frau nicht vermag! O ja, davon wußte mein alter Dralling auch ein Lied zu singen, als er jung war, und ich war auch einmal eine ganz hübsche und dralle Creatur. Na, ewig werden sie nicht nach dem schäbigen Wollkendorf fahren und halbe Tage wegbleiben, was doch eigentlich sehr langweilig ist. Morgen früh werde ich wohl hören, wie die Sachen stehen und was der Herr Neffe nun zu seiner neuen Tante sagt, nachdem er sie mit Augen gesehen hat. Haha! Eine *junge* Tante, aber sie wird sich zu nehmen wissen, denn ein kluges Weib weiß sich in Alles zu schicken. – Hanne!« rief sie der in der großen öden Küche sich langweilenden Magd zu, »mache die Ohren auf und tummele Dich. Der Herr Professor will Thee haben. Geschwind, die Herren sind in der kühlen Abendluft gefahren und können etwas Warmes gebrauchen. Du kannst auch den Braten von heute

Mittag aufsetzen, vielleicht haben sie jetzt mehr Appetit als vorher. Nun flugs und haste Dich ein Bisichen. Als ich so jung war wie Du, bin ich nie gegangen, sondern immer geflogen, aber wenn man alt wird, beschneiden sie Einem die Flügel, und darum siehst Du jetzt keine an mir.«

Nach diesen Worten kehrte sie wieder nach dem Saal zurück, deckte hurtig den Speisetisch und erfuhr nun zu ihrem Erstaunen und zu ihrer Freude, daß morgen ein großer Besuchstag auf Betty's-Ruh sei und daß die Baronin von Wollkendorf mit ihrer Mutter gleich nach Tisch kommen und den ganzen Tag auf dem Gute bleiben werde.

Als der Professor ihr diese Mittheilung machte, stand sie mit gefalteten Händen vor dem heute so freundlichen Manne und sah ihn mit ihren blitzenden Augen stolz und freudig an. »Ach Herrje!« rief sie endlich, »das ist ja ganz was Neues und nun geht also die Bitterei los! Na, das ist herrlich und ich habe mich lange darauf gefreut. O, daran ist gewiß der Herr Paul schuld, nicht wahr, Herr Professor? Die jungen Leute sind doch ganz anders als die alten und wissen besser als sie, was das Leben angenehm macht. Na, die Damen sollen nur kommen! Einen Kaffee sollen sie finden, wie er in Wollkendorf gewiß nicht getrunken wird, trotz ihrer vielen betresten Bedienten.«

Paul war hinter ihr leise aus dem Alkoven in den Saal getreten und hatte die letzten Worte gehört. »Ich werde von morgen an auch einen betresten Bedienten haben,« sagte er lächelnd, »und ein Reitpferd dazu. Richten Sie

für den Mann eine neue Stube ein, Frau Dralling, und sorgen Sie gut für seinen Unterhalt.«

»Einen Bedienten und ein Pferd?« rief Frau Dralling in höchstem Erstaunen. »Na ja, ich sage es ja, nun geht es los! Und wenn erst die gnädige Frau selber kommt, Herr Professor,« wandte sie sich an diesen, »dann ziehen auch wohl noch Kammerjungfern mit ein, nicht wahr?«

»Das versteht sich!« rief der Professor mit erkünstelt ernstem Gesicht. »Kammerjungfern und noch eine Köchin und eine ganze Menge Stubenmädchen.«

»Und ich – was wird denn aus mir?« fragte die Dralling mit einer an Rührung gränzenden Sentimentalität, die ihr nur in wichtigen Momenten eigen war.

»Aus Ihnen? Nun, wenn Sie nicht pensionirt werden wollen, können Sie bleiben, was Sie sind – meine gute alte Dralling!« versetzte er mit seinem natürlichen herzlichen Ton und reichte der treuen Dienerin lächelnd die Hand.

Frau Dralling ergriff die Hand, und ehe er es sich versah, hatte sie einen laut schallenden Kuß darauf gedrückt.

»Pfui Teufel, Alte!« rief er brummend, »das lassen Sie hübsch bleiben. Ich lasse mir nicht gern die Hände küssen – das thue ich höchstens einmal – der *Tante* von Dem da,« setzte er leise flüsternd hinzu, indem er auf Paul deutete, der an das Billard getreten war, die in der Nähe stehenden Candelaber angezündet hatte und nun ein Spiel für sich allein begann. –

»Also wirklich, Herr Professor?« flüsterte die Dralling wieder. »Ist die Sache fertig?«

»Fix und fertig, und binnen heut' und vier Wochen werde ich mich wohl schon verlobt haben.«

Die Dralling schlug vor Erstaunen die Hände zusammen. »Also wirklich!« rief sie. »Großer Gott, was das für ein Leben werden wird! Aber wie ist es denn mit dem Herrn Paul,« fügte sie noch leiser hinzu, »wird denn der nicht auch –«

»Still!« gebot der Professor mit ausdrucksvollem Gesicht, »man darf noch nicht darüber sprechen. Der hat schon lange im Stillen etwas Liebes zu Hause gehabt und –«

»Ei, Du mein Gott, also der auch? Na ja, darum also schon der Bediente und das Reitpferd. Ach Du lieber Himmel, was man doch alle Tage Neues erlebt! Daß Alles so rasch gehen würde, habe ich wahrhaftig nicht gedacht. Nun wird es hier bald anders werden. Erst gar keine Hausfrau und nun mit einem Mal zwei. Na, mag es kommen wie es will – ich bleibe Thusnelde Dralling – nicht wahr, Herr Professor?«

»Ja, das bleiben Sie, Ihren Namen und Ihre Würde kann Ihnen kein Mensch rauben, selbst der verruchteste Spitzbube nicht. Nun aber seien Sie klug und still und lassen Sie meinen Neffen nichts von unserer Unterredung merken. Es giebt Geheimnisse in der Welt, die man Niemanden vertrauen darf, und dies, liebe Dralling, ist ein solches und ich mache nur mit Ihnen allein eine Ausnahme, weil – weil ich Sie für eine gescheidte Person halte.«

Die Dralling nickte und legte mit ausdrucksvoller Geberde einen Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß sie das ihr anvertraute Geheimniß zu bewahren wissen werde. Bis der Thee aber fertig war, begab der Professor sich an das Billard zu seinem Neffen und sie spielten zum ersten Mal auf der grünen Tafel, die für Paul plötzlich einen neuen Reiz und eine große Anziehungskraft gewonnen hatte, nachdem er gehört, daß auch Betty schon darauf gespielt und Gefallen an den so leicht rollenden Kugeln gefunden habe.

#### NEUNTES KAPITEL. DER ZWEITE BESUCH AUF DER KUGELBAAKE.

Am nächsten Morgen finden wir Paul van der Bosch schon bald nach fünf Uhr wieder auf den Füßen. Er hatte Niemanden beauftragt, ihn zu wecken und er bedurfte dessen auch nicht. In seiner eigenen Brust wachte jetzt der gewissenhafteste Wecker, der wie eine unsichtbare elastische Sprungfeder seinen Geist in Bewegung hielt und ihn zum Handeln und Wirken aufschnellte wie nie zuvor in seinem Leben. Es war, als ob alle seine Kräfte und Fähigkeiten sich plötzlich verzehnfacht hätten, als ob seine Sinne schärfer und weitreichender, seine Gedanken beflügelter und umfassender geworden wären – und alles dies hatten die Ereignisse eines Tages, das Wiederfinden einer Person bewirkt, die ihn wie mit dem Stabe eines allgewaltigen Zauberers berührt und bisher noch unbekanntes in ihm zu Tage gefördert zu haben schien.

Mit solcher Begabung ausgestattet und das Bewußtsein derselben in sich tragend, was die Kräfte stets verdoppelt, erhob sich Paul an diesem Morgen und rüstete sich zu dem neuen Tagewerke mit einer Seelenfreudigkeit und Geistesfrische, die ihn in seinen eigenen Augen zu einer bevorzugten Persönlichkeit stempelte, da er noch nie in seinem Leben etwas Aehnliches empfunden zu haben glaubte. Wo war nun mit einem Mal der wie eine Fessel auf ihm lastende Trübsinn früherer Tage, wo war die Erinnerung an erlittene Drangsale und Bitterkeiten des Lebens geblieben? Fortgeweht hatte sie der sanfte Athem eines lieben Mundes, wie der mächtig sausende Wind die düsteren Nachtwolken verweht, und das neue Licht, welches aus dem klaren Auge wieder in seine Seele gefallen, hatte alle Schatten verscheucht, die bisher wie ein dämonischer Alp auf ihr gelegen.

Als Paul aus dem Alkoven in den Saal trat und aus dem Fenster in den Park schaute, konnte er nicht einmal den grünen Rasen erkennen, der unmittelbar vor diesem Fenster lag. Ein undurchdringlich weißes Nebelmeer wogte in den Lüften und lagerte auf der Erde, noch viel dichter als am vorigen Tage.

Aber was hatte dieser Nebel für ihn zu bedeuten? Ein einziger Windstoß konnte ihn ja zerschellen, vertreiben, und so rüstete er sich bei Zeiten zum Aufbruch, während der Professor noch sanft und ruhig schlief und keine Ahnung davon hatte, welche göttliche Triebkraft den Willen seines Neffen von jetzt an in Bewegung setzte.

Paul hatte ihm schon am Abend vorher gesagt, daß er am Morgen früh seinen Weg antreten werde, um Mittags zu rechter Zeit zurück sein zu können, und so konnte der gute Professor sich nicht wundern, als er beim Erwachen den jungen Mann nicht mehr in seiner Nähe fand. Frau Dralling dagegen wußte nichts von dem Unternehmen des Baumeisters, eben so wenig wie irgend ein anderer Bewohner des Schlosses, und so staunte sie über die Maaßen, als sie gegen sieben Uhr dem Professor den Kaffee brachte und von ihm erfuhr, daß der Herr Baumeister schon lange über alle Berge sei.

»Ach, Du lieber Gott, Herr Professor,« rief sie, diesmal »den alten Mann« mit einem schmollenden Gesicht begrüßend, »und Sie haben es zugegeben, daß er ohne jedes Frühstück in den kalten Nebel hinausging? Wissen Sie wohl, daß das grausam von Ihnen ist und daß ich Ihnen so etwas gar nicht zugetraut habe?«

»Schreien Sie nicht schon am frühen Morgen so laut,« unterbrach sie der Professor, »das verdirbt Einem den ganzen Tag und weckt die bösen Geister aus ihrem Schlummer. Der Junge wird schon sein Frühstück finden, wenn er es finden will, und gegen die kalten Nebel wird er sich auch wohl zu verwahren wissen.«

»Ja, das meinen Sie, aber nicht ich, Herr Professor. Wohin ist denn der unruhige Mensch so in aller Frühe gegangen, doch nicht schon nach Wollkendorf?«

Der Professor lachte laut, was ihm selten des Morgens begegnete. »Dummes Zeug!« rief er. »Wie können Sie ihn einen unruhigen Menschen nennen, ihn, der drei

Tage lang wie angenagelt hier gesessen hat? Und was soll er denn schon in Wollkendorf? Die Damen kommen ja Nachmittag selber hierher. Mit einem Wort – und nun lassen Sie mich in Ruhe – er hat Geschäfte, und um damit fertig zu sein, wenn der Besuch eintrifft, hat er sie so früh beginnen müssen.«

»So, so, na, dann bin ich zufrieden, aber wissen muß man es doch!« sagte die Dralling besänftigt und ging an ihre Arbeit, die auch sie heute zeitig beginnen mußte, um damit fix und fertig zu sein, wenn der Besuch kam. –

Als Paul die Halle verlassen hatte und in das Freie getreten war, ließ sich noch Niemand aus dem Schlosse blicken. Rüstigen Schrittes eilte er dem Parkthore zu, aber auch hier war noch Niemand sichtbar und der Hüter mußte erst geweckt werden, um ihm das Nachts stets geschlossene Thorgitter zu öffnen.

»Schon so früh fort, junger Herr?« fragte der alte Diener, der erst nach längerer Zeit am Fenster erschien und Paul den Schlüssel herausreichte.

»Ja, ich habe einen nothwendigen Gang zu thun. Guten Morgen!«

Und fort war er und bald dem Auge des ihm verwundert Nachschauenden im Nebel verschwunden.

Erst als er sich ganz im Freien fühlte, wurde ihm wohler und behaglicher zu Muthe, und da die Luft wirklich kühl war, so setzte er sich in raschen Schritt, um den leichten Frost abzuschütteln, der sich seiner Glieder bemächtigt hatte. Wie es aber bei geistesfrischen und an innerem Stoff reichen Menschen in der Regel zu geschehen



pflegt, daß sie, je rascher sie gehen, auch um so stürmischer von über sie hereinbrechenden Gedanken heimgesucht werden, so ging es auch Paul an diesem Morgen. Und merkwürdig war es für ihn selber, als er plötzlich die Entdeckung zu machen glaubte, daß sein heutiges Unternehmen ihm viel wichtiger als früher däuchte. Ueberhaupt schienen ihm die Verhältnisse seines Onkels mit einem Male viel bedeutender zu sein, als sie ihm bis jetzt vorgekommen waren, und wie diese so schnell in seinen Augen gewachsen, so war auch die ihm selbst zugefallene Aufgabe, das Dunkel derselben zu lichten und sie zu günstigeren zu gestalten, eine viel bedeutsamere geworden.

»Was oder wer hat denn diese plötzliche Wandlung bewirkt?« fragte er sich, und da war er offen genug, sich die Antwort zu geben: »Betty's Wiedereintritt in mein Leben hat sie bewirkt, sie, sie allein, und darüber sollte ich mich eigentlich gar nicht wundern, vielmehr mich erinnern, daß es ja auch schon in meinem früheren Leben so war, daß sie allein meine damaligen Tage verschönte und vergoldete und daß mein ganzes Sein und Wirken in sich selbst zusammensank und erbleichte, als sie aus dem Gesichtskreise desselben getreten war. Ha, ja, es ist sonderbar, welche Einwirkung *ein* Mensch, wenn es der rechte Mensch ist, auf uns und unsere Existenz zu üben vermag! Zwei Augen mehr, die auf unserer Thätigkeit ruhen, in unser Dasein leuchten, potenzieren unsere Kräfte, verdoppeln unsere Leistungsfähigkeit und – wenn sie

sich schließen, sinken wir wie gelähmt und zerknickt dahin und es ist, als ob mit ihnen die Welt alle Reize für uns verloren hätte. Doch – täusche Dich nicht selbst, guter Freund! Die beiden Augen sind allerdings für Dich wieder erschienen, aber das ist auch Alles und Du darfst keine zu großen Hoffnungen daran knüpfen. Hoffnungen? Was man gewöhnlich darunter versteht? O nein, das ist ein falsches Wort – die habe ich ja nicht – Eins aber habe ich gewiß und daran klammere ich mich wie an meinen Rettungsanker fest – und das ist die Freundschaft, die sie mir für ewig gelobt. Auf die kann ich rechnen und auf die rechne ich auch. Und damit kann ich zufrieden sein – und bin es auch!« setzte er mit einem stillen, leise in den Lüften verhallenden Seufzer hinzu. –

Es war noch nicht sechs Uhr gewesen, als Paul die Halle verlassen, aber der Aufenthalt am Parkthor hatte ihm fast eine Viertelstunde gekostet und so konnte er rechnen, bald nach sieben Uhr an der Kugelbaake zu sein, und das schien ihm zeitig genug, um alle seine heutigen Unternehmungen, die er bereits genau im Kopfe hatte, in's Werk zu setzen. So, um nicht früher bei Whistrup einzutreffen und Friede Zeit zu lassen, ihr Hauswesen in Ordnung zu bringen, ging er jetzt, nachdem er schon wärmer geworden war, langsamer vorwärts und, als er nun seinem inneren Gedankenfluge Genüge geleistet, gab er sich wieder, wie früher so gern, der Betrachtung der Außendinge hin.

Auf den Feldern, die zu beiden Seiten am Wege lagen, zeigten sich die Nebelschichten viel dünner und durchsichtiger als im Park von Betty's-Ruh.

Man konnte schon in der Ferne die kleinen Häuser der sich an einander reihenden Ortschaften, einzelne Bäume, Gebüsche und weidende Kühe unterscheiden. Als er aber die Stelle erreichte, wo er den Deich betreten mußte und sich so um zwanzig Fuß über die feuchten Niederungen erhob, senkte der Nebel sich noch rascher und in wenigen Minuten war der neidische Vorhang gefallen, der seinen Augen bisher die noch schlummernde Welt verborgen, und er erkannte fast Alles ringsum ziemlich deutlich, obgleich die abziehenden Weltengebilde noch immer wie ein zarter bläulicher Dust in der Höhe schwebten. Als er sich aber dem Dünendorfe Duhnen näherte und nun in den Bereich der See kam, verschwand auch dieser Duft allmählig, denn der Wind blies diesmal aus Osten und trieb die widerspenstigen Nebel gebieterisch vor sich her, so daß von Zeit zu Zeit schon ein ganz klarer Horizont auftauchte, in den hie und da goldene Fäden eingewebt zu sein schienen.

Endlich ließ er auch Duhnen hinter sich und schritt dem Stranddorfe Döse zu, von wo aus er sein heutiges Ziel bereits in's Auge fassen konnte. Hier aber machte die Nähe der See sich schon bedeutend fühlbar. Der Wind blies heftiger heran, die letzten Nebelgebilde wichen rascher und rascher und plötzlich trat die weißgoldene wunderbare Wasserlinie vor sein Auge, die bei

heraufsteigender Sonne den Horizont des flüssigen Elements bildet, und die innerhalb dieser Linie heranwogende Fluth ließ ihre gewaltige Naturstimme vernehmen, mit der keine andere auf der Welt sich vergleichen läßt, da sie keine Pausen des Schweigens in sich schließt, wie der Donner des Himmels und die Lawine der Berge, sondern immerwährend und ohne Unterlaß brüllt und tobt, wie die Fluthen, die sie veranlassen, selbst ohne Nachlaß ewig und ewig fließen und strömen.

Paul's Herz, als er dieses wogende Meer wiedersah und die brausende Stimme desselben vernahm, wurde abermals von jener zauberhaften, dämonischen Gewalt ergriffen, welche die See auf ihn geübt, als er das erste Mal in ihre Nähe getreten war. Es ging ihm weit auf, dies Herz, und mit ihm öffneten sich alle seine Sinne und er blieb stehen und ließ seine Augen über die ungeheure Fläche schweifen, die sich in Millionen kleiner Hügel erhob, auf deren Spitzen goldene und silberne Kronen blitzten, von denen bald Tausende in die Tiefe sanken, bald wieder neue Tausende aus dem Schooße des Meeres sich erhoben. Ueber diese Wasserberge kamen mit der heranstürzenden Fluth zahllose Schiffe gezogen, mit allen Segeln gegen den ihnen widerstrebenden Ostwind lavirend, der aber heute seine feindselige Kraft nicht ganz an den Tag legen konnte, da die Fluth gegen ihn ankämpfte und die Schiffe auf ihrem geschmeidigen Rücken herantrug; und sie drängt kein Wind, kein Sturm zurück, sie besiegt alle Hemmnisse und wenn sie den Wind oder gar den Sturm zum Bundesgenossen gewinnen kann, ist sie sogar im

Stand, Berge zu versetzen und aller menschlichen Stützen und Hülfen zu spotten, denn dann ist sie das ungeheure, furchtbare, unüberwindliche Vernichtungselement, dem schon Tausende zum Opfer gefallen sind und das nie durch Dämme und Deiche, von Menschenhänden gemacht, wird im Zaum gehalten werden können.

Als Paul sein Auge eine Weile an diesem Anblick gelabt, setzte er sich wieder in Bewegung, bis er bei einer Wendung des Deiches plötzlich des schwarzglänzenden Daches des Leuchtfeuerhauses an der Kugelbaake ansichtig wurde und sich darüber herzlich freute, denn er hatte angenehme Stunden unter diesem Dache zugebracht, er hatte herzensgute und brave Menschen daselbst kennen gelernt und nun kam er wieder zu ihnen, um ihnen heute mehr zu bringen und hoffentlich auch mehr von ihnen mit fortzunehmen, als sie empfangen und geben zu können vielleicht selber der Meinung waren. In diesem Augenblick aber drang die Sonne vollkommen siegreich aus den sie verhüllenden Dünsten hervor. Ihr Strahl fiel mit blitzartiger Schnelligkeit hernieder und im Augenblick darauf glühte das ganze Meer in seiner unermesslichen Fläche, ein rosiger Goldschimmer ergoß sich über die tanzenden Schaumkronen und nun bot sich dem Auge ein Farbenreichtum, ein Glanz und ein Schimmer dar, der Paul nochmals zum Stehen brachte und ihm den Ausruf staunender Bewunderung entlockte: »Ja, schön ist das Meer!« –

Endlich schritt er wieder weiter; je näher er aber dem freundlichen Hause kam, das im goldenen Sonnenschein

so friedlich hinter seinem Schutzdeich lag, um so langsamer ging er, denn obgleich es schon sieben Uhr vorüber war, so fürchtete er doch, die guten Leute zu stören, was er freilich nicht ganz umgehen konnte, da er heute einen guten Theil ihrer Zeit für sich allein in Anspruch nehmen mußte.

Da er sich von dem südwestlich landeinwärts laufenden Deiche her dem Hause näherte und keiner der Bewohner im Freien war, so sah ihn Niemand herankommen, und erst als er die hintere Thür fast erreicht, die auf den Wiesenplan innerhalb des Deichwinkels führte, erblickte ihn die Vierländer Magd, die eben aus dem Hause kam, um Wäsche zum Bleichen auf dem Rasen auszubreiten.

»Ist Herr Whistrup und seine Tochter zu Hause?« fragte Paul sie, nachdem sie ihn sogleich wieder erkannt und freundlich begrüßt hatte.

»Ja, Herr, sie sind Beide zu Hause. Der Herr ist oben in der Laternenkammer beschäftigt, das Fräulein aber ist vorn in der Stube und arbeitet schon.«

»Das ist mir lieb – sind sonst noch Fremde im Hause?«

»Kein Mensch außer Vater und Tochter, Herr.«

Paul trat in das Haus ein, ging durch die Küche und klopfte nun an die Thür des saubern Stübchens, in welchem er bei seinem ersten Besuch einen so heiteren Abend verlebt hatte.

»Herein!« rief eine frische, jugendliche Altstimme, und gleich darauf sah er die hübsche Friede vor sich, die

schon vollständig im Tagesanzug war und eben die blonden Flechten ihres reichen Haars in die anmuthige Kranzrundung gebracht hatte.

»Herr Baumeister!« rief sie fröhlich und doch etwas verwundert aus. »Sie sind es und schon so früh? O, Sie wollen doch nicht wieder mit dem nächsten Schiff stromaufwärts fahren?«

»Nein, Friede,« entgegnete Paul und reichte ihr vertraulich die Hand; »ich kam vielmehr heute bloß Ihres Vaters und Ihretwegen und verkünde Ihnen gleich von vorn herein, daß Sie mich bis eine Stunde vor Mittag nicht wieder los werden. Wenn ich Sie dabei von wichtiger Arbeit abhalte, so thut es mir leid, allein es geht einmal nicht anders. Auch das Geschäft, welches ich heute bei Ihnen zu verrichten habe, ist wichtig und kann nicht gut länger aufgeschoben werden.«

»O nein, Herr Baumeister,« erwiderte Friede mit heiterer Miene, »Sie halten uns durchaus nicht von etwas Wichtigem ab. Mein Vater wird mit seiner Laterne in einer Stunde fertig sein und ich kann meine Nadel zu jeder andern Zeit in Bewegung sehen. Da Haus ist auch schon in Ordnung und was die Küche betrifft, so ist das unserer Magd Sache, die sie im Nothfalle ganz allein zu besorgen versteht. Doch nun, Herr Baumeister, setzen Sie sich und sagen Sie mir, wie es Ihnen ergangen ist, seitdem Sie neulich von hier nach Betty's-Ruh wanderten. Wir sind schon recht neugierig darauf gewesen und haben viel, recht viel von Ihnen gesprochen.«

»Das ist mir lieb und Sie sollen befriedigt werden. Bevor ich Ihnen jedoch Alles erzähle,« sagte Paul lächelnd, indem er seinen alten Platz in der Sophaecke wieder einnahm, »muß ich Ihnen erst noch eine Bitte aussprechen. Ich bin früh von Betty's-Ruh fortgegangen und habe noch keinen Kaffee getrunken. Darf ich Sie also um mein erstes Frühstück bitten?«

Friede war schon aufgesprungen und freudig nickend eilte sie in die Küche, und in zehn Minuten brachte die schmucke Magd Kaffee, frisches Brod und Butter herein und Paul konnte seinen Appetit stillen, der sich bereits unterwegs in der frischen Luft fühlbar genug bei ihm gemeldet hatte.

Bevor der Kaffee aber kam, hatte sich schon längst das Gespräch zwischen Beiden angesponnen, und Friede, die zu neugierig war, um zu erfahren, ob es dem geheimnißvollen Fremden auf dem schönen Betty's-Ruh gefalle und ob er ihre Aussage darüber bestätigt gefunden, hatte es mit einer Menge von Fragen eingeleitet, die sich alle theils auf den Besitzer des Gutes, theils auf Paul's eigene Verhältnisse daselbst bezogen.

»Was macht denn der Herr Professor?« fragte sie unter Anderm. »Wir sind eigentlich etwas besorgt um ihn gewesen, da wir ihn so ungewöhnlich lange nicht gesehen haben.«

»Er befindet sich sehr wohl,« erwiderte Paul, »und er bedauerte selbst, mich heute nicht begleiten zu können; aber ich, der ich jetzt einen großen Theil seiner Geschäfte übernommen habe, wollte lieber allein gehen, da ich



mit Ihnen und Ihrem Vater Dinge zu verhandeln gedenke, von denen der Professor selbst bis jetzt noch nichts zu wissen braucht.«

Friede's schalkhaftes Gesicht erröthete lebhaft und sie sah den Fremden mit einem Blick an, der sagen zu wollen schien: »Wie, beginnen die Geheimnisse schon wieder? Werden sie sich denn noch nicht bald lösen?«

Paul schien die Bedeutung dieses Blickes errathen zu haben, denn er fuhr sogleich fort: »Wundern Sie sich nicht über meine heutigen seltsamen Fragen und wenn ich bisweilen rasch von einem Gegenstande zum andern überspringe. Am Ende unserer Unterhaltung wird Ihnen der Zweck meines Besuches ganz klar sein und Sie werden einsehen, wie wichtig derselbe sowohl für Sie und Ihren Vater, wie auch für mich und den Professor ist.«

Friede wurde etwas unruhig bei diesen Worten, die ihr sogar noch viel mehr verhiessen, als sie anfangs von ihrem angenehmen Besuche erwartet hatte. »Fragen Sie mich, wonach Sie wollen,« sagte sie endlich, »ich will mich über nichts wundern; aber daß ich mich freue, Sie wiederzusehen, das kann ich Ihnen nicht verhehlen, wie auch mein Vater sich freuen wird, wieder mit Ihnen zu reden, da er sich auf mancherlei Neues besonnen hat, was neulich zur Sprache kam und woran Sie ein so lebhaftes Interesse zu nehmen schienen.«

»Das ist mir lieb, meine gute Friede,« sagte Paul in traulicher Weise, »und vielleicht begegnen sich unsere Wünsche, wie sich unsere Interessen begegnen. Doch bevor ich zu der Hauptsache übergehe, sagen Sie mir, wie

geht es dem Capitain Hardegge? Ist er noch auf dem Feuerschiff?«

Friede neigte einen Augenblick den Kopf und erröthete stark. »Es geht ihm gut, so viel ich weiß,« sagte sie dann heiter lachend, »und natürlich ist er noch auf dem Schiffe, da heute über acht Tage erst sein Dienst auf demselben abgelaufen ist.«

»Also dann kommt er erst wieder an's Land?«

»Früher keine Stunde, obgleich er bei diesem guten Wetter sehr wenig auf dem Schiff zu thun hat und sicher bisweilen Langeweile und Sehnsucht hierher empfinden wird.«

»Das glaube ich. Nun, ich habe ihm eine kleine Unterhaltung zgedacht, doch davon nachher. Jetzt wollte ich Sie zuerst bitten, mir über den bewußten Laurentius Selkirk Alles zu sagen, was Sie von ihm wissen oder was irgend ein Licht auf sein früheres Verhältniß zu dem verstorbenen Herrn van der Bosch auf Betty's-Ruh wirft. Wissen Sie bestimmt, ob er noch auf Neuwerk weilt?«

»Nein, Bestimmtes weiß ich darüber nicht, doch vermuthe ich, daß er noch dort ist. Wir können aber darüber sehr bald durch Capitain Hardegge etwas Gewisses erfahren.«

»Gut, das wollen und müssen wir allerdings. Nun sagen Sie mir aber Alles, was Sie sonst von ihm wissen, und verfahren Sie recht gewissenhaft dabei, denn mir ist an jeder Kleinigkeit gelegen, die ich über seine Vergangenheit und Gegenwart erfahren kann.«

Friede senkte den blonden Kopf und besann sich.

»Wir haben Ihnen eigentlich schon Alles gesagt, was wir von ihm wissen,« versetzte sie. »Er war von jeher ein treuer und redlicher Mensch, bei Jedermann dafür bekannt, unbescholten in jeder Beziehung und nie hatte man an ihm etwas Auffälliges bemerkt, bis zu dem Tode seines Herrn, wo er anscheinend ohne allen Grund plötzlich schwermüthig wurde, was alle Welt auf den Umstand bezog, daß er so unverhofft aus seinem Dienst entlassen und in die fremde Welt gestoßen wurde.«

»Nein,« sagte Paul ernst, »das ist nicht geschehen. Es hängt anders zusammen und das weiß ich bestimmt. Er ist nicht in die fremde Welt gestoßen und seiner Stellung unfreiwillig enthoben worden, im Gegentheil, er hat sich freiwillig von Betty's-Ruh entfernt, trotzdem der Professor ihn bat, daselbst zu bleiben und nach wie vor seinen gewohnten Dienst bei ihm zu verrichten.«

»So, das ist mir neu. Aber wenn Sie es bestimmt wissen, wird es wohl so sein. Nun, er ging also nach Newark zu seinem Verwandten, dem dortigen Vogt, und da lebt er zurückgezogen von allem Verkehr, ist traurig und niedergeschlagen, spricht mit keinem Menschen ein Wort und beweint seinen verstorbenen Herrn, den er nicht vergessen zu können scheint.«

»Ha, gut! Das haben Sie durch den Capitain Hardegge in Erfahrung gebracht, obwohl man auf Betty's-Ruh selbst nicht weiß, wo er geblieben ist. Das ist schon etwas. Er hat also mit Niemanden Verkehr?«

»Mit Niemanden außer mit dem ehemaligen Secretair seines verstorbenen Herrn, dem Rentmeister Uscan Hummer, und es weiß also doch Jemand auf Betty's-Ruh, wo Laurentius sich aufhält. Der besucht ihn sogar bisweilen und noch neulich, als er von seiner Reise zurückkehrte und auch hier war,« setzte das Mädchen mit niedergeschlagenen Augen hinzu, »hat er sich zur Ebbezeit in Duhnen einen Wagen genommen und ist, so bedenklich diese Fahrt auch jetzt ist, nach Neuwerk gejagt, wo er, wie ich weiß, den Laurentius gesprochen hat.«

»Ah!« rief Paul lebhaft aus, »also der Rentmeister ist wieder bei ihm gewesen? Das ist abermals etwas Neues. Vermuthen Sie vielleicht, was er von dem Laurentius will und warum er ihn so oft und, wie es scheint, ziemlich heimlich besucht?«

»Nein, eigentlich nicht. Aber ein Matrose, der zufällig und ohne von Hummer dazu aufgefordert zu sein, mit nach Neuwerk gefahren ist, um seine Mutter zu besuchen, erzählte meinem Vater, der Rentmeister sei lange, bis die Ebbezeit ablief, bei Laurentius geblieben, habe heftig mit ihm gesprochen ihn zu trösten versucht und ihm den Vorschlag gemacht, Neuwerk zu verlassen und mit ihm nach Amerika oder wo anders hin zu gehen.«

Paul sann einen Augenblick scharf nach. »Das ist abermals etwas Neues und Wichtiges!« sagte er, wie zu sich. – »Nun aber wollen wir einmal den Laurentius außer Acht lassen,« fuhr er nach einer Weile fort. »Der Rentmeister ist also auch bei Ihnen gewesen?«

»Ja,« flüsterte Friede und ließ das Köpfchen wie eine eingeschüchterte Taube hängen

»Seien Sie aufrichtig,« ermahnte sie Paul, »und verbergen Sie mir nichts, was Ihnen bekannt ist. Ich muß Alles erfahren, was Sie von ihm wissen oder denken, denn es ist meine Pflicht, die genauesten Forschungen über diesen Mann anzustellen.«

»Ach,« fuhr Friede seufzend fort, »mein Vater hat Ihnen ja schon gesagt – er erzählte es mir, als Sie fort waren – warum der Rentmeister bisweilen zu uns kommt, jetzt freilich seltener als sonst.«

»Ja, er kam Ihretwegen hierher, ich weiß es, und erwies sich gegen Sie aufdringlich, nicht wahr?«

»Ja, das that er, auch diesmal sogar,« lachte Friede freimüthig, »obgleich ich ihm ein für alle Mal meine Meinung gesagt. Lieben kann ich den Mann nicht, das ist ja ganz klar, da ich einen Anderen liebe, der mir viel würdiger erscheint als er – aber leider kann ich ihn nicht einmal achten.«

»Warum nicht? Was haben Sie an ihm auszusetzen?«

»Weil er ein verliebter Geck ist und weder mich, meinen Vater, noch den Capitain Hardegge mit ungerechten Vorwürfen verschont. Wir würden noch einmal zu bereuen haben, hat er neulich gesagt, daß wir ihn so schnöde – so nannte er es – von der Hand gewiesen. Er sei ein zuverlässiger Freund für Den, der es ehrlich mit ihm meine, aber ein gefährlicher Feind, wenn man sich ihm hartnäckig widersetze.«

»Aber was kann er Ihnen und Ihrem Vater denn anhaben?«

»Ich weiß es nicht, aber geschadet hat er uns schon genug dadurch, daß er meinem Vater die Pachtung von Betty's-Ruh nahm. Aber dergleichen Drohungen spricht er oft in's Blaue hinein aus, wenn er in Leidenschaft geräth, und das geschieht bei ihm gar leicht, denn er ist ein jähzorniger Mann, so sanft und weich er sich oft stellt, und Niemand mag ernstlich mit ihm anbinden, weshalb Viele ihm ganz aus dem Wege gehen.«

»Hegt er denn wohl eine wirkliche Neigung zu Ihnen?«

Friede schwieg eine Weile, dann schaute sie hastig auf und sah Paul ehrlich mit ihren blauen Augen an. »Das glaube ich nicht, obwohl es so scheinen mag, da ich doch kein vermögendes Mädchen bin und der Rentmeister ein habsüchtiger und geldgieriger Mensch ist, was alle Welt weiß. Namentlich seine Untergebenen erzählen davon genug. Er behält sein so leicht verdientes Geld nur zu gern im Kasten und zahlt kaum den Lohn, den seine Arbeiter rechtlich beanspruchen können. Fragen Sie nur die Leute einzeln und auf's Gewissen aus und Sie werden bald erfahren, daß auch nicht Einer für ihn das Wort nimmt.«

»So. Auch das ist mir neu. Er ist also auch geizig?« fragte Paul lächelnd.

»Sie können ganz ernst dabei bleiben,« versetzte Friede mit steigender Lebhaftigkeit, »denn auch ich meine es sehr ernst. Allerdings ist er geizig, habsüchtig und nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht. Das geht aus allen

seinen Reden und Handlungen hervor, und darum glaube ich auch, daß er nicht aus Liebe oder Freundschaft zu Laurentius Selkirk nach Neuwerk geht, sondern eben um seines eigenen Vortheils willen; und wenn die Leute unter sich darüber reden und ihre Meinungen austauschen, ist mir immer zu Muthe, als ob irgend ein wichtiger Grund vorhanden wäre, der die Verbindung dieser beiden Männer unterhält und als ob der Gewinn derselben allein auf Seiten des Rentmeisters läge, wenn sie durch nichts getrübt wird.«

Paul erhob sich. Er glaubte über diesen Punct vor der Hand genug gehört zu haben. »Hören Sie, Friede,« sagte er, »ich danke Ihnen für Ihre freundliche Mittheilung. Nun zu etwas Anderem. Ich muß nach dem Feuerschiff zu Capitain Hardegge hinüber, mit ihm über diesen Laurentius sprechen und dann diesen selbst aufsuchen, wenn er noch auf Neuwerk ist. Wie können wir das am leichtesten erfahren? Haben Sie in Ihrem kleinen Signalbuch – ich meine Ihre Privattelegraphie, von der Sie mir neulich erzählten – vielleicht die Mittel, den Capitain gleich jetzt darüber zu befragen?«

Friede hatte sich auch erhoben und trat jetzt an einen kleinen Tisch, aus dessen Schubfach sie ein kleines Buch hervorzog, in dem sie blätterte. Nach längerer Forschung erhob sie den Kopf wieder zu Paul und sagte: »Nein, darauf bin ich nicht vorbereitet und so bestimmte und Personen bezeichnende Signale haben wir bis jetzt noch nicht. Bis morgen aber kann ich sie mir verschaffen, da ich blos

einen Brief an Capitain Hardegge zu schreiben und ihn von Ihrem Begehren in Kenntniß zu setzen brauche.«

Paul dachte rasch nach. »Gut,« sagte er, »wie lange dauert es wohl, bis ein Bote von hier nach dem Feuerschiff segelt und die Antwort wieder in unsere Hände liefert?«

Friede sprang an's Fenster und sah nach dem Winde hinaus. Dann kehrte sie zu Paul zurück und sagte: »Wir haben zwar Fluth, aber der Ostwind weht frisch und begünstigt trotzdem die Fahrt. Draußen an der Kugelbaake ankern gerade Helgoländer Fischer, die wahrscheinlich bis zur Ebbezeit hier bleiben, um dann um so rascher nach ihrer Insel zu kommen. Sie erwarten auch noch Ladung von Cuxhafen her, wohin einer ihrer Gefährten hinabgegangen ist. Ich habe schon heute Morgen mit einem von ihnen gesprochen, da er uns frische Seezungen gebracht hat. Wenn der Mann sich dazu bereit finden läßt und sich beeilt, so braucht er vielleicht eine Stunde nach dem Feuerschiff und eine zurück. Wenn Philipp meinen Brief schnell beantwortet, und daß er es thue, kann ich ihm ja in meinem Brief sagen, zumal wenn ich ihn durch meine Signale darauf vorbereite, so können wir in drei Stunden seine Antwort in unsern Händen halten, wobei freilich nicht die Zeit gerechnet ist, die ich oder Sie zu dem Briefe gebrauchen, den das Boot überbringen soll.«

Paul sah nach der Uhr, es war noch nicht Acht.

»Dann wollen wir sogleich alle Beide schreiben,« sagte er hastig. »Geben Sie mir Papier und Tinte, ich werde Capitain Hardegge selbst meinen Wunsch aussprechen.



Schreiben Sie, was Sie wollen, vor allen Dingen aber bitten Sie ihn, sich zu beeilen und mir meine Fragen so kurz wie möglich nach bestem Wissen zu beantworten. *Meine* Fragen an ihn lauten ganz einfach: »Ist Laurentius Selkirk noch auf Neuwerk? *Wann* kann ich Sie auf dem Schiff besuchen, um nöthigen Falls Selkirk selbst zu sprechen? Es ist Eile nöthig und Niemand darf von meinen Nachforschungen etwas erfahren.« Das ist Alles, was ich ihm zu sagen habe.«

»Ich weiß auch schon, was ich ihm schreibe!« rief Friede, von dieser Briefsendung, die so unverhofft gekommen war, freudig ergriffen, »und ich werde ihn bitten, bis morgen mein Signalbuch zu vervollständigen, damit wir, wenn es Noth thun sollte, ihn künftig rascher um Rath befragen können.«

»Thun Sie das, ich bin damit einverstanden.«

Zwei Minuten später saßen Beide am Tisch und faßten hastig ihre kurzen Briefe ab, und als sie dieselben beendet, legten sie sie in ein Couvert, siegelten es zu und nun begaben sie sich über den steinernen Damm zur Kugelbaake, in deren Nähe zwei große Helgoländer Fischerboote vor Anker lagen, die geduldig den Anfang der Ebbezeit abwarteten, um nachher um so bequemer ihre Reise antreten zu können.

»Hans Rogge!« rief Friede den ihr bekannten Fischer an, der schon auf sein Deck getreten war, als er sie mit ihrem Begleiter nach der Kugelbaake kommen sah, »wollt Ihr Euch ein paar Mark durch eine Bootfahrt verdienen?«

»Gern,« antwortete der gefällige Helgoländer, »für Sie thue ich Alles, Jungfer. Wo soll ich hinsegeln?«

»Nach dem ›Jacob Hinnerich‹ und Capitain Hardegge diesen Brief bringen. Ihr müßt aber auf Antwort warten und sie gleich wieder zurückbringen, der Herr hier wartet darauf.«

»Ihr erhaltet vier Mark von mir, wenn Ihr die Antwort sicher zurückbringt,« erläuterte Paul.

Der Fischer lachte mit beiden Backen und entgegnete: »Für sechs thue ich es lieber!«

»So sollt Ihr sechs haben; aber löst Eure Jolle schnell ab und holt Euch den Brief.«

Während der junge Helgoländer seine Jolle mit einigen Riemenschlägen der Kugelbaake näherte und hier den Brief empfang, hatte ein älterer Mann schon die Segel des großen Bootes gelöst, die sich nun rasch entfalteten, als der junge Mann wieder an Bord kam und den Anker hob. »Habe ich weiter nichts auf dem ›Jacob Hinnerich‹ zu thun?« fragte er noch einmal zurück.

»Weiter nichts, nur müßt Ihr Euch beeilen.«

Ohne ein Wort zu sprechen und nur mit dem Kopfe nickend, nahm der Fischer seinen Platz am Steuer ein und eine Secunde darauf schoß das Boot in den Wind, so hurtig und frisch, daß man, nach dem schnellen Anfang zu urtheilen, keine allzu lange Fahrt befürchten zu dürfen glaubte. Paul und Friede sahen ihm eine Weile nach, dann nickten sie sich befriedigt zu und schritten langsam nach dem Hause zurück.

»Nun wollen wir meinem Vater einen Guten Morgen sagen,« nahm Friede wieder das Wort, »und dann dem Capitain Hardegge einen Wink geben, daß er die Augen aufmachen und sich sputen möge. Da können Sie gleich einmal mit eigenen Augen sehen, wie trefflich unser Telegraph spielt.« –

Als Beide die Laternenkammer erreicht hatten, wo Friede's Vater die Gläser reinigte und seine Lampen in Ordnung brachte, war dieser nicht wenig erfreut, den jungen Fremden wieder bei sich zu sehen, der einen so tiefen Eindruck auf ihn und seine Tochter gemacht und der ihnen so reichen Stoff zu lebhaften Unterhaltungen geboten hatte. Der ehrliche Mann kam Paul mit lächelndem Gesicht entgegen und rief ihm herzlich zu:

»Guten Morgen, mein lieber Herr Baumeister! O, ich habe Sie schon gesehen, als Sie mit Friede nach der Kugelbaake gingen. Wie geht es Ihnen und was macht der Herr Professor?«

Paul beantwortete diese Fragen freundlich und theilte ihm dann in wenigen Worten die eben eingeleitete Unternehmung mit.

»Aha,« entgegnete er, »ich verstehe. Sie wollen also telegraphiren. Na, da will ich Ihnen nur mein bestes Glas zurechtmachen, damit Sie auch Capitain Hardegge's Signal sehen können. Man muß darin etwas geübt sein, denn so gut die Gläser sind, die Entfernung ist doch ein wenig weit. – Bist Du schon fertig mit Deinen Flaggen, Friede?« fragte er diese, die sich unterdeß bei Seite

mit dem Hervorsuchen verschiedener Flaggen beschäftigt hatte.

»Ja, und nun kommen Sie auf den Balcon, Herr Baumeister, und fassen Sie den ›Jacob Hinnerich‹ scharf in's Auge. Sie werden gleich sehen, was für eine Wirkung meine Zeichen an Bord üben.«

Paul trat mit Friede auf den Balcon hinaus, der nach Westen sah, also durch das Haus selbst vollkommen gegen den Ostwind geschützt war. Friede stellte sich an das äußerste linke Ende desselben und schwang zwei weiße Flaggen mit beiden Händen lebhaft in der Luft.

Paul hatte das große, von Whistrup selbst gestellte und befestigte Fernglas vor Augen und schaute mit froher Erregung über die ungeheure Wasserfläche hin, die, vom goldenen Schimmer der Sonnenstrahlen übergossen, in tanzender Bewegung vor ihm lag, denn der Ostwind war noch frischer geworden und regte schon in naher Ferne die Wogen zu ganz artig emporsteigenden Wasserhügeln auf. Da faßte sein Auge den ruhig vor Anker liegenden ›Jacob Hinnerich‹ auf, der mit seinem Buge dahin wies, wohin die Fluth ging, also nach Cuxhafen zu. Das feuerfarbige Roth des großen Schiffes war grell von der Sonne beleuchtet und Paul konnte deutlich die drei Masten mit ihren Raaen erkennen, an deren mittlerem auf dem Top eine rothe Flagge wehte, die in der Mitte ein weißes Quadrat zeigte.

Alles schien still und ruhig an Bord zu sein; als aber Friede etwa fünf Minuten mit ihren Flaggen geweht, ging etwas Neues darauf vor, denn plötzlich stieg ein weißer

langer Wimpel am vordersten Mast in die Höhe und eben wollte Paul dies Signal verkünden, als Friede ruhig fragte:

»Sehen Sie noch nichts?«

»Ja, am vordersten Mast ist eben ein lang hin flatternder Streifen weißen Tuches sichtbar geworden.«

»Aha,« rief Friede erfreut, »das heißt nach unserm Signalbuch: Ich habe Dein Zeichen bemerkt, fahre fort, ich gebe Acht!«

Schnell nahm sie nun die beiden Flaggen und hielt sie unmittelbar über einander, ohne sie weiter wie vorher zu bewegen.

»So,« sagte sie, »das ist Alles, was ich ihm jetzt zu sagen brauche.«

»Was bedeutet denn dieses einfache Zeichen?« fragte Paul.

»Es bedeutet: daß er die Augen aufmachen solle, da eine Botschaft von Wichtigkeit unterwegs sei, und daß er dieselbe nicht in den Wind schlagen dürfe. Da er nun auch schon den Helgoländer bemerkt haben wird, der vorher an der Kugelbaake gelegen, so weiß er, daß dieser ihm wahrscheinlich Botschaft bringt. – Hat der ›Jacob Hinnerich‹ noch den weißen Wimpel am Vormast aufgesteckt?«

»Nein, eben zieht er ihn ein!«

»Dann ist es gut, dann können wir unsere Flaggen auch einziehen, denn nun weiß er, was er wissen soll. Das Einziehen seines Wimpels bedeutet, daß er mich verstanden hat und meinen Wink befolgen wird. – O, sehen

Sie doch, wie weit Hans Rogge schon vorgerückt ist! Die Helgoländer bauen doch wirklich vortreffliche Segler – er hat gewiß schon die Hälfte seines Weges zurückgelegt –«

»Dann braucht er aber bei weitem keine Stunde,« erwiderte Paul.

»O doch, es geht nicht immer so rasch. Machen Sie sich dreist auf drei Stunden gefaßt, so lange müssen Sie nun schon bei uns aushalten.«

»Das ist von Anfang an meine Absicht gewesen, Friede, und ich habe mit Ihnen und Ihrem Vater noch Vieles abzumachen, was einen guten Theil von diesen drei Stunden ausfüllen wird.«

»Dann werde ich ein paar Stühle heraufbringen lassen, damit wir uns hier setzen und gemächlich unterhalten können, denn Sie werden doch für's Erste unseren Boten im Auge behalten und sehen wollen, was an Bord vorgeht, wenn der Brief in Capitain Hardegge's Hände gelangt ist, nicht wahr?«

»Das möchte ich allerdings sehen, wenn überhaupt etwas davon zu sehen ist.«

»Das kann man nicht wissen,« versetzte Friede. »Wenn der Capitain nicht bestimmt weiß, ob der Laurentius auf Neuwerk ist, so sendet er sein eigenes Boot hinüber, und da er jetzt gerade Fluthzeit hat, so ist das leicht abgethan. Ob dies nun geschieht, das können Sie von hier aus genau erkennen und darum eben wollen wir oben bleiben.«

Friede's Voraussetzung erwies sich als richtig, und um das Gespräch, welches sich alsbald zwischen den drei Personen in der Laternenkammer entspinnen sollte, nicht

zu unterbrechen, wollen wir gleich hier bemerken, daß unmittelbar nach Ankunft des Helgoländer Bootes beim Feuerschiff, die Schaluppe desselben in See gelassen, bemannt wurde und sofort ihren Cours nach dem nahen Neuwerk nahm. Kaum eine Viertelstunde aber hatte dieselbe nur an der Insel gelegen, so schoß sie wieder nach dem ›Jacob Hinnerich‹ zurück, und nun dauerte es etwa noch eine halbe Stunde, bis der Helgoländer seine Depesche empfangen haben mußte, denn um diese Zeit verließ er das Feuerschiff und trat mit der noch immer vorhandenen Fluth seine Rückkehr nach der Kugelbaake an, die allerdings durch den nun gegen ihn anströmenden Wind etwas verzögert wurde, da das sonst vortrefflich in den Segeln liegende Boot sich auf mehrfache Kreuzungen einlassen mußte. Dennoch kam es allmählig dem Lande näher und nach drei und einer Viertelstunde, seitdem es seinen Ankerplatz an der Kugelbaake verlassen, warf es daselbst wieder den Anker aus und Hans Rogge brachte seine versiegelte Depesche selbst nach dem Leuchtfeuerhause, deren Inhalt wir zu seiner Zeit erfahren werden.

Unterdeß war bald nach dem Einziehen der auf dem Balcon ausgesteckten Flaggen der Laternenwärter mit seiner Arbeit fertig geworden, und während nun Paul und Friede dicht am Fenster auf Stühlen Platz nahmen, um von Zeit zu Zeit die Wasserfläche bis zum Feuerschiff

zu überschauen, blieb Whistrup selbst neben seiner blitzenden Laterne stehen und richtete sein gutmüthiges Gesicht erwartungsvoll auf Paul, da dieser sich jetzt offenbar anschickte, ihm und seiner Tochter etwas von Bedeutung mitzutheilen. Er hatte sich darin auch nicht geirrt.

»Mein lieber Herr Whistrup,« begann Paul seine Rede, »damit Sie wissen, was ich bisher mit Ihrer Tochter verhandelt habe und weshalb ich heute hierhergekommen bin, so will ich Ihnen sagen, daß wir über den Rentmeister Hummer gesprochen, daß Ihre Tochter mir Ihre neulichen Mittheilungen über ihn vervollständigt und daß ich mich sodann genauer nach Laurentius Selkirk erkundigt, weshalb wir auch so eben eine denselben betreffende Anfrage an Capitain Hardegge gerichtet haben. Ich komme auf Beide vielleicht später noch einmal zurück, jetzt aber will ich von etwas Anderem reden und zwar zunächst von Ihrem Wunsch, einmal die Pachtung von Betty's-Ruh zu übernehmen, wenn Herr Hummer, was vorauszusehen, bald seinen Vorsatz ausführt und nach Amerika oder Java geht.«

Der Laternenwärter machte große Augen und Friede's Gesicht übergoß eine dunkle Freudenröthe. Dieser Punct war ja ein Hauptpunct in ihrem Leben und gerade darüber hatten sie am häufigsten mit einander gesprochen, seitdem Paul ihnen seinen Einfluß in dieser Angelegenheit versprochen hatte.

»Ich habe diesen Ihren Wunsch nicht vergessen,« fuhr der Redende mit einem freudigen Beben der Stimme fort, »und Ihnen in der That neulich nicht mehr verheißen, als



ich wirklich halten kann. Zur Sache denn. Ja, ich habe mit meinem Onkel darüber alles Nothwendige abgehandelt und er hat mir Vollmacht gegeben –«

Er konnte nicht weiter sprechen, denn das Aussehen von Vater und Tochter machte ihn stumm und rief ein heiteres Lächeln auf seinem Gesicht hervor. Denn kaum hatte er das Wort ›mein Onkel‹ ertönen lassen, so sahen sich Beide wie von einem blitzartigen Schreck getroffen an und gaben in dem Ausdruck ihrer Mienen ein fast maaßloses Erstaunen kund.

»Ihr Onkel?« fragte Friede endlich stammelnd. »Wer ist denn das?«

»Mein Onkel ist der gegenwärtige Besitzer von Betty's-Ruh,« erwiderte Paul mit möglichster Ruhe.

»Der Herr Professor?« schrie Whistrup auf.

»Ja, der Professor Casimir van der Bosch ist mein Onkel, und ich, Paul van der Bosch, bin sein Neffe und habe Ihnen also neulich nicht die Unwahrheit gesagt, als ich mich den Baumeister Paul nannte, denn Baumeister bin und Paul heiße ich.«

»Ach Du lieber Gott!« rief Whistrup und wandte sein verlegenes Gesicht seiner Tochter zu.

»Siehst Du wohl, daß ich Recht hatte! Nun wissen wir ja, warum mir der Herr gleich von Anfang an so aufgefallen ist, jetzt wird uns die Erklärung zu Theil. Es ist die Aehnlichkeit, Herr, die Sie mit dem verstorbenen Herrn van der Bosch haben, und diese ist ja nichts Absonderliches, wenn Sie mit ihm verwandt sind.«

»Freilich,« entgegnete Paul, »ich bin auch Quentin van der Bosch's Neffe, wie ich des Professors Neffe bin, denn Beide waren ja Brüder, obgleich Quentin und mein Vater nur Stiefbruder waren. Die Aehnlichkeit aber ist Ihnen nicht allein aufgefallen, auch der Rentmeister und der Gärtner Barker haben sie entdeckt, und sogar der Kut-scher Louis hat mir darüber wiederholt seine Verwunde-rung geäußert.«

»Aber Du lieber Gott,« nahm nun Friede das Wort, »dann habe ich Sie gar sehr um Entschuldigung zu bit-ten, Herr van der Bosch. O, o, wie leid thut mir das!«

»Was thut Ihnen denn leid?«

Friede war ganz blaß geworden und rang ihre niedli-chen Hände krampfhaft in einander. »Daß ich so vorlaut war – ich nannte es damals offenherzig – und Ihnen Ihren Onkel als Geizhals geschildert habe.«

Paul lächelte freundlich und reichte dem jungen Mäd-chen vertraulich die Hand. »Lassen Sie sich das nicht leid thun,« sagte er. »Sie haben mir mit Ihrer Erzählung von Betty's-Ruh sogar sehr wohl gethan und mich auf vie-le Dinge aufmerksam gemacht, die ich, ohne von Ihnen vorbereitet zu sein, vielleicht nicht so bald in Erfahrung gebracht hätte. Indessen haben Sie meinen Onkel doch mit Unrecht geizig genannt, denn im gewöhnlichen Sin-ne des Worts ist er es durchaus nicht. Nein, nein, er ist es nicht, mir können Sie es glauben, und das war das Einzige, was ich an Ihrer neulichen Aussage bezweifelte. Allerdings hat er den luxuriösen Haushalt, den er vor-gefunden, bedeutend eingeschränkt, er hat die meisten

Diener entlassen, er hat Wagen und Pferde verkauft, allein – und nun merken Sie wohl auf – er hat dies Alles thun *müssen*, von den Umständen dazu gezwungen, da er nicht die Mittel in Besitz hat, über die sein Bruder Quentin gebot.«

»Wie?« rief Whistrup verwundert aus, »er hat nicht die Mittel im Besitz, die der verstorbene Herr van der Bosch besaß? Ist er denn nicht sein Erbe geworden?«

»Ja wohl ist er sein Erbe geworden, aber –, und nun erweise ich Ihnen ein großes Vertrauen, mein lieber Whistrup, und Ihnen, Friede – er hat zwar das schöne Gut, das herrliche Schloß mit vielen Kostbarkeiten geerbt, indessen – das baare Vermögen ist nicht vorhanden gewesen, welches Sie und Jedermann bei ihm vermutheten, und mein Onkel hat nur einundvierzigtausend Thaler vorgefunden, mit denen er, wie Sie nun selbst einsehen werden, einen so kostbaren Haushalt, wie sein Bruder geführt, nicht bestreiten konnte.«

Whistrup war bei dieser Mittheilung ganz bleich geworden und sah seine Tochter erschrocken an, wie diese auch ihn ansah. »Aber mein Gott,« rief er fast angstvoll, »wo ist denn das ungeheure Vermögen geblieben? Der verstorbene Herr war ja, wie überall bekannt, ein Millionair!«

»Alle Welt hat sich entweder darin geirrt,« fuhr Paul langsam redend fort, »oder – es ist ein unerhörter Betrug begangen, denn, wie gesagt, außer einundvierzigtausend Thalern in Staats- und Eisenbahnpapieren, ist kein Geld

in dem eisernen Schrank des Verstorbenen zu finden gewesen.«

»Das ist ja nicht möglich, Herr, wer sollte denn einen so ungeheuren Betrug verübt haben?« fragte Whistrup mit fast thränenden Augen.

»Irgend ein Mensch,« sagte Paul mit eiserner Ruhe, »und diesen Menschen zu entdecken, das ist jetzt *meine* Aufgabe.«

Whistrup und seine Tochter waren so betroffen, ja, bestürzt, daß sie kein Wort hervorbringen konnten. Sie sahen sich nur von Zeit zu Zeit wie versteinert an und schüttelten die Köpfe, als könnten sie das eben Gehörte nicht sogleich in seinem ganzen Umfange begreifen.

»Die Sache ist sehr verwickelt,« fuhr Paul fort, »und wenn der Zufall mir nicht hilft, werde ich viel Zeit gebrauchen, sie zu ordnen und den wahren Thatbestand zu entdecken. Mein Onkel Quentin hat seinem Erben, dem Professor, leider keine Mittheilung über sein Vermögen gemacht; nach der eigenen Aussage des Erblassers weiß auch der Rentmeister nichts davon, die Gerichte haben ebenfalls keine Aufklärung geben können, und so ruht die ganze Angelegenheit im tiefsten Dunkel und es sind nur trübe und unsichere Muthmaßungen, die man über den Verbleib des wahrscheinlich einst vorhandenen Vermögens aufstellen kann. Zu diesem Zweck – und nun erweise ich Ihnen abermals ein großes Vertrauen – habe ich mich bei Ihnen nach den Verhältnissen des Rentmeisters und des Laurentius Selkirk erkundigt, zu diesem Zweck will ich Letzteren selbst aufsuchen, und Sie sehen also

ein, wie wichtig es ist, daß mein Unternehmen geheim gehalten werde und Niemand als Sie ein Wort davon erfahre.«

»Ja, ja, ja,« sagte Whistrup mit zitternden Lippen, »das sehen wir ein, Herr van der Bosch, und ich versichere Ihnen mit einem heiligen Eid, daß über unsere Lippen kein Wort kommen soll, was diese Ihre wichtige Unternehmung betrifft.«

»Dann bin ich zufrieden.«

»Erlauben Sie,« unterbrach ihn Friede mit glühendem Gesicht, »darf ich auch dem Capitain Hardegge nichts davon mittheilen? Er ist so sicher wie wir, Herr, und seine Hülfe dürfte sich unter Umständen nicht ganz unnütz erweisen.«

Paul sann einen Augenblick nach, dann sagte er: »Wenn Sie des Capitains sicher sind, so theilen Sie ihm Alles mit. Ich würde ihm vielleicht aus eigenem Antriebe meine Lage vertraut haben, wenn er hier gewesen wäre. – Doch das war noch immer nicht die Hauptsache, weshalb ich heute mit Ihnen sprechen mußte,« fuhr Paul wieder mit heiterem Gesicht fort. »Ich habe vielmehr jetzt über Ihre eigenen Verhältnisse zu reden und von Seiten meines Onkels eine Frage an Sie zu richten, die Sie – Sie ganz allein beantworten können und um deren augenblickliche Beantwortung ich Sie bitten muß.«

Whistrup und seine Tochter unterhielten wieder eine stumme Mienensprache. Ihr Herz war so bewegt, daß sie nicht viel hätten reden können. Sie nickten sich und Paul

nur wiederholt zu und endlich sagte Whistrup halb stammelnd: »Ach Gott, Herr, fragen Sie nur, ich werde antworten, so gut ich kann, aber Alles, was Sie mir heute sagen, ist so ungeheuer wichtig und bedeutungsvoll, daß ich mich kaum zu fassen und darein zu finden weiß.«

»So erholen Sie sich erst,« sagte Paul, »und unterdeß werde ich nach dem Helgoländer aussehen – Ha, er liegt noch immer dicht bei dem ›Jacob Hinnerich!‹« rief er, nachdem er wieder durch das Glas gesehen. Als er aber dann zu Vater und Tochter zurückkehrte, die mit beklommener Brust auf ihrem alten Fleck standen und saßen, sprach er weiter; »Nun lassen Sie mich aber fortfahren, ich habe noch reichen Stoff vor mir, bis unser Bote wiederkommt. Also vorwärts. Sie erinnern sich, lieber Whistrup, daß ich Ihnen versprach, an Sie zu denken, wenn einmal eine Aenderung in den Pachtverhältnissen meines Onkels vor sich gehen sollte, nicht wahr? Nun denn, diese Aenderung steht nahe bevor. Der Rentmeister hat meinem Onkel die Pacht zum ersten October dieses Jahres gekündigt und dieser es angenommen und mir die Wiederbesetzung der Stelle übertragen. Da bin ich nun natürlich des Ihnen gegebenen Versprechens eingedenk gewesen und habe auf Sie gerechnet. Nach Ihrem Leumund, das sage ich Ihnen offen, habe ich mich bei Niemanden erkundigt und nur der Zufall hat mir die Meinung eines ehrlichen Mannes verschafft, und diese lautet günstig für Sie. Ich verlasse mich bei Ihnen allein auf Ihr ehrliches Gesicht. Sie haben mir Vertrauen eingeflößt und ich denke, mich nicht in Ihnen zu irren. Wenigstens

wollen wir es einige Jahre mit einander versuchen, wenn Sie meinen Vorschlag annehmen. Wohlan denn, wollen und können Sie die Pachtung der Ländereien von Betty's-Ruh am ersten October dieses Jahres antreten, so sagen Sie Ja und fügen Sie die Bedingungen hinzu, unter welchen Sie sie annehmen zu dürfen glauben.«

Der gute Laternenwärter, dem lange keine so süß tönenden Worte in den Ohren geklungen, taumelte beinahe gegen die Laterne, neben der er stand. Sein Gesicht nahm einen unbeschreiblichen Ausdruck von Freude, Ueberraschung und Glückseligkeit an, und indem er nur einen raschen, frohlockenden Blick auf die schwer athmende Friede warf, rief er mit kurz hervorgestoßenen Worten:

»Wie, Herr, ich armer, vom Schicksal bedrängter Mann, sollte wirklich noch so glücklich sein, Pächter von Betty's-Ruh zu werden?«

»Es liegt wenigstens in Ihrer Hand,« erwiderte Paul ruhig. »Ich erwarte also ein Ja oder ein Nein.«

»Ach Du lieber Gott, Herr, wie kann es denn da ein Nein geben? Es wäre ja meine höchste Seligkeit auf Erden, wenn ich Pächter von Betty's-Ruh würde.«

»Das heißt also, Sie nehmen meinen Vorschlag an, nicht wahr?«

»Ja, ja, Herr!« schrie Whistrup laut auf und stürzte auf Paul los, dessen Hand er mit seinen zitternden Händen ergriff.

»Lassen Sie es gut sein, und auch Sie, Friede, beruhigen Sie sich. Sie bereiten mir mit Ihrer Annahme eben so viel Freude, wie ich Ihnen mit meinem Angebot. Die

Sache ist ja nun abgemacht, wenn Ihre Bedingungen mir genehm sind. Diese aber müssen Sie jetzt deutlich und klar aussprechen, und dann wollen wir nachher unsern schriftlichen Contract entwerfen.«

»Die Bedingungen, Herr?« fragte Whistrup mit freudestrahlenden Augen. »O ja, die will ich Ihnen nennen. Ich habe schon oft erklärt und erkläre noch jetzt, daß ich gern sechstausend preußische Thaler jährlicher Pacht für Betty's-Ruh zahlen will und kann, aber für das erste Jahr würde es mir nur mit fünftausend möglich sein, da ja viele Unkosten mit der neuen Einrichtung und dem Inventarium verbunden sind, wozu ich mir freilich – Gott sei Dank! – achttausend Mark gespart habe. Wenn Sie also mit fünftausend Thalern für das erste Jahr zufrieden sind –«

»Still!« sagte Paul. »Kein Wort weiter, die Sache ist abgemacht. Fünftausend Thaler für das erste Jahr, und das Uebrige wird sich nach Ihrem eigenen Ermessen finden. Sie sollen von uns auf keine Weise gedrückt werden. Nun haben Sie mir Ihre Bedingungen gestellt und ich stelle Ihnen auch die meinigen. Sie heißen: Treue, Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit in unserm gegenseitigen Verkehr! Sie gehören von diesem Augenblick an zur Familie meines Onkels, also auch zu meiner Familie. Alle Ihre übrigen Vorkehrungen treffen Sie bei Zeiten, nur wäre es mir lieb, wenn Sie noch einige Zeit Stillschweigen darüber beobachten wollten, da es ja nicht nöthig ist, daß alle Welt unsere neue Verbindung kennt. Sie verstehen mich.«



»Ja, ja,« erwiderte Whistrup und lief, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, in der kleinen Kammer auf und ab, als wäre er ganz außer Stande, sein neues Glück zu fassen. Friede dagegen, das sonst so heitere Mädchen, brach in einen lauten Thränenstrom aus. Sie hatte Paul's Hand ergriffen und sprach ihre Dankbarkeit nur durch Blicke aus, denn auch sie fand eben so wenig Worte wie ihr überglicklicher Vater.

Nach einer Weile aber sah Paul diese seligen Menschen, die er schon lange mit herzlichem Antheil betrachtet, fragend an: »Whistrup,« sagte er, »und Sie, Friede, sind Sie nun ruhig und besonnen genug, daß Sie wieder in Ihr alltägliches Leben zurückkehren können!«

»Ja, Herr van der Bosch, wir sind es!« riefen Beide mit einem Athem.

»So ist es gut, dann kommen Sie hinab. Ich sehe eben, daß unser Helgoländer Bote wieder unterwegs ist und daß wir ihn in einer Stunde hier erwarten können. Es ist jetzt gleich halb elf Uhr. Lassen Sie mich etwas essen und geben Sie mir ein Glas Wein. Dabei können wir unsern neuen Bund einweihen und außerdem den Contract besprechen. Wollen Sie das?«

Whistrup nickte, während Friede schon die Treppe hinuntersprang, um das Nothwendige zum Frühstück zu veranlassen. Als Paul nach einer Weile mit seinem neuen Pächter in das schmucke untere Zimmer trat, fand er das Gewünschte schon vor und nun setzten sich die drei Personen um den Tisch, da sie wohl Alle nach ihrer großen Gemüthsbewegung einer leiblichen Stärkung bedurften.

Während des Essens besprachen sie ihren Contract und nach demselben entwarf ihn Paul schriftlich, um eine Abschrift davon mit nach Hause zu nehmen und mit seinem Onkel und dem Gärtner Barker darüber zu reden. Späterhin wollten sie ein noch genaueres Abkommen treffen, aber das Vorläufige war geschehen und beide Theile waren zufrieden damit, obgleich Whistrup und seine Tochter den ganzen Morgen in einer Gemüthsverfassung blieben, die sie nicht recht zur klaren Einsicht des Vorliegenden gelangen ließ.

Gegen halb zwölf Uhr endlich näherte ein schwerer Schritt sich der Thür des Zimmers, in welchem die drei Personen noch immer saßen, und bald darauf trat Hans Rogge, der Helgoländer, ein, um seine Depesche getreulich abzuliefern, die Capitain Hardegge ihm eingehändigt hatte. Paul dankte ihm freundlich für den geleisteten Dienst und ging bei der Bezahlung desselben noch über den bedungenen Preis hinaus, was dem jungen Fischer ein freudiges Grinsen entlockte. Als er das Leuchthaus wieder verlassen, um bei sogleich beginnender Ebbe nun endlich die Fahrt nach der heimatlichen Insel anzutreten, öffnete Friede den Brief ihres Bräutigams, denn an sie war die Adresse desselben gerichtet. Capitain Hardegge aber schrieb folgende Worte:

»Meine liebe kleine Friede! Ich danke für Deine freundlichen Grüße und sende sie Dir eben so herzlich zurück. Ich bitte mich auch dem Herrn Baumeister angelegentlich zu empfehlen. Ich habe sogleich

meinen Bootsmann nach Neuwerk gesandt und er hat Laurentius Selkirk selbst gesehen und von ihm gehört, daß er für's Erste gar nicht daran denkt, seinen Zufluchtsort zu verlassen. Was den Besuch des Herrn Baumeisters auf dem ›Jacob Hinnerich‹ betrifft, so wird er mir jederzeit willkommen sein. Bei dem guten Wetter, welches gewiß noch einige Tage anhalten wird, habe ich wenig oder gar nichts zu thun, daher freue ich mich schon jetzt auf einen so seltenen Gast. Er wollte ja so gern einmal eine Nacht an Bord bleiben und dazu ist gerade jetzt eine günstige Zeit. Mag er also morgen gegen Abend bei mir eintreffen, und am nächsten Morgen, sobald gute Tide<sup>1</sup> ist, will ich ihn entweder selbst nach Neuwerk bringen oder ihn durch meinen Bootsmann dahin bringen lassen. Um zwölf Uhr übermorgen Mittag kommt der Dampflootsenkutter von der rothen Tonne stromaufwärts und legt am ›Jacob Hinnerich‹ an, da der Lootsencommandeur Geschäftliches mit mir zu verhandeln hat. Mit dem Kutter kann der Baumeister nach Cuxhafen zurückfahren und ist dann spätestens um ein Uhr wieder an Land.

Ich grüße Dich und den Vater noch einmal herzlich und sehe mit Verlangen einiger Aufklärung entgegen, die Du mir über das Laurentius Betreffende noch schuldig bist.

---

<sup>1</sup>Gute Tide, das ist gute Zeit, also in der Seemannssprache gleichbedeutend mit: Fluthzeit.

Treu ergeben bis in alle Ewigkeit  
Dein Philipp.«

»Das trifft sich ja herrlich!« rief Paul erfreut aus. »Kommen Sie, Friede, stoßen wir auf das Wohl Ihres treuen Philipp an. So! Er soll leben, und Sie mit ihm! Ich werde also morgen Nacht an Bord des ›Jacob Hinnerich‹ schlafen und übermorgen Mittag schon wieder zurück sein. Das ist mir lieb, meine Vorkehrungen werde ich zeitig treffen.«

»Soll ich Ihnen vielleicht ein Boot in Döse zu morgen Abend bestellen,« fragte Friede mit wieder ganz heiterem Gesicht, »damit Sie es hier gleich vorfinden und nicht lange darauf zu warten brauchen? Es kann sich ja an der Kugelbaake vor Anker legen.«

»Dieser Vorschlag kommt mir erwünscht. Ich werde um sechs Uhr morgen Abend hier sein und um Sieben absegeln, dann lege ich die Wasserfahrt noch bei Tage zurück. – Jetzt aber muß ich Sie verlassen; meine Zeit ist abgelaufen und ich habe meine Aufgabe erfüllt. Und nun leben Sie wohl, alle Beide. Gott behüte Sie, heute scheiden wir als noch bessere Freunde als neulich, nicht wahr?«

Whistrup sowohl wie seine Tochter schlugen herzhaft in die dargebotene Hand Paul's ein, und gleich darauf verließ er das Haus, von Beiden auf den grünen Deich begleitet, wo sie ihm wieder nachsahen, bis er ihren Augen entschwunden war.

Als Vater und Tochter aber in ihr Stübchen zurückgekehrt waren, fielen sie sich schluchzend um den Hals und weinten Beide ihren inneren Freudensturm aus. Als aber auch dieser Erguß vorüber, setzte Friede sich noch einmal zum Schreiben nieder und theilte im Drange ihres Herzens ihrem Philipp alles Hauptsächlichste mit, was sich an diesem bedeutungsvollen Morgen zwischen Herrn Paul van der Bosch und ihnen zugetragen hatte. Als Friede am Nachmittag mit diesem langen Briefe zu Stande gekommen war, setzte sie ihren Strohhut auf, nahm ein Tuch und schlug den Deichweg noch Döse ein. Hier suchte sie einen bekannten zuverlässigen Schiffer auf und händigte ihm den Brief ein, um ihn ohne Zeitverlust nach dem ›Jacob Hinnerich‹ hinausbringen zu lassen, da es ihr wünschenswerth schien, daß Capitain Hardegge von Allem unterrichtet sei, bevor Paul van der Bosch bei ihm eintraf, was diesem eine lange Mittheilung ersparte. Der Schiffer versprach, den Brief treulich zu besorgen, und eben so, am nächsten Abend um sechs Uhr an der Kugelbaake den ihm gemeldeten Herrn zu erwarten, um ihn nach dem Feuerschiff zu bringen, vor allen Dingen aber gegen Niemanden ein Wort darüber verlauten zu lassen.

Friede blieb an dem Deich bei Döse so lange stehen, bis der Schiffer mit dem in seiner Rocktasche verborgenen Brief sein Boot in See gehen ließ. Als sie es aber auf den blauen Wogen des Meeres tanzen und gleich einem Schwanz hurtig über die Wellen fliegen sah, sandte sie ihm erst tausend Grüße und Küsse nach, dann kehrte

sie mit still frohlockendem Herzen nach dem friedlichen Hause ihres Vaters zurück, der ihr schon auf dem Deich entgegenkam. Der gute Mann konnte sich noch immer nicht in sein neues Glück finden, das ihm so unerwartet gekommen war, als wäre es ihm vom Himmel in den Schooß geworfen, und er fühlte das Bedürfniß, sein Kind in der Nähe zu haben, mit ihm von diesem unerhörten Glück zu sprechen, dann aber auch an den entsetzlichen Vorfall in Betty's-Ruh zu denken, der ihm nahe ging und über den er eben so wenig klar werden konnte, wie Andere vor ihm, obgleich er mit Friede darin einverstanden war, daß an einem schändlichen Betrüge hier nicht zu zweifeln sei und daß es dem Zufall oder dem Glück doch gelingen werde, dem Thäter auf die Spur zu kommen, dem Thäter – der seinen Raub ohne Zweifel so sicher ausgeführt und geborgen – oder es wenigstens gethan zu haben glaubte – daß kein Mensch, der nicht hinter die geheimnißvollen Schleier der Vergangenheit blicken konnte, im Stande war, denselben zu erkennen, geschweige denn zu ergründen, wie er wieder in die Hände des rechtmäßigen Eigenthümers zurückgebracht werden könne.

VIERTER THEIL.

ERSTES KAPITEL. IM MAUSOLEUM.

Daß Paul diesmal seinen meilenweiten Weg nicht langsam zurücklegte, bedarf wohl kaum einer Erwähnung, und eben so wenig, daß er ihn nicht lang und ermüdend fand. Nein, jetzt gab es für ihn keine Ermüdung mehr; mit immer neu sich entwickelnder Spannkraft schritt er voll Muth und Lust dahin und seinen Gedanken fehlte es wahrlich dabei nicht an Stoff, ihm die Zeit zu verkürzen und ihn gerade heute auf die angenehmste Weise zu beschäftigen. O ja, er hatte heute viel zu bedenken und zu überlegen, und nach dieser ihm schon leichter werdenden Arbeit gab er sich ganz den ihn erwartenden Genüssen hin. Denn wenn er jetzt nach Hause kam, dann stand ihm ein herrlicher Nachmittag bevor: Betty, seine treue Freundin Betty kam ja mit ihrer Mutter nach Betty's-Ruh und er hatte nicht nur die namenlose Freude, sie in seiner Nähe, in seines Onkels Hause zu sehen, sondern er mußte auch, wie früher schon so oft, Ernstes mit ihr berathen, da sie ja nur allein von allen seinen Unternehmungen in Kenntniß gesetzt werden durfte, die dem Professor, der ja doch keinen persönlichen Antheil daran genommen oder zu große Sorge darüber empfunden hätte, verborgen bleiben mußten, bis irgend ein wichtiges Resultat erreicht war, das ihm nicht länger vorenthalten werden konnte.

Als der so rüstig fortschreitende Wanderer, ohne besonders auf seinen Weg zu achten oder die zunehmende

Wärme zu spüren, welche die Mittagssonne vom wolkenlosen Himmel herab so freigebig über ihn ausgoß, mit allen ihn zur Zeit beschäftigenden Gedanken so ziemlich zu Stande gekommen war, hob er die Augen auf und sah zu seiner Verwunderung, daß die Bäume des Parks von Betty's-Ruh schon dicht vor ihm lagen. Freudiger und schneller schritt er nun vorwärts, um noch einige Minuten vor ein Uhr zu Hause anzufangen, was auch in seiner Absicht gelegen hatte. Aber da sollte er gleich, bevor er noch in das Schloß eintrat, eine freudige Ueberraschung haben. Als er nämlich eben der Halle ansichtig wurde, sah er Friedrich, den früheren Diener Betty's, davor stehen, der ihn schon einige Zeit voll froher Spannung erwartete, um sich ihm zur Verfügung zu stellen und zu melden, daß er einige Stunden vor den Damen mit den beiden Pferden von Wollkendorf eingetroffen sei.

»Mit den beiden Pferden?« fragte Paul, nachdem er seinen Gruß angehört und erwidert hatte. »Wie meinen Sie das?«

»Ja wohl, die schöne Fuchsstute, welche die Baronin selbst bisweilen ritt, hat sie für Sie gesandt, Herr van der Bosch, und der große Rappe ist für mich, damit ich Sie auf Ihren Ritten begleiten kann,« erwiderte der schmucke Diener, der in seinem blauen kurzen Rock mit einfachen silbernen Schnüren am Kragen eine stattliche Erscheinung bot. Paul fand sogleich keine Worte darauf und so schwieg er, aber die Großmuth und Güte Betty's leuchtete ihm nur zu klar auch aus dieser Anordnung und Verdoppelung der verheißenen Gabe hervor.



»Lassen Sie uns gleich einmal die Pferde besichtigen,« sagte er nach einer Weile, und alsbald schlug er den Weg nach dem nahen Stall ein, der so groß war, daß er für zwanzig Pferde Raum bot und bis jetzt öde und leer ausgesehen, da nur die beiden Grauschimmel, die der Professor für sich behalten, darin ihr Unterkommen gefunden hatten. Da stand er denn und betrachtete mit sichtbarem Vergnügen die beiden edlen Thiere, die es sich in der neuen, ihnen bereits bekannten Heimat schon wohl sein ließen und eben den schweren Hafer zermalmten, den ihnen Louis, der Gebieter des Stalles, mit schmunzelndem Lächeln zugewiesen hatte. Der Goldfuchs war ein großes, geschmeidiges Thier von englischem Blut, mit zartem Gliederbau, flink und vortrefflich geritten, wie Friedrich erklärte. Lang und glatt wallte die seidenweiche Mähne herab und den prächtigen Schweif trug er selbst im Stall stolz gebogen. Der Rappe aber war noch größer und mächtiger und entstammte einem Holsteiner Gestüt, welches von jeher dauerhafte und starke Pferde gezogen. Zur Seite der bei ihrem Eintritt muthig wiehernenden Thiere hingen auf dem Gerüst der Ständer englische Sättel und Zaumzeug von schöner Arbeit, und die dazu gehörigen Decken und sonstigen Utensilien lagen schon sauber geordnet an dem dazu bestimmten Ort.

Paul besichtigte die Pferde und das Uebrige mit wohlgefälliger Miene und sagte dann zudem ihn nach dem Schloß zurückbegleitenden Diener, der ihm sogleich seine persönlichen Dienste anbot:

»Ich nehme Sie gern in unserm Hause auf, Friedrich. Sie sind mir von einer zu edlen Herrin empfohlen, als daß ich Ihnen nicht gleich von Anfang an mein Vertrauen schenken sollte. Sie werden es gut bei mir haben und hoffentlich in Betty's-Ruh sich eben so wohl befinden, wie in Wollkendorf, obgleich die Verhältnisse anders und bis jetzt hier etwas weniger geordnet sind, als dort. Doch das wird sich mit der Zeit schon finden, ich bin selbst erst kurze Zeit hier und habe mich einstweilen auch in die Umstände fügen müssen.«

»O, ich kenne die Verhältnisse hier schon so ziemlich,« erwiderte der Diener bescheiden. »Die Frau Baronin hat mich im Voraus mit dem Nothwendigsten bekannt gemacht.«

»Das ist mir lieb, ich habe es nicht anders erwartet. Morgen Nachmittag um fünf Uhr werde ich meinen ersten Ritt antreten und Sie werden mich auf demselben begleiten. Niemand aber darf wissen, wohin Sie mich gebracht haben, wenn Sie allein zurückkehren, Niemand, sage ich, auch Louis nicht, wie überhaupt kein Diener des Schlosses oder der Pachtung. Ueberhaupt ist Verschwiegenheit die erste Bedingung, die ich Ihnen stelle, bis ich Ihnen selbst sagen werde, daß Sie über alle meine Schritte und Handlungen reden können.«

»Ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein, Herr van der Bosch. Ich bin in einer ernsten Schule gewesen und weiß, was die Pflicht von mir erheischt.«

»Ich hoffe es auch. Sind Sie ein guter Reiter?«

Friedrich lächelte zuversichtlich. »Ich habe vier Jahre bei der Cavallerie gedient und die starrsinnigsten Schwadronspferde zureiten müssen, da ich von Kindesbeinen an mit Pferden beschäftigt gewesen bin.«

»So. Nun, dann können Sie auch mich in die Schule nehmen, ich glaube selbst, daß ich noch nicht recht sattelfest bin.«

»Sie werden es bald ganz sein, denn das Reiten lernt ein muthiger Mann mit gesunden Gliedern leicht. Was ich dazu beitragen kann, werde ich von Herzen gern thun.«

»So danke ich Ihnen im Voraus. Für jetzt bedarf ich Ihrer nicht, Sie können in Ihr Zimmer gehen. Sie hören doch die Saalglocke darin?«

Friedrich lächelte wieder. »Ja wohl, Frau Dralling hat mich schon mit Allem bekannt gemacht.«

»Aha! Sind Sie mit Ihrer Stube zufrieden?«

»Ich wohne besser als in Wollkendorf, viel besser, und habe meinen alten Bekannten Louis zum Nachbar.«

»So ist es gut. Bis nachher. Adieu!« –

Als Paul in den Saal trat, wo Frau Dralling schon ihre Vorbereitungen zum Essen getroffen hatte, wurde er vom Professor mit großer Freude empfangen, der noch vor seinem Schreibtisch saß, aber jetzt sogleich aufsprang. »Da bist Du ja wieder,« rief er ihm mit heiterem Gesicht entgegen, »und das ist mir sehr lieb. Ich fürchtete schon, Du würdest über die Zeit ausbleiben und mir würde die Aufgabe allein zufallen, die beiden Damen zu unterhalten. Das ist schwierig, mein Junge! Eine nehme ich schon

auf mich, aber für zwei ist mein Mundwerk doch etwas zu schwach gerathen.«

»Das brauchtest Du nicht zu befürchten,« entgegnete Paul lächelnd, »da Du ja meine Pünctlichkeit kennst, und heute mußte ich es wohl doppelt sein –, eben in Betreff der *zwei* Damen. – Hast Du den Diener der Baronin schon gesprochen?«

»Gewiß, und er hat Dir zwei hübsche Pferde mitgebracht, was ein ganz angenehmer Besitz für einen Mann ist, der ihnen Futter geben kann.«

»Das Futter bringe ich heute mit,« erwiderte Paul, in seiner guten Laune zum Scherz aufgelegt.

»Dann hast Du wohl eine große Tasche bei Dir gehabt?« vergalt ihm der Professor in gleicher Weise.

»O ja, sie war groß genug, um dies Papier zu bergen, lieber Onkel. Lies und erkenne daraus, was ich heute geleistet habe.«

Der Professor nahm das ihm dargereichte Blatt und las den zwischen Paul und Whistrup vereinbarten Pachtentwurf. »Was,« rief er erstaunt, »also wirklich? Fünftausend Thaler für das erste Jahr und dann sechstausend? Junge, ja, dann kannst Du Dir immer zwei Pferde und einen Bedienten halten. Du bist wahrhaftig ein Hexenmeister und segelst mit schnellem Winde.«

»Ich habe an der See etwas gelernt, lieber Onkel. Ich benutze auch die günstige Fluth, und die sendet ja stets Gott, wie Du weißt.«

»Ja, ja, Du hast Recht – doch da Du gerade von der Fluth sprichst,« fuhr er fort, als Frau Dralling eben neugierig in den Saal schaute und Paul einen Gruß zunickte, »was trinken wir denn heute nach Deiner Meinung? Denn der Spaziergang nach der Kugelbaake hat Dir doch gewiß Durst gemacht?«

»Natürlich und einen recht großen. Aber was können wir heute, wo wir einen so glücklichen Tag begehen, anders trinken, als das Beste, was im Keller ist? Champagner, Onkel, nichts als Champagner!«

Der Professor machte große Augen; der Luxus seines Neffen schien ihm auch mit rascher Fluth zu steigen. »Champagner?« fragte er. »Schon jetzt, ehe die Damen da sind? Ich dachte, wir würden ihnen heute Nachmittag zur Vesperstunde eine Flasche davon vorsetzen!«

»Natürlich, auch dann, Onkel; aber auch jetzt schon, denn heute ist ein großer Feiertag – Du erwartest ja Deine künftige Gemahlin.«

»Aha!« sagte der Professor mit einem seltsamen Lächeln und nickte verstohlen der bei Seite horchenden Dralling zu. »Ja freilich, und ich merke es nun, Du bist bei Laune, der neue Pächter hat Dir gewaltige Courage gemacht. Aber gut, ich gehe darauf ein – und nun, Dralling, gehen Sie in den Keller und holen Sie ein paar Flaschen von der Sorte, der man so seltsam den Hals mit goldenem Papier verklebt hat. Sie wissen schon. Wir haben uns ja schon Beide einmal darüber satt gelacht, wie die Menschen so närrisch sind und mit dem Goldfitter um ihren eigenen Hals nicht genug haben, so daß sie ihn

sogar den Flaschen aufbinden. Haha! Ja, die Welt ist total närrisch in jeder Beziehung, und wenn es so fortgeht mit der Cultur, wird die Wissenschaft sich noch einmal für Geld sehen lassen können so selten wird sie.«

»Das wird wohl noch eine gute Weile dauern,« erwiderte die Dralling, die heute eine ganz neue Haube mit gelben Bändern trug und dadurch nicht wenig angefeuert schien, »bis jetzt giebt man ihr – ich meine die Wissenschaft – wenig genug. Aber was den Wein im Goldkragen betrifft, Herr Professor, so soll er sehr gut schmecken, habe ich mir sagen lassen, obgleich ich es freilich noch nicht aus eigener Erfahrung bestätigen kann.«

»Ich auch nicht, Alte. Na, heute wird man uns klug machen. Also vorwärts jetzt. Meine künftige Gemahlin kommt, hat der Junge gesagt, und der hat immer Recht, und so wollen wir uns auch einmal im höchsten Glanz zeigen.«

»Es kostet Ihnen ja auch nichts!« brummte die Dralling und verfügte sich in den Keller, nachdem sie die Schlüssel dazu aus ihres Herrn Kasten genommen hatte. Paul dagegen war in den Alkoven gegangen, um sich umzukleiden, und dann kam er erfrischt zu Tisch, wo er zur Verwunderung der Frau Dralling sogleich einen Pfropfen an die Decke springen ließ, so daß sie erschrak, da sie dergleichen Kunststücke, wie sie es nannte, noch nie im Leben gesehen. Als sie nun aber im Verlauf des Essens ihrer Herrschaft auch ein paar Gläser von dem schäumenden Nectar erhielt, staunte sie ernstlich, fixirte den Professor scharf mit ihren grellen Augen und rief:

»Die Welt ist doch nicht so ganz närrisch, Herr Professor, daß sie solchen Trank in Gold fassen läßt. Er verdient es wahrhaftig, und meiner Ansicht nach hat man hier einmal einen Würdigen decorirt, was nicht alle Tage vorkommt, sonst müßten Sie längst schon zehn Orden haben, nicht wahr?«

»Ich zehn Orden, Alte, seid Ihr verrückt geworden?« sprudelte der Professor in heiterster Weinlaune. »Wofür denn, was habe ich denn gethan? Habe ich etwa gefaulenzt oder zehntausend Menschen todtgeschlagen, daß man mich so zu belohnen trachten sollte? Nein, bei Gott, Euch ist der Wein in den Kopf gestiegen. Paul, gib ihr nichts mehr, sonst fällt sie um, wenn sie den Damen den Kaffee präsentirt, und meine künftige Gemahlin bekommt einen schlechten Begriff von ihrer ersten Haushälterin und wird sie am Ende doch pensioniren müssen.«

»Nein, Herr Professor,« erwiderte die Dralling stolz und sich gerade wie ein wirklicher Dragoner aufrichtend, »die Schmach soll Ihnen in Ihrem Hause nicht vorbehalten sein. Ich werde stehen wie ein Fels, wenn die Damen kommen, und niemals soll Jemand den Kaffee graziöser präsentirt haben.«

»Kaffee mit Grazie!« lachte der Professor, gegen Paul hin gewendet. »Merkst Du was? Bei Gott,« schließe die Flasche, Junge, sonst macht sie aus sich selbst noch eine Grazie und wir müssen ihr am Ende noch einen Altar errichten und ein goldenes Kalb opfern. Haha! Aber da sehen Sie die Teufelei der Welt, Thusnelde, das Alles

steckt in der vergoldeten Flasche und nun sind auch wir so närrisch gewesen und haben uns von der weltlichen Narrheit verführen lassen.«

»Nun, wenn die Narrheit immer so beschaffen wäre, Herr Professor,« erwiderte die gesprächig gewordene Frau, »so wollte ich sie mir schon alle Tage gefallen lassen.«

»Still!« rief der Professor mit olympischer Miene. »Alle Tage ist kein Feiertag wie heute. Und nun räumen Sie ab, Frau Grazie, denn – Sie wissen ja, bald wird meine zukünftige Gemahlin und Hochdero Frau Mutter hier sein.«



Die Haushälterin erfüllte die Befehle ihres Herrn mit einem wahren Feuereifer, und als der schöne Saal, der heute überaus blank und sauber aussah, von den Speisegeräthschaften geräumt war, ließ sie die frische Frühlingsluft von allen Seiten hereinströmen, um ihn wieder recht kühl und behaglich zu machen. Unterdessen kleidete sich auch der Professor besuchsmäßig, und als er damit fertig war, schloß er sich Paul an, der keine Ruhe mehr im Hause hatte und ohne Säumen in den Park trat, diesmal aber nicht die gewöhnliche Richtung nach dem Mausoleum, sondern die entgegengesetzte, nach dem Parkthor führende einschlug, durch welches die sehnlich erwarteten Gäste ja nur ihren Einzug halten konnten.

»Ja,« sagte der Professor seufzend zu dem schweigenden Neffen, als Beide zum zweiten Mal dem Parkthor den



Rücken kehrten und langsam wieder dem Schlosse zugingen, »da vertändelt man nun die schöne Zeit mit lässiger Promenade, die man doch wahrhaftig besser mit einem wichtigen Studium ausfüllen könnte. Das hätte mir einmal früher einfallen sollen! Aber ach! ich bin durch das Schlaraffenleben leider schon ein ganz anderer Mensch geworden.«

»Früher,« erwiderte Paul lachend, »bist Du auch nicht der Erbe von Betty's-Ruh, sondern nur ein armer Professor gewesen.«

»Der Erbe von Betty's-Ruh bin ich auch jetzt nicht, mein Lieber, denn ich bin ja bereits im factischen Besitz davon. Du mußt Dich hübsch logisch ausdrücken, wenn Du mich an meine Professorzeit mahnst. Der Erbe von Betty's-Ruh bist Du jetzt, mein Junge, und Du – sollst es bleiben, mag ich nun noch Kinder bekommen oder nicht, wie die Dralling sich schon schmeichelt; darüber, wie über den Umfang meines Nachlasses werde ich mich bestimmter ausdrücken als mein Bruder, verlaß Dich darauf.«

Paul konnte das Gesicht seines Onkels hierbei nicht beobachten, da er es bei Seite gewandt hatte. Als er aber eben eine Antwort darauf geben wollte, hörte man einen Wagen hinter sich rollen und nun galt es sich zu beeilen, um nach der Halle zu gelangen und die willkommenen Gäste daselbst zu empfangen. Frau von Hayden hatte diesmal wirklich ihre Tochter begleitet, aber sie war schon jetzt über die äußere Gestaltung des Schlosses so

erstaunt, daß sie mehr ihre Augen als ihre Ohren und ihre Stimme bei der Begrüßung der beiden Herren in Thätigkeit setzte. Um so herzlicher und lebhafter legte Betty ihre Freude gegen Oheim und Neffen an den Tag und sie tauschte mit ihnen die freundlichsten Worte aus.

Nachdem dies geschehen, trat man in das Haus, der Professor Frau von Hayden, und Paul Betty führend. Jedoch kamen sie hier nur sehr langsam vorwärts. Betty's Mutter, deren Sinn von jeher an äußerem Glanz und Luxus gehangen, hatte viel zu betrachten, zu bewundern, zu fragen, denn so schön, so groß und prachtvoll hatte sie sich das ihr so oft beschriebene Schloß auf Betty's-Ruh in Wahrheit nicht gedacht. Als sie nun aber endlich in den Saal trat, wo der Kaffeetisch von Frau Dralling schon in Ordnung gebracht war, da fing die nervenschwache Dame zu weinen an, denn der Anblick des lichten, hochgewölbten und umfangreichen Raumes überwältigte sie vollständig. Nachdem sie aber mit diesem unwillkürlichen Thränenerguß dem Geschmack und Kunstsinn des Erbauers ihr erstes Opfer gebracht, erholte sie sich allmähig und ließ sich nun von den Uebrigen umherführen, betrachtete jedes Einzelne mit neuem Erstaunen und auch dabei sah man ihr noch an, wie tief bewegt und wie ergriffen sie von dem Glück war, welches ganz gegen ihre Erwartung dem einst so armen Studenten mit dieser Erbschaft zugefallen war.

»Nicht wahr, Mütterchen,« fragte Betty, sie liebevoll umfassend, »so hast Du es Dir nicht gedacht?«

»Wer konnte sich so etwas denken, mein Kind! Ach, wenn Charlotte und Ebeling es sähen, auch sie würden staunen, und was würden sie sagen!«

»Sie werden es bald sehen!« rief Betty entzückt, »denn nun wird auch Herr van der Bosch an sie schreiben und sie zu sich einladen, nicht wahr, mein lieber Freund?«

»Das ist bereits geschehen,« erwiderte Paul, mit Bedeutung lächelnd, »und hoffentlich haben sie meinen Brief schon empfangen und alle meine Wünsche und Bitten gelesen und beherzigt.«

»Erlauben Sie mir, meine Damen,« nahm jetzt der Professor das Wort, »Sie darauf aufmerksam zu machen, daß dort in der Mitte an dem großen runden Tisch eine Grazie wartet, die vor Begierde brennt, Ihnen den Kaffee auf eine noch nie dagewesene Weise zu präsentiren.«

Alle wandten sich der bezeichneten Stelle zu, wo Frau Dralling, die ihres Herrn Worte gehört, mit glühendem Kopfe stand, aber fest und aufrecht, als wolle sie zeigen, was sie vermöge, selbst nachdem sie so eben die Narrheit der Welt getheilt. Als die Damen nun aber dem Tische näher geführt wurden, knixte und grüßte sie auf ihre Weise sehr verbindlich und hörte mit Vergnügen den heute so neckischen Professor die ernstesten Worte sagen:

»Das ist meine gute Haushälterin, Frau Dralling, von der Sie gewiß auch schon gehört haben.«

Die fremde Dame richtete einige freundliche Worte an die Haushälterin und diese erwiderte sie mit ihrer gewöhnlichen Redefertigkeit. Dann aber präsentirte sie

nach Vorschrift Kaffee und Kuchen und bald saß man heiter plaudernd bei einander, während Frau von Hayden's Augen immer noch im Kreise herum flogen und sich gar nicht sättigen zu können schienen.

»O,« sagte sie nach einer Weile, als Paul ihr die Construction der sie sehr interessirenden Glaskuppeln beschrieben hatte, »es ist ganz über alle Begriffe schön hier, Herr Baumeister, und ich glaube nicht, daß ich mich schon heute daran satt sehen kann.«

»Dann kannst Du alle Tage hierher fahren, liebe Mutter,« nahm Betty das Wort, »und Du wirst immer so willkommen sein wie heute. Ich kenne die Gastfreundschaft des Herrn Professors. Ich aber habe mir vorgenommen, nicht lange im Hause zu bleiben. Der Mai ist dies Jahr so wunderschön, daß ich jede Stunde bedaure, die mir von seinem Genusse verloren geht. Ich beabsichtige mich bald in den Pakt zu verfügen.«

»Nach Deinem Belieben, mein Kind; ich bleibe hier, und vielleicht ist der Herr Professor so gütig und leistet mir Gesellschaft, während Du mit dem Herrn Baumeister im Grünen schwärmst. Nun kannst Du ja wieder mit ihm bauen, wie früher, Luftschlösser und Steinschlösser, denn das war ja doch stets Eure liebste Unterhaltung.«

»Haben Sie das wirklich gethan?« fragte der Professor schelmisch lächelnd die holdselig erröthende junge Wittwe.

»Ja, das haben wir redlich gethan, lieber Freund,« erwiderte sie ruhig und sah Paul mit ihren leuchtenden Augen fest und freudig an.

»O, Sie glauben gar nicht,« fuhr Frau von Hayden halb im Scherz halb im Ernst fort, »was die Beiden zusammen für Pläne geschmiedet haben. Sie konnten nie damit fertig werden und wenn alle Entwürfe ausgeführt werden sollten, die sie aus den Wolken gezaubert, so würde es nicht Steine genug auf der Welt geben, sie unter Dach zu bringen.«

Betty erröthete noch lebhafter und nickte freundlich dem sie gespannt anblickenden Professor zu.

»Ja, meine Mutter hat Recht,« sagte sie, »wir haben viel entworfen und gebaut – in Gedanken. Aber jetzt ist Ruhe darin eingetreten und unser Hauptplan ist ohne unser Zuthun fertig geworden. Das schönste Schloß, welches unsere Phantasie einst schuf, haben wir hier vollendet vorgefunden, es bestand also nicht aus Luft, wie meine Mutter so eben scherzte, sondern wirklich aus Stein, Metall, Holz und Glas. Das Beste und Erfreulichste aber dabei ist, daß ein Gebieter in demselben weilt, der uns so willkommen darin heißt, wie Sie es immer thun, mein lieber Freund, und wenn überhaupt eine Zauberei hierbei im Spiele war, so hat sie Gott in Ihr Herz eingeschlossen, von wo aus sie nun ihre Wirkung auf uns Alle übt.«

Sie reichte bei diesen Worten dem Professor die Hand und drückte die seine warm und herzlich. Dieser aber sah sie ernst und freudig an, dann nickte er geheimnißvoll und blinzelte nur verstohlen nach Paul hinüber, der eben seine Tasse auf den Tisch stellte und so die Augen von ihm abgewandt hielt. Wenige Minuten später erhob sich Betty, nahm Hut und Schirm und sagte:

»Jetzt verlasse ich Sie. Ich muß Frühlingsluft athmen. Zeigen Sie doch meiner Mutter Ihre schönen Gemälde, Herr Professor, sie ist eine große Freundin davon.« Und freundlich sich verneigend, schritt sie langsam über den weichen Teppich der Thür zu, von Paul gefolgt, nachdem er sich ihrer Mutter mit einigen Worten empfohlen hatte.

Beide waren bald in der Halle angekommen. Hier blieb Paul stehen. »Wohin gehen wir zuerst?« fragte er.

»Es ist mir einerlei,« antwortete sie leiser als sie gewöhnlich sprach. »Führen Sie mich, wohin Sie wollen und wo Sie selbst am liebsten sind.«

Er bot ihr den Arm und so schritten sie langsam vom Schlosse fort, um den Weg nach dem Mausoleum und dessen Umgebung einzuschlagen. Kaum aber waren sie einige Schritte gegangen, so nahm der ernst gewordene Paul das Wort und sagte:

»Ehe wir eine andere Unterhaltung beginnen, erlauben Sie mir wohl, daß ich mich meines Dankes entledge. Sie haben Wort gehalten und mir Friedrich gesandt. Ich nehme ihn dankbar an und er wird mir hier, wo ich so wenige hilfreiche Hände habe, von großem Nutzen sein. Aber was soll ich zu dem schönen Pferde sagen, das sich seit gestern sogar verdoppelt hat?« fügte er lächelnd hinzu.

Betty lachte mit ihrer silbernen Stimme leise auf, dann sagte sie: »Nichts sollen Sie sagen, nur das gern Gebotene freundlich annehmen. Wenn Sie wüßten, wie ich mich im Stillen auf diese meine erste Gabe gefreut, die ich jemals einem Freunde habe darbringen können, Sie würden die Gabe selbst gewiß nicht zu hoch anschlagen. O

mein Gott, das Geben ist so wunderbar schön, wenn man geben kann! Leider kann man nicht immer und nicht Alles geben, was man geben möchte, diesmal aber machte es mir der Zufall leicht. Nun müssen Sie die Pferde aber recht fleißig benutzen, damit auch wir einmal bald einen tüchtigen Ritt unternehmen können.«

»Sie reiten also gern?«

»O, sehr gern. Die Welt sieht ganz anders aus, wenn man im Sattel sitzt. Sie werden sich selbst davon überzeugen.«

»Ich werde es schon morgen thun und mich von Friedrich nach der Kugelbaake bringen lassen.« Und nun erzählte er ihr ausführlich, was er am Morgen ausgerichtet und was Alles in dem kleinen Hause bei Whistrup vorgefallen war.

»Das ist ja sehr interessant,« sagte Betty ernst. »Die Kugelbaake muß ich auch nächstens sehen und die hübsche Friede erst recht. Sie und ihr Vater müssen ein paar prächtige Leute sein.«

»Ja, das sind sie und ich freue mich auch, daß ich ihnen heute Morgen eine so große Freude bereiten konnte.«

»Nun sehen Sie, da haben Sie ja auch gleich die Freude des Gebens erfahren. Das ist hübsch. Aber wie? Sie werden morgen Nacht auf dem Feuerschiff schlafen? Ist das nicht gefährlich?«

»Zehn Menschen schlafen das ganze Jahr hindurch jede Nacht darauf.«

»Aber dann können Sie ja morgen und übermorgen nicht nach Wollkendorf kommen, wie ich bereits gehofft hatte.«

»Nein, leider nicht – aber vielleicht doch,« fügte er nach einigem Besinnen hinzu. »Wenn ich übermorgen um ein Uhr nach Cuxhafen komme, kann ich mich von Friedrich daselbst mit den Pferden erwarten lassen und gleich nach Wollkendorf reiten, um Ihnen Meldung zu bringen, was ich auf Neuwerk ausgerichtet.«

Betty lächelte und schüttelte den Kopf. »Nein, ich weiß etwas Besseres,« sagte sie. »Der Ritt von Cuxhafen nach Wollkendorf ist für Sie, der Sie das Reiten noch nicht gewohnt sind, zu weit, und ich möchte Sie nicht gern ermüdet bei mir haben. Ich werde Ihnen also einen Wagen nach Cuxhafen senden und vier Pferde vorlegen lassen, dann kommen Sie um so schneller nach Wollkendorf. Ich bin neugierig auf Ihre Erlebnisse an Bord des Schiffes und auf Neuwerk, so daß ich in Gedanken gewiß jede Stunde bei Ihnen sein und im Geiste mit anhören werde, was Sie mit Laurentius Selkirk verhandeln. Die Sache mit ihm scheint mir jeden Augenblick wichtiger zu werden.«

Paul nickte bejahend, aber er war über Alles, was sie ihm bisher gesagt, so entzückt, daß er fast kein Wort mehr sprechen konnte und von Minute zu Minute schweigsamer wurde. –



Während des bisherigen Gesprächs hatten sie sich allmählig dem Mausoleum genähert und da Betty die Gedanken, die ihren Geist augenblicklich am meisten beschäftigten, ausgesprochen, so schwieg auch sie, wie ihr Begleiter, mochte sie fühlen, daß die sie umgebende Natur auch eine Berechtigung zur Mittheilung habe, und deren beredten Stimmen lauscht ja das dafür empfängliche Ohr so gern, zumal, wenn außer ihm zugleich auch dem Auge erfreuliche Gegenstände geboten werden.

Es war ein herrlicher Frühlingstag, der, wie die Menschen, die in ihm wandelten, sein Festkleid angelegt zu haben und eine Art stiller Seelenfeier zu begehen schien. Die Sonne glänzte mild und warm vom blaßblauen Himmelsgewölbe hernieder, an dem nur ganz in der Ferne sich kleine, weiße, leicht schwebende Wölkchen zeigten, und der maigrüne Rasen leuchtete wie funkelnder Smaragd unter ihren freundlichen Strahlen. Dabei hauchten die von Barker so sorgsam gepflegten Blumenbeete ihre würzigen Düfte aus und aus den benachbarten Gebüschchen tönte von allen Seiten süß und wohllautend der weithinschmetternde Schlag der Nachtigallen herüber. Sonst war Alles still und friedlich ringsum, kein Lüftchen bewegte die feinen Blätter der Bäume, auf den fernen Waldhöhen aber flimmerte ein bläulicher Duft, als zitre die ganze Atmosphäre vor Luft und Wonne, daß der Frühling endlich seinen schweren Sieg errungen und die stürmischen Winde mit ihrem eisigen Hauche vertrieben habe.

Als aber diese friedliche Stille rings um sie her, der Duft der Blumen und der Gesang der Vögel auf die Gemüther der beiden Menschen zu wirken begann, da gaben auch ihre Seelen sich längere Zeit der Betrachtung ihrer Umgebung hin und erst nach einer Weile unterbrach Betty das Schweigen, indem sie mit ihrer sanften Stimme leise zu Paul sagte:

»Es ist lieblich, an dieser Stelle zu weilen, und ich wundere mich nicht, daß ihr Onkel Quentin sich hier für die Ewigkeit gebettet hat. Das ist kein Friedhof im gewöhnlichen Style, das ist eine mit Schönheiten reich geschmückte Natur und in ihrem Schooße muß es sich süß und friedlich ruhen. Sehen Sie doch, wie die Sonne sich so golden in dem blauen Wasser spiegelt und wie die Schwäne so sinnig und bedächtig darauf herumrudern, als empfänden auch sie den Frieden, der hier des Menschen Herz bewegt.«

»Ja, es ist schön,« erwiderte Paul gedankenvoll, »und ich bewege mich hier gern auf und ab.«

»Auch die Psyche da drüben scheint unsere Empfindungen zu theilen,« fuhr Betty, nach dem Grabhügel deutend, fort, »sie hat schon lange ihre Flügel entfaltet, um zum Himmel aufzuschweben, aber sie kommt von der Erde nicht fort, diese fesselt sie unwiderstehlich an sich. O, ich verdenke ihr nicht, daß sie hier bleibt.«

Ueber Paul's Gesicht flog ein träumerisches Lächeln, als er diese Worte hörte: »Die Psyche dort hat ihre Schuldigkeit längst gethan,« sagte er, »die Seele hat sie hinweggetragen zu lichterem Höhen, dann aber ist sie wieder zurückgekehrt und bewacht nun die erkaltete Hülle, in der die weggetragene Seele einst gewohnt und gewirkt hat. Aber der Bildhauer hat ein hübsches Werk damit geliefert, nicht wahr?«

»Ein sehr hübsches Werk, ja! – Sind Sie schon einmal in dem Gewölbe drüben gewesen?« fuhr Betty nach einer Weile, zu ihrem Gefährten fragend aufblickend, fort.

»Nein, noch nicht. Ich wollte immer hinüber, aber ich habe eigentlich bisher noch keine Zeit dazu gefunden. Fühlen Sie aber die Neigung, dasselbe einmal zu betrachten, so bin ich sogleich bereit dazu.«

»O ja,« erwiderte Betty, »ich möchte wohl wissen, wie die Stätte innen aussieht, die Ihr Onkel sich hier bereitet und die er schon von außen so lieblich geschmückt hat.«

In diesem Augenblick kam Barker vom Schlosse her, mit zwei Gießkannen beladen, um seine Blumen in der Nähe des Grabhügels zu erfrischen. Er begrüßte seinen jungen Herrn und auch die schöne Dame, und Beide begrüßten ihn wieder mit freundlichem Auge und Wort.

»Guten Tag, Barker,« redete Paul ihn an, »Sie kommen wie gerufen. Wir möchten einmal das Mausoleum besuchen. Gehen Sie doch zu Frau Dralling in's Schloß und lassen Sie sich den Schlüssel dazu geben.«

»Das soll sogleich geschehen,« erwiderte der alte Gärtner, setzte seine Gießkannen in den nahebei ankernden

Kahn und ging etwas rascher als gewöhnlich nach dem Schlosse, um den ihm gegebenen Auftrag auszurichten.

»Soll ich Sie unterdeß ein wenig auf dem Teiche herumrudern?« fragte Paul seine Gefährtin. »Sehen Sie doch den niedlichen Kahn, er ist so hübsch grün und weiß angestrichen, und sichtlich für's Leben bestimmt, im Gegensatz zu der schwarzen Fähre da, die man die Todtenfähre nennt, weil auf ihr die beiden Särge nach dem Gewölbe gefahren worden sind.«

»Also dazu hat sie gedient?« fragte Betty. »Ich habe mich schon oft gewundert, warum sie hier so lässig liegt, aber nun wundere ich mich nicht mehr.«

»Glücklicherweise hat sie nicht viel zu thun und hoffentlich wird sie noch viele Jahre in Lässigkeit liegen bleiben.«

Bei diesen Worten waren Beide in den kleinen Nachen gestiegen, Paul hatte das darin liegende Ruder ergriffen und fuhr nun Betty langsam und sicher auf dem Teiche herum, den Schwänen folgend, die sich in ihrer stillen Naturbetrachtung nicht durch die Menschen stören ließen.

»Das ist reizend,« sagte Betty, nach allen Seiten sich umschauend. »O, wie sanft und behaglich ist diese Bewegung! *Das Vergnügen sollte man sich öfter machen.*«

»O ja, es wird mit leichter Mühe vollbracht, und doch genießt der Mensch so selten, was er am häufigsten genießen kann.«

Beide schwiegen wieder. Paul ruderte den Kahn mehrere Male um die grüne Insel, bis er Barker vom Schlosse

herkommen sah und nun wieder zum Landungsplatz zurücklenkte.

»Ich werde mit hinüberfahren,« sagte der alte Gärtner, »Sie verstehen das Gewölbe doch nicht zu öffnen. Es gehört ein besonderer Griff und Pfiff dazu. Sehen Sie einmal den Schlüssel an.«

Barker war in den Kahn gestiegen und hatte das Ruder ergriffen, während Paul und Betty den Schlüssel betrachteten. Er war groß und von polirtem Stahl, sechsfach am untern Ende gezähnt und dabei so kunstvoll gearbeitet, wie die Schlüssel zu eisernen Geldschränken es zu sein pflegen.

»Man darf ihn nur halb hineinstecken,« erläuterte Barker, »und erst während man ihn umdreht, muß man ihn tiefer hineinbohren.«

Mit ein paar Ruderschlägen war der Kahn an's jenseitige Ufer gerade vor die Thür des Gewölbes gebracht. Der kurze Weg vom Ufer dahin war mit fußgroßen, schrägliegenden Quadratsteinen von schwarzem und weißem Marmor gepflastert, und die goldenen Buchstaben über der Thür glänzten in den Strahlen der Sonne heute so lebhaft, als wollten sie den Besuchenden den Sinn ihrer Worte: »Friede ihrer Asche« recht nachdrücklich an's Herz legen.

Barker begab sich sogleich daran, das Schloß zu öffnen, und zeigte Paul dabei, wie es gemacht werden müsse. Der eine Flügel der Thür sprang auf und der Gärtner öffnete sogleich auch den zweiten, indem er die Herrschaft bat, noch eine Weile draußen zu bleiben und erst

die warme Luft hineinströmen zu lassen, da es stets sehr kühl im Innern sei.

So standen denn Beide neugierig vor der Thür und schauten in das ihren Augen zum ersten Mal erschlossene Gewölbe hinein. Es war ziemlich geräumig, hoch und tief und mit festen Bruchsteinen ausgemauert, deren Wölbung in der Mitte in spitzen Bogen strahlenförmig zusammenlief. Den Mittelpunkt dieser Strahlen bildete eine vergoldete Rose und von ihr hing an drei vergoldeten Ketten eine Bronzeampel herab, die nur zweimal bisher und zwar an den Beisetzungstagen der darin Begrabenen gebrannt hatte.

An der dem Eingange gegenüberliegenden Wand standen auf schwarzen und weißen Marmortafeln, wie wir sie vor der Thür gesehen, die beiden gewaltigen zinnernen Säрге, mit schönen Goldverzierungen bedeckt, das Kopfende der Wand, das Fußende dem Eingange zugekehrt. Auf dem links stehenden las man in großen goldenen Buchstaben den einfachen Namen ›Betty‹, auf dem rechts stehenden ›Quentin‹. Fünf oder sechs Schritte von diesem Fußende entfernt, also zunächst der Thür, standen zwei hochlehnige aus Eichenholz geschnitzte Stühle dicht neben einander, alterthümlichen Chorsthühlen ähnlich und eben so schwer beweglich; sonst war weiter nichts in dem Gewölbe enthalten.

Betty und Paul waren tief ernst geworden, als die Thürflügel geöffnet und die beiden Säрге dadurch plötzlich so dicht vor ihre Augen gerückt wurden. Erst nach einer Weile, als Barker sich schon wieder entfernt und zu

seinen Blumen begeben hatte, traten sie in das Gewölbe ein, betrachteten in feierlichem Schweigen die Särge von allen Seiten und nahmen dann, da sie die Luft durchaus nicht kalt, vielmehr nur angenehm kühl fanden, auf den beiden Stühlen Platz, auf welchen Paul's Onkel Quentin so oft allein oder mit einem seiner Vertrauten gesessen, seine Andacht verrichtet und der einzig geliebten Freundin seiner Seele mit tiefer Rührung gedacht hatte.

Paul saß unbeweglich auf seinem Stuhle und überließ sich im Stillen seinen Gedanken, indem auch er des Geschiedenen, den er nie mit Augen gesehen, mit Wehmuth gedachte und in seinem Geiste das seltsame Geschick erwog, welches demselben das ganze Leben verbittert hatte. Da wurde seine Aufmerksamkeit von dem Gegenstande seiner Betrachtung ab auf Betty geleitet, die, von einer unwillkürlichen Gemüthsbewegung hingerissen, ihr Tuch zu den Augen führte und leise zu weinen begann. Paul wandte theilnahmvoll den Blick auf sie hin und betrachtete sie eine Weile forschend von der Seite. Bald darauf faßte sich Betty wieder, nahm das Tuch von den Augen und sagte leise:

»Verzeihen Sie, daß ich Ihnen diese Stunde durch meine Thränen vielleicht noch herber mache, als sie an sich schon ist. Aber es geht mir immer so, wenn ich vor einem Sarge stehe und an den darin schlummernden Todten denke, der auch einst lebte und fühlte, wie ich. Seltsam, wie ergreifend das Gefühl dabei auch sein und wie das Herz sich dabei in Demuth krümmen und fast überbürdet fühlen mag, so wirkt doch nichts so versöhnend,

beruhigend und erhebend auf uns, als der so nahe vor unsern Augen liegende Tod. Möge der da Schlummernde uns auch noch so wehgethan haben, wir vergießen doch theilnehmende Thränen, vielleicht weil wir ahnen, daß auch wir einst so liegen und in Frieden schlummern werden, und nicht wissen, ob eine theilnehmende Seele auch auf unser Grab eine warme Thräne fallen läßt!«

»Darüber können Sie außer Sorge sein,« nahm Paul mit wachsender Wehmuth das Wort. »Auch Sie sind ja eine Betty und werden wenigstens *eine* Seele auf Erden gefunden haben, die Thränen der Liebe und des Schmerzes, Sie verloren zu haben, auf Ihr Grab fallen läßt. Oder zweifeln Sie daran, daß es eine solche Seele für Sie giebt?«

»Ach nein, aber wer mögen sie sein, die einst an meinem Sarge trauern?«

»Ohne Zweifel Menschen, die Sie lieben, wie einst Quentin diese seine Betty liebte – vielleicht auch solche, denen Sie so grausam entzogen wurden, wie Diese Jemem.«

Sie sah ihn mit ihren großen lichten Augen fest und liebevoll an und nickte ihm mit schmerzlich lächelnder Miene zu. »Ich danke Ihnen für diesen Trost,« sagte sie ganz leise, »er thut wohl.«

»O ja, aber der Gedanke ist bitter, daß Quentin seine Betty nie besitzen konnte, ja sie nicht einmal im Leben wiedergesehen hat. Meinen Sie nicht auch?«

»Gewiß ist er bitter – aber warum sehen Sie mich so seltsam fragend und ohne Unterlaß an?«



»Wer weiß, ob das, was Jenem begegnet, das Bitterste ist, was einem Menschen im Leben begegnen kann,« erwiderte er ausweichend und mit tiefer Traurigkeit.

»Was könnte es denn noch Bittereres geben?« fragte Betty langsam und nachdenklich.

»Ich weiß es nicht, aber es will mich bedünken, daß es nicht weniger bitter ist, einem Glück nahe zu sein, es dicht vor seinen Augen zu haben und es doch nicht an sich reißen zu dürfen. O, das ist der furchtbare Hunger, wie ihn Tantalus fühlte, als er eine Fülle köstlicher Speisen vor sich, das ist sein Durst, als er den goldenen Wein, das crystallene Wasser perlen sah und doch seine lechzenden Lippen nicht damit benetzen durfte. Nicht wahr?«

Sie nickte stumm und reichte ihm die rechte Hand. Er faßte sie erst mit einer, dann mit beiden Händen und behielt sie so lange darin, als sie vor den Todten saßen, wobei er ihre schönen Finger bisweilen betrachtete und sich über ihre reizende Form, ihre lebensvolle Wärme und ihre weiche, elastische Frische zu freuen schien.

»O,« sagte er mit einem Male nach längerem Schweigen, »ich sehe und fühle, es kann auch ein Glück gewähren, bei den Todten zu sitzen und, wenn nicht mit den Augen, doch im Herzen Thränen dabei zu vergießen.«

»Welches Glück meinen Sie?« fragte Betty mit raschem Ausblick in sein jetzt so bleiches und trauriges Gesicht.

»Ich meine das Glück: im Angesicht der Todten, in Gedanken an sie und ihre vergangene, gestorbene Liebe eine warme, lebendige, menschliche Hand in der seinen zu halten, die –«

»Nun was?« fragte sie, da er stockte. »Sprechen Sie Ihren Gedanken redlich aus.«

»Die dennoch ihre Wärme, ihr Leben in sich verschließen muß und es ihrem – Nächsten nicht mittheilen darf.«

»Das darf ihr Niemand verwehren, verbieten,« rief sie etwas lauter als vorher und mit entschiedener Festigkeit aus. »Sie theilt diese Wärme sogar gern Jedem mit, der sie zu empfangen verdient.«

»Ich danke Ihnen,« erwiderte er lächelnd, »Sie haben mich mit diesen Worten wirklich erwärmt, aber – diese Wärme ist nicht dauernd, sie verfliegt rasch.«

»Es ist nicht immer Frühling oder Sommer, lieber Freund, es giebt auch einen Herbst und einen Winter –«

»Ja, und die bringen Kälte und Stürme und – ach, sehr traurige und öde Nächte. Und deren habe ich recht viele gehabt.«

»Wer hätte sie nicht gehabt! Ich etwa nicht?«

Er nickte und sagte: »Ich glaube es nicht allein, ich weiß es.«

»Nun, wenn Sie es wissen, so können Sie sich nicht beklagen, daß Sie der einzige Leidende auf Erden gewesen sind – ja, auch ich habe gelitten. Ach, und ich fühle fast den Muth, hier, an diesem Orte über meine Leiden zu sprechen.«

»Sprechen Sie nicht darüber – ich habe genug Leid in mir.«

»Auch jetzt noch?« fragte sie lächelnd und drückte seine Hand fest mit der ihren.

Er achtete nicht auf diesen Druck, weil die Gedanken, denen er unwillkürlich folgte, ihn mit sich fortzureißen begannen. »Auch jetzt noch,« sagte er traurig, »und ich sehe die Zeit nicht ab, wo es anders werden könnte.«

Sie lächelte ihn milde an und nickte ihm wieder zu. »Haben Sie Geduld,« sagte sie ganz leise, fast flüsternd. »Die Winter, so viele ihrer auch sein mögen, gehen doch einmal vorüber und es kommt dann ein neuer, ein warmer, ein hoffnungsvoller Frühling.«

Er sah sie fragend an, sein dunkles Auge flammte gegen sie auf und er wollte eben ein Wort sprechen, das er auf dem übervollen Herzen nicht zurückhalten zu können glaubte, als eine unerwartete Störung ihn auch aus diesem hoffnungsvollen Frühling riß.

Ueber die so ungestört mit einander Redenden, deren Gespräch eine so bedeutungsvolle Wendung zu nehmen und in deren Gemüth so eben ein wohlthuendes Licht zu leuchten begann, fiel plötzlich vom Eingang des Gewölbes herein tiefer und breiter Schatten. Er rührte von einem Menschen her, den Paul am wenigsten in diesem Augenblick und an diesem Orte zu begegnen erwartet hatte. Denn als er, von dem langsam hereinfallenden Schatten und zugleich einem knirschenden Geräusch, als träte Jemand auf die Steinplatten vor der Thür, aufmerksam gemacht, sich umdrehte, erkannte er den Rentmeister, der

ganz im Stillen auf der am jenseitigen Ufer angeketteten Totenfähre über das Wasser gefahren war und sich, so leise wie möglich auftretend, der Gewölbethür genähert hatte.

Als Paul dieses Mannes ansichtig wurde und durch ihn aus einer vielleicht nie wiederkehrenden Stimmung gerissen wurde, strömte ihm all' sein Herzblut nach dem Kopf und ein heftig aufwallendes Gefühl ergriff und übermannte ihn fast. In einem so ungeeigneten Moment hatte ihn noch Niemand gestört, und nun war es gar der Rentmeister Uscan Hummer, der es zu thun wagte. Aber wie eben nichts Freundschaftliches in Paul's Miene und Gebärde sich aussprach, so lag auch nichts Wohlwollendes auf dem Gesicht des so leise Heranschleichenden. Noch niemals hatte Paul das Auge desselben von einem so unheimlichen, fast dämonischen Feuer blitzen gesehen und – mochte er sich nun in seiner jetzigen aufgeregten Stimmung täuschen oder nicht – er glaubte sogar etwas Feindseliges, etwas unbestimmt Drohendes um die aufgeworfenen, zuckenden Lippen des Mannes wahrzunehmen. Aber das Alles dauerte nur einen Moment, einen Augenblick darauf nahm die Miene des Rentmeisters wieder ihren gewöhnlichen unterwürfigen Ausdruck an, er lächelte gleißnerisch süß und sagte mit seiner scharfen, nur durch die größte Selbstüberwindung gemäßigten Stimme.

»Sie verzeihen, meine Herrschaften, daß ich Sie so unberufen störe. Aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen eine wohlgemeinte Warnung zukommen zu lassen. Sie

kennen die ungesunde Luft in diesem Gewölbe nicht und haben sich schon viel zu lange darin aufgehalten. O, folgen Sie meinem Rathe und verlassen Sie Ihre Plätze, damit Ihnen nichts Unheilvolles geschehe. Es wäre nicht das erste Mal, daß Jemand bei den Todten sich selber den Tod geholt hat.«

Betty und Paul waren natürlich, sobald sie einen Fremden herantreten sahen, von ihren Sitzen aufgestanden und hatten sich dem Eingange der Gruft genähert. Der Rentmeister verneigte sich ehrerbietig vor der Baronin, die er schon früher flüchtig im Schlosse gesehen hatte, aber diese maß ihn nur mit einem ihr sonst nicht eigenen stolzen und kurzen Blick, ohne seine Verbeugung im Geringsten zu erwidern. Paul dagegen berührte oberflächlich seinen Hut und entgegnete auf die Worte des Rentmeisters:

»Ich weiß schon lange, daß die Luft in Grabgewölben der Gesundheit nicht zuträglich ist und Sie sind sehr gütig, daß Sie sich die Mühe machen, mit der schweren Todtenfähre herüberzukommen, um uns zu warnen. Ich danke Ihnen. Frau Baronin, wenn es Ihnen gefällig, verlassen wir den Ort. Sie sind wirklich bleich geworden – frieren Sie?«

»Nicht im Geringsten, es ist ja so warm hier draußen.«

»Barker!« rief Paul dem in der Nähe grabenden Gärtner zu, »schließen Sie die Thür wieder und bringen Sie den Schlüssel nachher nach dem Schloß. – Leben Sie wohl, Herr Rentmeister!«

Bei diesen Worten half er schon Betty in den Nachen steigen und ruderte langsam mit ihr fort, während der Rentmeister noch einige Minuten vor den Särgen der Todten stehen blieb und mit gefalteten Händen ein stilles Gebet zu sprechen schien. Dann kam der Gärtner herbei und schloß die Thür. Der Rentmeister trat in die Todtenfähre und schob sie mühsam mit einer Stange über das Wasser.

»Wie kommen Sie denn aber hinüber, Barker?« fragte er, als er schon einige Schritte vom Ufer entfernt war.

»Fahren Sie nur getrost, Herr Rentmeister,« erwiderte der Gärtner, ihm leichthin mit der Hand winkend, »ich kenne eine seichte Stelle, die ich im Nothfall mit meinen Wasserstiefeln durchwaten kann, wenn Niemand kommen und mir den Kahn bringen sollte. Ich bin hier noch lange nicht fertig und um mich brauchen Sie sich nicht zu ängstigen.«

Der Rentmeister war schon wieder am jenseitigen Ufer, kettete die Fähre an und ging langsam und nachdenklich seinem Hause zu, nachdem er noch einen spähenden Blick den beiden jungen Personen nachgeworfen hatte, die ruhig nach dem Schlosse zurückkehrten, von dem sie ziemlich lange entfernt gewesen waren.



Wie die Stunden – und die glücklichsten immer am raschesten – alle Tage vergehen, so vergingen sie auch

an diesem Tage. Frau von Hayden und ihre Tochter hatten in Gesellschaft von Onkel und Neffen ihr Vesperbrod eingenommen und dabei auch von dem herrlichen ›Wein der Narrheit‹ einige Gläser getrunken und waren dann, von dem gehabten Genuß entzückt, gegen Abend nach Hause gefahren. Paul hatte den Wagen noch eine Strecke begleitet, der Professor aber war, nachdem er den Abfahrenden lange nachgeblickt, in den Saal zurückgekehrt. Schon einige Minuten vor ihm war auch Frau Dralling in denselben getreten, um den Tisch abzuräumen, denn sie liebte vor allen Dingen die Ordnung in ihrem Haushalt und ruhte nicht eher, als bis sie dieselbe nach einem solchen Besuch in allen Einzelheiten wieder hergestellt hatte. Die gute Frau sah sehr erhitzt aus, als sie an ihr Geschäft ging, und sprach dabei in ihrer gewöhnlichen Weise laut vor sich hin.

»Das war ein hübscher Tag,« sagte sie, »das muß ich gestehen. Aber daß der Professor den Herrn Paul so lange mit der Baronin allein gehen läßt, das wundert mich eigentlich. Hm! Sie haben sich heute redlich geübt, einst als Tante und Neffe mit einander zu verkehren. Es ist freilich eine junge Tante und der Neffe ist fast zu hübsch für sie, um ihr nicht gefährlich zu werden. Aber Du lieber Gott, es kann ja doch nicht anders sein. Der selige Baron hat seiner armen Frau einen goldenen Riegel vor ihren Willen gelegt, das muß man sagen. Und was für den Einen ein Uebel ist, das ist für den Andern ein Segen. So geht es ja immer in der Welt. Mein guter alter Herr weiß

ein Lied davon zu singen und er kann sich freuen. Gerade für ihn, als hätte er von ihm eine Vorahnung gehabt, hat der Baron von Wollkendorf sein Testament gemacht, und dies Testament wird ihm reichere Zinsen als das seines Bruders tragen. O ja, der Baron hat es gut mit dem Professor gemeint –«

»Wer hat es gut mit dem Professor gemeint?« fragte die Stimme des Letzteren, der leise hinter der ämsig beschäftigten Haushälterin in den Saal getreten war.

Frau Dralling erschrak und drehte sich hastig um. Aber sie faßte sich schnell, da sie den Professor nur allein vor sich sah. »O, ich meine nur,« sagte sie, »der Herr Baron von Wollkendorf habe es gut mit Ihnen gemeint, weil er ein so curioses Testament machte, in Folge dessen seine Wittwe nur einen Mann heirathen darf, der über sechszig Jahre alt ist. Das fiel mir just so ein, als ich heute Nachmittag die Frau Baronin und den Herrn Paul so freundschaftlich Arm in Arm durch den Garten gehen sah und – und – aber mein Gott, Herr Professor, was habe ich denn, gesagt oder wie haben Sie es verstanden – Sie sehen mich ja so erstaunlich merkwürdig an? Sie sind doch wohl nicht – doch wohl nicht gar eifersüchtig auf – Herrn Paul?«

Der Professor wäre beinahe in ein lautes Gelächter ausgebrochen, als er die seltsame Miene der Dralling sah und ihre Worte hörte, aber er bezwang sich männiglich und gab sich die größte Mühe, ein ›furchtbar böses‹ Gesicht zu machen. »Eifersüchtig?« fragte er, unwirsch mit den Händen hin und her fahrend, »was ist das?«



»Haha!« lachte die Dralling. »Nun sehe ich klar, Herr Professor. Eifersüchtig ist das – was Sie jetzt sind – denn es steht Ihnen auf beiden Mundwinkeln geschrieben. Herr Gott, wer hätte gedacht, daß ein Mann von Ihren Jahren noch in ein solches Laster verfallen könnte!«

»Dralling!« rief der Professor mit leidenschaftlich anschwellender Stimme. »Was reden Sie da? Unsinn! Hat der Wein, den Sie heute Mittag getrunken, noch nicht ausgetobt? Da sehen Sie, wie tief und fest die Narrheit der Welt sich einnistet, wo sie fruchtbaren Boden findet – und Sie scheinen mir gerade dafür cultivirt zu sein.«

»Herr Professor!« sagte die Alte schmeichelnd und streichelte, ihrem Herrn näher tretend, seinen Arm. »Verstellen Sie sich nur nicht auch gegen mich. Ich kenne Sie jetzt. Mich hat die Narrheit der Welt nicht gepackt, darauf verlassen Sie sich, aber –«

»Nun, was denn?«

»Ach mein Gott, schreien Sie doch nicht so. Wenn der Herr Paul oder gar der neue Bediente jetzt herein käme und das hörte, sie müßten ja glauben, Sie zankten mit Ihrer guten alten Dralling, wie Sie mich heute so freundlich genannt haben. Aber – wollte ich sagen,« fuhr sie, ihn wieder streichelnd fort, »Sie sind wahrhaftig eifersüchtig und es zwickt und zwackt da ein recht hübscher tigerartiger Sturm –«

»Sie sind verrückt!« polterte der Professor auf. »Ha – und da kommt der Junge gerade zur rechten Zeit. Paul!« rief er dem ruhig Eintretenden entgegen, »komm her,

Junge, und gieb mir einen Kuß. So. Das war ein göttlicher Tag, nicht wahr? Und denke Dir, die Alte – die hier – hat noch immer etwas hier hinter der Stirn sitzen, denn sie hat mir eben zugeraunt und mich damit gegen Dich aufhetzen wollen, Du seiest in Deine zukünftige Tante verliebt – und das ist doch gewiß nicht wahr, wie?«

»Herr Professor!« schrie die Dralling mit laut aufschluchzender Stimme, »das ist – o, das ist grausam und kannibalisch von Ihnen! O mein Gott, Herr Paul, glauben Sie ihm doch kein Wort – ich habe ihm nichts zugeraunt, ihn nicht aufhetzen wollen – aus ihm spricht – ja, ja, es muß einmal gesagt sein – die schrecklichste, tigerhafteste Eifersucht!«

Paul sah bald den Professor, bald die Dralling an; er konnte anfangs aus Beiden nicht klug werden. Endlich aber verstand er sie und nun lachte er herzlich mit dem Professor, während die Dralling, flammend vor Zorn, Schaam und Aerger, zur Thür hinaus lief und sich verschwor, keinem Menschen mehr zu trauen, da auch der gute Professor, auf den sie Felsen gebaut, ihr so eben eine Lüge in den Mund gelegt, die ihr Herrn Paul auf ewig abwendig machen konnte. Denn daß sie sich lieber die Zunge abgebissen als ihm gesagt hätte: der Baumeister sei in die Baronin verliebt, das war doch gewiß wahr, und so mußte ihr wohl jene Anklage als eine Lüge erscheinen, wie sie sie noch nie aus dem Munde des wahrheitsliebenden alten Mannes gehört hatte.

ZWEITES KAPITEL. AN BORD DES FEUERSCHIFFS.

Paul hatte sich heute nicht in seiner gewöhnlichen Stimmung zum Schlaf niedergelegt. Es war Etwas vorhanden, was ihn mit einer seltsamen und nie gefühlten Unruhe erfüllte. Er konnte das Grabgewölbe nicht wieder aus dem Gedächtniß verbannen, in dem er heute Nachmittag mit Betty gesessen und – so kam es ihm wenigstens jetzt vor – ein wunderbares Gespräch geführt hatte, ein Gespräch, welches ganz gegen seinen Willen eine Richtung genommen, die seinem von festen Grundsätzen getragenen Character eigentlich widersprach und ihm fast verhängnißvoll geworden, wenn jener unberufene Störenfried nicht dazwischen getreten wäre und es kurz abgebrochen hätte. Und doch war dies Gespräch so traulich und süß gewesen, viel traulicher und süßer sogar, als es für seine Ruhe gut war, als es den jetzt bestehenden Verhältnissen nach hätte sein sollen. Er glaubte dabei in Betty's innerstes Wesen einen tieferen Blick geworfen zu haben als zuvor, und was dieser Blick ihm verrathen oder vielmehr ihn hatte ahnen lassen, das war wirklich sonige Frühlingsluft, das war ein in weiter Ferne schwach aufdämmernder Hoffnungsstern gewesen, und auf einen solchen Stern hatte er schon lange nicht mehr gehofft, gerechnet, er konnte ihm ja unter den jetzigen Umständen nicht leuchten, und so war es vielleicht gut, daß Us-can Hummer mit seinem tiefen Schatten gekommen war und den trügerischen Schimmer wieder in das nächtliche Dunkel ungewisser Zukunft zurückgedrängt hatte.

Aber dieser Uscan Hummer, warum war ihm der Mann mit einem Mal so feindselig, so dämonisch, so widerwärtig erschienen? Wie kam es, daß er heute in der Miene desselben etwas ganz Anderes gelesen als früher, etwas, was mit der Meinung Frau Dralling's viel mehr übereinstimmte, als er sich selber zugestehen mochte? Hatte dies Gefühl vielleicht schon lange unbewußt in ihm geschlummert oder war es erst jetzt aus dem Contrast der Stimmungen hervorgegangen, die so schnell auf einander folgten und weil gerade Uscan Hummer es war, der das süße Gespräch mit dem ihm so theuren Wesen so plötzlich abriß, um seine rohe Warnung an dessen Stelle zu setzen? Was und wie dies war, er wußte es nicht, aber er war aufmerksam geworden, auf die Vorgänge in seinem eigenen Innern und auf diesen Mann – und so sah er mit Sehnsucht dem kommenden Tage entgegen, der ihm vielleicht noch klareren Aufschluß über denselben und alle mit ihm verbundenen Verhältnisse geben sollte, die ihm bis jetzt noch dunkel waren.

Mit dieser Hoffnung im Herzen schief er endlich ein und mit ihr wachte er auch wieder auf, und wie er sich durch einen tiefen Schlaf erfrischt fühlte, so sah er auch froh und heiter dem neugeborenen Tage entgegen, durch dessen Nebel schon wieder die ersten Strahlen der Sonne zitterten, und wenn die Jugend noch die Sonne am Himmel blitzen sieht, dann wachsen ihrer Rüstigkeit schnell Flügel und sie schwingt sich mit elastischer Schnellkraft zu neuen Thaten empor und beginnt ihr Tagewerk mit

einer so glückseligen Lust, als gäbe es nur Sieg und Triumph auf der Welt und als wären alle Sorgen und Kümernisse derselben nur trügerische Schatten, vorüber-schwebende Phantome, die uns wohl auf einen Augenblick hemmen und berücken, aber nie auf die Dauer in Fesseln schlagen und den Drang unsrer Seele – die wie die Psyche ewig nach Oben strebt – im Staube der Erde zurückhalten können.

Um sieben Uhr Morgens stellte sich heute zum ersten Mal Friedrich ein, um die Kleider der beiden Herren behufs der Reinigung herauszuholen, welches Geschäft er von jetzt an übernommen hatte. Als er sie wieder hereinbrachte und Paul am Fenster eine Zeitung lesend fand, während der Professor schon wieder mathematische Figuren zeichnete, sagte er bescheiden zu Ersterem:

»Es ist günstiges Wetter, Herr van der Bosch. Beliebt es Ihnen vielleicht einen Morgenproberitt zu machen? Die Pferde sind an starke Bewegung gewöhnt und ich pflege sie jeden Morgen eine Stunde zu reiten.«

»Ja!« rief Paul schon vom Stuhle aufspringend, und alsbald gab er die Stunde an, wo er dazu bereit sein werde.

Der Professor hatte diese Unterhaltung zufällig gehört und stand nun von seinem Stuhle auf. »Also Du willst reiten?« fragte er. »Nun, dann nimm Dich in Acht, die Baronin hat nur sehr muntere Thiere im Stall.«

»Besorge nichts, lieber Onkel, ich kann schon lange reiten und bin nur ein wenig aus der Uebung gekommen. Es wird sich bald besser machen. Doch, da wir eben von

diesem Morgenritt reden, will ich Dir sagen, daß ich auch heute Nachmittag einen ähnlichen vorhabe und daß ich wahrscheinlich erst morgen Abend spät nach Hause kommen werde.

Der Professor machte große Augen. »Wo willst Du denn hin?« fragte er.

»Ich will es Dir ehrlich sagen, Capitain Hardegge, der Bräutigam Friede Whistrup's, den Du ja kennst, hat mich auf sein Feuerschiff eingeladen, auf dem er jetzt Dienst hat, und da will ich die Nacht verbringen und den Lauf der Sterne beobachten, was ich mir am Bord eines Schiffes höchst interessant denke.«

»Das ist nicht übel, o nein, und ich verdenke Dir gar nicht, daß Du Alles kennen lernen willst, zu Wasser und zu Lande. Aber wie denn – das ist ja eine Seefahrt, und die kannst Du doch nicht zu Pferde antreten?«

»Ich reite nur bis zur Kugelbaake, von da bringt Friedrich die Pferde wieder zurück.«

»Ach, die Kugelbaake, wie lange bin ich da nicht gewesen! Aber nun merke ich schon, Deine Fußwanderungen werden jetzt wohl zu Ende sein und ich werde meine Spaziergänge wieder allein unternehmen müssen.«

»Das glaube nicht, ich gehe sehr gern. Laß uns nur erst in vollkommener Ruhe und Ordnung sein, dann wird unsre Lebensweise sich schon regeln und Du sollst Dich nicht über einsame Wanderungen zu beklagen haben.«

Der Professor ging langsam auf und nieder und schien sich Etwas zu überlegen. »Dann bin ich ja heute Nachmittag und Abend allein,« sagte er. »Hm! Es ist seltsam,

wie schnell man sich an Gesellschaft gewöhnt. Ich werde am Ende nach Tische nach Wollkendorf fahren müssen, wie?«

Paul lächelte. »Schon wieder?« fragte er scherzend. »Du bist ja sehr eifrig in Deinen Bewerbungen um – die schöne Frau!«

»Ist das ein Wunder, Junge? Ich finde es sehr natürlich und – und die Dralling wird es auch so finden. Haha! Aber diesmal zieht mich, unter uns gesagt, die Wissenschaft hin, ich muß ihr doch einmal wieder eine mathematische Stunde geben, sonst bleibt sie mir zu weit zurück.«

»Da hast Du auch Recht. Ja, fahre nach Wollkendorf, grüße es herzlich von mir und gib eine mathematische Stunde. Das vertreibt zwei Menschen die Zeit und so werden wir Alle das Unsrige zu thun haben.«

Der Morgenproberitt fiel günstig aus und Paul fand selbst, daß er nicht viel verlernt, aber bei diesem ersten Ritt schon viel Neues dazu gelernt habe. Friedrich war ein guter Lehrer in seiner Kunst und bezeugte sich mit seinem Schüler zufrieden. Auch der Fuchs ging und lief vortrefflich, seine Bewegungen waren leicht und bequem, und Paul fand Betty's Ausspruch bestätigt, daß die Welt sich ganz anders vom Sattel ausnehme und daß man zu Pferde große Strecken rasch und ohne Beschwerde zurücklegen könne. –

So kam der Nachmittag heran und bald nach dem Essen empfahl sich der Professor seinen Hausgenossen und stieg in den Wagen, um nach Wollkendorf zu fahren, zu

nicht geringer Freude der Dralling, die durch diesen raschen Gegenbesuch nur die Meinung bestätigt fand, die sie am Abend vorher gegen den Professor ausgesprochen, aber freilich dabei auch eine kaum verschmerzte Niederlage erlitten hatte.

Gegen fünf Uhr machte sich auch Paul reisefertig. Friedrich nahm einen warmen Rock für seinen Herrn mit und so setzte man sich zu Pferde und ritt nach der Kugelbaake, wobei diesmal ein anderer Weg als über die Deiche gewählt wurde, da es bessere Reitwege dahin gab, obwohl sie ein wenig weiter waren. Als Paul vor Whistrup's Hause anlangte, wurde er von Vater und Tochter mit großer Herzlichkeit empfangen und hatte schon wieder Neues von ihnen zu hören. Whistrup war am Morgen beim Amtmann in Ritzebüttel gewesen und hatte seinen bisherigen Dienst gekündigt, wobei er dem edlen Manne im Vertrauen mitgetheilt, daß sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen und er an die Stelle des bisherigen Pächters auf Betty's-Ruh treten werde.

»Will denn der Rentmeister Hummer fort?« hatte der Amtmann mit etwas betroffener Miene gefragt. Whistrup hatte ihm erzählt, daß dieser gekündigt und der Professor die Kündigung angenommen habe.

»So, so,« hatte der Amtmann gesagt, »also es scheint jetzt Alles auf Betty's-Ruh in Ordnung zu sein?«

»Das glaube ich nicht,« lautete Whistrup's vorsichtige Antwort, »aber so viel ist gewiß, daß der Besitzer und Pächter vom Gute mit diesem Wechsel einverstanden sind.«



»Sie Beide haben ja nur allein darüber zu entscheiden, Whistrup; und was die Entlassung aus Ihrem Dienst betrifft, so können Sie jeden Monat abkommen, ich habe schon einen Stellvertreter für Sie in Bereitschaft und freue mich, daß außer Ihnen noch ein Anderer eine Verbesserung findet. Es ist Rehm,<sup>1</sup> aus Cuxhafen, der Ihr Nachfolger werden wird.«

Als Whistrup Herrn van der Bosch diese Unterhaltung mit strahlendem Gesicht berichtet, mischte sich auch Friede in's Gespräch und Paul verplauderte ein Viertelstündchen mit ihr, bis Friedrich kam und die Meldung brachte, der Schiffer aus Döse sei gekommen, und erwartete den Herrn.

Paul nahm Abschied von den guten Leuten und Friede trug ihm die herzlichsten Grüße an ihren Philipp auf, mit der Bitte, das verheißene neue Signalbuch baldigst nach ihrem Hause zu senden. Vater und Tochter, wie auch Friedrich, begleiteten Paul bis zu dem kleinen Kutter, der ihn nach dem Feuerschiff bringen sollte, und Friede übergab dem Schiffer noch frisches Brod und Fleisch, damit die Herren, wie sie sagte, auch morgen ein gutes Frühstück fänden.

Erst als Paul schon längst an Bord war und der Kutter mit allen Segeln, die er tragen konnte, in die See hinaussteuerte, verließen Whistrup, Friede und Friedrich die

---

<sup>1</sup>Der in dortiger Gegend jetzt allgemein bekannte Laternenwärter auf der Kugelbaake.

Kugelbaake, Erstere, um in ihr Haus, und Letzterer, um nach Betty's-Ruh zurückzukehren.

---

Es wehte ein frischer Südostwind an diesem Tage, der die Wogen der Elbe da, wo sie sich in die Nordsee ergießt, zu kleinen beweglichen Hügeln aufwühlte und diese mit weißen Schaumkronen schmückte, die entstanden und verschwanden, flüchtig wie der Wind und die Wellen selber. Das ungeheure Wasserbecken war reich mit Schiffen aller Nationen und von jeder Größe bedeckt, die kamen und gingen, wie alle Tage, und es herrschte ein munteres Leben nach allen Richtungen, so daß der einzelne Mensch, der mitten zwischen ihnen auf sicherem Kiele schwamm, sich nicht allein fühlen und aus den gemeinsamen Bestrebungen Aller Nahrung für seinen Geist ziehen konnte, wie sie das große Meer, die Nähe eines Welthafens und der ewig regsame Handel auf den belebtesten Wasserstraßen der Erde so reichlich bieten.

Paul saß auf einer großen Taurolle neben dem Steuermann seines kleinen Kutters, den außer jenem noch zwei Männer bedienten, und schaute mit frohem Behagen auf das ihn umgebende Leben hin. Spielende und sich neckende Delphine, hier Tümmler genannt, tanzten lustig um das kleine Schiff, schwangen sich mit ihren glatten schwarzen Leibern oft fußhoch über die schäumenden Fluthen und versanken dann jählings in den heimatlichen Schooß, um gleich darauf an einer andern

Stelle springend und Wasserstrahlen von sich spritzend wieder emporzutauchen. Unmittelbar in der Nähe des Schiffes aber kreisten Schaaren ächzender Möwen, flatterten mit silbernem Fittig bald langsamer, bald schneller heran und hinweg, als wollten sie dem ihrer Heimat fremden Gaste das Geleit zu seinem heutigen nahen Ziele geben.

»Es geht heute rasch,« sagte der Steuermann zu Paul, als er denselben lächeln und über die Erscheinungen ringsum sich freuen sah. »Der Wind ist frisch und wir werden nicht viel Zeit gebrauchen, bis wir bei dem alten ›Jacob Hinnerich‹ sind. Werden Sie lange an seinem Bord bleiben, Herr, oder darf ich darauf hoffen, Sie wieder mit zurückzunehmen?«

»Nein, mein Freund, ich bleibe die Nacht an Bord und morgen Mittag kehre ich mit dem Dampfkutter des Lootsencommandeurs nach Cuxhafen zurück. Indessen werde ich Eure Gefälligkeit vielleicht noch öfter in Anspruch nehmen und ich hoffe, Ihr werdet mich immer gern nach dem Schiffe hinausbringen.«

»Wohin Sie wollen, Herr. Ich bin stets bereit, Tag und Nacht stehe ich Ihnen zu Diensten. – Aber sehen Sie, die Hälfte haben wir beinahe zurückgelegt, da liegt der große Leuchtthurm auf Neuwerk schon ganz deutlich. Auch können Sie das rothe, von der Sonne beschiene Schiff mit den bloßen Augen bestreichen. Ich glaube sogar, daß man schon nach uns auslugt, denn die Mannschaft ist vollzählig auf dem Bug versammelt.«

»Die sehe ich noch nicht,« bemerkte Paul nach längerem scharfen Hinblick.

»Das glaube ich wohl. Ihr Auge ist nicht so geübt wie das meine. – Doch hier geht der Tanz etwas heftiger los, der Kutter fängt ein wenig an zu rollen. Sie werden dorthin nicht seekrank werden?«

»Auf der kurzen Strecke?« O nein, ich denke nicht und befinde mich ganz wohl.«

Der Steuermann lächelte und betrachtete seinen Passagier aufmerksam; nach einer Weile aber sagte er: »Ich glaube auch, daß Sie nicht krank werden, Sie sehen noch zu frisch aus und man kann es den Leuten vom Lande immer an der Nase anmerken, ob sie seefest sind oder nicht. Nun, das wäre gut für Sie, denn wenn der Wind so fortbläst, wird der alte ›Jacob‹ heute Nacht recht artige Sprünge machen.«

»Vielleicht beruhigt sich der Wind bis zur Nacht,« entgegnete Paul.

»Sie können Recht haben,« sagte der Seemann in Folge eines Blickes nach dem Wolkenzuge. »Die Sonne wird klar untergehen und Sie werden einen schönen Sternenhimmel haben. Schade, daß der Mond noch nicht voll genug ist, wir haben gestern erst das erste Viertel gehabt.«

Bei solchem Gespräch kam man dem Feuerschiffe näher und näher und nun sah auch Paul mit seinen guten Augen die Männer an Bord desselben, die der Schiffer neben ihm schon lange wahrgenommen hatte. Endlich war man dicht bei dem Feuerschiff angelangt, als plötzlich wie von einer Stimme aus den Wolken der laute Ruf

über die Wellen schallte: »Willkommen auf dem ›Jacob Hinnerich!«

»Aha!« sagte der Steuermann, mit beiden Backen lachend, »das ist der Capitain Hardegge mit seinem Sprachrohr. Der hat eine wahre Orkanstimme. Da, nehmen Sie einmal das Ding hier setzen Sie es an die Lippen und schreien Sie aus Leibeskräften: ›Grüß Gott den ›Jacob Hinnerich!« Dann freut er sich.«

Paul that, wie ihm geheißen, und gleich darauf schmetterte auch sein Ruf über die tanzenden Wogen, als der Kutter schon eine starke Wendung machte, die Segel back gebräst wurden und er beilegte, worauf sogleich ein bereit gemachter Anker in die Tiefe rasselte, der Kutter noch eine Weile zitterte wie ein vom Sturm geschüttelter Baum und gleich darauf still stand, indem sein Spiegel sich langsam dem Feuerschiff zudrehte.

In diesem Augenblick schoß eine kleine Jolle von der Seite des Feuerschiffs über die Wellen, welche der ernst blickende Bootsmann desselben steuerte. Als er am Backbord des Kutters angelegt hatte, nahm er zuerst das Brod und Fleisch in Empfang, reichte dem Steuermann ein versiegeltes Packet und bat ihn, dasselbe sogleich an Fräulein Whistrup an der Kugelbaake abzugeben. Jetzt empfang der Kutterführer von Paul seinen preußischen Thaler und einen Handschlag dazu und dann kletterte dieser behutsam in die schwankende Jolle, die mit ein paar Ruderschlägen wieder am Feuerschiff anlangte, dessen hoher Bord nun mit Hülfe zweier Taue erklettert werden mußte. Als Paul aber mit seinen Schultern über dem Bord

des großen Schiffes auftauchte, erfaßten ihn zwei kräftige Hände und gleich darauf lag des Capitain Hardegge's Hand in der seinigen und eine freundliche, bekannte Stimme sagte zu ihm:

»Nun noch einmal recht herzlich willkommen auf dem ›Jacob Hinnerich‹! So, da sind Sie und nun sind Sie mein, ich habe Sie gekapert. Jetzt kann Sie Nichts von meinem Schiffe fortbringen, wenn ich es nicht will.«

Paul nickte beifällig und begrüßte die wohlgekleidete Mannschaft, die ihn mit ihren wettergrauen Gesichtern auf seemännische Art freundlich bewillkommnete, dann aber gleich bei Seite trat, um den Capitain, wie es Gebrauch ist, mit seinem Gaste allein zu lassen.

»Kommen Sie,« sagte der Capitain, ohne sich für jetzt noch eines Namens bei der Anrede seines Gastes zu bedienen. »Sie sind neugierig, das sehe ich; so will ich Ihnen denn zuerst mein kleines Reich zeigen.«

Paul schaute sich verwundert ringsum. So sauber und fast zierlich hatte er noch kein Schiff gesehen. Alles war blank und klar, vom Steuerbord bis zum Bugspriet, vom Deck bis zum äußersten Mastende, und nirgends war ein Gegenstand zu bemerken, der nicht an den Ort, wo er lag, hingehört hätte, und zum augenblicklichen Gebrauch bereit gewesen wäre.

»Dies ist unser Laternenmast,« sagte der Capitain, auf den mittleren großen Mast deutend, »Sie werden ihn heute Abend in Function sehen. Dort ist unsere Signalkanone und hier die Signalglocke, mittelst deren wir, wenn es Noth thut, unsere Anwesenheit kund geben. Doch, hier

oben haben wir nachher genug Zeit, Alles zu betrachten, kommen Sie also zuerst hinunter, damit Sie die Wohnung in Augenschein nehmen, in der Sie heute Ihre Nacht zubringen werden.«

Der Capitain schritt voran und stieg eine gewundene, mit Messingplatten belegte Treppe in die Capitainscäüte hinab, einen großen Raum von ziemlicher Höhe, der sein Licht durch ein breites Fenster im Deck erhielt, woran auch an metallenen Ketten eine messingene Lampe hing, daneben ein Barometer und ein Thermometer, ein Compaß und verschiedene andere nautische Instrumente. Alle diese Gegenstände waren Nachts durch die Lampe, bei Tage durch das hereinflallende Tageslicht so hell erleuchtet, daß man sie und sogar den Wolkenzug und die Färbung des Himmels von einem Sopha in der Nähe aus bequem beobachten konnte, ohne sich von demselben zu erheben. Außer diesem Sopha stand noch ein zweites an der entgegengesetzten Wand; vor jedem ein festgeschraubter Tisch, von denen der eine bereits gedeckt und zur Einnahme einer Mahlzeit hergerichtet war. In den Seitenwandungen der Cajüte befanden sich Schränke und das Bett des Capitains, das so sauber und einladend aussah, wie man es nur in einem gemüthlichen Hause am Lande wünschen konnte. In einem der Schränke lagen zahllose SignalfLAGGEN, alle geordnet und fest zusammengerollt, in einem anderen Wäsche und Kleider, in einem dritten war die Vorrathskammer des Capitains enthalten, die reichlich genug bestellt schien, und ein vierter war ganz mit Büchern angefüllt, die

auch den Geist mit guter Nahrung zu versorgen geeignet waren. Dicht neben dieser Cajüte lag die noch größere für die Mannschaft. Die Betten, immer zwei übereinander, waren in den Wandungen angebracht, in Schränken auf der andern Seite Tau- und Segelwerk und was sonst zur Schifffahrt nothwendig ist, denn der ›Jacob Hinne- rich‹ war ausgerüstet wie jeder andere Seedreimaster, da er jederzeit zum Segeln geschickt sein mußte, wenn der Sturm ihn einmal von seinen Ankern riß. In einem sorgsam verschlossenen Raume sah man hier auch die dreizehn Laternen, die er Nachts aussteckte, und noch vielerlei andere Dinge, die der Capitain wohlgefällig dem Gaste erklärte, wobei er sich über das Erstaunen desselben, daß hier Alles so weislich vorbedacht und so zierlich geordnet sei, herzlich freute.

»So,« sagte Philipp Hardegge, »nun haben Sie Alles wenigstens oberflächlich gesehen und das Besondere wird sich später finden. Wenn es Ihnen gefällig, so nehmen wir jetzt erst einen Imbiß, wie es sich gebührt, wenn man zur See geht, und dann gehen wir an die Geschäfte, denn Sie werden wohl einige mit mir abzuwickeln haben, nicht wahr? Nun, was zunächst das Signalbuch betrifft, welches Friede in Ihrem Interesse verlangte, so habe ich seit gestern ein ganz neues ausgearbeitet, und sie wird mit mir zufrieden sein, ich habe an alle möglichen Fälle gedacht. Ihr Kutterführer hat es bereits mit nach der Kugelbaake genommen. Doch jetzt kommen Sie.«

Sie kehrten in die Capitainscajüte zurück und Capitain Hardegge zog an einer Glockenschnur. Ein Matrose, der



Stewardsdienste bei ihm versah, kam herein und erhielt den Befehl, das Essen aufzutragen.

Paul nahm behaglich auf dem Sopha Platz, unter dem sich ein weicher Teppich ausbreitete, und bald saß der Capitain ihm gegenüber. Der Steward brachte zuerst eine herrliche, heute erst bei Helgoland gefangene Steinbutte, und dann ein saftiges Beefsteak mit kleinen gebratenen Kartoffeln, was Alles vortrefflich zubereitet war. Endlich trug er auch einen Krug Bier und zwei Gläser herbei.

»Haha!« lachte der Capitain fröhlich an. »Da sehen Sie, was ich Ihnen schon in der Kugelbaake gesagt: dies Bier ist das einzige Getränk, was ich Ihnen vorsetzen kann. Ein anderes giebt es nicht auf Feuerschiffen.«

»Ich bin auch damit zufrieden und genieße gern Ihre Gastfreundschaft, in der Hoffnung, sie Ihnen einmal erwidern zu können.«

»Davon nachher. Und hier, auf diesem Sopha, werden Sie schlafen. Wenn Sie morgen früh um vier Uhr geweckt werden, haben Sie gleich das Wetterglas und den Himmel vor sich und können sich einen guten Tag voraussagen. Ich kann es schon jetzt. Sogar der Wind wird sich in der Nacht legen.«

Er schellte wieder. Als der Matrose erschien,« sagte er: »Helms, wie ist der Wind? Nimmt er zu – oder ab?«

»Er nimmt ab, Capitain, wie gewöhnlich.«

»Da haben Sie es – es ist gut, Helms. Nun trage ab, lüfte die Cajüte und dann mache das Lager zurecht, wir bleiben bis zur Nacht auf Deck. – Wenn es Ihnen jetzt gefällig ist,« wandte er sich an Paul, »so steigen wir hinauf

und machen einen kleinen Spaziergang bis Sonnenuntergang und dabei handeln wir unsere Geschäfte ab. Ist es Ihnen recht?«

»Mir ist Alles recht, Sie haben über meine Zeiteintheilung zu gebieten.«

Die beiden Männer verließen die Cajüte und betreten das Deck wieder, das leer war, da die Mannschaft theils im Buge mit Nähen und Waschen, theils in der großen Cajüte beschäftigt war, um die Vorkehrungen zur nächtlichen Erleuchtung des Schiffes zu treffen. Hier, als der Capitain schweigsam neben Paul auf- und abwandelte, glaubte Letzterer wahrzunehmen, daß seines Wirthes Miene einen ernsteren Ausdruck angenommen habe als vorher und er erwartete nun mit einer leicht begreiflichen Spannung den Beginn der geschäftlichen Unterhaltung, der auch nicht lange ausbleiben sollte.

Der Capitain blieb einen Augenblick stehen, betrachtete mit seinem ehrlichen Seemannsauge den still neben ihm herschreitenden Gast lächelnd und sagte dann:

»Das Incognito Ihrer Person hat also jetzt aufgehört und ich muß Sie nun wohl endlich als Herrn Paul van der Bosch und als den Neffen und Erben des so reichen Herrn van der Bosch aus Betty's-Ruh begrüßen, nicht wahr? Nun freilich, die Friede hat mir ja mit Ihrer Erlaubniß Alles geschrieben und ich habe mich seit gestern doppelt gefreut, Sie heute als meinen Gast hier an Bord willkommen zu heißen. Ja, Herr van der Bosch, so unerwartet gestern Abend diese Nachricht – und manche andere mit ihr auch kam, so hat sie mich doch eigentlich nicht zu

sehr überrascht Ich habe Sie von Anfang an für keinen gewöhnlichen Baumeister gehalten, der auf Betty's-Ruh einen neuen Stall bauen sollte, denn es lag etwas an und in Ihnen, was mir die Augen öffnete, so daß ich mir gleich sagte: Hardegge, aufgepaßt! Hier haben wir einen Mann vor uns, der wahrscheinlich mehr Bedeutung hat, als er zeigt.«

Paul lächelte. »Da haben Sie sich doch wohl in mir getäuscht,« erwiderte er, »denn ich bin wirklich nur ein gewöhnlicher, einfacher Baumeister –«

»Ha, ja, das mögen Sie sein,« unterbrach ihn der Capitain mit nickendem Kopfe, »aber außerdem sind Sie noch etwas Anderes, eben der Neffe des Herrn Quentin van der Bosch. Der Tausend, Herr, das will schon an sich Etwas bedeuten. Hätte ich das neulich gewußt, als wir uns so zufällig bei Whistrup trafen, so hätte ich mich schon damals in seiner und Friede's Gegenwart ganz anders und viel bestimmter über Personen und Dinge geäußert, als ich es that, denn es ist einmal meine Natur, daß ich frei von der Leber weg spreche, was ich meiner Menschenpflicht gemäß sprechen zu müssen glaube. Mit jener meiner Unbestimmtheit habe ich also etwas versäumt und das muß ich nun nothwendig heute nachzuholen suchen. Das soll auch sogleich geschehen. Für's Erste will ich mich nur für alles Gute bedanken, was Sie bereits meinem künftigen Schwiegervater gethan haben. Dadurch haben Sie auch mich verpflichtet und mir den Weg angewiesen, den ich Ihnen gegenüber wandeln muß. Uebrigens haben Sie an diesem Whistrup keinen

Mißgriff gethan, das will ich beschwören. Er ist eben so verständig, bieder, ordnungsliebend und fleißig, wie er ein gewiegter Oekonom ist, der leider ohne seine Schuld und allein durch das Unglück seinem eigentlichen Beruf entzogen ward. Sie werden mit ihm zufrieden sein, und die Ländereien des Herrn Professors werden in wenigen Jahren ein noch besseres Ansehen haben als jetzt. – Doch diesen Punct halte ich nun für abgemacht und wende mich einem wichtigeren zu, der Sie auf mein Schiff und von diesem nach Neuwerk führt. Mit einem Wort: Sie wollen Laurentius Selkirk aufsuchen und ihn in Bezug auf sein seltsames Benehmen ausforschen, wobei ja wohl noch einige andere Fragen mit unterlaufen werden. Das ist recht, das müssen Sie thun, und Sie müssen ihm mit Ihren Fragen recht scharf zu Leibe gehen, denn der alte Mann ist in seiner seltsamen Art von Hypochondrie etwas dickhäutig und wird Ihnen nicht sogleich Rede stehen. Ich kenne ihn zwar auch, aber mein Bootsmann, ein Neuwerker, der ihn gestern in Folge der bewußten Depesche besuchte, kennt ihn noch besser und ist sogar ein weitläufiger Verwandter von ihm, wie der Vogt drüben. Heute Morgen ist er schon wieder aus eigenem Antriebe bei ihm gewesen und hat ihn auf etwas Neues und Angenehmes vorbereitet, denn Sie müssen nur wissen, der Bootsmann ist ein pffiger Kerl, der das Pulver riecht, ehe es abgeblitzt ist, und ohne daß ich ihn danach fragte, hat er mir erzählt: seiner Meinung nach habe der Laurentius ein Geheimniß auf dem Herzen, und das sei seine ganze Krankheit. Er habe ihn darüber ausforschen wollen, aber

das sei ihm bis jetzt nicht gelungen und er wisse nur so viel, daß dem Laurentius etwas ganz Merkwürdiges passiert sein müsse, über was er sich selbst nicht ganz klar sei, und damit sei eine dunkle Furcht verbunden, die ihm Tag und Nacht keine Ruhe lasse.

So viel für jetzt über den Laurentius. Nun wende ich mich zu einer andern Hauptperson, und diese heißt *Us-can Hummer*. Sehen Sie, Herr van der Bosch, dadurch, daß Sie der Neffe des Herrn Professors und als solcher bei der Erbschaft desselben persönlich beteiligt sind, hat dieser Mann, dieser Us-can Hummer, eine ganz andere Bedeutung in meinen Augen gewonnen, so gut wie Sie, nur gerade in entgegengesetzter Richtung. Er ist mir viel wichtiger, aber zugleich auch viel gefährlicher und bedenklicher in Bezug auf Ihre Verhältnisse erschienen. Neulich habe ich mit Ihnen mir verblümt über ihn gesprochen, heute aber werde ich offen reden, wie ein ehrlicher Kerl es muß. Ich komme nun auf diese seltsame Erbschaft, Herr van der Bosch, die Ihrem Herrn Onkel und Ihnen so viel Kopfzerbrechen und Herzweh verursacht hat – na, das ist ja natürlich, wenn Sie es auch nicht offen eingestehen – und da muß ich Ihnen sagen, daß mir das Fehlen fast allen baaren Geldes in dem Geldschrank – denn die Lumperei von einundvierzigtausend Thalern ist in diesem Fall gar nicht zu rechnen, und darin liegt eben die Dummheit des habgierigen Spitzbuben – fast unbegreiflich vorkommen würde, wenn eben dieser Us-can Hummer – und das ist der Hauptpunct – es mir nicht viel begreiflicher machte. Ich hege nicht den geringsten

Zweifel, daß hier ein unerhörter, nichtswürdiger Betrug vorliegt und eben so schlau verdeckt wie ersonnen und ausgeführt ist. Eben so wenig aber bezweifle ich auch, daß dieser Hummer um diesen Betrug weiß, ja vielleicht einzig und allein weiß, ihn also auch – ganz allein ausgeführt hat, wobei uns unbekannte Umstände und Verhältnisse seiner Absicht gedient und ihm das sonst so schwere Unternehmen erleichtert und möglich gemacht haben. Ja, Sie sehen mich groß und bedeutsam an, aber ich bleibe bei meiner Aussage und spreche meinen Verdacht ehrlich gegen Sie, natürlich aber nur gegen Sie allein aus. Sie dürfen indessen nicht glauben, daß ich das thue, weil ich von jeher ein Antipode von diesem Hummer gewesen bin, denn, wie Sie wissen, hat er mir in Bezug auf Friede und deren Vater schon manchen krausen Streich gespielt; nein, sondern weil ich die bestimmte persönliche Ueberzeugung habe, daß dieser Mann ein verkappter Schurke ist, der schon lange im Trüben gefischt hat und, wie er seinen früheren Herrn getäuscht und im Kleinen bestohlen hat, so seinen jetzigen im Großen täuscht und bestiehlt. Das sind arge Ausdrücke, nicht wahr? Aber sie müssen einmal stehen bleiben und ich nehme keinen einzigen davon zurück. Verlassen Sie sich darauf, der Hummer weiß, wo das Geld seines verstorbenen Herrn geblieben ist. Er sichert sich seinen Raub, bis er am ersten October Betty's-Ruh Lebewohl sagt; dann nimmt er ihn und geht damit über alle Berge, um sich in irgendeinem Erdwinkel niederzulassen, wo ihn kein Mensch kennt und erreichen kann. Haha! das hat er sich recht hübsch und

fein auscalculirt, hoffentlich aber wird er noch lange vor dem ersten October entlarvt und gefaßt sein, und was ich dazu beitragen kann, daß es geschieht, das soll beigetragen werden, verlassen Sie sich darauf.«

Paul hatte den ruhig und ohne alle Leidenschaft gesprochenen Worten des Capitains mit wachsender Spannung zugehört und dabei immer den Ausdruck des ehrlichen Auges desselben beobachtet. Als er nun einen Augenblick schwieg, sagte er: »Sie öffnen mir da mit einem Mal eine Thür weit und breit, durch deren Spalte ich bisher nur einen flüchtigen Blick geworfen habe. Sie sind also fest überzeugt, daß Hummer den Betrug verübt hat?«

»Fest und ganz überzeugt, Herr van der Bosch, auf ehrlichen Seemannes Wort. Nun aber weg mit dem Hummer; lassen Sie uns lieber noch einmal auf den Laurentius kommen. Dieser Laurentius ist, darin stimmen alle Meinungen überein, wohl ein guter, aber auch ein dummer und einfältiger Mensch, den ein kluger und schlauer, wie der Hummer einer ist, leicht in's Garn jagen und darin festlegen kann. So wird es auch höchst wahrscheinlich geschehen sein. Wie und wodurch er sich des armen Menschen bemächtigt hat, und mit welches Teufels Hülfe er ihn am Faden hält, weiß ich freilich nicht, aber ich bin ihm doch bereits auf der Spur. Mein Bootsmann hat mir gesagt, der Laurentius habe zwar eine große Erbschaft von seinem verstorbenen Herrn gemacht, aber er besitze nicht den Muth, sie zu genießen, vielleicht weil – und diese Erklärung rührt von mir her – weil er weiß oder ahnt, daß diese große Erbschaft nicht mit rechten Dingen

in seine Hände gekommen ist. Wahrscheinlich hat Hummer ihm durch irgend eine noch unentdeckte Fälschung ein größeres Legat zugeschrieben, als ihm gebührte, und das weiß der Laurentius und dieses Wissen ist die Angel, womit der Hummer ihn am Boden hält. Ist das nicht wenigstens denkbar?«

»Denkbar wohl, aber keineswegs gewiß,« erwiderte Paul nachdenklich.

»Na, Herr van der Bosch, was denn nun? Daß es eine Gewißheit werde, dafür müssen Sie morgen sorgen. Sie müssen ihm in's Gewissen reden und dabei im Auge behalten, daß der Hummer der böse Dämon des Laurentius ist. Daß zwischen Beiden irgend ein dunkler Faden gesponnen ist, an dem der Eine den Andern hält, ist mir so klar, wie das Licht der da eben untersinkenden Sonne. Eben so klar aber ist mir auch, daß der Hummer irgend ein Interesse haben muß, den Laurentius von Neuwerk fortzubringen und ihn so weit aus dem Wege zu schaffen, daß man seiner von Betty's-Ruh aus nie wieder habhaft werden kann. Darauf laufen alle seine Besuche bei ihm hinaus, und daß der Laurentius nicht darauf eingehen will, hat er ganz ehrlich meinem Bootsmann gesagt, wie dieser auch weiß, daß der Laurentius den Hummer haßt und ihn fürchtet wie den Tod, denn so oft er kommt, ist er außer sich, weint wie ein Schulknabe, der Prügel bekommen hat, und ist mehrere Tage trübselig und menschenscheu, weshalb er auch immer allein sitzt in seiner dunklen Kammer.



Hiermit nun habe ich Ihnen Alles mitgetheilt, was ich über den vorliegenden Fall weiß oder mir über ihn denke. Ich habe Ihnen den Weg gewiesen, den Sie wandeln müssen, und Sie mögen ihn betreten und bis zum Ende verfolgen. Vor allen Dingen versprechen Sie dem Laurentius Schutz gegen Hummer, sagen Sie ihm, daß dieser weggeht und daß er dann wieder nach Betty's-Ruh kommen soll, um seine letzten Tage daselbst in Frieden zu verleben, denn dahin steht, seine ganze Sehnsucht, das weiß ich ebenfalls von dem Bootsmann. Will er sich nun von Neuwerk entfernen und einen ihn schützenden Ort suchen, bis er nach Betty's-Ruh geht, so machen Sie ihn auf mein Schiff aufmerksam, wo ich ihn sicher bergen will. Denn daß der Herr Hummer nicht zu mir kommt, darauf verlassen Sie sich. So, nun habe ich Ihnen Alles gesagt, was ich sagen kann und Gott verzeihe mir die Sünde, wenn ich einen Unschuldigen bezüchtigt habe – aber das habe ich nicht gethan. Doch entschuldigen Sie – nachher wollen wir über Einzelheiten noch genauer reden, jetzt habe ich meine Pflicht zu thun – die Sonne ist dicht am Horizont und das ist ein Augenblick, wo ich mich als Commandeur benehmen muß.«

Bei diesen Worten schritt er rasch nach dem Quarterdeck und schaute scharf über das Schiff hin. Die Mannschaft stand mit abgezogenen Hüten und sah mit ehrfurchtsvollem, fast andächtigem Schweigen dem erhabenen Schauspiel am westlichen Himmel zu. Endlich gab der Capitain einem Maat einen Wink mit der Hand, und in dem Augenblick, wo der letzte kleine Goldpunct der

Sonne in das Meer sank, donnerte ein Kanonenschuß über die schäumenden Wasser und verklang allmählig ohne Widerhall in der dämmernden Ferne. Ein seltsames Licht war in diesem Moment über die bewegliche See gebreitet. Der ganze Westen schwamm in dunkler Purpurgluth und sein allmählig verblassender Reflex vergoldete ringsum die silbernen Wellenkronen. Feierliche Stille herrschte dabei, nur das Rauschen der nimmer ruhenden Wogen erfüllte den unermesslichen Raum und von Zeit zu Zeit unterbrach das Aechzen einer Möwe das tiefe Schweigen, welches etwas unsäglich Ergreifendes hatte. Und seltsam, kaum war die Sonne unsichtbar geworden, so ging ein wunderbares Phaenomen in der Wellenbewegung vor. Noch einige Augenblicke, nachdem der Sonnenstrahl sie verlassen, tanzten und sprangen sie lebhaft auf, dann aber beruhigten sie sich plötzlich, als ob sie ihr Spiel aufgeben müßten, da das Auge des Himmels es doch nicht mehr sah. In demselben Moment auch traten vier Matrosen mit ihren bereit gehaltenen brennenden Laternen an den großen Mast und hinauf schwankte das künstliche Licht, um die Stelle des natürlichen zu vertreten und so weit wie möglich seinen wohlthätigen Schimmer zu verbreiten, nach dem bald vieler Menschen Augen sehnsüchtig aufblicken sollten, um ihren Weg nicht zu verfehlen und das schmale Thor zu finden, durch welches sie allein in den schützenden Hafen gelangen konnten.

---

Paul van der Bosch war durch die eben geschilderten Vorgänge auf dem Wasser und am Himmel und durch die kurz vorher erhaltenen Mittheilungen in eine eigenthümlich ernste und nachdenkliche Stimmung versetzt worden, und wie es in seinem Kopfe gährte und kreiste, so schwoll auch sein Herz von unbeschreiblich peinlichen und doch auch wieder wohlthuenden Gefühlen über. Immer lauter und lauter machte sich eine Stimme in ihm bemerklich, die zu sagen schien:

»Wenn nicht Alles trügt, so bist Du jetzt an den Anfang des Endes gelangt, Paul. Sei wachsam und hebe die Augen auf. Es kann jeden Augenblick etwas Wichtiges geschehen, was Deine ganze Existenz umwandelt und Dir am Ende doch noch zu einer Art Bedeutung verhilft, wie sie Dir jener einfache Naturmensch, der Capitain Hardegge, schon lange angemerkt haben will.«

Ach, und damit war trotz der in ihm tobenden Unruhe eine unaussprechliche, von aller Ueberhebung weit entfernte Freude verbunden, eine Freude, der er noch keinen Namen, kein Ziel zu geben wußte, daß sie aber in ihm vorhanden war und wirkte, das fühlte er selbst an jenem unerklärlichen inneren Mahner, der immer in bedeutungsvollen Momenten mit ihm und zu ihm gesprochen hatte und dem er auch jetzt willig sein Ohr lieh, zumal er ihm diesmal nur Erfreuliches und Erhebendes verkündete. Allein er sollte nicht lange in dieser Stimmung bleiben, denn man ließ ihn nur wenige Minuten allein, bald wieder trat der Capitain zu ihm heran und machte

ihn auf das Schauspiel aufmerksam, das seine verschiedenen Phasen nun allmählig ringsum zu entwickeln begann.

Die abendliche Dämmerung war herabgesunken, langsam und schwer, als ob eine schattenreiche Wolke sich über die Erde und das Meer breitete, um beide zur Ruhe und zum Frieden einzuschläfern. Der weiße Schaum, der noch kurz vorher den Wellen einen leuchtenden Schimmer verliehen, war verschwunden und die See nahm ihre tiefe, unbeschreiblich unheimliche Farbe an, in die sie sich Nachts zu hüllen liebt. In einem meilenweiten ungeheuren Umkreise rings um das Feuerschiff aber zeigte sich ein magisch leuchtender Kranz, der von den hochschwebenden Laternen herrührte, die ihr schimmerndes Licht in unabsehbare Ferne ergossen. Es gewährte unserm Freunde einen seltsamen, noch nie erlebten Genuß, bei diesem gespenstischen Licht die Wasserwogen zu betrachten, die mit der immer noch heranströmenden Fluth um das Schiff tanzten und quirlten, es in einer sanften auf- und absteigenden Bewegung erhielten und seine Stellung je nach der Strömung des Windes oder der Wellen änderten. O, was mochte in dieser geheimnißvollen, unergründlichen Tiefe schlafen! Wieviel Lebendes, wie viel Todtes! Wie viel sich immer neu Gebärendes und wie viel nimmer zum Leben Erwachendes!

Weit jenseits dieses magischen Lichtkreises, der sich nach allen Seiten gleich stark ergoß, tauchten die großen Leuchtfeuer von Cuxhafen und Neuwerk, und, vor ersterem das grelle Baakenlicht der Kugelbaake auf, und

Capitain Hardegge wollte sogar behaupten, daß er von Zeit zu Zeit den funkelnden Strahl des Leuchtturms auf Helgoland wahrnehme, der freilich Paul's Augen entzogen blieb, da sie nicht so geübt im Fernsehen waren wie die seines Gefährten. Ueber allen irdischen Lichtern aber flammten die himmlischen Sterne mit ihrem wunderbaren funkelnden Glanz, und die kleine Scheibe des Mondes segelte lustig von Osten heran, um das Ihrige zu der allgemeinen Erleuchtung beizutragen.

Lange schauten die beiden Männer zu diesen erhabenen und räthselhaften Sternbildern empor, dann aber, von seinem lebhaften Gefühl übermannt, sagte Paul, indem er seine rechte Hand auf die Schulter des Capitains legte:

»In der That, lieber Capitain, es ist doch schön an Bord Ihres Feuerschiffes. Sie sind nicht allein in dieser endlosen Wasserwüste; das irdische Licht, welches Sie ausstreuen, wird auch vom himmlischen begleitet, und auf allen Seiten ringsum haben Sie treue und, zuverlässige Nachbarn, die Ihnen helfen, das Dunkel zu lichten, welches die unwirthliche Nacht auf die nassen Pfade streut.«

»Hm, ja!« erwiderte Philipp Hardegge. »Es ist wohl schön hier zu Zeiten, und obgleich mein Leben einsam und oft gefährdet ist, so bietet es einem beschaulichen und empfänglichen Menschenherzen doch manche Reize dar. Aber das muß auch so sein, denn woher käme wohl sonst der Trieb und die Lust bei den Menschen, den großen Gefahren zu trotzen, denen sie auf dem trügerischen Elemente entgegengehen? Doch diese Reize sind

es nicht allein, die den Seemann zu seinem Berufe anfeuern; für mich wenigstens liegt noch ein anderer süßer Trost in meinem schönen und schweren Berufe, lieber Herr, und das ist das Gefühl, nein, das Bewußtsein, daß man in seiner abgeschiedenen, bescheidenen Lage auch eine kleine Leuchte ist oder sie wenigstens aussteckt und unterhält, um irrenden Nebenmenschen den rechten Weg zu weisen, und das sage ich mir jedesmal in einer stürmischen Regen- oder Nebelnacht, wenn ich frierend und halb erstarrt von hier aus in die wogenden Wasserwirbel blicke und ein Schiff an mir vorübergleiten sehe. Dem hast Du auch geholfen, sage ich mir dann, es geht jetzt sicher in den Hafen der Ruhe ein, wo es noch so eben voll bangen Zweifels war, – und dieser Trost versüßt mir die kurze Ruhe, der ich mich in so trüben Nächten hingeben darf, wo der Tod jeden Augenblick an meine Koje pocht, als wollte er fragen, ob ich auch da und bereit zum Sterben sei. Ja, Herr, wir Seeleute und namentlich wir auf diesen Feuerschiffen, müssen jeden Augenblick zu sterben bereit sein und – das sind wir, und ich – bin es auch. Doch still jetzt vom Sterben, wir wollen ja noch leben, und hoffen, daß uns noch lange die grüne Welle verschont, die gierig nach allem Lebendigen schnappt. Kommen Sie, ich will einmal die Runde machen und sehen, ob meine Leute auf ihren Posten sind.«

Schweigend und Arm in Arm, damit Paul nicht etwa über irgend einen Gegenstand strachele, schritten sie über das lange, schwankende Deck. Vorn am Buge stand ein Mann im dichten Regenwamms, den Südwester auf

dem Kopf, und lehnte sich, in die Ferne spähend, über die Brüstung hinaus. Eben so wie diese Vorderwache traf man die am Hinterdeck aufgestellte an, und nachdem der Capitain mit Jedem einige Worte gewechselt, begann er mit seinem Gaste den nächtlichen Spaziergang wieder, wobei sich aber ihr Gespräch diesmal in angenehmeren Kreisen als vorher bewegte, denn Capitain Hardegge erzählte Paul seine Liebesgeschichte mit Friede, theilte ihm seine Hoffnungen für die Zukunft mit und entwickelte dem jungen Landbewohner seinen ganzen Lebensgang, der daraus entnehmen konnte, daß er nicht allein auf Schwierigkeiten im Leben gestoßen sei, sondern daß es auch andere wackere Kämpfer gebe, die sich hatten durchringen müssen, bis sie eine Stellung gefunden, die ihren Wünschen entsprach und die den edlen Ehrgeiz befriedigen konnte, der in jedem männlichen Herzen oft unbewußt aber immer arbeitend und nie rastend, wohnt, so lange das Blut noch feurig in den Adern kreist und die Muskeln Kraft haben, ihre Schuldigkeit zu thun.

Um elf Uhr endlich, als eine merkliche Kühle sich über die See ausbreitete, forderte der Capitain seinen Gast auf, mit ihm hinabzusteigen und sein Lager zu suchen, und dieser folgte ihm willig, da er wußte, daß er um vier Uhr schon wieder geweckt werden würde.

»Um sechs Uhr,« sagte der Capitain, als sie in die Cajüte traten und sich sogleich entkleidete, beginnt morgen die Fluth ihr Spiel zu treiben. Eine Stunde später können wir schon mit der Schaluppe nach Neuwerk hinüber und

dann sollen Sie einmal ein merkwürdiges und wenig bekanntes Stück Land sehen, welches Gott der Herr gleich Helgoland wie zum Spaß mitten in die Wogen geworfen hat. Aber Neuwerk ist noch merkwürdiger als Helgoland. Es besteht nicht aus hartem, trotzigem Fels, sondern aus reiner Muttererde. Bei der Ebbe liegt es ziemlich trocken und öde da, bei der Fluth aber ist es eine vollkommene Insel. Wir haben vier Stunden Zeit darauf. In einer haben Sie das ganze Eiland besichtigt und dann müssen Sie mit Gott an die Arbeit bei Laurentius gehen. Ich werde die Zeit schon im Auge behalten, also reden Sie ruhig und gemächlich mit ihm. Und nun gute Nacht! Die Lampe lasse ich wie immer brennen, weil man nie wissen kann, was vorfällt. Hoffentlich schlafen Sie bald; die Bewegungen des Schiffes werden Sie wie eine von sorgsamer Mutterhand geschaukelte Wiege einschläfern. So – ich liege vortrefflich – Sie auch?«

»Ja,« sagte Paul, »ich auch. Gute Nacht!« Und er dehnte sich lang auf dem breiten bequemen Lager aus und hüllte sich nur leicht mit einer Decke ein, da die Luft in der Cajüte ziemlich warm war.

Die Lage, in der unser Freund sich hier befand, war ihm völlig neu, und ehe er einschlief, stellte er noch seltsame Betrachtungen darüber an. Zuerst blickte er sich rings in dem fest verschlossenen Raume um und prägte jeden wahrnehmbaren Gegenstand seinem Gedächtniß ein. Sodann haftete sein Auge an der leise hin und her schwingenden Lampe, die jede Bewegung des Schiffes im Kleinen wiederholte. Endlich aber lieh er sein Ohr



dem wunderbaren Gemurmel an seiner Seite, das sich bisweilen fast unheimlich in unmittelbarer Nähe vernehmen ließ. Wie die Wellen kamen und gingen, große und kleine, so trugen sie ein eigenthümliches, bald lauterer, bald leiserer Geräusch mit heran und davon, und als die erste Besorgniß verschwunden war, welche die Nachbarschaft des feindseligen Elementes erweckte, begann die Wirkung der mütterlichen Wiege, und ohne daß er wußte, wie es geschah, schlossen sich plötzlich seine ermüdenden Augen und er sank in einen tiefen und erquicklichen Schlaf, aus dem er nicht eher erwachte, als bis eine befreundete Hand sich auf seine Schulter legte und eine kräftige Stimme sagte:

»Stehen Sie auf, Herr van der Bosch. Ihre Uhr zeigt die vierte Morgenstunde an und wir müssen unser neues Tagewerk mit Gott beginnen. Guten Morgen und ich wünsche Ihnen einen an Glück reichen Tag!«

### DRITTES KAPITEL. LAURENTIUS SELKIRK.

Eine Viertelstunde später, als Paul eben seine Tages-toilette beendet hatte, kam Capitain Hardegge vom Deck herunter, wo er bereits nach dem Wetter ausgeschaut und seine Commandeurpflichten erfüllt hatte.

»Uebereilen Sie sich nicht,« sagte er, »und lassen Sie uns in aller Ruhe unser Frühstück verzehren, Sie versäumen oben nichts. Der Nebel liegt dick auf dem Wasser und man kann keine hundert Schritt weit sehen. Das wird sich bald ändern, denn ein frischer Wind ist schon dazwischen gefahren, und wieder ist es Ostwind, wir werden

also gut Wetter behalten. Lange dauert es jedoch nicht mehr. Sehen Sie da, mein Glas fängt schon ein klein wenig an zu fallen.«

Nach diesen Worten schellte er und befahl das Frühstück aufzutragen. Bald darauf kam der Kaffee und hierbei zeigte sich Friede's frisches Brod als eine sehr angenehme Gabe. Unmittelbar nach dem Kaffee gab es Eier und Roastbeef. Wie es kam, daß Paul auch dazu an diesem Morgen Appetit fand, wußte er selbst nicht, aber mochte es die Seeluft sein, die ihn umwob, oder die unablässige Bewegung des Schiffes, genug, er speiste so vollständig wie sein Wirth und fühlte sich danach gestärkt und zu jedem Unternehmen aufgelegt. Als aber Beide ihr Frühstück verzehrt, sagte der Capitain:

»So, nun ziehen Sie Ihren warmen Rock an, binden Sie Ihren Hut fest und dann folgen Sie mir auf's Deck. Es ist immer ein schöner Anblick, wenn die Sonne durch die besiegten Nebel bricht und aus dem dunkeln Chaos eine lichtverklärte Welt schafft. Sind Sie schon fertig? Gut, da haben Sie eine Cigarre, und hier ist Feuer. So, und nun vorwärts!«

Es war eben fünf Uhr vorüber, als Paul an der Seite des Capitains die Deckplanken betrat. Die Nebel lagen noch schichtenweis über dem graugrünen Wasser, aber ein frischer Wind trieb sie schon wirbelnd durcheinander. Die Luft war kühl, sogar etwas kalt im ersten Augenblick, doch die Wärme nahm eben so rasch zu wie das Licht, das sich allmählig durch die dichtesten Nebel Bahn brach. Die

beiden Männer standen am äußersten nach Osten gerichteten Ende des Schiffes und blickten dem Aufgang der Sonne entgegen. Sie war schon lange über dem Horizont, indessen sah man sie noch nicht. Allmählig jedoch nahm der weiße Nebel eine rosige Farbe an, zitternde Strahlen schossen erst einzeln, dann in breiteren Garben heran, und plötzlich, wie durch eines Zauberers Machtgebot gesendet, züngelte ein goldener Blitz vor der Schauenden Augen und der Sieg des Tageslichts war entschieden und die Nebel zerstreuten sich in die Weite, nachdem sie einmal erst in die Flucht geschlagen waren.

Rasch hellte sich nun der Horizont im Osten auf und der im Westen folgte ihm etwas langsamer nach, das Wasser nahm wieder seine schöne grüne Farbe an, die Wogenkämme, anfangs grauweiß, schimmerten in rosig goldenem Licht und gegen sechs Uhr waren nur noch einzelne verspätete Nachzügler in flockiger Nebelgestalt wahrzunehmen, die eilfertig hierhin und dahin huschten, als suchten sie irgend wo ein Unterkommen, um ihre Niederlage den Augen der zuschauenden Menschen zu verbergen.

»Kommen Sie jetzt nach dem Vorderdeck,« sagte der Capitain und schritt schon seinem Begleiter voran. »Jetzt können Sie die Fluth gegen den Wind herankommen sehen, sie läßt nie auf sich warten.«

In der Nähe des Steuerrades stehend, blickten sie nun nach Westen hin und da machte sich schon wieder der

lange silberne Streif bemerkbar, der immer der Vorläufer der ihm nachrinnenden Wasserberge ist. Mit dumpfem Brausen stürzten sie aus der Ferne heran, je näher sie aber kamen, um so lauter verkündeten sie ihre Gewalt, und das geschah rasch genug, denn, wie Captain Hardegge seinem Gaste erklärte, legte die Fluth in einer Stunde anderthalb geographische Meilen zurück, und nur, wenn ein Nordweststurm sie beflügelt, stürzt sie schneller heran und dann ist ihre Eile unberechenbar.

»Da,« fuhr der Sprechende fort, »jetzt sehen Sie nach Neuwerk hinüber, wo das Feuer auf den Thürmen eben erloschen ist, da können Sie das Wachsen des Wassers und mit ihm das erwachende Leben am besten beobachten.«

In der That, er hatte Recht. Die Insel Neuwerk mit ihren scharf vom Wasser abgenagten hohen Ufern erhob sich einsiedlerisch genug über dem niedrigeren Meeresgrunde, dem schlüpfrigen und morastfarbigen Watt. Ringsum sah man den theilweise sandigen Seeboden, den nur einzelne schmale Wasser rinnen durchkrochen, eben jene »Prielen«, die den Uebergang über das amphibienartige Watt so erschweren, indem sie den Fahrenden oder Reitenden zu kaum vorhergesehenen Umwegen nöthigen. Noch war dieser im Sonnenschein bald glitzernde, bald kahl und todt daliegende Meeresboden überall sichtbar, aber schon blitzten einige Stellen heller auf und es begannen sich breitere und größere Rinnen zu bilden, deren Füllung die nahende Fluth übernahm. Mit einem Mal – woher sie kamen, sah man eigentlich nicht

– spülten und tanzten kleine Wellen heran, und einige Minuten später war der kahle Meeresboden verschwunden und das nasse Element, der unwiderstehliche Kämpfe, war wieder da und machte sich nicht allein durch seine Bewegung, sondern auch durch sein lauterer Brausen und Rauschen bemerkbar. Erstaunlich schnell nun wuchsen die Wasserberge, sie leckten schon nach den hohen Uferrändern des wieder zur Insel gewordenen Neuwerk empor und bald darauf begann es sich auf den neuen Fluthen zu regen. Als wären sie aus den Wolken herabgefallen, tauchten überall Fahrzeuge aller Art auf, die unter ihren größeren und kleineren Segeln herüber und hinüber flogen und den Verkehr der Insel mit dem Meere, den größeren aus der Ferne heranziehenden Schiffen und dem näher gelegenen Lande vermittelten. Von Westen her zog eine unabsehbar lange Kette von Dreimastern und Dampfern heran, näher an Neuwerk hin erblickte man an ihren Stationspunkten die beiden Lootsengallioten, das Feuerschiff No. Zwei, ›Neptun‹, und weiter darüber hinaus an der rothen Tonne das Feuerschiff No. Eins, ›Caspar‹, dessen Laternen die nach Hamburg führende Lichtstraße eröffnen. Zwischen dem ›Jacob Hinne- rich‹ und dem Eilande Neuwerk aber tummelten sich die eigentlichen Wattenfahrer, Ewer und Smaken, mit Früchten, Fischen und anderen Dingen beladen, die nach allen Küstenpunkten Handel und Wandel tragen und immer in ihren Verstecken auf die kommende Fluth lauern, da sie nur mit ihr zum Leben erwachen können.

»Das ist hübsch,« sagte Paul zu Capitain Hardegge, »es ist eine ordentliche Lust, dies flüchtige Treiben und Bewegungen zu sehen.«

»O ja, und auf der anderen Seite, der Weser zu, rollt sich dasselbe Bild ab, denn Neuwerk liegt gerade zwischen beiden Flußmündungen und ist mit seinem Handel auf beide angewiesen. – Aber nun müssen wir uns bald reisefertig machen, unsere Schaluppe findet ebenfalls ihren Weg und wir wollen uns nicht zu lange unserer Betrachtung hingeben.«

Gleich nach diesen Worten gab er Befehl, die Schaluppe in See zu lassen und mit den bezeichneten Maaten zu bemannen, und fünf Minuten später ward ihm gemeldet, daß Alles bereit sei.

»Kommen Sie,« sagte der Capitain zu Paul, »unser Tagewerk beginnt, es ist die beste Zeit. In der mit Masten und Segelwerk ausgerüsteten Schaluppe saßen schon drei Männer, das Tauwerk in der Hand, um sogleich an ihre Arbeit zu gehen. Der Capitain stieg zuerst hinein und dann kletterte Paul ihm vorsichtig nach. Kaum aber saßen sie, so hatte Ersterer den Helmstock ergriffen, die Segel entfalteteten sich und mit günstigem halben Winde flog das flinke Fahrzeug der Insel Neuwerk zu, die allmählig mit ihren festen, aus großen Blöcken bestehenden Steinwällen aus dem Wasser hervortrat. Als man ihr aber näher kam, erkannte Paul auch noch anderweitige

zu ihrem Schutz dienende Vorrichtungen. Dicke Baumstämme, vom Festlande mühsam herübergebracht, bildeten ein mächtiges Pallisadenwerk, gleichsam die äußerste Brustwehr darstellend, und dieses umfuhr die Schaluppe auf der östlichen Seite, um so an das eigentliche Thor der Insel zu gelangen, durch welches man allein ihre Plattform erreicht, ob man nun zu Lande oder zu Wasser kommen mag.

Der riesige Steinwall war hier, von großen Quadern zu beiden Seiten geschützt, durchbrochen und ein gepflasterter Weg führte allmählig ansteigend nach der Insel hinauf. Als die Schaluppe hier angelangt war, wurde sie vor Anker gelegt und der Capitain und Paul stiegen aus, den Matrosen die Bewachung des Fahrzeugs überlassend.

Paul blickte sich erstaunt nach allen Seiten um. Es war wiederum eine neue unbekannte Welt, in die er hier eintrat. Innerhalb der großen Deiche erhoben sich noch kleinere und in der Mitte derselben ragte das Hauptbauwerk der ganzen Insel, der uralte, hundertzwanzig Fuß hohe gewaltige viereckige Thurm, der auf der Spitze oberhalb einer breiten Galerie das Leuchtfeuer trägt, Kirche, Schule und Gasthaus – das einzige auf der Insel – birgt und die Wohnung für den Vogt und die vier Wärter enthält, welche das Licht der Laternen des größeren und kleineren Thurmes zu bewachen haben. Um den großen Thurm herum lag ein kleiner Garten mit niedrigem, vom Winde rasirten Baum- und Strauchwerk, außer ihm aber sah man nur in der Ferne den zweiten Leuchtthurm und auf der kahlen Fläche einzelne Häuser und Gehöfte liegen, in

denen die eingeborenen Bauern von Neuwerk ihr einsames Leben führen. Belebt war die Fläche von weidenden Pferden und Kühen, die nur zur Ebbezeit in die Watten hinabsteigen und sich den spielenden Wasserwogen nähern, zur Fluthzeit aber weislich auf die Höhe zurückkehren, wo sie durch kleine Treiberjungen in Zucht und Ordnung gehalten werden.

Capitain Hardegge gönnte Paul Zeit, alle diese Einzelheiten zu betrachten, und erläuterte sie ihm mit erklärenden Worten. Als sie aber auf der öden und kahlen Insel zur Genüge umhergeschritten waren, wandten sie sich wieder dem großen Thurme zu. Auf der einen Seite desselben ist das Hamburger Wappen in Stein ausgehauen, auf den drei Wasserseiten ist er schwarz angestrichen, um sich auch bei Tage als Seemarke schärfer vom lichtreichen Horizont abzuheben. Der Haupteingang liegt etwa zwanzig Fuß hoch über dem Boden und eine hölzerne Treppe führt zu ihm hinauf, damit das Wasser, wenn es einmal seine gewöhnlichen Gränzen überschreitet, nicht in das Innere des wichtigen Gebäudes dringen kann.

Als die beiden Männer diese hölzerne Treppe ersteigen wollten, kam ein Mann von derselben herunter, dessen Aeußeres eben keinen wohlthuenden Eindruck auf den ihm zum ersten Mal Begegnenden machte, und doch war er, wie Paul sehr bald erfuhr, die bedeutendste Person von ganz Neuwerk, der Herr Vogt der Insel selber. In einer seemännischen Tracht, welcher nur der braune Filzhut, der seinen Kopf bedeckte, nicht entsprach, glich er halb



einem civilisirten Bauer, halb einem piratenartigen Schiffer, und mit Beiden stimmte auch sein Gesicht überein, das halb dumm, halb listig mit einem schielenden Auge stets dahin sah, wohin es am wenigsten gerichtet war. Als er den Capitain Hardegge mit Paul an der Treppe seines ›Schlosses‹ bemerkte und Ersteren sogleich erkannte, lachte er laut und dreist auf, was wahrscheinlich eine vertrauliche Begrüßungsart sein sollte, und dabei rief er mit kreischender Stimme, die der eines Sturmvogels auf ein Haar glich:

»Hol mich der Teufel, Cap'tain Hardegge, ja, Sie sind es! Ei, wie kommt denn Neuwerk zu der Ehre, Sie einmal an seinen Ufern zu sehen? Sie müssen wichtige Geschäfte hier haben, daß Sie vorgestern und gestern Ihren Bootsmann sandten und heute nun selber Ihren Fuß hierher setzen. Aber beliebt es den Herren nicht, näher zu treten? Kann ich Ihnen vielleicht mit irgend Etwas dienen?«

Dabei trat er die Stufen hinab und streckte seine braune Hand dem Capitain entgegen, die dieser nur flüchtig und ohne besondere Freudigkeit zu berühren schien.

»Sie irren, Herr Vogt,« erwiderte der Capitain, »ich habe persönlich keine Geschäfte auf Neuwerk und auch mein Bootsmann hatte keine, da er nur seinen alten Freund und Vetter Laurentius Selkirk ein Stündchen besuchen wollte. Dieser Herr aber, mein Freund, hegt dieselbe Absicht und wünscht mit Laurentius zu sprechen, wenn er zu Hause ist.«

Der Vogt fixirte den ihm nicht mit Namen vorgestellten Fremden mit augenscheinlicher Verwunderung und

rief dann: »Auch Sie wollen den Laurenz besuchen? Na, das ist ja ein wahres Drängen jetzt nach dem armen Kerl. Aber natürlich ist er zu Hause, wo sollte er denn sein? Ich glaube, er ist, so lange er hier wohnt, kaum zwei oder drei Mal nach der Sandbank von Scharhörn gewandert, sonst sitzt er immer wie eine alte Möwe auf dem Nest, als ob er unzählige Eier auszubrüten hätte, haha! – Kann ich mit nichts Anderem dienen, Herr Cap'tain, vielleicht mit einem guten Grog? Das ist ja was Seltenes bei Ihnen an Bord.«

»Ich danke für Alles,« erwiderte der Capitain ausweichend, »ich führe nur diesen Herrn hierher und werde, so lange er mit Laurentius spricht, ein wenig spazieren gehen. Aber Sie sprechen von vielem Besuch bei dem armen Kerl, Herr Vogt. Wer besucht ihn denn außer uns und meinem Bootsmann?«

»Wer noch?« rief der Vogt mit fast ergrimmtter Miene. »Ei, der verfluchte Federfuchser von Betty's-Ruh da drüben, der sich das große Vermächtniß erschwindelt und den ich mir schon lange mit beiden Augen ansehe. Haha! Gott weiß, was er mit dem armen Burschen da oben zu schachern hat. Aber er soll mir nur wiederkommen, noch ein oder zwei Mal lasse ich's mir gefallen, dann habe ich es satt und werde ihm die Wege weisen.«

»Warum denn?« fragte der Capitain mit neugierig gespanntem Gesicht und gab Paul einen heimlichen Wink mit den Augen.

»Warum? Weil er mir den Laurenz fast immer aus der Haut jagt, wenn er kommt. Zwei Tage sitzt er dann und

flennt wie ein altes Weib, dem der Wind die Unterröcke weggeblasen hat, und kann sich gar nicht zufrieden geben. Und wenn ich ihn frage, was der gute Herr gewollt hat, seufzt er wie ein verlorenes Wrack im Sturm und sagt: »Ach was! Ihr könnt mir doch nicht helfen und nur Einer könnte es, wenn er wiederkäme.«

»Wer mag denn dieser Eine sein?« fragte der Capitain mit bedeutsamem Kopfnicken gegen Paul hin.

»Ja, wer weiß es! Ich glaube gar, er meint seinen alten Herrn, aber der kann doch nicht aus dem Grabe auferstehen und ihm helfen.«

»Nein, der kann freilich nicht wiederkommen,« entgegnete der Capitain, »vielleicht aber meint er seinen jetzigen Herrn, den er so ohne allen Grund verlassen und von dessen schönem Gute er sich in diese Verborgenheit zurückgezogen hat.«

»Ja, das mag wohl sein. Ich weiß selbst nicht, warum er hierhergekommen ist, wenn er sich auf Betty's-Ruh so glücklich gefühlt.«

»Hat er denn das?« fragte Paul, der sich unwillkürlich zu dieser Frage gedrängt fühlte.

»Na, ob, Herr! In Betty's-Ruh lebte er wie im Himmel und hier – sehen Sie sich doch um – ist das etwa ein verlockendes Paradies? Haha! Na, ich wünsche, er ginge lieber heute als morgen wieder von hier fort, ich habe nichts als Unruhe und Sorgen von ihm, und da er nicht zum Sprechen zu bringen ist, fängt er schon mich schrecklich zu langweilen an.«

»In welchem Zimmer wohnt er oben?« fragte der Capitain, da er zu bemerken glaubte, daß Paul von diesem Manne genug gehört hatte.

»Drei Treppen hoch in dem Zimmer nach Norden hinaus.«

»So danke ich Ihnen,« erwiderte Paul und nahm grüßend seinen Hut ab. »Bemühen Sie sich nicht weiter,« sagte er dann zum Capitain, »und rufen Sie mich nur, wenn es Zeit ist, falls ich so lange bei ihm bleiben sollte.«

Der Capitain versprach es und ging mit dem Vogt dem Innern der Insel zu; Paul dagegen kletterte die alten ausgetretenen Treppen im Thurme empor und als er im dritten Stockwerk angelangt war, wandte er sich der Thür zu, die nach Norden lag und klopfte bescheiden an, da er nicht wußte, ob er nicht an die unrechte Thür gerathen war. Unwillkürlich aber pochte sein Herz viel lauter, als er sich sagte, daß er nun vielleicht bald an die Lösung aller Räthsel gelangt wäre, die sich zu schwer besieglischen Riesen vor ihm aufgethürmt und schon seit geraumer Zeit all sein Denken und Trachten in fluthende Bewegung gesetzt hatten.

Als aus dem Zimmer heraus kein Hereinruf laut wurde, klopfte Paul noch einmal stärker an, und als er auch diesmal keine Einladung erhielt, näher zu treten, klinkte er dreist das alte Thürschloß auf und trat in ein Zimmer, wie er nur wenige bisher gesehen zu haben sich erinnerte.

Es war ein niedriges Gemach, weiß getüncht, von geringem Umfange und nur mit einem kleinen Fenster, einer Schiffsluke ähnlich, versehen, durch welches das goldene Tageslicht in diesem Augenblick einen freundlichen Schimmer hereinwarf. Das Fenster ging auf die See und gerade vor demselben lag der ›Jacob Hinnerich‹ vor Anker, dessen rothe Farbe im Sonnenschein wie wirkliches Feuer glänzte. In diesem kleinen Kämmerchen waren nur wenige Geräthe vorhanden und diese deuteten auf keine allzugroße Bequemlichkeit und Gemächlichkeit für den einsamen Bewohner hin. Dicht am Fenster stand ein Stuhl, worauf Kleider lagen, und wie Paul sogleich wahrnahm, befand sich die Livree seines Onkels Quentin darunter, die Laurentius Selkirk schon so lange Jahre getragen hatte. Nicht weit von diesem Stuhl sah man einen alten Tisch von braungebeitztem Fichtenholz und noch einen Stuhl. Die Ecke zur Linken, am weitesten vom Fenster entfernt, nahm ein niedriges Bett, einer Pritsche ähnlich, ein, mit roth und weiß gewürfeltem Bettzeug bedeckt. Neben demselben war noch eine Art Waschtisch angebracht und darauf stand ein irdener Wasserkrug, ein Glas und ein zinnerner Waschnapf, dem man ansah, daß er alle Tage gebraucht, aber wohl selten nur gereinigt wurde.

Das waren alle sichtbaren Gegenstände in diesem schrecklich öden Kämmerchen, das nur *einen* freundlichen Blick, den nach der See hinaus gewährte. Aber außer diesen Gegenständen war noch ein Mensch darin und dieser lag lang ausgestreckt auf dem Bett. Den Rock hatte

er ausgezogen und über den Stuhl am Fenster geworfen, sonst aber trug er noch die gelb und schwarz gestreifte, bis an den Hals hinauf zugeknöpfte Dienstweste, die dunkelbraunen Beinkleider und die feine schwarze Atlasbinde, wie sie alle Diener Quentin's van der Bosch zu tragen pflegten. Alle seine übrigen Besitzthümer hatte der Bewohner dieses Zimmers in eine Kiste gepackt, die unter dem Bett stand, worauf er lag, und deshalb dem Auge des Beschauers entzogen blieb.

Das Aussehen dieses Mannes – ja, es war Laurentius Selkirk selbst – war mehr das eines an Leib und Gemüth kranken als das eines durch irgend welche Leidenschaft oder gar ein Verbrechen gekennzeichneten Menschen. Sein grau gesprenkeltes, etwas langes Haar hing ihm verworren um den Kopf und sein seit Monaten nicht geschorener Bart hatte sich in einen leidlich naturwüchsigem Wald verwandelt, auf dem der weiße Winterreif in dicken Schichten zu liegen schien. Der Ausdruck dieses abgekehrten und bleichen Gesichts aber war eigenthümlich genug. Vorherrschend vor Allem war eine sichtliche Unruhe und Angst, eine tief innere Verzagtheit und Beklommenheit, als ob bei jeder Oeffnung der Thür ein Gespenst oder ein Gerichtsschere eintreten und ihn hinwegführen könne, an Orte, die noch schrecklicher waren, als sein gegenwärtiger Aufenthalt. Neben dieser Angst aber lag das Gepräge tiefer Traurigkeit und Wehmuth auf den erschlafte Zügen, die zwar ein gepeinigtes Gewissen verriethen, aber ohne Zweifel es lieber gesehen hätten, wenn statt jenes Gespenstes oder Gerichtsboten ein

helfender Reiter erschienen wäre, der ihn aus seiner Noth zu befreien gekommen sei.

So, wie wir es eben geschildert, sah dies Gesicht aus, als Paul in das Zimmer trat. Von diesem Augenblick aber nahm es einen durchaus anderen Ausdruck an und ein schreckhaftes Staunen prägte sich darauf zuerst aus, das allmählig in starre Verwunderung überging, wobei die blauen Augen sich weit öffneten, als trauten sie ihrer Wahrnehmung nicht, und der Mund sich krampfhaft schloß, als wolle er mit Gewalt ein Wort oder einen Ausruf zurückhalten, der sich ihm unwillkürlich aus dem Herzen auf die Lippen drängte. Als Paul jedoch nach einem kurzen lächelnden Blick auf den Mann ruhig die Thür schloß und dann sich dem Bette näherte, sprang er auf seine Füße und stand bald, am ganzen Leibe zitternd, vor der hohen Gestalt des Eintretenen, dem er noch einen Schritt näher trat, als wolle er seine Gesichtszüge der genauesten Musterung unterwerfen.

»Guten Morgen!« sagte da eine freundliche Stimme zu ihm und eine Hand streckte sich traulich nach der seinen aus. »Nicht wahr, ich bin recht bei Euch und ich sehe Laurentius Selkirk vor mir?«

Kaum hatte diese wohl lautende Stimme das Ohr des Mannes berührt und sein scheues Auge einen Blick in das dunkle Feuer der vor ihm flammenden Augen gethan, so prallte er einen Schritt zurück und streckte die Hände, halb ängstlich, halb bittend, gegen den Fremden aus. Dabei bebten seine Lippen convulsivisch und hauchten ein Wort vor sich hin, welches Paul nicht sogleich verstand.

»Laurentius,« fuhr dieser mit noch sanfterer Stimme fort, »ich sehe, Sie sind es, wenn Sie es auch nicht selber sagen, denn die Beschreibung, die man mir von Ihrer Person gegeben, paßt auf Sie, und da, an Ihrem Leibe, tragen Sie noch die Kleidungsstücke, welche Sie so lange, so treu und gern in dem Dienst eines braven Mannes getragen, nicht wahr?«

Bei diesen gütigen Worten schlug der alte Mann die Hände vor's Gesicht, seufzte tief auf und fing dann leise an zu weinen, ohne jedoch ein Wort hervorbringen zu können.

»Laurentius,« fuhr Paul fort und rückte den leeren Stuhl an's Fenster so daß Jener in das Zimmer zurücktreten mußte, bei welcher Stellung das helle Licht voll auf sein Gesicht fiel, »Sie sprechen nicht, vielleicht weil Sie nicht wissen, wer ich bin; aber sehen Sie, dennoch setze ich mich zu Ihnen nieder und gebe die Hoffnung nicht so leicht auf, daß wir uns bald verständigen werden. Damit Sie sich aber von Ihrer Ueberraschung erholen und ruhig werden, sage ich Ihnen gleich, Sie werden mich bald kennen lernen und dann erfahren, daß ich Ihnen nur Gutes bringe und daß ich aus eigenem Antriebe gekommen bin, um das traurige Loos zu bessern und zu erleichtern, in welches Sie hier ohne Ihr Verschulden gerathen sind.«

Laurentius Mieneklärte sich bei diesen Worten sichtbar auf, aber seine Füße zitterten so sehr, daß er sich den zweiten Stuhl nehmen mußte, wobei ihm der darüber geworfene Rock in die Hände kam, den er sogleich anzog.



Als er nun vor Paul saß, fuhr dieser mit freundlicher Miene und wo möglich noch sanfter zu reden fort:

»Laurentius, Sie kennen mich nicht, aber ich – ich kenne Sie ganz genau.«

Der Alte riß die Augen auf und sah den Redenden betroffen an. »Sie kennen mich?« fragte er stammelnd und mit vor Heiserkeit fast klangloser Stimme

»Ja, Sie und Ihre ganze Geschichte. Soll ich sie Ihnen mit wenigen Worten erzählen? Gut. Sie sind über zwanzig Jahre im Dienst Quentin's van der Bosch gewesen, Sie haben zwanzig Jahre mit ihm in Batavia zugebracht und schon damals manche Freude, aber auch manches Leid mit Ihrem guten Herrn getheilt. Nicht wahr?«

Laurentius senkte den Kopf und wischte sich wieder eine hervorquellende Thräne aus dem Auge.

»Von Batavia,« fuhr Paul fort, »kehrten Sie mit Ihrem Herrn nach Europa zurück und bezogen mit ihm Betty's-Ruh, dessen schönes Schloß Sie allmählig entstehen sehen. Auf dieser Stelle blieben Sie bis zum Tode Ihres Herrn, der Ihnen immer zugethan gewesen ist und den auch Sie geliebt haben, da er ein guter und edler Herr für Sie war – ist es nicht so?«

Laurentius nickte und es kam Paul vor, als ob die Rinde um das Herz dieses Mannes sich bereits zu lösen beginne. »Da starb dieser gute Herr plötzlich,« fuhr er fort, »und Sie bekamen einen neuen Herrn, seinen Bruder, der es ebenfalls gut mit Ihnen meinte, wie mit allen seinen Dienern, so viel er deren bei seinen beschränkteren Mitteln behalten durfte.«

»Bei seinen beschränkteren Mitteln?« fuhr Laurentius verwundert auf. »Das verstehe ich nicht, denn der Professor ist so reich wie sein Bruder, und er muß es sein.«

»Nein, das ist er nicht, Laurentius, er hat sogar nur sehr wenig Vermögen in dem Nachlaß seines Bruders gefunden und deshalb sich zu verschiedenen Einschränkungen entschließen müssen.«

»Aber das ist ja nicht möglich, Herr!« ließ sich Laurentius nun noch lebhafter vernehmen.

»Es ist doch so und Sie sollen später den Zusammenhang davon erfahren, jetzt habe ich es nur mit Ihnen zu thun. – Sie aber, Sie wollte der Professor, obwohl er die meisten Diener eben aus Mangel an baaren Mitteln entlassen mußte, vor allen Uebrigen behalten, das hat er Ihnen auch selbst gesagt – Sie aber verließen ihn anscheinend ohne Grund und das hat meinem Onkel sehr wehethan!«

»Ihrem Onkel?« schrie Laurentius laut auf. »O, so sind Sie auch ein van der Bosch?«

»Ja, der bin ich, Paul van der Bosch, der Sohn des Bruders Ihres früheren und Ihres jetzigen Herrn.«

»O mein Gott!« rief der alte Mann, faltete die Hände auf dem Tisch und legte seinen Kopf darauf – »o mein Gott, so habe ich mich also nicht geirrt, er ist ein van der Bosch, und das fand ich auf seiner Stirn geschrieben, sobald ich ihn sah.«

»Sie haben diese Aehnlichkeit nicht allein gefunden, alle Uebrigen haben sie entdeckt: Barker, der Gärtner,

Louis, der Kutscher, und – und auch der Rentmeister Us-can Hummer,« fügte Paul langsamer hinzu.

Laurentius hatte bei Nennung dieses Namens den Kopf wieder erhoben und sah den Sprechenden forschend an, dabei aber trübte sich seine schmerzvolle Miene wieder und seine Lippen zuckten in krampfhafter Bewegung.

»Da Sie nun wissen, wer ich bin,« fuhr Paul in ruhigster Weise fort, »und da Sie namentlich wissen, daß ich Ihnen nur Gutes erweisen will, so müssen Sie mir jetzt alle Fragen beantworten, die ich noch an Sie zu richten habe. Wollen Sie das?«

Laurentius besann sich nur einen Augenblick, dann nickte und sagte er: »Gern, wenn ich kann.«

»Das will ich hoffen, ich werde sie so einfach und klar wie möglich stellen. So frage ich also zuerst: warum haben Sie Betty's-Ruh verlassen?«

»O,« sagte der Alte, der eine andere Frage zuerst erwartet zu haben schien, mit einiger Enttäuschung, »mein alter Herr starb ja.«

»Das war nicht der Grund, Laurentius, der neue Herr behielt Sie ja gern. Sie hätten es gut bei ihm gehabt, wie bei seinem Bruder.«

»Das konnte man nicht wissen,« sagte Laurentius ausweichend.

»Freilich nicht, aber wenn Sie einen anderen Grund hatten, ihn zu verlassen, wie ich vermuthe, so hätten Sie sich mit Vertrauen an ihn wenden, ihm Ihre Bedenken mittheilen sollen, und mein guter Onkel Casimir würde Ihnen gewiß über Alles Aufklärung gegeben haben.«

»Ueber Alles? Konnte er denn das? Er hat mich ja nicht gefragt – wie ihm zu fragen befohlen war.«

»Befohlen? Ihm? Ich verstehe Sie nicht. Er hätte Sie auch gefragt,« fuhr Paul nach einigem Besinnen fort, »aber als er es thun wollte, waren Sie weggegangen und erst mir ist es mit vieler Mühe gelungen, Sie wieder aufzufinden.«

Es ging irgend ein schwerer Kampf in dem alten Manne vor, das sah Paul nur zu wohl. Endlich sagte er: »Ich danke Ihnen, Sie sind gut –« wie alle van der Boschs. Aber was führt Sie denn eigentlich zu mir? Haben Sie eine Frage an mich zu stellen?«

Paul schwieg wieder; er verstand den Alten nicht, der diese Frage schon zum zweiten Male mit einem besonderen Nachdruck an ihn richtete. »Ja,« sagte er endlich, »ich habe eine Frage an Sie zu stellen.«

»Welche?« fuhr der Alte lebhaft auf, der offenbar Vertrauen zu dem jungen Mann zu fassen begann.

»Ich wollte Sie fragen, ob Sie nicht wieder in Ihren Dienst zu meinem Onkel zurückkehren und das alte angenehme Leben fortsetzen wollen, denn hier ist es doch wahrhaft traurig genug.«

Laurentius warf einen trostlosen Blick auf seine Umgebung und seufzte laut. »Ach ja,« sagte er, »es wäre recht hübsch, aber – es geht nicht.«

»Warum nicht?«

Der Fragende erhielt keine Antwort. »Warum nicht?« wiederholte er nachdrücklicher. »Sprechen Sie ehrlich, dann kann ich es auch um so leichter thun,« wie ich so

gern möchte. Giebt es denn ein Hinderniß für Sie, das Sie nicht nach Betty's-Ruh zurückkehren läßt?«

Der frühere Kampf in des Mannes Seele prägte sich noch deutlicher auf seinen Gesichtszügen aus und jetzt gerieth ihm Paul schnell auf die Spur. »Warten Sie noch einen Augenblick mit Ihrer Antwort,« fuhr er fort, »ich muß Ihnen erst noch mittheilen – mein Onkel und ich, denn wir Beide sind die Erben Ihres alten Herrn – daß einige der alten Diener zu uns zurückkehren. Es gehen sehr bald große Veränderungen auf Betty's-Ruh vor. Verschiedene Personen scheiden aus und neue müssen dafür eintreten.«

Laurentius sah den Redenden groß an. »Wer scheidet aus?« fragte er hastig und mit sichtbarer Erregung.

»Der Rentmeister Uschan Hummer!« sagte Paul ruhig.

»Hummer!« rief der alte Diener mit einer Art inneren Frohlockens. »Wo geht er hin?«

»Nach Amerika oder Ostindien – mir ist es gleich, wohin er geht, und ich werde froh sein, wenn er erst fort ist – ich liebe ihn nicht.«

»Wann geht er?« fragte Laurentius mit strahlenden Blicken.

»Aha!« sagte sich Paul im Stillen, »nun kenne ich das Hinderniß! – Bald,« erwiderte er laut, »sehr bald, und wenn er fort ist, werden wir Ruhe auf dem Gute haben. Auch Ihnen wird nichts mehr im Wege stehen, es wird kein Mensch mehr in Betty's-Ruh athmen, der Ihnen auch nur ein Haar krümmt, ich stehe Ihnen dafür, und ich bin ein willensstarker Mann und halte, was ich verspreche.«

»Das glaube ich,« sagte Laurentius, zum ersten Male lächelnd, »und ich freue mich, daß es so ist.« Plötzlich aber nahm seine Miene wieder einen ängstlichen Ausdruck an und nur mit zaghaftem Zögern – sprach er die Worte: »Sie sprechen aber nur von den Lebendigen – werden auch die Todten nicht umgehen und mich in Ruhe lassen?«

»Die Todten?« fragte Paul verwundert und das Gespräch mit Barker fiel ihm plötzlich ein. »Ach so,« sagte er, »ja, es giebt böse Menschen, die gern zu ihrem Nutzen glauben machen wollen, die Todten gingen um, um die Lebendigen zu quälen; aber, mein lieber Freund, das ist eine erbärmliche, nichtswürdige Lüge, denn die Todten schlafen fest, sie stehen nie wieder auf und gehen nicht um, ganz einfach darum, weil sie es nicht können.«

Laurentius Miene heiterte sich bei diesen so bestimmt ausgesprochenen Worten wunderbar auf. Aber rasch wurde sie wieder traurig und die geheime Angst von vorher sprach sich noch einmal darauf aus. »Aber die Gerichte,« sagte er, »wie ist es damit? Denn *er* – er hat mich schon einmal vor Gericht gestellt und ich habe sagen müssen, was er mir vorgebetet hat.«

Paul erschrak fast über diese ihm plötzlich einen hellen Aufschluß gebende Mittheilung, aber er beherrschte sich und hielt seine Meinung zurück. »Das Gericht,« sagte er nicht minder bestimmt als vorher, »hat keine Gewalt mehr über Sie, sobald der Rentmeister – fort ist.«

»Ja,« fuhr Laurentius mit einer neuen, sein Gewissen bedrückenden Frage fort, »wie steht es denn mit dem Legat? Darf ich es denn behalten oder – ist es wahr, was mir der Rentmeister gesagt, daß es nur aus Irrthum auf meinen Namen geschrieben ist?«

»Hat er das gethan?« brauste Paul unwillkürlich heftig auf. »Dann hat er gelogen,« sagte er, sich bemeisternd. »Das Legat ist richtig und mit Bedacht auf Euern Namen geschrieben und Ihr könnt es in Ruhe verzehren, könnt damit machen, was Ihr wollt, und Ihr sollt für alle Zukunft noch denselben Lohn erhalten, den mein Onkel Quentin Euch gegeben hat. So lag es ja auch in der Absicht des Professors.«

Es ging in der Seele des eingeschüchterten und durch niedrige Bosheit geknechteten Mannes allmählig ein helleres Licht auf und Paul gewährte das wohl. Er wollte es sich nicht wieder verdunkeln lassen und so fuhr er rasch fort: »Also, Laurentius, wollt Ihr, wenn der Rentmeister Betty's-Ruh verlassen hat, wieder zu uns kommen?«

»Darf ich es denn?« fragte der scheue Mann mit einem nur noch halb verschleierten Blick.

»Ihr dürft nicht allein, sondern wir wünschen es Alle, es wird große Freude in Betty's-Ruh sein, wenn Ihr daselbst wieder erscheint – und kein Wort soll über das Vergangene gesprochen werden.«

»Und wird der Herr Professor mich denn nun fragen, wonach er fragen soll?« wiederholte Laurentius nochmals.

Paul war diese so hartnäckig festgehaltene Frage ungreiflich. »Natürlich wird er das thun,« sagte er endlich, »und auch ich werde Euch noch nach Vielem fragen.«

Des Alten Auge blitzte auf. »So fragen Sie doch gleich – o, es liegt mir so schwer auf dem Herzen.«

»Was denn? So sprecht doch ehrlich und dreist.«

»Ich spreche ja ehrlich, aber ich darf ja nicht eher antworten, als bis ich gefragt werde.«

»Was bindet Euch denn?«

»Ein Eid, Herr!« versetzte der Diener mit einem feierlichen Gesichtsausdruck.

»Ein Eid? So!« sagte Paul nachdenklich. »Nun, ich werde mich auf diese Frage besinnen, und sobald wir uns wiedersehen, soll sie gesprochen werden.«

»Wann wird das geschehen, Herr?« fragte Laurentius eifrig.«

»Ist es Euch lieb, wenn ich sage, bald?«

»Ja, ja, lieber Herr, lieber heute als morgen – o, hier ist es ja so sehr schrecklich und – und der Rentmeister besucht mich am Ende doch noch einmal, bevor er fortgeht – und das quält mich schon jetzt, wenn ich nur daran denke.«

»O, wenn Ihr dem Rentmeister aus dem Wege gehen wollt, dann will ich Euch gleich einen guten Rath geben. Nur *eine* Bitte habe ich noch an Euch. Wenn der Rentmeister früher kommen sollte, als Ihr Neuwerk verlassen habt, so – so sagt ihm nicht, daß ich bei Euch gewesen bin. Wollt Ihr das?«



»O gewiß, Herr, das will ich, wenn es ihm nicht der Vogt sagt.«

»Der Vogt kennt mich nicht, er kann ihm also auch nicht sagen, wer hier gewesen ist.«

»Nun, dann ist es gut – dann wird er es von Niemanden erfahren.«

»Wohl, ich bin damit zufrieden – und nun will ich Euch ein Mittel an die Hand geben, wie Ihr am leichtesten und schnellsten dem Rentmeister aus dem Wege gehen könnt. Blickt einmal aus dem Fenster hier. Seht Ihr wohl das schmucke rothe Feuerschiff liegen, den ›Jacob Hinnerich‹? O, wie lustig und fröhlich es da auf den grünen Wellen im Sonnenlicht schaukelt, nicht wahr? Nun denn, mein lieber Laurentius, auf diesem Schiff wohnt ein Freund von mir, der Capitain Hardegge, der mit meinen Verhältnissen bekannt ist und dem ich in allen Dingen Vertrauen schenke. Schenket auch Ihr ihm Vertrauen – Euer Vetter, der Bootsmann, der Euch gestern besuchte, wohnt ja auch auf dem Schiff – und wenn es Euch hier nicht mehr behagt und Ihr Euch vor dem Besuch des Rentmeisters wahren wollt, dann geht nach dem ›Jacob Hinnerich‹ hinüber, und Ihr werdet, ob Ihr heute oder morgen, bei Tag oder bei Nacht kommt, freundliche Aufnahme daselbst finden. Wollt Ihr mich aber dann in irgend einer Angelegenheit sprechen, so sagt es dem Capitain Hardegge, er wird mir alsbald einen Boten senden und ich werde Euch nicht lange auf meinen Besuch warten lassen. Wollt Ihr das thun, Laurentius?«

»Ach, Herr van der Bosch, ich danke Ihnen für diesen Rath wie für Ihren Besuch, er hat mir unbeschreiblich wohlgethan und ich werde mir überlegen, was ich nach Ihrem Rathe thun kann. Ist es denn aber auch wahr, soll ich wirklich noch einmal nach Betty's-Ruh kommen?« fragte er mit gefalteten Händen.

»Wirklich und gewiß, mein Freund, ich erwarte Euch ganz bestimmt und Ihr sollt Alles so finden, wie Ihr es nur wünschen könnt. Habt Ihr mir nun nichts mehr zu sagen? Besinnt Euch!«

Laurentius schüttelte betrübt den Kopf. »Nein,« sagte er leise, »wenn Sie mich nicht fragen, habe ich nichts mehr zu sagen, aber ich werde es mir überlegen, wenn Sie fort sind – und Sie besuchen mich ja bald wieder, nicht wahr?«

»Ja, das will ich thun, besonders wenn Ihr es wünschet. Und über den Rentmeister habt Ihr mir nichts mehr zu sagen?« fragte Paul mit gespannter Miene.

Laurentius schauderte zusammen. »O ja,« sagte er seufzend. »Noch genug, aber das kann ich Alles erst sagen, wenn die richtige Frage an mich gestellt ist, und dann sollen Sie Alles wissen bis auf ein Haar.«

In diesem Augenblick klopfte eine feste Hand an die Thür. Paul erhob sich sogleich und sah hinaus.

Es war Capitain Hardegge, der ihn mit den Worten empfing: »Es thut mir leid, daß ich Sie stören muß. Sind Sie noch nicht bald fertig? Der Dampfkutter kommt leider eine Stunde früher als verabredet war und ist jetzt

schon diesseits der rothen Tonne. Ich muß an Bord sein, wenn er bei dem ›Jacob Hinnerich‹ eintrifft.«

»So gehen Sie getrost zur Schaluppe hinab,« erwiderte Paul, »ich folge Ihnen auf dem Fuße. Lassen Sie Alles bereit machen, ich bin in zwei Minuten fertig.«

Der Capitain ging und Paul kehrte in das Zimmer zurück. »Laurentius,« sagte er und reichte ihm seine Hand hin, die der alte Mann mit Leidenschaft ergriff und mit beiden Händen fest umklammerte, »die Zeit, die ich bei Euch zubringen konnte, ist abgelaufen, und ich muß nach dem Feuerschiff zurück, wo ich einstweilen wohne. Wiederholt Euch nun Alles, was ich Euch gesagt, überlegt Euch meine Vorschläge, so wie das, was Ihr noch auf meine Fragen zu antworten habt. Wenn wir uns wiedersehen, werde ich Euch hoffentlich die Frage vorlegen können, die Ihr von mir erwartet. Und nun gehabt Euch wohl. Bleibet nicht lange mehr hier, Mann bei Capitain Hardegge seid Ihr besser aufgehoben und freundlicher bewirtheet. Noch einmal: mich könnt Ihr jeden Tag sprechen, sobald Ihr Euch deshalb an den Capitain wendet. Und nun lebt wohl! Wir scheiden als gute Freunde, nicht wahr?«

»Ach, wolle es Gott, Herr! Ihr Besuch hat mich so glücklich gemacht! Nun Sie aber gehen, werde ich wieder traurig und fürchte mich.«

»Fürchtet Niemand als Gott, wenn Ihr Unrecht thut. Kein Mensch kann Euch etwas anhaben, wenn Ihr unter meinem Schutze seid. Beim Capitain Hardegge seid Ihr

schon unter meinem Schutz. Verlaßt Neuwerk bald, ich rathe noch einmal dazu. Lebt wohl!«

Er entzog sich der ihn noch immer festhaltenden Hand, schloß die Thür hinter sich und stieg rasch die morsche Treppe hinunter, ohne sich noch in dem dunklen alten Thurme umzusehen, der ihm unheimlich vorkam; und als er auch die Außentreppe hinabgestiegen, wo Niemand ihm in den Weg trat, lief er rasch nach dem Steinthor, in dessen Nähe die Schaluppe lag, deren Segel schon entfaltet waren und deren Maunschaft bereits auf den fehlenden Gast wartete.

»Gut, daß Sie kommen,« rief der Capitain ihm entgegen. »Rasch herein, so! Und nun laßt alle Leinwand los, Leute, vorwärts!«

Das Schiff schoß wie ein Pfeil von dem steinigen Ufer der Insel fort und nahm, vom günstigsten Ostwinde getrieben, die Richtung nach dem von Westen her kommenden Dampfkutter, den man schon in nicht allzu weiter Ferne heranschaufeln sah.

»Er dampft schnell daher,« sagte der Capitain zu dem schweigend neben ihm sitzenden Paul, und um uns *eine* Kletterei zu ersparen, lege ich gleich an den Kutter an, und dann sind Sie bald wieder an Land. Aber Sie sind ja merkwürdig still und ernst? Haben Sie etwas von Bedeutung erfahren?«

»O ja,« erwiderte Paul, »aber das Wichtigste kommt noch, und ich hoffe bald. Laurentius wird Ihre Gastfreundschaft wahrscheinlich in Anspruch nehmen, wenigstens habe ich ihm stark zugeredet, und sobald er bei

Ihnen ist, lassen Sie mich es wohl wissen, damit ich noch einmal mit ihm reden kann, nicht wahr? In dem Thurm hat es mir nicht sonderlich behagt, ich kam mir darin wie in einem Seeräubergefängniß vor, und ich bin froh, daß ich daraus erlöst bin. In Ihrer Cajüte auf dem Schiff kann ich gemüthlicher mit dem Alten reden und bei unserer zweiten Unterhaltung wird er mir wohl noch größeres Vertrauen beweisen, als bei der ersten. Zeit und Ruhe zur Ueberlegung hat er genug.«

»Haben Sie ihm denn Alles gesagt, was Sie ihn fragen wollten?«

»So ziemlich wenigstens, aber er wollte immer noch mehr hören, und noch dazu Dinge, die ich selber nicht weiß.«

»Aha, er hat also irgend Etwas in Petto. Na, das ist gut. Sie haben Recht gehabt, wenn Sie den heutigen Tag als den Anfang vom Ende bezeichneten. Hoffentlich kommt dasselbe bald. – Aber halt, jetzt haben wir den Kutter vor uns. Guten Morgen, Herr Commandeur!« rief er nach dem kleinen Dampfer hinüber, auf dessen Deck ein hochgewachsener Mann mit starken goldenen Litzen am Kragen und auf der Schulter stand und dessen Mütze mit einem breiten Goldstreifen eingefast war.

Es war der Lootsencommandeur, ein alter freundlicher Herr, der den Dampfer schon langsamer gehen ließ, als er Capitain Hardegge mit der Schaluppe herankommen sah. In wenigen Minuten hielt er ganz still, die Schaluppe legte vorsichtig an und bald darauf standen der Capitain und Paul auf dem Quarterdeck, wo Ersterer seinen Gast

als Herrn van der Bosch von Betty's-Ruh vorstellte. Der Lootsencommandeur machte große Augen, als er diesen Namen nennen hörte, und verbeugte sich sehr höflich. »Sie haben dem ›Jacob Hinnerich‹ wohl einen Besuch gemacht?« fragte er.

»Ja, Herr Commandeur, und ich hege die Hoffnung, Sie werden mich mit nach Cuxhafen zurücknehmen.«

Der alte Herr reichte ihm freundlich die Hand. »Das soll keine vergebliche Hoffnung und Sie sollen nicht lange mehr von Ihrem Hafen entfernt sein. Doch jetzt entschuldigen Sie, ich habe mit Capitain Hardegge einige geschäftliche Worte zu reden.«

Er trat mit dem Capitain bei Seite und unterhielt sich mit ihm beinahe eine Viertelstunde lang. Nach dieser Zeit kamen Beide zu Paul wieder heran und Capitain Hardegge reichte seinem jungen Freunde die Hand.

»Ich muß jetzt zu dem ›Jacob Hinnerich‹ zurück,« sagte er, »und ich danke für Ihren Besuch. Hoffentlich wird er Ihnen Früchte tragen. Sehen wir uns bald wieder?«

»Das steht bei Ihnen und – Jenem da drüben. Leben Sie wohl und auch ich danke für Ihre freundliche Bewirtung.«

»Grüßen Sie Friede und ihren Vater, wenn Sie sie sehen sollten. Adieu!«

Mit flinker Seemannsbehendigkeit stieg er vom Deck des Dampfers in die Schaluppe hinab und einen Augenblick später waren die beiden Fahrzeuge schon weit von einander entfernt und rauschten ein jedes seinem Ziele zu. Paul konnte auf der rasch zurückgelegten Fahrt nicht

viel über die zuletzt verlebten Stunden und deren Bedeutung nachdenken, da der Lootsenrommandeur es für seine Pflicht zu halten schien, seinen Passagier bestens zu unterhalten, und so kam man schneller nach Cuxhafen, als Paul es erwartet hatte, denn der kleine Dampfer flog wie eine Möwe über das Wasser, steuerte an der ›alten Liebe‹ vorbei und lief in den Hafen ein, wo er seinen Ankerplatz an einem der ersten Bollwerke fand.

Paul dankte dem freundlichen Commandeur und verabschiedete sich von ihm, bemerkte aber sogleich an der Landungsstelle zu seiner Freude den guten Whistrup, der von Friede abgeschickt war, um sich zu erkundigen, wie es auf dem ›Jacob Hinnerich‹ aussehe.

Paul stattete pflichtschuldigen Rapport ab und übergab die ihm aufgetragenen Grüße. Dann aber, baldigen Besuch verheißend, ging er mit Whistrup dem Gasthof Belvedere zu, vor dessen Thür, trotzdem es noch fast eine Stunde vor der verabredeten Zeit war, ein eleganter, mit vier tüchtigen Braunen bespannter Wagen hielt, deren Bedienung Paul schon von Weitem an der Livree als nach Wollkendorf gehörig erkannt hatte. Ohne sich nur einen Augenblick länger aufzuhalten, als nöthig war, ein rasch bereitetes Gabelfrühstück einzunehmen, stieg er in den Wagen, drückte Whistrup noch einmal die Hand und – fort flogen die Pferde, über das holprige Pflaster nach Ritzebüttel hin, welches man durchfahren mußte, um auf den nächsten nach Wollkendorf führenden Weg zu gelangen.

Tief athmete Paul van der Bosch auf, als der Wagenschlag hinter ihm geschlossen war, und er lehnte sich bequem in die Ecke zurück, um nun endlich über das Erlebte reiflich nachzudenken. Denn daß es nach diesem wichtigen Besuch auf Neuwerk viel zu bedenken und zu überlegen gab, war gewiß, und mit Sehnsucht sah er dem Augenblick entgegen, wo er Betty wiedersehen, ihr anvertrauen, was er vernommen, und mit ihr berathen konnte, was fernerhin zu thun unerläßlich sei.

#### VIERTES KAPITEL. DIE TELEGRAPHISCHE DEPESCHE UND WAS DARAUF FOLGT.

Paul van der Bosch war es aber nicht allein, dessen Brust auf der heutigen Fahrt nach Wollkendorf von Sehnsucht überschwoll, o nein, er wurde daselbst mit Empfindungen erwartet, die den seinigen sehr nahe kamen und denen sich sogar noch eine von Stunde zu Stunde wachsende Neugierde beigesellte.

Der rasch heranrollende Wagen mußte schon aus der Ferne bemerkt worden sein, denn als seine Räder eben den Steindamm vor dem Herrenhause des Gutes berührten, kam ihm schon vor der Thür, von einem Diener gefolgt, die Frau Baronin entgegen und es fand zwischen ihnen eine freundliche obwohl kurze Begrüßung statt. Nach dieser aber sagte die Baronin, sobald der Diener Paul's Rock in Empfang genommen hatte und damit in's Haus getreten war:



»Kommen Sie, Sie müssen sich noch eine Weile mit mir allein begnügen; meine Mutter hält ihre gewöhnliche Mittagsruhe und so haben wir Zeit zum ungestörten Plaudern. Wollen wir so lange in den Park oder in das Haus gehen?«

»Ich ziehe heute den Garten vor,« erwiderte Paul. »Mir thut eine Bewegung noth; ich habe seit gestern Abend nur wenige Schritte auf festem Boden gemacht.«

Arm in Arm schritten die beiden so innig befreundeten Personen bald in der jetzt schon dicht belaubten Allee auf und nieder und hier erzählte Paul rasch und lebendig Alles, was ihm seit ihrer Trennung am vorgestrigen Tage begegnet war.

Betty hörte mit wachsender Spannung zu und warf nur wenige Fragen zwischen seine Worte, bis sie Alles wußte und, nun im Gemüthe das Gehörte erwägend, schweigend an seiner Seite schritt. Als er aber schon lange fertig war und sie immer noch nicht sprach, fragte er:

»Was sagen Sie denn nun? Habe ich viel oder wenig ausgerichtet?«

»Ich möchte behaupten: Viel, obgleich ich eigentlich auf mehr in die Augen Springendes gefaßt war.«

»Ich auch,« erwiderte Paul schnell, »und doch scheint mir in Dem, was ich gesehen und erfahren, der Keim zu allem noch Fehlenden zu liegen. Aber was denken Sie denn von der seltsamen, so hartnäckig beibehaltenen und sich immer wiederholenden Frage des alten Laurenz?«

»Das ist es,« versetzte Betty sinnend, »was mich jetzt allein beschäftigt. Was für eine Frage mag er wohl erwarten?«

»Ha, ja, was für eine! Darüber habe ich mir schon fast den Kopf zerbrochen und kann sie doch nicht finden. Es muß unter allen Umständen eine Frage sein, die so wichtig ist, daß man ihm einen Eid abgefordert hat, den Gegenstand derselben nicht eher zu berühren, als bis sie ihm in einer bestimmten Form vorgelegt wird. So viel ist gewiß, Niemand anders als sein alter Herr selbst kann ihm diesen Eid abgefordert haben.«

Betty stand mit einem Mal still und blickte gleichsam suchend nach dem blauen Himmel empor. »Es ist seltsam,« sagte sie, »Sie führen mich mit dieser Bemerkung plötzlich auf einen Gedanken zurück, der mir heute den ganzen Morgen nicht aus dem Kopfe gewollt hat.«

»Was ist das für ein Gedanke?«

»Er betrifft das verlorene und so eifrig gesuchte Büchelchen – Sie wissen ja!« Jetzt stand Paul still und legte seine freie Hand an die Stirn, denn dieser Gedanke erleuchtete wie ein Blitzstrahl das Chaos seines Innern. »Sollte es möglich sein!« sagte er, wie aus einem Traume erwachend.

»Aber wie wunderbar, mir ist gerade der Gedanke an dieses Buch seit gestern gar nicht in den Sinn gekommen und meine Unterredung mit Laurentius Selkirk bewegte sich auch viel zu sehr im Allgemeinen, als daß ich an Einzelheiten hätte denken sollen. Doch Sie haben Recht,

möglich ist es, daß dieses Buch mit jener Frage zusammenhängt oder diese Frage sich auf das Buch bezieht. Man kann es versuchen. Ich will lieber morgen noch einmal nach Neuwerk segeln.«

»O, das ist ja sehr beschwerlich für Sie und es geht so viel Zeit damit verloren.«

»Ich denke nicht,« erwiderte Paul, noch immer ernstlich nachsinnend und kaum auf diesen Einwurf achtend. »Es handelt sich jetzt um Gewißheit, nicht um Zeit. Ja, ja, ich werde morgen noch einmal hinübersegeln. Es muß endlich klar werden in mir. Es gährt in meinem Gehirn und ich habe keine Ruhe mehr –«

»Das sehe ich,« unterbrach ihn Betty lächelnd, »und ich finde es sogar erklärlich.«

»Gewiß. Aber lassen Sie uns lieber noch schärfer überlegen und andere Fragen suchen, die der alte Mann erwarten könnte, denn von dem fehlenden Gelde habe ich mit ihm gesprochen, und so unmöglich er diesen Umstand fand und so sehr er darüber erstaunt war, so berührte es doch seine geheime Frage nicht im Mindesten.«

–

»Ich finde nichts Anderes,« fuhr Betty nach einer Weile fort, »nur das Buch erfüllt mich ganz und gar. Wäre es nicht denkbar, daß Ihr verstorbener Onkel, um ebenfalls ganz sicher zu gehen, dem Rentmeister nur das Geld, dem ältesten, treuesten Diener dagegen, da er keinen Anderen zur Hand hatte, jenes sein Vermögen nachweisende Buch anvertraut hat? Dieser will seiner Pflicht nun bis zum Aeüßersten genügen, er hat vielleicht schwören

müssen, es in Niemandes Hände zu legen, als in Dessen, der es von ihm fordert. Und das kann doch nur Der sein, der es vermißt und sucht, also der Erbe, nicht wahr?«

»Sie haben Recht, o wie sehr haben Sie Recht,« rief Paul mit einem Male wie entzückt. »O, mein Gott, ja, es wird mir immer klarer, Sie werden das Richtige getroffen haben. O, wie preise ich Ihren Gedanken, daß ich sogleich nach Wollkendorf statt nach Betty's-Ruh fahren sollte!«

Betty lächelte; auch sie freute sich aber diesen Gedanken. Plötzlich aber stand sie still und sah nach der Uhr.

»Es ist die höchste Zeit, daß wir zu meiner Mutter gehen,« sagte sie, »sie wird gar nicht wissen, wo wir bleiben. Unsere Kaffeestunde ist lange vorüber.«

»So kommen Sie, aber – darf ich nachher um einen Wagen bitten, um nach Hause zu fahren? Ich möchte nicht gar zu lange ausbleiben, da ich morgen Vormittag schon wieder fort muß.«

Betty seufzte leise auf. »Der Wagen steht jederzeit zu Ihrer Verfügung und ich stimme Ihnen bei, daß Sie zeitig nach Hause kommen. Sie werden der Ruhe bedürfen.«

»Eigentlich ja, es hämmert mir wild im Kopf und mir ist so eigenthümlich zu Muthe, wie mir immer war, wenn ich vor einer Katastrophe in meinem Leben stand.«

»Wenn das ist,« sagte Betty rasch, »so will ich Sie keinen Augenblick aufhalten. Ja, ja, Sie bedürfen jedenfalls einer längeren Ruhe. Fahren Sie so bald wie möglich nach Hause.«

Wie man es verabredet, so geschah es. Um sechs Uhr verließ Paul Wollkendorf und bald nach sieben Uhr traf er in Betty's-Ruh ein. Als er in den Park einfuhr, bemerkte er schon aus der Ferne seinen Onkel, der mit dem alten Gärtner an einem Blumenbeete vor der Halle stand und verwundert die Augen erhob, als er seinen Neffen mit einem Wollkendorfer Gespann anlangen sah. Als Paul ausgestiegen und der Wagen wieder abgefahren war, wandte sich der Professor mit neugieriger Miene zu ihm hin und sagte:

»Nun, was ist denn das? Ich bitte mir eine Erklärung aus, mein Lieber; wo kommst Du denn eigentlich her?«

»Von Wollkendorf, lieber Onkel, wie Du siehst.«

»Aber mein Gott, wie bist Du denn dahin gekommen? Du warst ja zu Wasser nach dem Feuerschiff gefahren?«

»Richtig, und als ich in Cuxhafen heute Mittag wieder anlangte, holte mich der Baronin Wagen nach Wollkendorf, wie es zwischen uns verabredet war.«

»Das sind ja merkwürdige Geheimnisse!« rief der Professor. »Davon hat sie mir ja gestern gar nichts gesagt. Haha, ich erfahre alle Tage mehr Wunderdinge von Dir!«

Paul lachte fast herzlich. »Gewiß, und das muß auch so sein. Du hast mir ja alle Deine Geschäfte übertragen und jetzt siehst Du mich sie pünktlich und gewissenhaft erfüllen.«

»Also Geschäfte, und *meine* Geschäfte haben Dich nach Wollkendorf geführt? Ei, das ist ja ganz was Neues.«

»Du wirst bald noch viel mehr Neues erfahren, lieber Onkel, habe nur einige Tage Geduld. Ich bin großen und wichtigen Entdeckungen auf der Spur, von denen für Dich wie für mich ungeheuer viel abhängt.«

Als der Professor seinen Neffen diese Worte so ernst sprechen hörte, wurde auch er ernst und drängte den Scherz zurück, der ihm in Betreff seiner zukünftigen Gemahlin schon auf der Lippe schwebte. Beide gingen dann in das Schloß, und daß in seines Neffen Kopf wirklich ein ernstes und wichtiges Geschäft verarbeitet ward, bemerkte der Professor sehr bald, denn Paul, nachdem er es sich bequem gemacht, that keinen Schritt mehr in's Freie, sondern blieb gedankenvoll, brütend und einsylbig den ganzen Abend auf dem Sopha sitzen, antwortete der ihn mit Fragen bedrängenden Frau Dralling nur kurz und oberflächlich und trank gegen seine Gewohnheit eine ganze Flasche Wein, wonach er ein großes Bedürfniß zu haben schien. Stiller war dem Professor noch kein Abend verstrichen, seitdem Paul in seinem Hause lebte, aber er war verständig und liebevoll genug, darüber keine Bemerkung fallen zu lassen, und so ging man früh zu Bett, da Paul von einer starken Ermüdung ergriffen zu sein schien, was kein Wunder war, da seine Gedanken achtundvierzig Stunden lang in beständiger aufregender Thätigkeit gewesen waren. Er schlief auch bald und fest ein, und hätte vielleicht bis in den hellen Tag hinein geschlafen, wäre er nicht gegen sechs Uhr von Friedrich geweckt worden, der an sein Bett trat und nach raschem

Aufblick des sogleich Ermunterten ihm einen bedeutsamen Wink mit der Hand gab, ohne ein Wort zu sprechen.

Während der Professor noch ruhig weiter schlief, kleidete Paul sich rasch an und als er damit nach einer Viertelstunde fertig geworden war, trat er in den Saal, wo Friedrich ihn bereits ungeduldig erwartete.

»Was giebt's?« fragte er den wohlgeschulten Diener, der von jenem merkwürdigen Instinct beseelt war, den treue und schlaue Dienstboten für das Interesse ihrer Herrschaft bisweilen zu haben pflegen.

»Sie werden sich sogleich wieder auf die Reise begeben müssen, Herr van der Bosch,« sagte Friedrich rasch, »und ich habe die Grauschimmel schon vor den Wagen legen lassen.«

»Wohin soll ich denn? Warum denn?«

»Kommen Sie hinaus. Der Mann ist draußen im Vorzimmer, zu dem ich Sie vorgestern nach der Kugelbaake begleitete. Er hat Ihnen eine wichtige Botschaft mitzutheilen und hat den weiten Weg in vollem Laufe zurückgelegt.«

»Whistrup!« rief Paul voller Staunen. Und schon schritt er in das Vorzimmer hinaus, wo er den guten Mann erhitzt auf einem Stuhle sitzen sah, der jedoch freudig aufsprang, als er nun endlich dem sehnlich Erwarteten gegenüber trat.

»Whistrup,« redete Paul ihn an, »was giebt's?« Was führt Sie so früh her?«

Whistrup wischte sich den Schweiß vom Gesicht und lächelte. »Ich bringe Ihnen eine telegraphische Depesche,« sagte er leise, »die vom ›Jacob Hinnerich‹ kommt. Als ich heute Morgen gegen vier Uhr aufstand und auf meinen Balcon trat, um mit dem Glase über das ganz nebelfreie Wasser auszuschaun, sah ich auf der Gaffel des ›Jacob Hinnerich‹ einen langen weißen Wimpel wehen, der nur Frieden gelten konnte. Ich weckte sie augenblicklich und sie machte sich schnell bereit. Als sie den Wimpel in's Auge gefaßt, begriff sie, was vorging, und steckte sogleich ihre beiden Signalflaggen aus, was bedeutete, daß sie den Wimpel bemerkt habe. Da hätten Sie einmal sehen sollen, wie rasch nun eine Flagge nach der andern auf der Gaffel des ›Hinnerich‹ folgte und wie ämsig Friede ihr neues Signalbuch befragte. Endlich sagte sie: ›Vater, Du mußt eilig nach Betty's-Ruh hinüber, um Herrn van der Bosch sogleich herbeizurufen. Philipp will ihn sprechen, denn – Laurentius Selkirk ist auf dem Schiff.«

»Hollah!« rief Paul mit freudigem Staunen aus, »das ist eine gute Nachricht, Whistrup, und wichtig genug. O wie dankbar bin ich Ihnen für diese Meldung! Kommen Sie herein, mein lieber Freund, und lassen Sie uns rasch eine Tasse Kaffee trinken.«

»Es dauert vielleicht zu lange, bis er fertig ist, Herr van der Bosch,« erwiderte Whistrup eifrig. »Bei mir ist er gewiß fertig und steht schon auf dem Tisch, wenn wir kommen, und für den Kutter, der Sie vorgestern nach dem



Feuerschiff gebracht, hat Friede auch gesorgt. Sie können gleich abfahren, wenn Sie gefrühstückt, der Wind ist günstig.«

»Wenn es so ist, wollen wir uns keine Minute aufhalten. – Friedrich!«

Der Gerufene kam sogleich und erhielt den Befehl, den warmen Rock in den Wagen zu schaffen und sich selbst zur Mitfahrt zu rüsten, da er vielleicht gebraucht werden könne.

Etwas Angenehmeres konnte dem guten und abenteuerlustigen Menschen nicht geboten werden. In fünf Minuten war Alles bereit und der Wagen stand vor der Thür. Da kam Frau Dralling angetrippelt und machte große Augen, als sie den Herrn Paul schon wieder reisefertig fand.

»Sagen Sie meinem Onkel,« redete Paul sie an, »ich hätte *in Geschäften* rasch an den Strand gemußt und er solle nicht das Haus auf lange Zeit zu verlassen, bis ich wieder da sei. Es ist wichtig, Frau Dralling, und Niemand im Hause darf erfahren, was vorgeht.«

»Von mir soll es keine Maus erfahren, Herr Baumeister, darauf verlassen Sie sich. Aber mein Gott – ohne Kaffee wollen Sie fort? Das ist doch schrecklich!«

»Adieu, adieu!« rief Paul, schon in den Wagen springend, in dem nun auch Whistrup steigen mußte. Dann schwang sich Friedrich neben Louis auf den Bock und fort ging es im scharfen Trabe der Küste zu, immer innerhalb der Deiche entlang, auf dem nächsten Wege, und die Pferde mußten so schnell laufen, wie der bisweilen holprige Boden es ihnen gestattete.

Es war kaum sieben Uhr, als man im Leuchthause an der Kugelbaake anlangte, und Whistrup hatte die Wahrheit gesagt, denn kaum war Paul in das Zimmer getreten, so kam der Kaffee, Brod und Butter, und nun nahmen Alle, auch Friedrich, ihr verspätetes Frühstück ein.

»Was sagen Sie zu meiner Privattelegraphenstation und zu meinem neuen Signalbuch?« fragte während des Essens die lachende Friede den jungen Mann.

»Sie haben die köstlichste Erfindung der Neuzeit sich wohl zu Nutze gemacht, Friede, und ich danke Ihnen tausendmal für Ihre Aufmerksamkeit und Freundlichkeit. Wir sparen dadurch eine kostbare Zeit.«

»Darf ich auch mit nach dem Schiffe?« fragte Friedrich seinen frohgestimmten Herrn, da er ein heißes Verlangen trug, auch einmal eine Seefahrt zu unternehmen.

Paul besann sich rasch. »Ja,« sagte er, »Louis muß uns doch mit dem Wagen hier erwarten, also kommen Sie mit. An Bord des Feuerschiffs aber brauchen Sie nicht zu gehen und können im Kutter bleiben, mit dem ich wieder zurück muß, sobald ich fertig bin. Und nun, Friede, wie steht es mit dem Schiffer?«

»Er ankert schon an der Baake, Herr van der Bosch, und Sie können jeden Augenblick einsteigen.«

»Vorwärts denn, ich bin bereit!«

Der kleine Zug setzte sich in Bewegung, nachdem Louis den Befehl empfangen hatte, seine Pferde gegen den Wind zu schützen und die Rückkehr seines Herrn zu erwarten. Die Einschiffung erfolgte rasch und der alte

gemüthliche Schiffer begrüßte Paul mit großer Freude, indem er sagte:

»Na, da sind Sie ja schon wieder, Herr! Das ist recht. Ich wünschte Sie alle Tage fahren zu können. Kann ich nun den Anker heben, ist Alles fertig?«

»Alles fertig! Adieu, Whistrup, adieu, Friede, auf baldiges Wiedersehen!«

Zwei Minuten später war der rasch segelnde Kutter schon weit von der Kugelbaake entfernt und Whistrup trat mit seiner Tochter voll froher Erwartung der kommenden Dinge den Rückweg nach seinem Hause an, denn nach Beider Meinung konnte diese schnelle Berufung nur Gutes zu bedeuten haben.

Paul nahm seinen alten Platz auf der Taurolle wieder ein und Friedrich verfügte sich unaufgefordert in den Bug, wo er sehr bald mit den beiden Mitschiffen im Gespräch begriffen war.

»Ich habe es neulich schon gesagt,« begann der Schiffer am Steuer die Unterhaltung mit dem Herrn, »daß wir das klare Wetter nicht lange mehr behalten werden. Heute Morgen hat es schon nicht mehr genebelt und der stramme Ostwind ist nach Südost herumgegangen. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn er recht bald aus Nordwesten bliese, denn von solchen Tücken ist der alte Widerspruchsgeist besessen. Bleiben Sie wieder an Bord des ›Jacob Hinnerich‹, Herr?«

»Nein, heute nicht, und Sie müssen warten, bis ich meine Geschäfte beendigt habe. Dann fahre ich mit Ihnen gleich wieder zurück.«

»Es ist gut, Herr. Na, segeln wir trotz der Fluth nicht ganz hübsch? Der Wind ist heute eben so kräftig wie neu-lich und treibt uns noch rascher, da er halb von der Seite kommt – da her.«

So war es in der That und dieselben Erscheinungen wie am vorgestrigen Tage boten sich dem Auge des Reisenden dar. Nur die Sonne schien nicht so klar und hell, der Himmel war stellenweis mit leichtem grauen Gewölk bedeckt und von Süden her stiegen mächtige, zerrissene weiße Windwolken herauf, die sich wie ein ungeheures Gefieder weit über die graugrüne Wasserwüste streckten.

Paul fühlte sich an diesem Tage zu keinem weiteren Gespräch aufgelegt. Seine Gedanken waren schon lange an Bord des Feuerschiffs. Er konnte sich eigentlich den schnellen Entschluß des alten Mannes nicht erklären, der ihn so bald nach seinem Besuche in Neuwerk zu Captain Hardegge getrieben. Hatte die Erscheinung Paul van der Bosch's und die Unterhaltung mit ihm so stark auf ihn eingewirkt, oder hatte die einsame Lage in dem alten Thurm und die Hoffnung, bald wieder auf dem geliebten Betty's-Ruh zu sein, das ja der Rentmeister, wie er glaubte, schon in den nächsten Tagen verlassen würde, ihn dazu vermocht, genug, der Entschluß war ausgeführt und – Paul ging der endlichen Lösung des wichtigen Räthsels entgegen.

»Das Geschick schreitet in der Regel schnell, wenn es zu irgend einem Ende kommen will,« sagte er zu sich unterwegs, »und die Kraft seiner Schwingen ist dann unberechenbar. Mögen sie mich tragen, wohin sie wollen, ich

bin bereit, überall festen Fuß zu fassen und meine Hand kräftig anzulegen.«

Aus längerem Nachdenken wurde er plötzlich durch den lauten Ruf des Sprachrohrs von Seiten des Feuerschiffs aus geweckt. Diesmal aber rief es ihm nicht zu: »Willkommen auf dem ›Jacob Hinnerich!« sondern der Ruf lautete: »Glück auf! Wir haben ihn gekapert! Er ist unser!«

Wenige Minuten später lag der Kutter hinter dem Feuerschiff in angemessener Entfernung vor. Anker und Paul wurde, wie das erste Mal, von dem schweigsamen Bootsmann an Bord geholt, dessen Gesicht aber heute ein frohes Behagen zeigte.

»Geben Sie mir Ihre Hand,« rief dem Emporkletternden schon von Weitem Capitain Hardegge zu, »heute heiÙe ich Sie noch herzlicher willkommen als neulich.«

Und als die Männer sich nun die Hände geschüttelt, führte der Capitain seinen Gast am Arm nach dem Hinterdeck und hier sagte er zu ihm, während ein heiteres Lächeln sein braunes Gesicht überflog:

»Sehen Sie, es ist Alles viel besser gegangen, als Sie gestern noch dachten, und ich habe Sie sogar schneller rufen müssen, als ich es selber für möglich hielt. Und alles dies hat ganz allein Ihr unverhoffter Besuch bei Laurentius bewirkt. Sie haben auf den alten weichherzigen Mann einen ungeheuren Eindruck gemacht. Schon Ihre bloÙe Erscheinung, sagte er mir, habe ihn unendlich beglückt und er habe anfangs geglaubt, sein verstorbener Herr träte um vierzig Jahre verjüngt bei ihm ein, denn gerade wie

Sie hätte er in seiner Jugend ausgesehen. Gestern Abend, als kaum die Fluth eingetreten war und das Wasser einer kleinen Smack den Uebergang gestattete, kam er mit Sack und Pack bei mir an Bord und verlangte mich zu sprechen. Ich saß gerade mit dem Bootsmann in der Cajüte und ordnete mein Stationsbuch. Wir sprangen Beide auf Deck und da sahen wir ihn, der sich selbst zu Gast bat, mit einer Leichenbittermiene vor uns stehen. O, wenn man das erwachte Gewissen oder, sage ich lieber, das erwachte Gefühl eines Menschen in Fracturschrift auf seinem Gesichte lesen kann, so stand es auf dem seinen geschrieben. Ich nahm ihn natürlich freundlich auf und setzte mich mit ihm auf ein Sopha, wo ich alsbald mit ihm aß und trank, da es gerade meine Speisestunde war. Ich hielt es gleich für ein gutes Zeichen, daß es ihm prächtig schmeckte, noch ehe er eigentlich zu Worten kam. Endlich erzählte er mir und dem Bootsmann, was ich Ihnen eben gesagt, und fügte hinzu: kaum seien Sie von ihm weggegangen, so habe er bereut, nicht aufrichtiger gegen Sie gewesen zu sein. Freilich hätten Sie die bestimmte Frage nicht an ihn gerichtet – was das für eine ist, können wir uns Beide nicht erklären und er war nicht zu vermögen, sich darüber genauer zu äußern – aber das würden Sie gewiß thun, wenn Sie wiederkämen, meinte er, denn Sie hätten es ihm versprochen. Ich möchte Sie doch so bald wie möglich zu diesem Wiederkommen einladen, denn da Sie verheißen, ihn gegen den Rentmeister und dessen Drohungen in Schutz zu nehmen und da dieser, Betty's-Ruh bald verlassen würde, so wolle er gern

möglichst bald wieder seine Pflicht bei dem neuen Herrn erfüllen, zumal er ein alter Mann sei und sterben könne, ehe er seine Schuldigkeit gethan. Aehnliches sprach er noch eine ganze Stunde hinter einander, wiederholte sich oft und kam nicht eher zur Ruhe, als bis ich ihm das Versprechen gegeben, Sie heute Morgen rufen zu lassen. Das habe ich nun gethan, mein Telegraph hat sich bewährt und da sind Sie.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Bemühung, mein lieber Capitain,« erwiderte Paul mit herzlichem Händedruck, »und versichere Ihnen, daß mir heute nichts Angenehmeres begegnen konnte als diese Citation. – Wie hat er sich denn nun nachher benommen?«

»O, ganz verständig, und mein Bootsmann sagt, der Mann sei völlig umgewandelt, was er sich auch zu Nutze gemacht, indem er ihm ein civilisirteres Ansehen gegeben hat. Sie werden sich gleich davon überzeugen. Seit heute Morgen von Tagesanbruch an hat er mich, so oft er meiner ansichtig ward, gefragt, ob Sie wohl schon unterwegs wären und ich habe ihn bis auf die Mittagsstunde getröstet, da ich nicht wußte, ob Sie schon so zeitig von Hause fortkommen könnten. So hat er sich denn die Zeit, nachdem er seine Kiste geordnet und seine besten Kleider angezogen, bald mit Plaudern und bald mit Lesen vertrieben. Jetzt sitzt er unten in meiner Cajüte und liest in einem Gebetbuch, welches ihm der Bootsmann gegeben. Gehen Sie nun zu ihm hinab und fragen Sie ihn, was er von Ihnen will. Ich bin überzeugt, Sie erfahren Alles von ihm, was Sie wünschen, er ist ganz in der

Stimmung dazu, so weit ich einen solchen Menschen beurtheilen kann.«

Paul drückte dem Capitain noch einmal herzlich die Hand und schritt langsam die Treppe zur Cajüte hinab. Als er die Thür leise öffnete, bot sich ihm ein unerwarteter Anblick dar, und hätte Laurentius Selkirk nicht seine Livree getragen, so würde er ihn nicht wiedererkannt haben, so völlig verändert sah er aus. Nicht allein trug er saubere Wäsche und seinen besten Rock, sondern sein langes Haupthaar und sein eisgrauer Bart waren kurz geschnitten und geordnet, und sein blasses Gesicht verrieth wohl noch Unruhe und gespannte Erwartung, aber keineswegs mehr die Angst, die sich noch gestern so auffallend darauf ausgeprägt hatte.

Als die Thür sich leise knarrend öffnete, erhob er seinen ehrwürdigen Kopf und sein trübes Auge blickte scharf nach derselben hin, kaum aber hatte er Paul van der Bosch erkannt, so stieß er einen lauten Freudenruf aus, warf das Buch, worin er gelesen, auf den Tisch und sprang vom Sopha aus, um dem Ankommenden mit ausgestreckten Händen entgegenzuschwanken.

»Ach du lieber Gott,« rief er, »da sind Sie ja schon! So früh hätte ich Sie gar nicht erwartet. Aber, lieber Herr, seien Sie nicht böse auf mich, daß auch ich schon hier bin. Ich konnte es nicht länger aushalten auf Neuwerk, es war zu schrecklich in dem alten Loch, und ich wurde alle Tage melancholischer. Seitdem ich Sie aber gesehen und gesprochen, lieber Herr, hat der böse Feind keine Gewalt mehr über mich, und da Sie mir die feste Versicherung



gegeben haben, daß der Rentmeister nicht mehr lange in Betty's-Ruh bleibt, so wollte ich ihm schon jetzt aus dem Wege gehen, da er mich doch gewiß noch einmal heimgesucht hätte. So bin ich denn hier unter guten Leuten und nun wollen wir Alles besprechen, denn ich habe mich auf Vieles besonnen, was vielleicht einigen Werth für Sie hat – wenn Sie mir nur die rechte Frage vorlegen möchten, vorausgesetzt, daß Sie auch wirklich der Erbe von Quentin van der Bosch sind.«

Paul hatte ihn, während er diese Worte mit einem weinerlichen und doch froheren Tone sprach, wiederholt die Hände geschüttelt und sah ihn mit liebevollen und ermunternden Blicken an. »Ja,« sagte er jetzt, »der Erbe Quentin's van der Bosch ist sein Bruder Casimir, der Professor, und dieser hat mich wieder zu seinem Erben eingesetzt, und in seinem Namen und Interesse stehe ich heute vor Ihnen, Laurentius. Wenn nun dieser mein Onkel Ihnen eine Frage verlegen sollte, so weiß ich allerdings eine, die ihm am Herzen liegt, aber mir ist noch nicht klar, ob es die rechte ist, wenigstens die, die Sie erwarten.«

»Versuchen Sie es, versuchen Sie es, ich werde Sie gewiß gleich verstehen, wenn es die rechte ist!« rief der alte Mann mit bebender Stimme und überfließenden Augen.

Paul richtete sich hoch auf und holte tief Athem, da er fühlte, daß derselbe ihm kurz wurde. Dann aber den Alten nach dem Sopha ziehend, da das Schiff merkliche Schwankungen machte, sagte er: »Kommen Sie, wir wollen uns setzen, und dann will – ich Ihnen etwas erzählen,

und daraus wird sich die Frage von selbst ergeben, die Sie vielleicht erwarten.«

So saßen sie denn dicht neben einander, Selkirk hatte seinen grauen Kopf lauschend vorgebeugt und blickte dem jungen Mann tief in die Augen, als wolle er schon im Voraus darin den Inhalt seiner Worte lesen, Paul aber sammelte sich und sprach dann langsam und mit ruhiger Miene:

»Ich habe Ihnen schon gesagt, Laurentius, daß mein Onkel Casimir, als er die Erbschaft seines Bruders antrat, das große Vermögen nicht fand, welches er erwartet oder welches vielmehr bis dahin Jedermann dem Verstorbenen zugeschrieben hatte. Nun hatte aber Ihr alter Herr mehrere Monate vor seinem Tode ohne Wissen des Rentmeisters Hummer an seinen Bruder geschrieben und ihm gesagt, Hummer wisse von dem Umfange seines Vermögens nichts und solle es auch nicht wissen. Damit er, der Erbe, aber wisse, was er zu erwarten habe und nach seinem Tode finden müsse, habe er sich ein kleines Büchelchen gemacht, und darin mit eigener Hand sein Vermögen aufgeschrieben – nun, so warten Sie doch,« unterbrach sich der Redende mit frohlockender Miene, denn er hatte schon erkannt, daß er diesmal den richtigen Punct getroffen, so auffallend hatte sich Laurentius Miene verändert und die Worte, die sein Herz noch verschloß, sprangen ihm fast schon auf die Lippen – »und dieses Büchelchen werde er ihm auf sichere Weise einzuhandigen suchen. Nun aber überraschte der Tod meinen Onkel sehr schnell und er kam nicht dazu, dieses

Buch in seines Bruders Hände zu bringen und als dieser nach Betty's-Ruh kam, fand es sich nirgends vor, eben so wenig wie das Geld, außer jenen schon genannten ein- undvierzigtausend Thalern, so daß man also annehmen mußte, er habe nichts weiter hinterlassen. Wißt Ihr nun vielleicht von diesem Büchelchen, das wir überall vergebens gesucht, so sagt es mir – und das ist die Frage, die ich an Euch zu richten habe.«

Laurentius konnte sich nicht mehr halten. Er sprang auf, bewegte sich wie ein jubelndes Kind vor dem Tische auf und ab und kam dann wieder zu Paul heran, ergriff stürmisch seine Hand und rief: »Endlich, endlich also werde ich von dieser schrecklichen Last befreit und ich kann meine Pflicht, die ich beschworen, erfüllen. Hier, Herr« – und er riß seine Weste auf und zog aus einer verborgenen Tasche ein etwa fingerdickes und handgroßes Buch mit blauem Deckel hervor, das er frohlockend dem Erben entgegenhielt – »hier, ja, hier habe ich es, und es hat mein Herz nicht verlassen, seitdem der liebe alte Herr todt ist, und da – da, nehmen Sie es und sehen, ob es das richtige ist, ich glaube es ganz gewiß.«

Paul ergriff mit zitternden Händen das dargereichte Buch, schlug die erste Seite auf und las die Worte: ›Verzeichniß meiner sämtlichen im eisernen Schrank im Alkoven befindlichen Capitalien, für meinen Bruder und Erben, Casimir van der Bosch, eigenhändig zusammengestellt.«

Paul hatte genug gelesen, er blätterte nur noch mechanisch in dem ziemlich voll geschriebenen Buche und

steckte es dann in seine eigene Brusttasche. Sein Antlitz war bleich geworden und unwillkürlich kam ihm eine Thräne der Rührung und Freude in die Augen, als er die Rührung und Freude des alten treuen Dieners sah. Anfangs fehlten ihm in der ersten Aufregung die Worte, erst allmählig sammelte er sich und dann sprach er leise und ernst:

»Ja, Laurentius, dies ist das richtige und von uns so sehr gesuchte Buch. Nun aber seid ganz aufrichtig und erzählt mir, wie es in Eure Hände gekommen ist.«

Der Alte wischte sich seine nassen Augen, faltete dann die Hände und fing folgendermaßen zu sprechen an:

»Ach, lieber Herr, das ist eine traurige Geschichte, denn sie spielt in dem Augenblick des Todes meines guten Herrn. Es war jener Tag, wo er am Morgen so frisch und munter und am Abend schon eine Leiche war. Wir aber ahnten nichts davon und fast alle Diener hatten das Schloß verlassen, denn es war ein Sonntag und den durfte Jeder in Betty's-Ruh nach seinem Belieben feiern. Es war ein windiger naßkalter Apriltag, mit finsternen, jagenden Wolken, wie im November, und gegen Nachmittag fing mein Herr über Brustbeklemmungen an zu klagen, an denen er sooft litt. Gegen Abend aber gab es sich wieder und er saß mit dem Rentmeister an seinem Schreibtisch und ordnete seine Rechnungen wie alle Tage. Ich stand an dem Billard, dessen Kerzen ich bald anzünden wollte, denn ich wußte, daß der gnädige Herr jedesmal nach seiner Berechnung eine Partie mit dem Rentmeister spielte.«

»Wie,« unterbrach Paul mit verwunderter Miene den ruhig Redenden, »Sie waren dabei? Ich denke, mein Onkel war mit dem Rentmeister allein? Wenigstens hat dieser es so meinem Onkel Casimir geschrieben.«

»Dann hat er gelogen, Herr, wie in vielen anderen Dingen, denn ich bin nicht von der Seite des Sterbenden und Todten weggekommen, bis er im Gewölbe beigesetzt war, was gleich am anderen Morgen geschah, wie er es befohlen; wohl aber ist der Rentmeister oft von ihm gegangen, einmal, als er noch lebte und später sehr oft, als er todt auf dem Sopha lag. Doch hören Sie nur weiter, das kommt Alles noch. Das Rechnungsbuch wurde geschlossen und in den Geldschrank gelegt, wie immer. Das war der Augenblick, wo ich die Kerzen auf den großen Candelabern am Billard anzünden mußte, denn die anderen auf den Kronleuchtern brannten schon lange, wie sie alle Tage bei Einbruch der Dämmerung angezündet wurden. Da kam der alte wackere Herr an das Billard, nickte mir freundlich mit seinen großen braunen Augen zu und nahm mir das Queue ab, welches ich ihm reichte. Ich hatte die Kugeln schon aufgesetzt und sie fingen an zu spielen. Plötzlich warf der alte Herr das Queue auf die grüne Tafel und sank schwerfällig auf einen Stuhl, nachdem er sich eine Weile auf den Rand des Billards gestützt. ›Ich muß sitzen,‹ sagte er, ›mir wird unwohl. Hummer, besorgen Sie mir ein Glas frisches Wasser vom Brunnen, Laurentius bleibt so lange bei mir.‹

Herr Hummer ging offenbar unwillig hinaus – und ich blieb bei dem Herrn allein, den ich noch lange nicht für

sterbend hielt, und doch war er es schon. Und das war der Augenblick, wo ich das Buch erhielt, welches ich bereits kannte, denn ich hatte den gnädigen Herrn, wenn Hummer nicht bei ihm war, schon oft heimlich darin schreiben und blättern sehen. ›Laurentius,‹ sagte er mit schwächer Stimme zu mir, ›Du mußt nicht erschrecken – es ist Alles vorbei mit mir – ich sterbe. Jede Hülfe ist vergebens, ich kenne mein Uebel. Aber hier, nimm dies Buch, und stecke es rasch in die Tasche. Schwöre mir mit einem heiligen Eid, daß Du es nur meinem Erben geben willst, wenn er Dich danach fragen wird. Und er wird Dich gewiß fragen. Ich halte Dich für treu, eben so wie Hummer. Er hat das Geld und Du hast das Buch, und so ist Alles gut – nun kann mich Keiner be –‹

Das war sein letztes Wort, Herr, und weiter hat er keins mehr gesprochen. Aber ich hielt ihn ja noch lange nicht für todt und war über den ganzen Vorgang so sehr erschrocken, daß ich erst gar nicht sprechen konnte. Endlich aber sprach ich den Schwur aus und hatte das Buch eben in meine Tasche gesteckt, da kam der Rentmeister mit dem frischen Glase Wasser. Aber da sahen wir Beide, daß es mit dem gnädigen Herrn vorbei war. Er war und blieb todt und wir standen an seiner Leiche, die wir rasch auf ein Sopha gestreckt hatten. Und hier haben Sie die wahrhafte Geschichte von dem Tode Ihres Herrn Onkels, und von der Art, wie das Buch in meine Hände gekommen ist, und nun – nun erst,« rief der alte Mann in Thränen ausbrechend laut aus, »habe ich ganz und gar meine Pflicht erfüllt.«

Paul war so tief bewegt und doch so sehr überrascht und erfreut, daß er anfangs wieder keine Worte finden konnte. Endlich aber, dem treuen Diener dankbar die Hand drückend, sagte er mit seinem warmen Seelentone: »Laurentius, ich danke Ihnen herzlich, mehr kann ich jetzt nicht sagen. Sie haben meinem Onkel und mir einen unschätzbaren Dienst geleistet und er soll Ihnen durch Liebe und Güte vergolten werden. Nun aber,« fuhr er mit lebhafterer Stimme fort, »nun erzählen Sie mir auch, was geschah, nachdem Hummer und Sie überzeugt waren, daß Ihr Herr todt war.«

»Ach,« seufzte Laurentius tief aus und strich sich verlegen durch sein graues Haar, »diese Frage habe ich wohl von Ihnen erwartet und eben darauf habe ich mich schon lange besonnen, wie ich sie Ihnen ordentlich beantworten soll. Aber das wird mir schwer werden. Doch ich will es versuchen, so gut ich kann. Ich war damals so niedergeschmettert und voll Angst und Kummer, daß Vieles, was um mich her geschah, mir gar nicht mehr recht erinnerlich ist. Was ich aber weiß, ist Folgendes. – Ich kann mich freilich irren, Herr, aber im Ganzen werde ich doch damit Recht haben, wenn ich Ihnen sage, daß Herr Hummer von dem Augenblick an, wo Ihr Onkel die Augen geschlossen hatte, ein ganz anderer Mensch wurde. Er nahm einen groben, befehlshaberischen Ton gegen mich an, wie nie zuvor, und befahl mir, sogleich nach dem Grabgewölbe zu gehen, die Thüren zu öffnen und dann den inneren Holzsarg aus dem Zinnsarge mit einigen Männern, die ja wohl aufzutreiben sein würden,

hierher zu schaffen, denn so habe es der gnädige Herr befohlen und er selbst werde die beschworene Pflicht in jedem Punct erfüllen. Aber, Herr, da weigerte ich mich standhaft, an so dunklem Abend nach dem Gewölbe zu gehen, denn – aufrichtig gestanden – ich fürchtete mich, wie alle Uebrigen im Hause, davor. Als ich das dem Rentmeister sagte, lachte er höhnisch und sagte, dann werde er selbst gehen und nach dem Rechten sehen. Nach diesen Worten ging er, während ich ganz zerknirscht bei dem Todten sitzen blieb, mit einer brennenden Kerze in den Alkoven und blieb wohl eine Stunde darin. Was er da so lange gemacht hat, weiß ich nicht, und ich dachte auch nicht daran, es zu erfahren, weil mir das Herz zu schwer war. Als er aber endlich wieder heraus kam, wunderte ich mich doch, denn er hatte den hellfarbigen warmen Morgenrock des gnädigen Herrn über seinen eigenen gezogen und sah viel stärker oder vielmehr dicker darin aus als sonst. ›Es ist draußen kalt,‹ sagte er, ›und ich möchte mich in dem Gewölbe nicht erkälten; und weil ich keinen Mantel hier habe, mußte ich mir helfen, so gut ich konnte.‹

Nach diesen Worten ging er nach dem Schlüsselkasten im Schreibtisch des gnädigen Herrn und suchte sich die nöthigen Schlüssel heraus. Ob er sie nachher wieder hineingelegt hat, weiß ich nicht, so viel aber ist gewiß, der Schlüssel zu dem Gewölbe war später darin, obgleich ich nicht weiß, ob mein gnädiger Herr zwei davon hatte, was



bei fast allen im Hause der Fall war. Genug, der Rentmeister ging in den Park, auf den schon die Nacht herabgesunken war, und er ging ganz allein, denn die Leute, die das Schloß verlassen hatten, waren noch nicht wiedergekommen und kamen auch noch lange nicht. Nach einer halben Stunde ungefähr kam der Rentmeister wieder und sagte, er habe noch keinen ihm Helfenden gefunden, er werde aber gleich noch einmal hingehen. Darauf trat er noch einmal in den Alkoven und blieb wieder lange Zeit darin. Dann ging er abermals nach dem Gewölbe und als er nun zurückkam, war er böse, daß noch kein Diener gekommen sei, der ihm helfen könne, denn der alte Barker sei zu schwach, um mit ihm den hölzernen Sarg in's Schloß zu tragen. Als er sich ausgetobt – denn er kann schrecklich toben, wenn er will – sagte er mir, er müsse die Rechnungsbücher in Ordnung bringen und dann den Geldschrank für den Erben verschließen. Nun saß er lange am Schreibtisch und rechnete und schrieb. Als er endlich fertig war, ging er wieder in den Alkoven und kam noch einmal mit dem Rock des gnädigen Herrn heraus und abermals ging er nach dem Gewölbe. Als er dann endlich zurückkehrte, sah er ganz freundlich aus, trat zu mir und sagte:

›Es ist ein schönes Gefühl, Laurentius, wenn man sich sagen kann, daß man seine Pflicht erfüllt hat und dabei sicher zu Werke gegangen ist, und das habe ich jetzt gethan. Nun aber will ich Euch etwas vertrauen. Ich habe so eben einen Blick in das Testament des gnädigen Herrn geworfen und zu meinem Erstaunen gefunden, daß er

Euch darin eine große Summe Geldes ausgesetzt hat. Das kann nur ein Irrthum sein, denn das wollte er nicht, er hat es mir oft genug gesagt, und ich kenne genau die Summe, die er für Euch bestimmt hat. Wenn Ihr mir aber Euer Wort gebt, daß Ihr darüber schweigen wollt, so will auch ich Euch zu Liebe schweigen, sprecht Ihr aber darüber, so bin ich gewiß, daß der selige Herr, der hier liegt und dessen Geist Alles mit angesehen hat, was wir thaten, Euch keine Nacht Ruhe lassen und immer mit Zorn und Rache erfüllt vor Euer Bett treten wird.<

Ich weiß nicht, warum mir damals so bange zu Muth war, aber ich schwor ihm zu, daß ich schweigen wolle, und das habe ich bis jetzt gethan, wo ich endlich zur Einsicht gekommen bin, daß ich damit vielleicht ein größeres Unrecht begehe, als wenn ich Ihnen den Vorgang ehrlich erzähle. Nun, nachdem dies damals zwischen uns abgemacht, sagte der Rentmeister, er wolle an den Erben schreiben, zuvor aber dem Gericht Anzeige machen, daß der gnädige Herr gestorben sei. Er habe das zwar nicht nöthig, aber er halte es für besser und sicherer, und deshalb werde er auch darauf bestehen, daß Alles versiegelt werde. Dann sei er von aller Verantwortung befreit und könne getrost den kommenden Tagen entgegensehen.

So that er denn auch. Am nächsten Morgen, nachdem nun auch endlich der gerufene Arzt gekommen war und erklärt hatte, unser Herr sei an einem Herzschlag gestorben, den er schon lange befürchtet, setzten wir denselben ganz so einfach im Gewölbe bei, wie er es gewollt, und dann kamen auch die Gerichtsleute und versiegelten auf

den Wunsch des Rentmeisters den Schreibtisch und den Geldschrank des Verstorbenen. Wie nun die nächste Zeit verging, weiß ich nicht, denn ich lebte in einer Angst und Qual, die ich nicht beschreiben kann, und so oft der Rentmeister mich sah, drohte er mir mit dem seligen Herrn und den Gerichten, daß am Ende doch noch der Irrthum in Bezug meiner Erbschaft entdeckt werden könne und daß ich am besten thäte, sobald ich mein Legat empfangen, außer Landes zu gehen, wo Niemand mich finden könne – und das war auch der, Hauptinhalt seiner Rede, so oft er mich nachher in Neuwerk besuchte. Mir wurde es nach solchen ewigen Reden angst und bange im Hause, so daß ich es kaum aushalten konnte. – Endlich kam der Erbe und vor dem hatte ich mich am meisten gefürchtet, so daß ich sogar das Buch und den Auftrag vergaß, der mir zu Theil geworden war. Aber sehr bald sah ich ein, daß ich mich umsonst vor ihm gefürchtet, denn er war ein guter, sanfter Herr und that Niemanden etwas zu Leide. Als er jedoch eines Tages erklärte, die Diener müßten das Gut verlassen, weil er nicht so reich sei, sie unterhalten zu können, da sagte der Rentmeister zu mir: ›Laurentius, der Alte hat in Bezug auf Euer Legat Lunte gerochen‹ – das waren seine eigenen Worte – ›macht, daß Ihr fortkommt!‹ – Und ich, Herr, ich war so dumm und so auf den Kopf gefallen, daß ich ihm glaubte, und ohne eigentlich zu wissen, was ich that, lief ich fort und ging einstweilen zu dem Vogt auf Neuwerk, wo Sie mich gefunden haben.«

Paul hatte dieser Erzählung mit ganz ungewöhnlichem Interesse zugehört. Als Laurentius aber fertig war, sagte er: »Dieser Hummer ist, wie ich nun sehe, ein völliger Schurke, Laurentius, und ich muß Ihnen sehr dankbar sein, daß Sie mir diese Beichte abgelegt. – Jetzt ist mir Alles erklärlich. Nun habe ich ihn in der Hand und er kommt noch früher von Betty's-Ruh fort, als ich dachte, wahrscheinlich heute oder morgen schon. Sie haben natürlich nichts von ihm zu besorgen und werden meine Person nicht verlassen, sobald Sie nicht mehr auf diesem Schiffe sind. Wie es später mit der von Hummer veranlaßten Untersuchung des Gerichts war, will ich nicht von Ihnen hören, das kann ich mir denken. Ich weiß jetzt Alles, was ich zu wissen brauche. Hier haben Sie noch einmal meine Hand, Laurentius, und die Versicherung dabei, daß mein Onkel und ich mehr Ihre Freunde als Ihre Herren sind und bleiben werden. Sie bleiben auf dem Schiffe, bis ich Sie selbst hole, wollen Sie das?«

»O wie gern, Herr, wenn ich nur weiß, daß Sie wirklich wiederkommen.«

»Ich komme morgen, spätestens übermorgen wieder, so lange müssen Sie Geduld haben.«

»O ja, die habe ich; also Sie wollen schon fort?«

»Ich muß, Laurentius. Sie können sich wohl selbst sagen, daß ich Eile habe, den Dieb, den ich jetzt kenne, ergreifen zu lassen, den Dieb, der Sie und uns Alle auf das Niederträchtigste belogen und betrogen hat, denn auch Ihr Legat ist ohne Irrthum ausgestellt und er hat Sie nur damit einschüchtern wollen, was ihm leider nur zu gut

gelingen ist. Leben Sie wohl, mein guter Laurentius; auf baldiges Wiedersehen!«

Der alte treue Diener, dem jetzt die ganze ihn bedrückende Last vom Herzen gefallen war, nahm den zärtlichsten Abschied von seinem neuen jungen Herrn, und dieser begab sich auf Deck, um dem Capitain mitzutheilen, daß *Alles* im Klaren sei und daß er nächstens mehr darüber hören werde.

»Behalten Sie Laurentius, bis ich ihn selber hole,« sagte er, »und das wird spätestens übermorgen geschehen. Länger kann ich mich heute nicht aufhalten, denn nun,« fügte er lächelnd hinzu, »kommt das wichtigste Geschäft: einen Betrüger zu entlarven und – ganz sicher in Verwahrung zu bringen.«

»Also wirklich?« fragte der Capitain mit lachendem Gesicht.

Paul legte den Finger auf den Mund, reichte ihm die Hand und in fünf Minuten war er wieder an Bord des Kutters, der in einem großen Bogen von seinem Ankerplatz fortschoß, um den Wind von der richtigen Seite zu fassen und möglichst bald die Kugelbaake zu erreichen.

#### FÜNFTES KAPITEL. DIE MASKE DES SICHERGEHENDEN MANNES FÄLLT.

Die Brust von wunderbaren Gefühlen geschwellt, den Kopf voll der widersprechendsten, auf- und abfluthenden Gedanken, saß Paul auf dem Deck des kleinen, flüchtig

die Wellen durchschneidenden Fahrzeugs, und zur Verwunderung des redseligen Schiffers und des bedächtigeren Friedrich drang unterwegs kein Wort über seine Lippen. Erst als der Kutter sich der Kugelbaake näherte, kam wieder Leben in ihn, sein Gesicht heiterte sich auf und er nickte dem unablässig ihn betrachtenden Diener einen freundlichen Gruß zu, als bemerke er ihn jetzt zum ersten Male. Dieser kluge Mensch aber, der längst gemerkt, daß etwas Wichtiges in der Luft schwebte, war die Aufmerksamkeit selber gegen seinen jungen Herrn und er hätte wer weiß was gethan, um sich ihm gefällig und hülfreich zu erweisen.

Paul wurde, als er den Kutterführer reichlich belohnt, an der Kugelbaake von Whistrup und dessen Tochter mit lebhafter Freude empfangen, aber auch sie merkten ihm auf der Stelle an, daß etwas Wichtiges, wenn nicht Entscheidendes an Bord des Feuerschiffs vorgefallen sei, und so hielten sie ihre schon vorbereiteten Fragen sorglich zurück.

»Friede,« sagte Paul zu dem frischen jungen Mädchen, das ruhig an seiner Seite dem Hause zuschritt, »ich muß Sie schon wieder bemühen. Sie sehen also, wie ich nicht wenig von Ihnen verlange. Aber ich muß durchaus eine Stunde bei Ihnen rasten, so viel Zeit darf ich mir wohl gönnen. Ich bin dann doch zur Mittagsstunde zu Hause und behalte Zeit genug für meine übrigen Geschäfte. Geben Sie mir also ein gutes Glas Wein zur Stärkung und Etwas zu essen. Ich bedarf der Erholung, denn ich bin,

offen gesagt, angegriffen, mehr von innerer Gemüthsbe-  
wegung als von äußeren Strapazen.«

Friede hatte genug gehört. Während ihr Vater bei dem  
jungen Herrn im Zimmer saß, wirthschaftete sie mit der  
Magd in der Küche herum, um dem werthen Gaste etwas  
Schmackhaftes darzubieten, was ihr auch vollständig gel-  
lang.

»Whistrup,« sagte Paul zu dem bisherigen Laternen-  
wärter, als dieser ihm eine brennende Kerze zum Anzün-  
den einer Cigarre darreichte, »ich freue mich doch sehr,  
Ihre Bekanntschaft gleich am ersten Tage gemacht zu ha-  
ben, als ich hier ankam. Sie wissen doch wohl noch?«

»Ach, Herr van der Bosch,« entgegnete der gute Mann  
lächelnd, »ich habe schon vorher so recht lebhaft daran  
gedacht. Ich war etwa vor einer Stunde nach den neuen  
Badehäusern den Deich entlang gegangen, als ein engli-  
scher Dampfer von Hamburg die Elbe herunterkam und  
heute wieder einen Passagier an Land setzte, wie er es  
damals mit Ihnen that. Da fielen Sie mir auf der Stelle  
ein und ich sagte zu Friede, als ich eben zurückkam: der  
Fremde, der heute in Cuxhafen angekommen ist, bringt  
uns nicht so viel Gutes als Herr van der Bosch uns ge-  
bracht hat.«

Paul überhörte Einiges in diesem Bericht und faßte nur  
die letzten Worte auf. »Sie sind sehr freundlich,« erwi-  
derte er, »aber Sie haben mir wohl noch mehr gebracht  
als ich Ihnen. Gerade Ihnen und Ihrer Tochter verdanke  
ich die Aufklärung über meines Onkels Verhältnisse und  
– was jetzt noch viel wichtiger ist – die Hindeutung auf

gewisse Personen, die in diesen Verhältnissen eine bedeutungsvolle Rolle mitgespielt haben.«

»Das hat der Zufall zuwege gebracht, Herr van der Bosch. Das Gespräch kam ja ganz von selbst darauf. Doch – darf ich Sie nun wohl fragen, ob Sie irgend etwas Gewisses über den Rentmeister von Laurentius Selkirk erfahren haben?«

Paul lächelte eigenthümlich bei diesen Worten und blies den Rauch seiner Cigarre mit einem gewissen Behagen weit von sich. »Warten Sie zwei Tage,« versetzte er, »dann sollen Sie mehr hören; aber machen Sie sich bereit – so viel muß ich Ihnen doch wohl sagen – schon am ersten Juni Ihre Pacht anzutreten.«

Eben hatte Friede Wein und Gläser gebracht und dabei die letzten Worte des Sprechenden vernommen. Die Hand zitterte ihr, als sie die Flasche auf den Tisch stellte, und sie sah erst ihren Vater, dann Paul mit einem Blick voller Verwunderung und Staunen an.

»Ja, ja,« fuhr dieser fort, »ich sage es Ihnen schon jetzt, treffen Sie Ihre Vorbereitungen.«

»Aber mein Gott, wie käme denn das?« rief Whistrup, mit einem ganz dunkelrothen Gesicht, so sehr hatte diese unerwartete Nachricht sein Blut in Bewegung gesetzt.

»Still! Fragen Sie mich nicht genauer aus, ich kann Ihnen noch nicht Alles enthüllen, was selbst meinem Onkel heute noch ein Geheimniß bleiben muß. Nur so viel ist gewiß – und auch das sage ich nur Ihnen Beiden allein – länger als höchstens zwei Tage bleibt Hummer nicht mehr in meines Onkels Haus, darauf verlassen Sie sich.



Die Uhr dieses Menschen ist abgelaufen und die Ihrige wird frisch aufgezogen. Das ist Alles und alles Uebrige ist noch *mein* Geheimniß. – Werden Sie von Ihrem hiesigen Dienst zum Ersten nächsten Monats loskommen können?«

Er hatte dabei ein Glas Wein getrunken und winkte Friede zu, auch ihrem Vater eins anzubieten. Gleich darauf ging sie nach der Küche, um nach dem Essen zu sehen und in zwei Minuten brachte sie eine kräftige Fleischspeise herein, welche die Magd unterdessen bereitet hatte.

»Ei gewiß,« erwiderte Whistrup, nachdem er von dem Wein genippt, »der Herr Amtmann hat mir ja selbst gesagt, daß mein Nachfolger jeden Tag für mich eintreten kann.«

»Wenn das ist, so ist es gut. Mit dem Amtmann werde ich heute noch selbst darüber sprechen, denn ich sehe ihn schon am Nachmittag.«

Mehr sagte er vor der Hand nicht, sondern setzte sich an den Tisch und begann mit Appetit zu essen. In diesem Augenblick rief die Magd ihren Herrn aus dem Zimmer und nach wenigen Minuten kam dieser wieder lachend herein und sagte, sich zu Paul an den Tisch stellend:

»Das ist doch wirklich sonderbar, Herr van der Bosch. Wir haben noch so eben von Ihrer neulichen Ankunft hier gesprochen und jetzt begegnet mir etwas ganz Aehnliches.«

»Was denn? Wollen Sie uns neugierig machen?«

»Ei, der Passagier, der etwa vor anderthalb Stunden in Cuxhafen ausgestiegen ist, kommt so eben an, und wie

Ihnen damals, so karrrt auch ihm der Hausknecht vom Belvedere seinen Koffer.«

»Das hat wirklich einige Aehnlichkeit mit jenem Tage,« sagte Paul lächelnd und aß ruhig weiter.

»O, es ist noch nicht Alles, Herr, es kommt noch mehr Aehnlichkeit. Der junge Herr will nämlich auch nach Betty's-Ruh und fragt mich eben, ob er nicht einen Wagen bekommen könne, um nach dem Gute zu fahren.«

Jetzt wurde der Essende aufmerksam und legte Messer und Gabel hin. »Das ist ja seltsam,« sagte er. »Lassen Sie doch den jungen Herrn hereinkommen, damit wir sehen, wer es ist und was er auf Betty's-Ruh will.«

Whistrup ging wieder hinaus, um dieser Aufforderung zu genügen, und bald öffnete er die Thür und hereinschritt in sehr modernen neuen Reisekleidern ein junger Mann mit frischem, ausdrucksvollem Gesicht und blonden Haaren, der aber mit einer Art verwunderungsvoller Starrheit auf der Schwelle stehen blieb, als er Paul's ansichtig ward.

Dieser sprang, wie von einer Feder emporgeschnellt, in die Höhe und lief ihm mit offenen Armen entgegen. »Fritz,« rief er, »Fritz Ebeling, Junge, wo kommst Du her?«

Und gleich darauf lagen sich Beide in den Armen und begrüßten sich auf die herzlichste Weise, wie es nur zwei Brüder nach langer Trennung thun können.

Kaum aber hatte Whistrup und seine Tochter gesehen, daß die beiden Herren befreundet seien, so verließen sie bescheiden das Zimmer, und die Freunde konnten sich

nun mit vollem Behagen gegenseitig betrachten und ihre lebhafteste Umarmung von Neuem beginnen. Nachdem sie nun verschiedene Freudenrufe ausgestoßen und sich Glück gewünscht hatten, so unverhofft einander zu treffen, und als wieder einige Ruhe auf die erste Ueberraschung gefolgt war, sagte Paul, seinem alten Freunde einen Stuhl und ein Glas Wein anbietend:

»Aber nun, Fritz, laß uns ernstlich mit einander reden. Ich bin entzückt, daß Du mich hier und gerade heute triffst, denn der heutige Tag ist einer der wichtigsten und bedeutungsvollsten für mich, den ich bisher in meiner neuen Heimat erlebt habe.«

»Das betrachte ich als ein gutes Omen,« erwiderte der von Freude strahlende junge Kaufmann, »und es stimmt auch mit dem überein, was ich Dir selbst bringe. Ich halte es nämlich für wichtig genug. Aber wie ich hierher komme? Das ist ja ganz einfach, mein Junge. Dein Brief war wahrhaftig danach angethan, uns Alle endlich in Bewegung zu setzen. Mein Vater faßte einen raschen Entschluß und um Dir Hülfe zu bringen, hat er seine eigenen Angelegenheiten im Stich gelassen und sich vier oder sechs Wochen Reiseurlaub bewilligt. Jetzt sitzt er mit meiner Mutter, die uns natürlich begleitet hat, in Hamburg und wird dort mehrere Tage bleiben, da er mit Baring, der ihn nicht unter einer Woche loslassen will, auch Deines Onkels wegen wichtige Besprechungen halten muß. Meine Mutter wird an Betty schreiben, wenn sie kommen, damit diese ihnen einen Wagen nach Cuxhafen sendet. Mich, der ich keine Ruhe mehr in Hamburg hatte,

da ich Dir und Betty so nahe war, haben sie als Avantgarde vorangeschickt, und das Geschütz, was ich zu Deiner Hülfe mitbringe, ist wahrhaftig von einem Kaliber, daß Du Deine Freude daran haben wirst.«

Paul lachte freudig auf. »Fritz,« rief er, zog das kleine blaue Buch aus der Brusttasche und reichte es ihm hin – »sieh hier, ist Dein Kaliber wohl eben so schwer, wie dies Büchlerchen das mir erst heute Morgen dort auf dem Wasser in die Hände gekommen ist?«

Fritz griff begierig danach und schlug es sogleich auf. »Wie?« rief er verwundert, »ist es das bewußte verlorene Büchlerchen? Wahrhaftig, es ist es – ah!« und er konnte sich nicht enthalten, darin zu blättern und endlich auf die letzte beschriebene Seite einen Blick zu werfen, wo in richtiger kaufmännischer Art und Weise eine große Summe in runden Zahlen verzeichnet stand.

Als er aber diese Summe sah und mehrere Male leise aussprach, wurde er blaß und blickte seinen alten Freund, den ehemaligen armen Studenten, mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Verlegenheit und Freude an. »Bei Gott,« rief er stammelnd, »hast Du das schon gelesen?«

»Dazu habe ich noch keinen Augenblick Zeit gehabt, mein Lieber, und ich erspare mir diesen Genuß auf einen günstigeren Moment. Die Freude, die mir dies Buch bringen kann, kommt immer noch früh genug, aber erst muß etwas Ernsteres geschehen.«

»Das will ich meinen. Da, steck es nur gleich wieder ein und nun habe ich abermals Gelegenheit, Dir wieder einmal zu gratuliren. Doch nun sprich, was giebt es denn für Dich in diesem Augenblick Wichtigeres, als dieses Buch zu lesen? Du bist und bleibst in Geldangelegenheiten doch ein närrischer Kerl!«

»Du siehst es ja,« sagte Paul mit einem Anflug seiner alten Ruhe, »ich stärke mich erst. Das ist nöthig, mein Junge, denn wenn ich gestärkt bin,« fuhr er mit erhobener Stimme und flammenden Augen fort, »dann geht die Jagd los und noch heute, hoffe ich, werden wir den heimtückischen Wolf, den wir suchen, in unsere Gewalt bekommen.«

»Wirklich? O, das ist prächtig, ich jage mit und bin also wirklich zu rechter Zeit gekommen. Und wer ist der Verräther?«

»Kein Anderer, als ein gewisser Uscau Hummer, den die gute Frau Dralling, der weibliche Polizeisergeant, trotz des übergeworfenen Schafpelzes sogleich gewittert hat.«

Fritz nickte befriedigt. »Na,« sagte er, »da wir einmal bei einem Verbrechen sind, will ich Dir noch ein zweites enthüllen, und das war mit ein Hauptgrund, warum wir Alle so schnell reisten. Du erinnerst Dich doch jenes Tages, kurz vor Deiner fluchtähnlichen Abreise von uns, als ich zu Dir kam, Dir einen Staatsschuldschein zeigte, der auf seiner Rückseite den Namen van der Bosch trug, wie?«

»Gewiß, und was ist damit?«

»Nun, wir haben zu Hause in Erfahrung gebracht, daß dergleichen Scheine, preußische und russische in einer gewissen Quantität« – er sprach diese Worte mit starker Betonung – »in der Residenz von einem und demselben Individuum – eben jenem Baron von Hagen – an jenem Tage verkauft sind. Ist Dir das nicht wichtig? Du lächelst dabei.«

»O ja, aber ich lächele, weil es nichts beweist. Das Individuum, welches sie verkaufte, wenn es – merke wohl auf – unser Wolf ist, was allerdings denkbar, konnte sie als sein Eigentum verkaufen, da mein Onkel Casimir verschiedene Legate von großem Belang in solchen Papieren ausgezahlt hat.«

»So. Wie groß war denn das größte Legat?«

»Es betrug fünfzigtausend Mark.«

Fritz Ebeling lachte laut auf. »Das ist ja eine wahre Lumperei gegen den Umsatz, den ich vor Augen habe,« sagte er. »In unserer Residenz allein hat er an verschiedenen Orten wenigstens für dreimalhunderttausend umgesetzt, und wer weiß, wie viel er noch in anderen großen Städten verhandelt hat. Ueberall aber hat er – und ich habe nicht eher Ruhe gehabt, als bis ich in allen Wechselhandlungen gewesen, um persönlich Erkundigungen einzuziehen – überall hat er sich englische Banknoten ausgebeten, natürlich um sie auf großen Handelsplätzen leichter zu Geld machen zu können.«

Jetzt machte Paul große Augen. Doch Fritz war noch nicht fertig und er fuhr sogleich mit steigender Lebhaftigkeit fort. »Aber das ist noch nicht genug, mein Junge. Baring hat meinem Vater, sobald dieser ihm einen Theil Deines Briefes mitgetheilt, anvertraut, daß es bei Eurer Erbschaft nicht mit rechten Dingen zugegangen sein müsse, denn sein ehemaliger bester Kunde – eben Dein Onkel Quentin – habe *jährlich* für ... Thaler – er nannte hier eine ungeheure Summe – »Coupons in baares Geld umgewechselt erhalten, und seit einem Jahre habe dieser Umsatz fast gänzlich bis auf einige tausend Thaler gestockt.«

»So, so,« erwiderte Paul, von diesen schlagenden Beweisen vollkommen niedergedonnert. »Das ist höchst erbaulich und nun kommt Alles mit einem Male an den Tag. Kann ich auf Deine Zeugenschaft vor Gericht rechnen, wenn diese Dinge zur Sprache kommen?«

»Na, das versteht sich von selber, darum bin ich ja hier.«

Paul sann einige Augenblicke nach. »Höre,« sagte er endlich, »laß uns das Alles vor meinem alten Onkel noch geheim halten. Wir wollen dem guten Mann keine Unruhe machen. Erst wenn wir den Wolf fest haben, ist die Zeit gekommen, wo ihm die Augen geöffnet werden müssen, und dann werde ich ihm sagen: Onkel, Du hast mir alle Deine Geschäfte übergeben. Sieh, ob ich sie ganz nach Deinem Wunsch und meiner Pflicht gemäß zu Ende gebracht. Hier hast Du das Resultat und die Beweise obendrein!«

»Gut, ich stimme Dir bei. Das ist recht von Dir, der Alte muß geschont werden. Aber wann gehen wir zu den Gerichten – ich denke, das muß bald geschehen.«

»Heute Nachmittag gleich nach Tisch fahren wir nach Ritzebüttel. Dann ist Alles bald abgemacht und heute Abend schon haben wir den Kerl fest. Jetzt aber laß uns aufbrechen, wir wollen noch zur Essenszeit in Betty's-Ruh sein.«

Eine Viertelstunde später hatte Paul von Whistrup und Friede Abschied genommen und saß mit seinem alten Freunde im Wagen, nachdem er Louis den Befehl gegeben, um drei Uhr zu einer neuen Fahrt gerüstet zu sein. Die beiden jungen Männer aber waren noch keine halbe Stunde gefahren, als sie den Wagen schon wieder halten ließen, um hinter ihm her zu Fuß zu gehen. Sie konnten in unmittelbarer Nähe des Kutschers und Friedrichs nicht von den Dingen sprechen, die ihre Herzen belasteten, und so schritten sie langsam dem Gute zu, wobei sie Muße genug funden, ihre gegenseitigen Mittheilungen zu ergänzen und sich den Standpunct, auf dem sie gegenwärtig standen, vollkommen klar zu machen.

---

Endlich hatten sie die Stelle auf ihrem Gange erreicht, von wo aus Schloß Betty's-Ruh zum ersten Mal in der Ferne sichtbar wird. Unter anderen Umständen würde Fritz Ebeling in dieser Beziehung eine große Neugierde an den



Tag gelegt haben, heute jedoch war sein Gemüth von augenblicklich wichtigeren Dingen zu sehr in Anspruch genommen und so begnügte er sich mit wenigen Blicken und Fragen und setzte dann die begonnene Unterhaltung mit Paul ruhig weiter fort. Als sie aber in die Nähe des Parkthores kamen, hatten sie endlich alle ihre Erlebnisse ausgetauscht und eben wollten sie auf dasselbe zuschreiten, als in der Ferne ein Reiter sichtbar ward, der langsam auf seinem weißen Pferde ihnen entgegenkam.

Paul zuckte unwillkürlich zusammen, als er desselben ansichtig ward, aber er faßte sich schnell und sagte rasch zu seinem Freunde:

»Verhalte Dich ruhig, Fritz, was ich Dir jetzt auch sagen werde, und beherrsche Geberde und Miene. Sieh Dir jenen Reiter genau an, der uns dort entgegenkommt. O, wenn dieser Mensch allwissend oder nur allsehend wäre und in die Brusttasche dieses meines Rockes oder gar in unser Herz blicken könnte, was würde er sagen, was für eine Miene annehmen, was thun!«

Fritz hob seine guten Augen vorsichtig in die Höhe und sah nach dem Reiter hin. »Wer ist es denn? Du machst mich neugierig –«

»Wer kann es anders sein als der Rentmeister von Betty's-Ruh, Herr Uscan Hummer! Nun sieh ihn Dir an, aber behalte Deine Ruhe – der Mensch ist schlau wie ein Fuchs und raubgierig wie ein Wolf. Geduld, Geduld, lieber Wolf – heute Abend noch haben wir Dich!«

Fritz antwortete nichts mehr, er hatte keine Zeit dazu. Der Rentmeister, als er Paul aus der Ferne erkannte, kam

in leichtem Trabe heran und parirte sein schönes Pferd kurz vor den beiden jungen Männern, wobei er zugleich einen raschen Blick auf den ihm völlig unbekanntem Fritz Ebeling warf.

»Guten Tag, Herr van der Bosch!« rief er Paul entgegen und lüftete den Hut, wobei sein Gesicht einen Zug widerlicher Freundlichkeit annahm – »Sie haben wohl heute schon einen tüchtigen Marsch gemacht?«

»Ja, ich habe mir einen alten Freund zum Besuch in's Haus geholt,« erwiderte Paul, auf Fritz deutend, ohne jedoch denselben vorzustellen.

Der Rentmeister zog den Hut, Fritz Ebeling rückte den seinen nur wenig, und darauf sagte der Erstere, indem eine merkliche Röthe augenblicklicher Verlegenheit sein Gesicht überflog, was er durch einen Blick nach dem Himmel zu verbergen trachtete: »Wenn es doch Regen geben wollte! Die Wärme hat nun lange genug gedauert und der ewige Sonnenschein macht mich bei der anhaltenden Dürre für meine Felder besorgt.«

»Trübe ist es genug geworden,« entgegnete Paul, sich schon zum Weitergehen anschickend, »ich glaube gewiß, daß es bald Unwetter giebt. Guten Morgen!«

Er wandte sich dem nahen Park zu, der Rentmeister gab seinem Schimmel die Sporen und flog im Galopp davon. Fritz aber blieb auf derselben Stelle stehen, die er während der kurzen Unterhaltung der beiden Anderen eingenommen, nur hatte er sich gewandt und blickte dem so schnell Fortreitenden lange nach.

»Nun,« rief Paul und drehte sich noch einmal nach dem Freunde um, »was siehst Du ihm denn so lange nach? Wie gefällt Dir unser Mann? – Aber mein Gott,« setzte er nach einer Weile hinzu, als er einen Blick auf Fritz Ebeling's Gesicht geworfen – »was hast Du denn? Du siehst ja ganz erstarrt aus?«

»Ich habe auch wohl Ursache dazu,« erwiderte Fritz, der in der That vor Staunen bleich geworden war. »Also das war Dein vortrefflicher Rentmeister? Nun, so wisse denn, daß auch ich einen alten Bekannten in ihm entdeckt habe.«

»Du? Einen alten Bekannten? Wen denn?«

»Niemand anders, als den Herrn Pseudobaron von Hagen, der in der Wechselhandlung von . . . in der Residenz neulich jene Papiere verkaufte, von denen ich das eine in Deinem Interesse selbst käuflich an mich brachte und hier in meiner Briefftasche bewahre.«

»Wie?« rief Paul fast erschrocken – »Du meinst wirklich, er wäre es? Irrst Du Dich auch nicht?«

»Es ist gar kein Irrthum möglich, mein Lieber. Ich sah es auf der Stelle, als er den Hut abnahm und sein dicker knochiger Schädel und sein semmelblondes Haar sichtbar wurde. Nur trug er damals modischere und feinere Kleider. O, wie kann ich mich irren, Paul, es sind ja erst wenige Wochen seit jenem Tage verflossen und dieses Gesicht habe ich mir deutlich gemerkt und schon oft genug in die Erinnerung zurückgerufen.«

»Nun,« rief Paul fast fröhlich, »wenn es so ist, und ich glaube Dir, dann sind wir ja über alle Zweifel und Bedenken fort und die ganze Unthat dieses Menschen liegt vom Anfang bis zum Ende klar vor meinen jetzt völlig entschleierte Augen. Dieser Mann hat von dem Augenblick an seinen großen Diebstahl beschlossen, als er als Sendbote seines damals noch lebenden Herrn zu meinem guten Onkel nach . . . kam und in demselben einen Mann fand, der bei seiner Harmlosigkeit und Bescheidenheit leichter als jeder Andere zu betrügen war. Haha! Ja – und nun komm, es ist Zeit, daß auch Du diesen harmlosen und so nichtswürdig betrogenen Mann kennen lernst.«

»Ja, ja, mein Lieber, aber ich kann noch immer nicht über das Verhängniß wegkommen, welches in diesem Falle so seltsam seine Rolle gespielt hat. Daß ich auch gerade an jenem Tage in der Wechselhandlung sein mußte  
—«

Paul faßte ihn unter dem Arm und zog ihn sanft vorwärts. »Ein andermal mehr über dieses Verhängniß, mein Junge. Das ganze Leben des Menschen – mir wird das jeden Tag klarer – ist eine fest zusammenhängende Kette von ähnlichen Verhältnissen. Wer es nur aufmerksam betrachtet und erwägt, der findet es schon heraus. Den Kopf aber darf man sich nicht zerbrechen, diesen Zusammenhang ergründen zu wollen, denn die Motive dazu, die vielleicht dort oben über den Wolken schweben, die findet man doch nicht heraus. Das ist eben unser unlösbares

menschliches Räthsel. Wir aber, wir haben jetzt eins derselben glücklich gelöst oder sind doch seiner Lösung nahe. Dieses Bewußtsein, diese Ueberzeugung giebt mir alle meine Ruhe und geistige Spannkraft wieder. So komm denn, zum Philosophiren habe ich heute am wenigsten Lust, mich reißt der unaufhaltsame Drang zum Handeln fort. Sieh, da hast Du das Zauberschloß Quentin's vor Dir und nun laß uns rasch gehen, damit Du auch bald den von jenem Mann ›bezauberten‹ Besitzer desselben kennen lernst.«

Nach wenigen Minuten hatte Paul seinen nun doch verwunderten Gast in den Saal geführt und dem mit Sehnsucht ihn erwartenden Onkel vorgestellt. Die Begrüßung war von beiden Seiten eine ungemein herzliche. Namentlich der Professor freute sich in seiner kindlichen Art laut, den Sohn des Wohlthäters seines Neffen und zugleich den vielbesprochenen Cousin der Baronin von Wollkendorf kennen zu lernen und vernahm mit gleicher Freude die Mittheilung daß in wenigen Tagen auch die Eltern des jungen Mannes in Wollkendorf, also auch in Betty's-Ruh eintreffen würden.

»Darum also,« sagte der gute Mann unter Anderm, »bist Du heute so früh aus dem Bett gekrochen, mein Lieber? Ah, nun weiß ich es also, warum ich so schnöde und heimlich verlassen ward! Aber wer hat Dir denn die Meldung der Ankunft Deines Freundes gebracht?«

»Ein dienstbarer Genius, lieber Onkel, den ich im Stillen erworben und instruirt habe. Nun aber wollen wir zu Tisch gehen, wenn es Dir recht ist, denn da kommt Frau

Dralling schon, ein zweiter dienstbarer Genius, der uns anzeigen will, daß die Suppe unsers Diners beinahe kalt geworden wäre, nicht wahr?«

Und nun wurden auch Fritz Ebeling und Frau Dralling einander vorgestellt, die sich Beide mit lächelnden Blicken betrachteten, da sie schon von verschiedenen Seiten her vernommen, welche wichtigen Rollen sie in dem Leben der gegenwärtigen Personen gespielt hatten und noch spielten. –

Als man bei Tische saß und Frau Dralling die drei Herren mit einem guten Glase Rheinwein versorgt hatte, sagte Paul zu seinem Onkel: »Du mußt Dich nun nicht wundern, lieber Onkel, wenn wir Beide, ich meine Fritz Ebeling und mich, in den ersten Tagen unsers Beisammenseins häufig für uns bleiben und tüchtig umherschweifen. Ich muß ihm doch Alles zeigen und wir haben uns, wie Du Dir denken kannst, so manches Neue mitzutheilen.«

»Ei, das versteht sich von selber,« versetzte der gute Professor, der keine Ahnung davon hatte, was in den Herzen und Köpfen der beiden jungen Leute vorging. »Legt Euch meinerwegen nicht den geringsten Zwang auf, Kinder, ich weiß mich zu beschäftigen. Wo wollt Ihr denn heute hin?«

»Zuerst,« sagte Paul nach einigem Besinnen, »will mein Freund nach Ritzebüttel, um dem Herrn Amtmann einen Besuch zu machen.«

»Ah – kennen Sie den?« fragte der Professor arglos.

»Ich habe ihm einige Bestellungen von Bedeutung auszurichten,« erwiderte Fritz, auf diese Weise die Frage des Professors umgehend.

»So, so – na, dann wünsche ich viel Vergnügen. Ihr werdet doch fahren?«

»Wenn Du mir noch einmal die Grauschimmel gestatten willst, lieber Onkel –«

»Was für eine Frage, Paul! Du hast über Alles zu gebieten. Aber dann werde ich einmal einen Gang nach der Kugelbaake unternehmen, wo ich so lange nicht gewesen bin. Das Wetter wird sich ja wohl noch halten.«

Paul dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: »Ja, thu' das und Du kannst mir gleich eine Gefälligkeit dabei erweisen.«

»Welche denn, mein Junge?«

»Ich werde Dir einige Zeilen an Whistrup mitgeben und bitte Dich, sie gleich nach Deiner Ankunft in seine Hände zu legen. Der Mann wird sehr erfreut sein, Dir für die ihm übertragene Pachtung seinen Dank abstaten zu können, da er Dich ja seitdem noch gar nicht gesehen hat.«

Der Professor nickte freundlich. Nach Tische aber, wobei man heute nicht lange aushielt, machte er sich sogleich reisefertig, die versiegelten Zeilen jedoch, die er an Whistrup mitnahm, enthielten nur die Worte:

»Mein lieber Whistrup! Reden Sie kein Wort mit meinem Onkel über die neuesten Ereignisse. Er darf keine Sylbe davon wissen. Bis jetzt weiß er nur, daß

Sie am ersten October die Pachtung von Betty's-Ruh übernehmen und dafür sprechen Sie ihm Ihren Dank aus. Alles Uebrige morgen.

Paul van der Bosch.«

Voll Freude und Hoffnung, nun endlich zum Ziele zu kommen, stiegen Paul und Fritz bald nach drei Uhr in den Wagen und tauschten auf dem Wege nach Ritzebüttel, da Louis und Friedrich wieder in ihrer unmittelbaren Nähe saßen, nur wenige Worte über das vorliegende Unternehmen aus. Indessen sollte ihre sanguinische Hoffnung, daß Alles nun auf glatter und ebener Bahn verlaufen werde, noch nicht so bald erfüllt werden, das gestanden sie sich selber ein, als sie vor dem alten Schloß in Ritzebüttel anlangten und auf die Frage Paul's, ob der Herr Amtmann zu sprechen sei, von dem sie empfangenden Diener die Antwort erhielten: der Herr Amtmann sei verreist und komme diesen Tag gar nicht nach Hause.

»Wo ist er denn und wann kommt er zurück?« fragte Paul, dem diese Nachricht nicht eben angenehm in die Ohren klang.

»Der Herr Amtmann ist zu einer Hochzeit auf ein benachbartes Gut gefahren,« erläuterte der Diener. »Morgen früh gegen zwölf Uhr kommt er zurück, da das Frühstück um Zwölf bestellt ist.«

»Also das ist ganz bestimmt?« fragte der junge Mann noch einmal.



»Ganz bestimmt, Herr. Wen habe ich die Ehre dem Herrn Amtmann zu melden, wenn ich Ihren Besuch berichte?«

Paul nannte seinen Namen, fügte jedoch kein Wort weiter hinzu. Zwei Minuten später hatten sie dem alten Schloß schon den Rücken gekehrt und die Pferde trabten muthig durch den grünen Park dem Städtchen zu.

»Fahren wir nach Hause?« fragte Fritz etwas niedergedrückt.

Da schaute Paul auf und lächelte. »Nein,« sagte er, »ein Ziel haben wir zwar heute verfehlt, dafür soll uns aber das zweite entschädigen. – Louis, schlagen Sie den nächsten Weg nach Wollkendorf ein!«

Fritz fuhr freudig in die Höhe. »Das ist gut,« rief er, »und ich danke Dir für diese Ueberraschung. O, meine gute, liebe, theure Betty! Was wird sie sagen, wie wird sie sich freuen! Aber unmöglich kann sie sich so freuen wie ich. Doch Du bist ja so still geworden – freust Du Dich nicht auch?«

Paul nickte. »Gewiß, erwiderte er, »aber meine Freude ist durch jenen Fehlschlag etwas gedämpft. Indessen ist morgen auch ein Tag und um zwölf Uhr – Hochmittag, das ist die rechte Zeit – geht die Jagd los. Jetzt habe ich das bestimmte Vorgefühl davon und das hat mich noch nie getäuscht.« –

In guten anderthalb Stunden trafen die beiden Freunde in Wollkendorf ein und hier erregte ihr heutiger Besuch eine unsägliche Freude, um so mehr, da Niemand

denselben erwartet hatte. Fritz flog aus den Armen Betty' in die seiner Tante und wieder zurück, und Betty, vor Ueberraschung außer sich, weinte so heftig, wie Paul sie noch niemals weinen gesehen. Erst nach geraumer Zeit hatten sich die drei Verwandten so weit beruhigt, daß man zu anderweitigen Mittheilungen übergehen konnte und nun erfuhren auch Frau von Hayden und ihre Tochter, daß sie in wenigen Tagen einen Brief aus Hamburg erwarten könnten, der die Ankunft der Eltern Fritz Ebeling's in Cuxhafen meldete.

Als Paul die harmlose und übersprudelnde Freude gewahrte, welche diese Nachricht in ihrem Gefolge hatte, und als er die Fluth von Fragen und Antworten mit anhörte, die jetzt herüber und hinüber flogen, vergaß er fast die Verkündigung seiner eigenen hochwichtigen Neuigkeiten und gab sich mit den Uebrigen dem Erguß ihrer lebhaften Empfindungen hin. Da aber war es zuerst Betty, die auf Paul's Gesicht den Widerschein einer bisher standhaft verhehlten inneren Erregung wahrzunehmen glaubte, und es wollte sie bedünken, als ob er diesmal nicht mit ganzer Seele bei ihr und der allgemeinen Unterhaltung wäre. Eben wollte sie sich an ihn wenden und ihm eine darauf bezügliche Frage vorlegen, als Fritz mit ernster Miene das Wort nahm und sagte:

»Aber Du fragst ja gar nicht, liebe Betty, wo und wie Paul und ich uns getroffen haben? Bist Du denn gar nicht neugierig darauf?«

Betty erhob ihren Kopf und sah noch einmal längere Zeit beide Männer mit prüfenden Augen an. Da erkannte

sie denn deutlicher noch als vorher, daß noch etwas Unbesprochenes, Ernstes und Wichtiges in der Luft schwebte.

»Erzählt es mir,« sagte sie ruhig, »nun will ich Alles hören.«

Da begann denn Paul den Verlauf dieses seltsamen Tages von Anfang an zu erzählen und augenblicklich war das Interesse der beiden Damen in eine neue Richtung gelenkt und wandte sich wieder ungetheilt Betty's-Ruh und dessen Bewohnern zu.

Betty sowohl wie ihre Mutter staunten über die unvermuthete Wendung der Dinge, und die nahe bevorstehende Katastrophe erfüllte sie mit sichtbarer Unruhe. Als nun aber Paul's gerettetes Büchelchen zum Vorschein kam und Fritz einige Worte über eine gewisse bedeutungsvolle Summe fallen ließ, da senkte Betty – merkwürdig genug – fast traurig den Kopf; sie wurde plötzlich sehr still und, was sie auch nachher reden oder thun mochte, ihre frühere Munterkeit, ihre harmlose Freude kehrte an diesem Tage nicht wieder zurück.

»Wo mag der schreckliche Mensch denn aber das Geld gelassen haben?« fragte jetzt Frau von Hayden, indem sie bald Paul, bald Fritz einen forschenden Blick zuwarf.

Paul zuckte sichtlich zusammen. Das war eine Frage, die er sich schon lange im Stillen vorgelegt hatte, ohne im Stande zu sein, sie nur einigermaßen genügend zu beantworten.

Alle schwiegen und blickten ihn erwartungsvoll an, als ob er der Einzige wäre, der eine entscheidende Meinung darüber hegen könnte. »Das kann eigentlich für jetzt gleichgültig sein,« sagte er nach längerer Ueberlegung, »denn, haben wir den Mann, so haben wir auch das Geld. Nicht wahr?«

»Wenn er nun aber noch diese Nacht mit seinem Raube auf und davon ginge, wie dann?« warf Betty mit ängstlich gespannter Miene ein.

»Das glaube ich nicht,« erwiderte Paul. »Wenn er es gekonnt hätte, würde er schon längst gegangen sein. Er will nur als ein scheinbar ehrlicher Mann von hier scheiden, »und dazu bedarf er einer schriftlichen Erklärung meines Onkel, die ihm erst für den ersten October verheißen ist. Ginge er also ohne diese Erklärung, so würde er sich am ärgsten schaden. Nein, nein, er zieht immer die sicherste Sicherheit vor, das wissen wir ja von ihm. Uebrigens kann er ja keine Ahnung von dem jetzt über ihm schwebenden Gewitter haben.«

»Wir wollen doch lieber eben so sicher gehen, wie dieser biedere Mann bisher gegangen ist,« fiel Fritz ein, auf den Betty's Einwurf von Einfluß gewesen war, »und ihm bis morgen ein wenig auf die Finger passen. Wo kann er, Deiner Meinung nach, das Geld verborgen haben?« fragte er Paul.

»In seinem Hause oder irgend anderswo!« entgegnete dieser mit leichtem Achselzucken.

Alle lachten. »In seinem Hause hat er's gewiß nicht, oder nur das, was ihm von Rechtswegen zukommt,« fuhr

Fritz fort. »Sein Haus bietet ihm nicht die geringste Sicherheit und setzt ihn sogar der größten Gefahr aus, wenn er es zu seiner Schatzkammer macht.«

»Dann hat er es im Mausoleum, wohin er sich in jener Sterbenacht Ihres Onkels so oft begeben hat,« sagte Betty mit Entschiedenheit.

Paul horchte hoch auf. »Wer sagt Ihnen, daß er sich in jener Nacht wirklich im Mausoleum zu schaffen gemacht hat? Laurentius ist darin keine Autorität, er hat ihn nicht außer dem Hause gesehen und nur für den Saal und die Leiche ein Auge gehabt.«

»Und doch kann ich mich von diesem Glauben nicht so leicht frei machen,« erwiderte Betty mit unbeugsamer Hartnäckigkeit. »Es ist dies einmal ein Gedanke von mir, wie der in Bezug auf jenes Büchelchen – denken Sie wohl daran!«

»Ha!« rief Paul und nickte Betty mit herzlichem Einverständnis zu. »Wenn Sie so sprechen, muß ich Ihnen glauben.«

»Dann hätten Sie auch die richtige Erklärung für die bewußten Fußspuren des nächtlichen Gespenstes, nicht wahr?« fuhr Betty mit steigender Lebhaftigkeit fort. »Er hat sich öfter heimlich in das Gewölbe begeben, seinen Schatz untersucht, Papiere herausgenommen, das gewechselte Geld dafür hineingelegt und darum – o, denken Sie doch an unsern Besuch im Gewölbe – war auch neulich die Luft darin so ungesund für uns, daß der gute Mann voller Besorgniß kommen und uns davor warnen mußte.«

»Genug, genug!« rief Paul, Betty voller Befriedigung zunickend. »Sie haben mich vollständig überzeugt. Das Mausoleum wenigstens soll diese Nacht überwacht werden und kein Unberufener soll über das Wasser setzen. Dafür stehe ich Ihnen. Eine Nacht ist kurz und man durchwacht sie bald.«

Betty sah den Sprechenden groß an. »Was haben Sie vor!« rief sie. »Sie wollen doch nicht etwa selbst auf der Wacht stehen? Nein, das kann Ihr Ernst nicht sein und ich widersetze mich diesem Vorhaben. Geben Sie mir Ihre Hand, Ihr Wort, daß Sie nicht selbst diesen Posten übernehmen wollen.«

Betty's liebliches Gesicht war glühend roth geworden und sogar ihre sanften Augen funkelten wie Sterne, als sie diese Worte sprach. Paul reichte ihr auch sogleich in tiefer Bewegung die Hand und sagte:

»Wenn Sie mir so kategorisch meine Selbsthülfe untersagen, so muß und will ich mich fremder Hülfe bedienen. Sprechen wir nicht mehr darüber, die Sache ist abgemacht.«

Bald nach diesem langen Gespräch ging Paul in das Gehöft und suchte Friedrich auf, der bei seinen alten Bekannten im Pferdestalle saß. Er rief ihn ab und begab sich mit ihm in den Park.

»Friedrich,« sagte er, »Sie haben heute einen unruhigen Tag gehabt und sich redlich plagen müssen, und doch kommt Ihre Hauptplage erst.«

Friedrich hob schnell den Kopf in die Höhe und Paul las schon in seinem Auge, daß er zu jedem neuen Unternehmen bereit sei, ja, daß er sich darauf freue. »Ich bin gar nicht in Unruhe gewesen,« erwiderte er, »und ich habe ja nur gesessen. Sie würden mich glücklich machen, Herr van der Bosch, wenn Sie mir eine schwerer zu lösende Aufgabe übertrügen.«

»Sie sollen sie haben. Fürchten Sie sich vor Gespenstern?«

»Ich – vor Gespenstern?« lachte der junge Mann laut auf. »Ich glaube nicht an sie, also fürchte ich sie auch nicht.«

»Gut. Sie sind Soldat gewesen – haben Sie Schildwache stehen gelernt?«

»Ja, aus dem Grunde, Herr, und das ist unter Umständen ein ganz artiges Vergnügen.«

»Sie können es sich heute Nacht machen, auf Betty's-Ruh.« Und nun theilte er ihm vollständig seine Wünsche und schließlich die Bitte mit, gegen Niemand darüber zu sprechen.

»Seien Sie außer Sorge,« sagte der gute Mensch, »ich spreche niemals über einen mir insgeheim gegebenen Auftrag und werde gewissenhaft wachen. Es soll sich Niemand dem Mausoleum nähern, ohne daß ich ihn ergreife und halte. Ich werde mich mit den nöthigen Hülfsmitteln versehen. Ich weiß mit einem guten Strick umzugehen und ihn einem Diebe vortrefflich um den Hals zu werfen.«

»Gut. Mit Dunkelwerden beginnt Ihre Wache, wir werden dann schon längst zu Hause sein. Morgen haben wir noch *einen* aufregenden Tag und dann dürfen wir uns hoffentlich einer völligen Ruhe hingeben. Jetzt gehen Sie zu Louis und lassen Sie ihn die Pferde anschirren. In einer Viertelstunde fahren wir.«

Paul und Fritz fuhren übergücklich nach Hause, hatten sie doch wenigstens einige Stunden in der Nähe ihrer alten Sonne zugebracht. Während aber Paul's Glück sich nur durch ein träumendes Brüten kund that, sprudelte Fritz von lauter Lust über.

»Höre, mein Junge,« sagte er, »ich finde sie schöner denn je. Sie ist voller, reifer geworden und hat dabei nichts von ihrer Jugend eingebüßt. Ach, und das liebe süße Gesicht hat sie noch immer und an dem stillen Himmel leuchten die hellen Augen wie funkelnde Abendsterne. O, was wird unser guter Mond zu seiner lieben Betty sagen!«

Paul nickte und über sein ernststolzes Gesicht flog ein strahlendes Lächeln, als er an das Wiedersehen dieser von ihm so sehr geliebten Frau dachte. Plötzlich fuhr Louis sehr rasch. »Was giebt es?« fragte Paul, da die Pferde im Galopp« vorwärtsflogen.

»Es giebt einen starken Regen, Herr, und wir haben nur das halbe Deck aus dem Wagen. Sehen Sie doch da – der Wind ist ganz nach Westen herumgegangen und da kommen schon thurmhohe Wolken herauf.«

Er sollte nur halb Recht haben. Wolken und Wind zogen freilich herauf, aber der Regen blieb aus und man



kam völlig trocken in der Abenddämmerung nach Hause. Im Schlosse empfing sie der Professor mit froher Miene, er war auch eben erst von seinem Spaziergange zurückgekommen und hatte sich nicht so lange wie sonst an der Kugelbaake aufgehalten, – weil er so liebenswürdigen Besuch im Hause habe, sagte er, sich dabei schmunzelnd an Fritz Ebeling wendend. »Nun, haben Sie den Amtmann gesprochen?« fragte er dann.

»Er war verreist,« erwiderte Paul, »und morgen früh werden wir ihn wieder besuchen. Wir sind deshalb nach Wollkendorf gefahren und haben Fritz Ebeling's Cousine unsere Aufwartung gemacht.«

»Ach so!« sagte der Professor, leise erstaunt. »Nun, was macht die liebe kleine Frau? Hat sie mir denn keinen Gruß bestellt?«

»So viele,« rief Paul, »daß wir sie kaum fortbringen konnten.«

»Gut, gut, bei mir haben sie alle Platz. An Raum fehlt es in Betty's-Ruh nicht.« –

Man speiste ganz gemüthlich zusammen und eine Stunde später führte Paul seinen Freund, von der mit zwei Kerzen voranschreitenden Frau Dralling geleitet, in das obere Stockwerk, wo ihm ein schönes Zimmer zur Wohnung angewiesen war. Daneben sollte auch sein Vater wohnen, wenn er nach Betty's-Ruh käme, denn so hatte man es auf Wollkendorf beschlossen, wo nur Frau Ebeling bei den Damen bleiben sollte. So konnte man sich alle Tage bald hier, bald da zusammenfinden und Alle fanden ihre Rechnung bei dieser Einrichtung. Als Paul

wieder in den Saal trat, fand er seinen Onkel am Schreibtisch, mit einer schnell begonnenen mathematischen Arbeit beschäftigt. Als sein Neffe aber dicht an ihn herantrat, legte er die Feder fort und sagte aufstehend:

»Dein Freund ist ein hübscher feiner Junge; er gefällt mir, schon weil er einige Aehnlichkeit mit seiner schönen Cousine – meiner zukünftigen Gemahlin hat, Haha! Nun, es freut mich, daß Du Gesellschaft hast, ich gönne sie Dir. Recht, recht, Kinder, genießt das Leben und freut Euch. – Aber was giebt's denn? Du nimmst ja schon wieder Hut und Stock? Willst Du noch einmal ausgehen?«

»Ja, Onkel, ich will noch einmal durch den Park laufen, ich habe den ganzen Tag gesessen.«

»Gut, mein Junge, aber mich findest Du schon zu Bett, wenn Du wiederkomme der Gang zu Whistrup hat mich müde gemacht. Ah, ja – der Mann war ganz außer sich vor Glück und Deinen Brief habe ich ihm gegeben. Er läßt grüßen und wird Deinen Auftrag besorgen.«

»Ich danke Dir und nun wünsche ich Dir eine gute Nacht!« –

Nach dieser Unterhaltung trat Paul in den Park und schlug den Weg von der Halle links um die Stallgebäude herum nach der Pächterwohnung ein. Die Vorhänge vor den Fenstern des Zimmers, in welchem der Rentmeister wohnte, waren niedergelassen, aber es brannte Licht darin. Langsam und vorsichtig schritt er denselben Weg zurück und schlug dann die Richtung nach dem Mausoleum ein. Die Nacht war dunkel und der zunehmende Mond hinter schweren Wetterwolken versteckt. Kein

Stern war am ganzen Himmel zu sehen. Dabei wehte der Wind mächtig in einzelnen Stößen aus Westen, aber kein Tropfen Regen fiel auf die Erde.

Als Paul in die Nähe des Mausoleums kam und sein Schritt auf dem feinen Kiessande hörbar ward, tauchte eine dunkle Gestalt vorsichtig aus dem nächsten Gebüsch vor ihm auf. Es war Friedrich, der seinen Posten schon lange bezogen hatte und seinen Herrn augenblicklich erkannte, als dieser leise seinen Namen aussprach.

»Von jener Seite,« flüsterte ihm Paul, auf die südliche Waldecke deutend, zu, »pflegte sonst das Gespenst heranzuwandeln und in der Regel trug es Holzschuhe. Ich glaube kaum, daß Sie es heute zu erwarten haben. Harren Sie aber aus, bis der Tag anbricht. Sie leisten mir damit einen sehr großen Dienst und ich werde ihn zu belohnen wissen. Nun gute Nacht – begeben Sie sich wieder in Ihr Versteck!«

Friedrich nickte und verschwand, und Paul schlug beruhigt den Weg nach dem Schlosse ein. Als er sich aber eine Viertelstunde später in sein Bett legte, um wo möglich nach einem so anstrengenden und aufregungsvollen Tage süß zu schlummern, ahnte er nicht, daß er einen noch viel beschwerlicheren und bedeutungsvolleren Tag vor sich habe, als der eben beschlossene gewesen war. Wenn er es aber auch geahnt oder gar gewußt hätte, er wäre ihm doch freudig und kühn entgegengegangen, seit der gestrigen Entdeckung war sein Muth zehnfach gewachsen und in seiner Brust fühlte er Kraft genug, den Gefahren der Welt zu trotzen, mochten sie bestehen, worin sie

wollten, denn zwei lichte Sterne, glanzvoller und lieblicher als die schönsten am reich besäeten Firmament, leuchteten ihm aus der Ferne herüber und verklärten ihm die ganze irdische Welt, wie sie früher nur seine jugendlichen Träume verklärt und erleuchtet hatten.

## SECHSTES KAPITEL. DIE JAGD AUF DEN WOLF.

Der Morgen war endlich angebrochen und Paul war einer der Ersten im Schlosse, der sein Bett verließ. Sobald er sich angekleidet, stieg er leise, um den noch schlafenden Onkel nicht zu wecken, die Wendeltreppe nach dem oberen Stockwerk empor und begab sich zu Fritz Ebeling, der noch süß ruhend in seinem schönen Bette lag, nun aber die Augen aufschlagen mußte, denn Paul hatte keine Ruhe mehr, allein zu sein, und sehnte sich nach einem Gefährten dem er seine Gedanken und Empfindungen mittheilen konnte, was ihm in der letzten Zeit nur in sehr mäßigem Grade gestattet gewesen war. Während Fritz sich nun ankleidete, stand er am Fenster, blickte über den großen Rasenfleck vor der Halle nach dem Park hinaus und prüfte die Wolken des Himmels, wie es der Seemann thut, der an dem neu heraufgestiegenen Tage eine gute Strecke auf dem schäumenden Meere zurückzulegen hofft.

Es hatte gegen Morgen stark geregnet, jetzt aber tropfte es nur noch leise von den Blättern der Bäume und der warme Boden, der so lange der wohlthätigen Feuchtigkeit entbehrt, dampfte mächtig, so daß ein dünner, nebelartiger Dunst in lebhaft wirbelnden Spiralen zwischen

den Bäumen wogte. Am Himmel aber sah es fast noch trübseliger aus. Der Wind blies noch immer stoßweise aus Westen und führte wahre Wolkengebirge von dunkler Farbe und grotesken Gestaltungen heran, doch war die Luft dabei warm, fast schwül und offenbar konnte man auf anhaltenden Regen rechnen, sobald der Wind nur eine Stunde nachließ. Allein dieser Wind sollte an diesem Tage nicht nachlassen, im Gegentheil sich noch viel mehr verstärken, freilich aber auch den Regen fernhalten, der sich erst am nächsten Tage einstellte und so den Wunsch vieler Menschen erfüllte, die bereits lange danach gelehzt hatten. –

»Du wohnst prächtig hier,« sagte Fritz während des Ankleidens zu seinem Freunde, als dieser ihm seine Wetterbeobachtungen mitgeteilt, »und mein Vater hält es gewiß ein paar Wochen bei Dir aus, obgleich er auch Ausflüge nach der See machen will.«

»Dafür laß mich sorgen,« entgegnete Paul. »Er soll mit seinen Ausflügen zufrieden sein. Wir wollen auch einmal nach Helgoland, wohin Betty sich schon so lange gesehnt hat. Wenn unser heutiges Geschäft erst beendet ist, sind wir freie Herren und ich habe eine ganze Menge Pläne im Kopf, die wir ausführen müssen. Bist Du jetzt fertig? Gut, so wollen wir in den Saal gehen, unser Frühstück verzehren und hören, wie Friedrichs Wache abgelaufen ist.«

Es war eben sechs Uhr vorbei, als sie in den Saal traten. Gleich nach ihnen kam Frau Dralling, die sich heute

beeilt hatte, da sie sich noch immer nicht zufrieden geben konnte, daß der Herr Baumeister gestern ohne Kaffee hatte fortfahren müssen. Als Paul sie eintreten sah, ging er freudig auf sie zu, ergriff ihre Hände und sagte:

»Frau Dralling! Mein Herz drängt mich dazu, Ihnen etwas Geheimes zu sagen. Ja, staunen Sie nur, aber schweigen müssen Sie doch noch, bis ich Ihnen zu reden erlaube. Sie haben in allen Dingen, die den Rentmeister betreffen, Recht gehabt – der Kerl ist ein ganz gemeiner Schurke, und hier haben Sie endlich meine ganze Meinung über ihn.«

Frau Dralling, die sonst so starke Frau, war über diese ihr so plötzlich zukommende und so wenig erwartete Nachricht dermaßen erschrocken, daß sie sich setzen mußte und erst gar nicht reden konnte. Sie schlug nur die Hände zusammen und hielt sie im Schooße gefaltet, während sie Paul mit einem unendlich frohlockenden Blicke ansah.

»Ja,« fuhr dieser fort, »Sie haben von Anfang an eine richtige Meinung von ihm gehabt und darum mache ich Ihnen die Freude, Ihnen zu sagen, was hier noch Niemand wissen darf. Der Rentmeister hat meinen Onkel, schon in sein betrügerisches Netz eingesponnen, als er ihn in ... besuchte, und später hat er ihn belogen und bestohlen auf eine schändliche Weise. Aber heute – heute, Frau Dralling, hat seine Stunde geschlagen, und wir ertappen ihn. Bleiben Sie den ganzen Tag in der Nähe meines Onkels, und erst wenn er durch irgend einen Vorgang von unserm Unternehmen Kenntniß erhalten sollte,

bereiten Sie ihn in schonender Weise auf das vor, was ich Ihnen eben gesagt. Wir werden gegen elf Uhr zum Amtmann nach Ritzebüttel fahren, um ihn zur Verhaftung des Schurken aufzufordern; besorgen Sie uns also gegen zehn Uhr ein kräftiges Frühstück, da wir nicht wissen, wann wir von Ritzebüttel zurückkehren.«

»Ei Du mein Gott,« rief endlich die bebende Frau, die aber schon wieder aufgesprungen war und ihr Herz vor Muth klopfen fühlte, »wie haben Sie denn das herausgebracht?«

»Darüber ein andermal, jetzt schweigen Sie und besorgen Sie uns den Kaffee. Vor allen Dingen aber zeigen Sie dem Professor ein unbefangenes Gesicht, wenn er kommt und, wie gesagt, bleiben Sie ihm zur Seite, damit er im Nothfall von unserm Thun unterrichtet werden kann, was ich allein Ihrer Umsicht überlasse.«

»Ja, ja, ich will ja Alles thun!« rief Frau Dralling und nun zeigte sich wieder ein triumphirendes Lächeln auf ihrem Gesicht und sie lief hinaus, um den Kaffee zu besorgen, der auch nicht lange auf sich warten ließ.

Unmittelbar nach Frau Dralling's Abgang trat Friedrich in den Saal. Er sah ganz munter und vergnügt aus und hatte sich schon wieder in trockene Kleider geworfen, da er vom Regen, der in der Nacht gefallen, völlig durchnäßt worden war.

»Guten Morgen, Herr van der Bosch,« sagte er freundlich. »Ich habe eigentlich nichts zu melden. Niemand hat sich in der Nacht dem Mausoleum genähert, weder ein Mensch noch ein Gespenst. Als gegen fünf Uhr Barker in

den Garten kam, zog ich mich vorsichtig zurück und er hat mich nicht gesehen.«

»Das ist gut und ich danke Ihnen. Aber jetzt habe ich noch einen geheimen Auftrag für Sie und dann stärken Sie sich gehörig, wobei Frau Dralling Ihnen behülflich sein wird, denn um elf Uhr beginnen wir eine Jagd und fahren nach Ritzebüttel zum Amtmann. Es wäre mir jedoch lieb, wenn Sie diesmal ritten, da ich dann einen Platz mehr im Wagen behalte.«

»Das ist ganz nach meinem Geschmack, Herr van – der Bosch; ich werde um elf Uhr gerüstet sein und auch den Wagen bestellen.«

»Ja, aber lassen Sie ihn nicht schließen, wir müssen freie Umsicht behalten. Doch soll Louis das Verdeck für alle Fälle mitnehmen.«

»Gut, Herr, Alles soll geschehen, wie Sie befehlen. Was für einen geheimen Auftrag aber haben Sie mir zu geben?«

»Gehen Sie,« sagte Paul flüsternd, »langsam nach dem Pächterhaufe hinüber und suchen Sie zu ergründen, ob der Rentmeister zu Hause ist. Wenn Sie ihn gesehen haben, kommen Sie zurück und melden es mir.«

Friedrich nickte vergnügt, als ahne er, wem die bevorstehende Jagd gelte, und ging sogleich nach dem Park. In einer halben Stunde kam er wieder und berichtete, daß er den Rentmeister gesehen habe. Er sei eben zu Pferde gestiegen und nach den Feldern geritten, wie er alle Morgen zu thun pflege.



»Ich danke Ihnen. Jetzt ruhen und stärken Sie sich. Auf Wiedersehen bis elf Uhr, eher bedarf ich Ihrer nicht.«

Um sieben Uhr kam der Professor zum Vorschein und fand die jungen Männer am Kaffeetisch. Er begrüßte sie auf seine gewöhnliche herzliche Weise und setzte sich sogleich zu ihnen. »Na,« sagte er im Verlauf des Gesprächs, »wohin werden die Herren denn heute ihren Weg nehmen?«

»Nach Ritzebüttel, lieber Onkel. Wir müssen nachholen, was wir gestern versäumt.«

»Ach so, es ist wahr, Du hast es mir ja schon gestern gesagt. Viel Vergnügen auf der Partie bei dem schlechten Wetter. Es hat geregnet, wie ich sehe. Na, da wird der Rentmeister glücklich sein, der hatte gestern große Sorge.«

»Er hat sie auch mir mitgeteilt,« erwiderte Paul lächelnd, »ich habe ihn gesprochen.« –

Nach dem Kaffee ging der Professor an seine Arbeit; Paul und Fritz dagegen spielten eine Partie Billard, um sich die Zeit zu vertreiben. Nach neun Uhr aber begann Frau Dralling, die wie electricirt und von einer seltsamen Beweglichkeit war, ihre Zurüstungen zum zweiten Frühstück zu treffen und bat sich die Kellerschlüssel aus, um auch Wein heraufzuholen.

»Was für eine Sorte soll ich heute bringen?« fragte sie heiter.

Paul besann sich und sagte: »Lassen Sie uns einmal selber hinabgehen, mein Freund hat unsern Keller noch

nicht gesehen. Komm, Fritz, ich will Dir einmal etwas Angenehmes zeigen.«

Nach zehn Minuten kamen die beiden jungen Männer mit lachenden Gesichtern wieder aus dem Keller herauf, jeder eine Flasche in der Hand tragend, die sie auf den Frühstückstisch stellten.

»O, o,« sagte Fritz, »wenn nur mein Vater erst hier wäre! Was wird der für Augen machen! Hier ist ja für Alles gesorgt und das Fehlende werden wir hoffentlich heute ersetzen.«

Der Professor wunderte sich gar nicht, als er um zehn Uhr die Aufforderung erhielt, heute ein warmes Frühstück einzunehmen, da er ja wußte, daß die jungen Leute eine Reise vorhatten. Er aß und trank mit ihnen und war so lustig wie sie, ohne den Grund dieser seltsamen Lustigkeit zu kennen. Als er nun aber das letzte Glas mit dem Wunsch einer glücklichen Fahrt geleert, stand Paul auf und sah nach allen Uhren, deren er im Saale ansichtig werden konnte. Es ging gegen elf Uhr und nun begann er, sich mit Fritz zu der Reise zu rüsten. Beide zogen Regenröcke und feste Stiefel an und nahmen statt des Hutes festschließende Mützen, wie es sich für Jäger geziemt, die den bösen Einflüssen eines Unwetters trotzen müssen. Als sie fertig waren, kam Friedrich mit der Meldung, daß der Wagen vor der Thür stehe.

»Adieu, Onkel!« sagte Paul zu dem Professor, der schon wieder am Schreibtisch saß.«

Der alte Mann sprang auf und sah die beiden jungen Leute in ihrer Vermummung groß an.

»Na,« sagte er lachend, »Ihr seht ja aus, als ob Ihr eine Reise nach dem Nordpol unternehmen wolltet. Aber Ihr habt Recht, es wird Regen geben und der Wind bläst ein Bischen arg. Grüßt den Herrn Amtmann von mir und bleibt nicht zu lange aus, da ich ja heute nicht aus dem Hause kann.«

Paul und Fritz schüttelten ihm die Hände und verließen den Saal; Frau Dralling, deren Herz so ungestüm vor Freude schlug, daß sie nur wenige Worte für die Abfahrenden hatte, begleitete sie bis zur Halle. Paul legte, als er in den Wagen stieg, mit einer ausdrucksvollen Geberde den Finger auf die Lippen, nickte ihr freundlich zu und – fort ging es im scharfen Trabe nach Ritzebüttel hin, während Friedrich unmittelbar hinter dem Wagen herritt und seinen feurigen Rappen, der einige Tage Ruhe gehabt, gewaltig im Zügel halten mußte.

Als man im Freien außerhalb des Parkes war, machte der heftige Wind sich erst recht bemerklich. Wenn sein Stoß über die Felder und Waldstrecken fuhr, riß er die Zweige der Bäume auseinander und bog die wogenden Halme fast bis zur Erde nieder. Dabei ließ er ein Sausen hören, daß die Pferde unruhig wurden und im scharfen Laufe die Ohren spitzten.

»Das ist ein ächter Jagdtag!« sagte Fritz mit lächelnder Miene. »Gut, daß wir nichts mit der Kugel zu treffen haben, wir würden oft genug vorbeischießen.«

»O, der Wind thut uns nichts,« erwiderte Paul, sich fester in seine Decken hüllend, »aber den Regen möchte ich bitten, uns zu verschonen. Ha! Heute möchte ich die See

sehen, die wird einen gewaltigen Tanz aufführen. Doch, unser Ziel liegt diesmal am Lande. Wenn der Amtmann nur schon zu Hause ist und sogleich auf meine Bitte eingeht und die Jagd mit uns beginnt!«

»Ich denke es gewiß, er soll ja ein eben so liebenswürdiger wie pflichttreuer und entschlossener Mann sein, wie Betty sagt. Uebrigens sind Deine Beweise so handgreiflich und es liegt so viel Gefahr im Verzuge, daß ich keinen Augenblick an seiner Bereitwilligkeit zweifle.«

»Ich auch nicht. – Haben Sie Decken für die Pferde mitgenommen, Louis?«

»Decken, Futter und Alles, wie es sich ziemt, Herr!« erwiderte der wettergraue Kutscher, sich lächelnd nach den beiden jungen Männern umblickend.

»Na, dann ist für Alles gesorgt und nun in Gottes Namen vorwärts!«



Es war noch nicht ganz zwölf Uhr, als die Grauschirmel schnaubend vor der Treppe des Schlosses zu Ritzebüttel hielten. Der Diener, den Paul gestern gesprochen, kam sogleich heraus und verkündete mit heiterem Gesicht, daß der Herr Amtmann schon vor einer halben Stunde angelangt sei und sich eben zum Frühstück an den Tisch gesetzt habe.

»Ist er allein?« fragte Paul.

»Ja, er ist ganz allein gekommen, seine Familie wird erst Nachmittags erwartet.«

»So melden Sie mich und sagen Sie, daß ich in einer wichtigen und eiligen Angelegenheit ihn zu sprechen wünsche.«

Paul und Fritz waren in den Hausflur getreten und entledigten sich hier ihrer Regenröcke. Sie waren kaum damit zu Stande gekommen, als der Diener schon wieder erschien und sie bat, in das erste Zimmer zur linken Hand zu treten. Hier sahen sie den Amtmann am Tische sitzen; er stand aber sogleich auf und trat ihnen mit einem neugierig gespannten Gesicht entgegen, welches einen sehr freundlichen Ausdruck annahm, als er die beiden jungen Männer genauer betrachtete.

Paul stellte sich und seinen Freund vor und sagte dann: »Ich bedaure, daß ich Sie bei Ihrem Frühstück stören muß, allein wenn Sie meinen Vortrag gehört haben, werden Sie meine Eile gerechtfertigt finden. Indessen lassen Sie sich von Ihrem Genusse nicht durch uns abhalten, ich werde Ihnen dabei Etwas erzählen, was Ihrem Appetit vielleicht noch einige Würze hinzufügt, falls Sie so gütig sind, mir Ihr Ohr zu leihen.«

Der Amtmann, selbst ein so fein gebildeter Mann, hörte mit sichtbarem Wohlgefallen den schönen jungen Mann sprechen, betrachtete ihn noch einmal mit raschem Blick und erwiderte dann, auf zwei leere Sessel am Tische deutend: »Bitte, nehmen Sie Platz, meine Herren, und wenn Sie mir die Ehre geben, ein Glas Wein mit mir zu trinken, werde ich mein Frühstück beendigen, da ich so eben einen weiten Weg zurückgelegt habe.«

Der Diener, der bisher noch im Zimmer geblieben war, da er eine derartige Aeußerung seines Herrn erwartet haben mochte, brachte sogleich zwei Gläser, und der Amtmann goß sie voll Wein und reichte sie seinen Gästen mit freundlichem Kopfnicken hin. Paul und Fritz nahmen das so herzlich Dargebotene dankend an und ließen sich an dem Tisch nieder, der Amtmann aber nahm seine Gabel wieder zur Hand und sagte dann: »So, nun sitzen wir ganz ungenirt beisammen und jetzt wollen wir bald zum Ende kommen. Bitte, tragen Sie mir gefälligst die Ursache Ihres mir sehr angenehmen Besuches vor.«

Paul überbrachte zuerst die Grüße seines Onkels, und der Amtmann flocht einige Fragen nach dem Befinden desselben ein. Als auch das abgemacht, begann Paul seine Erzählung mit jener überzeugenden Ruhe und imponirenden Sprachgewandtheit, die ihm, wenn es nöthig war, im vollkommensten Maaße zu Gebote standen. Klar und einfach entwickelte er alle Ereignisse auf Betty's-Ruh bis zu dem Gerichtsacte, der dem Amtmann eben so gut, wenn nicht noch besser als ihm selber, bekannt war, dann aber mischte er seine eigene Person in das Verhältniß, legte seine Ansichten über das Testament und den vorgefundenen Nachlaß dar, und von diesem Augenblick an wurde seine Mittheilung so interessant, daß der Amtmann bald die Gabel ruhen ließ und nur Augen und Ohren für den Sprechenden hatte. Als nun aber dieser mit einem Male das Wort ›Betrug‹ aussprach, die Entdeckung des blauen Büchelchens vortrug, es auf den Tisch legte und nun auch die Beweise Fritz Ebeling's beibrachte,

die dieser zuletzt mit eigenen Worten vervollständigte, da konnte der Amtmann nicht länger sitzen bleiben. Er sprang lebhaft vom Stuhl auf und sein bisher blasses Gesicht nahm die wärmere Farbe hoher Erregung an, während seine geistreichen Augen vor Ueberraschung und Verwunderung zu blitzen begannen.

Aber noch sprach er kein Wort. Er griff nur mit zitternder Hand nach dem blauen Buche und blätterte darin, wobei er sehr bald die auf der ersten Seite stehenden Worte las und in denselben die ihm nicht fremd gebliebene Handschrift Quentin van der Bosch's wiedererkannte.

Da aber war der Moment gekommen, wo auch ihn die Ueberzeugung der Wahrheit der Aussage des jungen Mannes ergriff. Er erhob seinen schlanken Körper zu seiner höchsten Höhe, athmete tief auf und sprach mit flammenden Augen:

»Das ist ja eine erstaunlich seltsame Geschichte und ein unzweifelhafter, unerhörter Betrug! Ich glaube Ihnen Alles auf ein Haar. Und um ganz aufrichtig gegen Sie zu sein, muß ich Ihnen sagen, daß so mancher Verdacht gegen die Ehrlichkeit des bisherigen Rentmeisters auch bis zu meinen Ohren gedrungen ist, allein nach der so günstig für ihn ausgefallenen Untersuchung lag kein Grund vor, den schwierigen und unangenehmen Proceß noch einmal zu beginnen. Jetzt aber ist es etwas ganz Anderes, meine Herren. Jetzt kommen Sie und belegen Ihre Anklage sofort mit unwiderleglichen Beweisen – da liegt der Hauptzeuge vor uns, hier steht der lebende Zeuge –

und so frage ich Sie, Herr van der Bosch – was verlangen Sie, daß ich thue?«

Paul lächelte auf seine alte ruhige Weise, denn er hatte bereits in der sprechenden Miene des Amtmanns gelesen, daß derselbe vollkommen mit ihm einverstanden sei, und so sagte er fest und klar:

»Herr Senator, ich verlange, daß der Betrüger augenblicklich verhaftet werde. Er kann sich jeden Augenblick der Untersuchung entziehen und den Raub in Sicherheit bringen, den er irgend wo heimlich geborgen hat.«

»Gut,« sagte der Amtmann mit energischer Stimme, »da sind Sie einer und derselben Meinung mit mir und das Recht soll einmal rasch seinen Lauf nehmen. Mit diesem Zug an meiner Glocke leite ich den neuen Proceß ein und Sie sollen sich also nicht über langsame Gerechtigkeit in unserm Lande zu beklagen haben.«

Er that einen Schritt nach dem Glockenzug und zog erst einmal leise und dann zweimal stark daran, worauf er den beiden Herren lächelnd zunickte und, sich die Hände reibend, sinnend im Zimmer auf und nieder schritt.

Auf den ersten Glockenzug trat sofort der Diener ein, welcher die Fremden empfangen hatte.

»Laß meinen Reisewagen sogleich mit frischen Pferden bespannen,« gebot der Amtmann, »und lege meine Pistolen, meine Decken und meinen schweren Stock hinein. In einer halben Stunde muß Alles besorgt sein.«

Der Diener ging sich verbeugend hinaus und an seiner Statt trat der Secretair des Amtmanns ein.



»Sind die Büttel noch da?« fragte dieser schnell.

»Nein, Herr Senator, sie sind vor einer halben Stunde zum Essen gegangen.«

»So senden Sie rasch nach ihnen. Ich brauche vier Mann – nehmen Sie die kräftigsten. Sie sollen vollständig bewaffnet und mit ihren Mänteln versehen augenblicklich zu einer Reise mit mir gerüstet sein. Ich erwarte sie. Wenn Sie das ausgerichtet, kommen Sie wieder.«

Der Secretair ging mit erschrockenem Gesicht hinaus; in einer so ernstesten Stimmung hatte er seinen milden Chef selten vor Augen gehabt.

»Sie sehen, meine Herren,« wandte sich dieser wieder an Paul und Fritz, »ich beeile mich, wie ich kann. Aber nun trinken wir noch ein Glas Wein. Der Appetit ist mir vergangen. Ei, ei, Herr Hummer, wer hätte das von Ihnen gedacht!«

Gleich darauf hörte man rasch zwei Boten die Treppe hinunterspringen und sah sie auch flüchtig durch den Park nach dem Flecken laufen. Dann trat der Secretair wieder herein und meldete, daß die Befehle des Herrn Amtmanns vollstreckt seien.

»Mein lieber Dulk,« sagte dieser jetzt zu dem Secretair, »es handelt sich heute um eine sehr ernste und wichtige Angelegenheit. Verlassen Sie das Bureau nicht, bis Sie Meldung von mir haben. Ich kann nicht wissen, was vorfällt, und so seien Sie auf neue Befehle gefaßt, die ich Ihnen vielleicht senden muß. Einstweilen lassen Sie unser sicherstes Haftlocal in Ordnung bringen. Es handelt sich um einen schweren Verbrecher, den wir fassen wollen.«

»Auf Betty's-Ruh?« fragte der Secretair, einen hastigen Blick auf Herrn van der Boschweisend.

»Ja, auf Betty's-Ruh, Sie können es immerhin wissen, – Doch jetzt bedarf ich Ihrer nicht mehr. Bis auf Wiedersehen!« –

Nach einer Viertelstunde schon, während die drei Herren über den vorliegenden Fall sprachen, über den der Amtmann sich noch immer nicht beruhigen konnte, sah man zwei handfeste Polizeibeamte im vollen Waffenschmuck durch den Park herbeieilen. Bald daran meldeten sie sich bei ihrem Vorgesetzten.

»Warten Sie draußen, bis die beiden Andern kommen, dann werde ich Ihnen sagen, um was es sich handelt.«

Zehn Minuten später kamen auch die beiden letzten Beamten und nun traten sie alle vier in's Zimmer und der Amtmann sagte ihnen Folgendes:

»Sie steigen sämmtlich in meinen Wagen und fahren hinter diesen Herren und mir her. Es handelt sich um die Person – ich theile Ihnen dies auf Ihren Amtseid insgeheim mit – des Rentmeisters Uscaan Hummer aus Betty's-Ruh, den Sie Alle kennen. Ich will ihn verhaften und nehme Ihre Hülfe dabei in Anspruch. Es giebt große Prämien, das verspreche ich, wenn Sie ihn ergreifen. Vorwärts, im Namen des Senats und des Gesetzes, und nun halten Sie Ihre Augen auf!«

Der Senator winkte mit der Hand und die vier Schergen stolperten mit ihren klappernden Säbeln hinaus, voller Eifer, einen bisher so angesehenen Mann auf Betty's-Ruh in ihre Fäuste zu bekommen.

»Wenn es Ihnen gefällig ist,« wandte der Amtmann sich nun an Paul und Fritz, die dem ganzen Vorgange mit innerer Genugthuung zugeschaut, »so beginnen wir unsern Feldzug. Bitte, gehen Sie voran, ich folge gleich.«

Beide warteten am Wagenschlag, bis der Amtmann aus der Thür kam. Paul nöthigte ihn zuerst zum Einsteigen, dann setzte er sich neben ihn. Fritz stieg auf den Platz zu Louis. Friedrich saß schon im Sattel und schloß sich dem ersten Wagen an, hinter dem unmittelbar der des Amtmanns mit den vier Häschern folgte.

Als sie so durch einige Straßen des niedlichen Fleckens fuhren, erregte der ernste Zug großes Aufsehen unter den staunenden Bewohnern. Alle sahen ihm kopfschüttelnd und mit langen Gesichtern nach, da Niemand wußte, was das zu bedeuten habe und die beiden Fremden Keinem bekannt waren. Bald indessen hatte man das freie Feld erreicht und nun ging es im raschen Trabe auf Betty's-Ruh los, welches man in ungefähr einer Stunde erreichen konnte, wenn die Pferde so fortliefen, wie sie begonnen hatten.

Es war halb zwei Uhr, als man das Schloß von Ritzebüttel verließ und um halb Drei traf man vor der Halle von Betty's-Ruh ein. Hier befahl man den Kutschern zu warten und den Pferden Heu vorzuwerfen, da man ihrer Mitwirkung noch bedürfen konnte, wenn der Rentmeister nicht zu Hause war.

Der Amtmann dagegen ging mit Paul und Fritz dem Pachthause zu, von Friedrich und den vier Bütteln gefolgt, wobei man jedoch nur solche Wege einschlug, daß man vom Pachthause aus nicht gesehen werden konnte.

Als die Gesellschaft rasch und schweigend durch den Park schritt, kam ihnen etwa zweihundert Schritte vom Pachthause eine Magd entgegen.

»Ist der Rentmeister zu Hause?« fragte sie der Amtmann.

»Ja, Herr, er ist in der Stube, will aber eben fortreiten, der Schimmel steht schon gesattelt im Hofe.«

»Dann kommen Sie rasch, meine Herren, damit uns der Vogel nicht entwischt. – Und Sie,« wandte er sich zu Friedrich, »holen Sie lieber die Wagen hierher, damit wir sie gleich bei der Hand haben.«

Friedrich lief in vollem Laufe zurück, denn er wollte gern dabei sein, wenn man den Herrn Rentmeister ergriff. Daß dieser ein Verbrechen begangen, war ihm schon seit dem Morgen klar, wo er den Auftrag, ihn zu überwachen, erhalten. Jetzt aber war der Zeitpunkt gekommen, wo man sich dem Pachthause nicht mehr ungesehen nähern konnte, und das war allerdings ein wichtiger Moment. Er sollte sich auf der Stelle als entscheidend erweisen. Denn als der Amtmann eben mit allen seinen Begleitern um eine bewaldete Ecke bog, öffnete sich ein Fenster des Pachthauses und Herr Usca Hummer steckte seinen strohgelben Kopf heraus, wahrscheinlich um nach dem Wetter auszuschaun.

Da erfaßte sein rasches Auge die nahende Gesellschaft und augenblicklich schloß sich das Fenster und sogar der Vorhang rollte davor herab. Der erste Sprung des bestürzten Rentmeisters war nach der Thür gerichtet, die er verschloß, denn noch hatte er seine Kaltblütigkeit nicht verloren, obgleich sein böses Gewissen ihm sagte, was ihm bevorstand. Nur einen raschen Griff that er dann in einen Kasten seines offenen Schreibtisches – einige Schlüssel und eine Briefftasche versenkten sich in seinen Rock, dann, in ein hinteres Zimmer schlüpfend, sprang er aus dem Fenster und nach einigen Sätzen stand er neben seinem Schimmel. Nachdem er dem ihn haltenden Knecht die Zügel aus der Hand gerissen, saß er im Nu im Sattel und sprengte dann um das Gehöft herum in das freie Feld hinaus, was ihm eine offenstehende Pforte in der Parkmauer glücklicherweise gestattete. So entschwand er dem ihm verwundert nachschauenden Knecht aus den Augen, während dieser mit offenem Munde in die Richtung blickte, die der Flüchtling eingeschlagen hatte.

Unmittelbar darauf trat der Amtmann mit seinen Begleitern in das Haus, und da er die Thür des Zimmers, in welchem man den Rentmeister gesehen, verschlossen fand, ging er nach einer hinteren Thür, als eben der erschrockene Knecht in's Haus trat, der seinen Herrn hatte fortreiten sehen.

»Suchen Sie den Rentmeister, Herr Amtmann?« fragte der Knecht stammelnd.

»Ja – wo ist er?«

»Eben fort auf dem Schimmel über alle Berge! – wie toll und verrückt!«

»Wo hinaus?«

»Nach Norden hin, Herr Amtmann!«

»Aha!« rief der Amtmann sogleich, »er will nach der See und gründlich entschlüpfen. Na ja, die wird heute nicht sehr liebenswürdig sein. Meine Herren, Sie sehen, wie die Sachen liegen – wir sind fünf Minuten zu spät gekommen.«

»Wir werden ihn aber doch verfolgen?« fragte Paul mit energischer Miene.

»Gewiß werden wir das. Steigen Sie immer ein, meine Herren, ich habe hier nur Einiges anzuordnen.«

Als Paul und Fritz das Haus wieder verlassen hatten und hastig in den angekommenen Wagen stiegen, befahl der Amtmann zwei Häschern, mit gezogenem Säbel im rings verschlossenen Hause zu bleiben, Niemanden aus- oder einzulassen und zu warten, bis sie weitere Befehle erhalten würden. »Hier haben Sie das Amtssiegel,« sagte er zu dem ältesten, »versiegeln Sie Alles, was zu versiegeln ist und bewahren Sie die Schlüssel auf. So, und nun Adieu, bis auf Wiedersehen!«

»Bekommen wir denn unsre Prämie, wenn wir hier bleiben?« fragte der verdutzte Büttel.

»Gewiß, Sie Alle bekommen gleiche Theile – das Haus ist eben so wichtig, wie der Mann!«

Als der Amtmann vor die Thür kam, fand er Paul mit Friedrich in eifrigem Gespräch, da Letzterer dem Flüchtigen allein nachsetzen wollte.

»Nein,« sagte der immer ruhiger werdende Amtmann entschieden, als er es hörte, »thun Sie das nicht. Ich finde überall Hülfe, wohin ich komme, und *ein* Mann allein wird mit Dem nicht fertig. Wir können Ihren Beistand wo anders vielleicht besser gebrauchen. Und nun, meine Herren, fahren wir durch den Park zurück nach Norden zu. Dort sind die Wege besser und wir kommen schneller fort als auf dem weichen Felde. Vorwärts, fahrt zu, Kinder! Er ist zwar entwischt, aber noch lange nicht geborgen; ich weiß hier noch besser Bescheid, als er, und habe überall hundert Augen und Hände, die für mich sehen und handeln. Vorwärts!« –

Bald lag der Park von Betty's-Ruh wieder hinter den Verfolgern und diese konnten sich nun von der Aufregung erholen, in die sie die eben erlebte Enttäuschung versetzt hatte.

Als man jedoch, auf die Felder hinausgelangt, zwischen Gärten und Wiesen dahinfuhr, galt es von Neuem aufmerksam zu sein, um irgend wo einen flüchtigen Reiter zu entdecken. Allein dies war eine vergebliche Mühe. Abgesehen von dem bedeutenden Vorsprung, den der Rentmeister gewonnen, war der Boden nicht eben genug, um das Land vollständig und bis in weitere Ferne überschauen zu können; die vielen, auf allen Seiten sich erhebenden Deiche theilten die ganze Fläche in einzelne kleine Abschnitte und über alle, deren man zur Zeit ansichtig wurde, mußte der schnell reitende Flüchtling längst hinaus sein.

Vor einem Hause, in dessen Nähe ein Uebergang über den größten nach dem Dünendorfe Duhnen führenden Deich sich befand, ließ der Amtmann den Wagen einen Augenblick halten. Vor der Thür desselben war eine Frau beschäftigt, ihre über den Zaun gehängte Wäsche abzunehmen, damit der mit jedem Augenblick stärker wehende Wind sie ihr nicht entführe.

»Guten Tag, Frau Melcher,« begrüßte sie der überall bekannte Amtmann, »wie geht's Euch? Habt Ihr vielleicht vor einiger Zeit einen Reiter auf einem Schimmel über den Deich reiten sehen?«

»Ja, Herr Amtmann, den habe ich gesehen und er hatte es sehr eilig, denn er jagte wie toll heran.«

»So. Wie lange ist es etwa her?«

»Etwa eine gute halbe Stunde mag es sein.«

»Das wird er gewesen sein!« rief der Amtmann. – »Ihr kanntet den Mann nicht, wie?«

»O doch, Herr Amtmann. Mein Mann hat ihn schon früher öfters nach Duhnen reiten sehen und mir gesagt, daß es der Rentmeister aus Betty's-Ruh sei.«

Der Amtmann nickte ihr freudig zu. »Grüßt Euern Mann von mir und gehabt Euch wohl! – Vorwärts, Kutscher!«

»Duhnen!« sagte der Amtmann mit zufriedennem Lächeln zu seinen Begleitern, »ich dachte es wohl. Er will nach der See. Vielleicht gar nach Neuwerk, weil er denkt, wir lassen uns verblüffen und bleiben zu Hause, ihn höflich erwartend, bis er wiederkommt. Haha! Wenn wir Ebbe haben, und das glaube ich, so ist er tollkühn genug



und geht allein über das Watt, um sich in einem sicheren Schlupfwinkel der Insel zu verbergen und mit der nächsten Fluth auf irgend ein Schiff nach der Weser oder Helgoland zu gehen, wo er unserer Gerichtsbarkeit entzogen zu sein glaubt. Aber nein, mein Lieber, solche Verbrecher werden überall ausgeliefert und ich folge Dir bis tief in's Ausland hinein.«

Paul hatte über die Rede des Amtmanns einige Augenblicke nachgesonnen, dann sagte er: »Daß er nach Neuwerk gehen sollte, scheint mir doch nicht sehr wahrscheinlich, Herr Senator. Was wollte er denn da? Er ginge ja geradezu in eine Falle, denn bei der Ebbe kann er nicht nach dem Auslande als über das Watt und Duhnen zurück, und bei der Fluth hat er doch auch nicht gleich ein Schiff, das ihn aufnimmt.«

Der Amtmann lächelte heiter. »Sie urtheilen wie ein Landbewohner und wie ein unbescholtener, behaglich und friedlich lebender Mensch, Herr van der Bosch. Der Rentmeister aber ist ein Verbrecher, also wagehalsig, und kennt außerdem die Mittel, die ihm die nahe See zur Flucht bietet. Er weiß ja nicht, daß wir ihm auf den Fersen sind und schon seine Spur haben, und wenn er es fürchten muß, so hofft er, uns doch noch immer ent-schlüpfen zu können. Freilich, auf einen Nordwester, wie er jetzt im Anzuge ist, hat er dabei gewiß nicht gerechnet, der dürfte ihm allerdings die Flucht zu Wasser versperren, allein, wenn dies der Fall, dann versperrt er auch uns den Uebergang nach Neuwerk, und so ist er immer wenigstens auf eine Weile geborgen. Ueberdieß kann man

nicht wissen, was er für Pläne auf Neuwerk und dessen Nachbarschaft baut, wenn er noch so viel Kopf übrig hat und sein böses Gewissen ihn nicht, wie so oft, blindlings in die Ferne treibt, nur um uns aus dem Auge zu kommen. Vielleicht hat er einen Helfershelfer auf der Insel, der ihn verbirgt, bis die Gelegenheit günstig ist, wieder nach Betty's-Ruh zurückzukehren und sich seinen wohlgeborgenen Schatz zu holen, nicht wahr? Und allen Bewohnern von Neuwerk traue ich leider auch nicht ganz. Inselbewohner, an deren Strand häufig Schiffe scheitern, sind immer halbe Piraten, und Piraten verstehen sich auf ihren Vortheil. – Doch halt, da kommt ein Bauer aus Duhnen, den ich kenne.«

»Veit!« rief er den rasch heranschreitenden Mann an, »habt Ihr einen Reiter auf einem Schimmel gesehen?«

»Ja, Herr Amtmann, da nach Duhnen hinaus ist er geritten und er hatte es sehr eilig, sein armes Pferd blutete schon an den Weichen.«

»Sehen Sie, meine Herren,« rief der Amtmann frohlockend. »Ich habe Recht. Er hält seinen Cours fest, aber wir auch. Kutscher, fahren Sie vor des Strandvogt's Haus – kennen Sie es?«

»Ja, Herr Amtmann, da vorne dicht am Strande liegt es.«

»Gut, fahren Sie zu. Der Strandvogt schafft Rath, der hat die Augen immer in der Luft und seine Hände für Land und Wasser bereit.«

Man war dem offenen Strande nun schon viel näher gekommen und hatte das Dünendorf dicht vor sich. Hier

blies der Wind mit gewaltiger Macht, wie man es schon lange vermuthet hatte. Als man von dem letzten Deiche in weiter Ferne zum ersten Male des Wassers ansichtig wurde, sah es ganz schwarz aus und haushohe Wogen thürmten sich unter dem nächtlich finsternen Himmel auf. Der Wind war wirklich nach Nordwesten herumgegangen und blies mit aller Kraft in die Elbmündung hinein. Endlich hatte man die ersten Häuser des Dorfes erreicht. Der Amtmann stand aufrecht im Wagen, um schnell das Watt in's Auge zu fassen.

»Ja,« sagte er, sich setzend und tief Athem holend, »wir haben Ebbe und ich wette, daß er hinübergegangen ist. Der Kerl ist tollkühn genug dazu – vielleicht auch hat er schon oft den Weg über das Watt gemacht, und dann ist seine Aufgabe freilich leichter zu lösen. Bei alledem aber spielt er ein gewagtes Spiel, er kann sich wirklich in eine Falle begeben halten, wenn es uns gelingt, noch vor Ablauf der Ebbezeit ihm über das Watt nachzugehen. Ha, ja, es ist noch nicht ganz halb vier Uhr und erst nach Sechs beginnt, glaube ich, die Fluth. Unter diesen Umständen, meine Herren, können Sie gleich einmal unser berühmtes und berüchtigtes Watt zu sehen bekommen. Und auf Neuwerk, wo wir natürlich bleiben müssen, haben Sie dann die Fluth bei einem strammen Nordwester. Das ist ein erhabener Anblick und an sich schon etwas werth. Unsere Fahrt wird also ergötzlich, und wir müssen Herrn Hummer für diese Unterhaltung eigentlich dankbar sein.

Und dabei haben wir wirklich die Aussicht, ihn zu greifen, meine Herren. Ah, da sind wir ja beim Strandvogt. Halt!«

Der Wagen hielt und die Herren sprangen rasch hinaus, um die triefenden Pferde sogleich in den warmen Stall bringen zu lassen. Der wachsame Strandvogt, ein alter würdiger Mann, kam ihnen schon aus dem Hause entgegengelaufen und grüßte den Amtmann mit ehrerbietigen Hutschwenkungen, wobei sein graues Haar wild im Winde flatterte.

»Setzen Sie auf, setzen Sie auf, lieber Vogt,« sagte der Amtmann, dem alten Bekannten herzlich die Hand drückend und dann in das Haus eilend, welches hinter einem kleinen Vorgarten lag. »Wir haben es eilig heute,« fuhr er im Zimmer zu reden fort, »und nun antworten Sie schnell. Haben Sie vielleicht einen Reiter auf einem Schimmel über das Watt gehen sehen?«

»Ich nicht, Herr Senator, aber meine Alte hat ihn gesehen, und er muß jetzt schon drüben sein, wenn er die richtige Troe<sup>1</sup> kennt. Er soll scharf geritten sein. Wollen Sie was von ihm?«

»Ja, wir verfolgen ihn und müssen ihn haben. Er ist ein großer Verbrecher, Vogt, und Sie müssen uns helfen. Was meinen Sie, kommen wir noch vor der Fluth hinüber?«

---

<sup>1</sup>Troe, plattdeutsch für Traue, d. h. der Strich in welchem man den Boden- und Wattzuständen ›trauen‹ darf, wie Kohl uns so schön erzählt.

»Sie selber?« rief der Strandvogt mit krausem Gesicht und kratzte sich verlegen hinter den Ohren. »Bei dem Wind und Wetter?«

Er sah hastig nach der Uhr. »Ja,« rief er dann, »um hinüberzukommen, haben Sie noch Zeit genug, aber zurück können Sie nicht mehr. Es giebt heute eine hübsche Springfluth von da drüben her und ihr Eintritt läßt sich bei einem solchen Nordwester nicht nach Minuten berechnen.«

»Das wollen wir auch nicht. Wir bleiben im Thurm, bis das Wetter besser wird. Geschwind, Mann, Ihren leichten Wagen und vier Pferde davor – so rasch es geht!«

Der Strandvogt sprang diensteifrig aus der Stube, um den ihm von seinem höchsten Chef gegebenen Auftrag möglichst schnell ausführen zu lassen. Paul und Fritz, voller Spannung dem Kommenden entgegensehend, flüsternten leise mit einander, der Amtmann aber stand am Fenster und schien sich Einiges zu überlegen. Plötzlich setzte er sich an den Tisch, riß ein Blatt aus seinem Notizbuch und schrieb einige Zeilen mit Bleistift darauf. Als er fertig war, stand er auf und sagte zu Paul:

»Sehen Sie, wie gut es ist, daß wir Ihren berittenen Diener bei uns haben? Er soll uns einen – großen Dienst leisten. Lassen Sie ihn doch gefälligst hereinkommen.«

Paul ging sogleich hinaus und bald hatte er Friedrich gefunden und in's Zimmer beschieden.

»Mein junger Freund,« sagte der Amtmann zu ihm, »wir gehen über das Watt nach Neuwerk, um den Flüchtling zu haschen. Sie können nicht mit, da wir, außer dem

Kutscher, schon fünf Personen auf dem Wagen sind. Drüben finde ich Hände genug zum Beistande. Aber Sie können uns doch helfen – wollen Sie?«

Friedrich, der gern seine Hand mit an den Rentmeister gelegt hätte, sah etwas betreten aus, aber er faßte sich mit einem Blick auf den ihm zunickehenden Herrn schnell und versetzte: »Ich werde Alles thun, was in diesem Falle nothwendig ist.«

»Gut. So lassen Sie Ihren Rappen verschnaufen und fressen und dann traben Sie nach Cuxhafen zum Hafemeister. Ihm geben Sie dies Blatt. Berichten Sie ihm auch, was vorgefallen, denn auf dem Zettel steht nichts davon. Das Uebrige wird sich finden. Wenn Sie in Cuxhafen fertig sind, reiten Sie ruhig nach Ritzebüttel und sagen meinem Secretair, er solle nicht in Sorge sein und meiner Familie mittheilen, daß ich die Nacht auf Neuwerk bleibe. Dasselbe können Sie dann dem Herrn Professor auf Betty's-Ruh in Bezug auf diese Herren bestellen, damit er sich nicht ängstigt, wenn sie ausbleiben und nun habe ich den letzten Auftrag. Wenn Sie zu Hause Ihre Meldung gemacht, gehen Sie nach dem Pachthause und sagen Sie meinen Beamten, sie sollen auch die Nacht daselbst bleiben, wir kämen wahrscheinlich erst morgen gegen Mittag zurück, wenn der Sturm bis dahin nachgelassen hat, was ich für ziemlich gewiß halte.«

Als Friedrich seine Hülfe zugesagt und sich auch von seinem Herrn verabschiedet hatte, der ihm Grüße an den Professor auftrug, wandte der Amtmann sich zu Paul und Fritz und sagte mit lächelndem Gesicht:

»Man muß an Alles denken und jeden Vortheil wahrnehmen, den man erreichen kann. Ich habe uns den Staatsdampfer heizen lassen und ihm in der Nähe vom ›Jacob Hinnerich‹ zu kreuzen befohlen, wenn der Sturm es zuläßt, daß wir uns auf ihm einschiffen. Wo nicht, so soll er uns morgen früh am Feuerschiff erwarten. Dann kommen wir leichter und schneller nach Cuxhafen als zu Lande über das Watt und brauchen unsere Pferde nicht so lange hier warten zu lassen Sie also Ihrem Kutscher Befehl, Sie morgen Mittag in Cuxhafen abzuholen.«

Paul hörte diese Anordnungen mit Ruhe und Wohlgefallen an und begab sich dann zu Louis, um ihm seine Instructionen zu geben. Als er eben in's Zimmer zurückgekehrt war, kam auch der Strandvogt schon wieder und meldete, daß Alles gleich in Bereitschaft sein werde. »Soll ich die Flagge aufziehen, Herr Senator,« fragte er schließlich, »damit der Vogt auf Neuwerk erfährt, daß etwas Ernstliches vorgeht?«

»Jetzt noch nicht,« erwiderte der Amtmann nach kurzem Besinnen, »sie könnte auch dem Flüchtling sichtbar werden und er würde dann gleich Unrath wittern. Aber wenn wir nahe an der Insel sind – gebrauchen Sie dazu Ihr Glas – dann lassen Sie sie in Gottes Namen flattern, dann schadet es nichts mehr. Wenn wir erst drüben sind, kann der Verbrecher nicht mehr entfliehen, vom Lande schneidet ihn die Fluth und von der See der Nordwester ab. Haha, so ist es recht!«

»Da ist der Wagen schon!« rief der Strandvogt, an's Fenster springend. »O, nun beeilen Sie sich, meine Herren, Sie haben wahrhaftig nicht mehr viel Zeit übrig, die Fluth kommt heute im Sturmschritt.«

»Vorwärts, meine Herren!« rief der Amtmann, flugs seinen Regenrock anziehend und die Mütze fest auf den Kopf bindend.

Alle liefen hastig durch den kleinen Garten, vor dessen Pforte ein leichter, mit drei mit Seegras ausgestopften und hinter einander gelegten Säcken stand. Vier kräftige Pferde waren davorgespannt und zwei sachkundige Führer saßen schon auf dem ersten Sack.

Voran hielt ein alter Lootse im Sturmkittel zu Pferde, der zur größeren Sicherung des immer bedenklichen Unternehmens den richtigen Fahrweg andeuten sollte. Der Amtmann, Paul und Fritz drückten sich auf dem zweiten Sack zusammen, wo sie sich fest in ihre Decken hüllten. Auf dem dritten fanden die beiden Häscher ihren Platz.

Der alte Strandvogt sprang behende und doch etwas sorgenvoll von einer Seite des Wagens zur andern, prüfte Stränge und Zügel der Pferde und gab den Kutschern seine besten Rathschläge. Die wettergrauen Leute, für das Wasser wie für das Land geschult, lächelten ihm zuversichtlich zu und der Eine von ihnen schwang muthig die lange Peitsche, der Andere dagegen hielt mit beiden Fäusten die Zügel gefaßt. Noch ein Augenblick, noch ein Abschiedsgruß von allen Seiten und im Galopp ging es vorwärts, dem nahen Strande zu, den man bald erreichte, worauf der Wagen auf das graue, wasserdurchfurchte,



trügerische Watt hinausflog, während um die Köpfe der Fahrenden der tobende Wind brauste und in der Ferne die Wasserwogen brüllten, die heute mit voller Lust ihr dämonisches Spiel trieben, als könnten sie die Zeit nicht erwarten, über das trocken vor ihnen liegende Land in toller Wuth hineinzustürzen.

Kaum aber hatten die kühnen Verfolger ihren bedenklichen Weg angetreten, denen der Strandvogt mit stierem Auge eine Weile nachblickte, so ergriff den wackeren Mann ein heiliger Amtseifer und, gegen die Vorschrift des Amtmannes, eilte er schon jetzt nach dem Flaggenhause und wenige Minuten später flatterte die stolze rathe Hamburger Admiralitätsslagge, mit dem weißen Stadtwappen in der Mitte, in den wildbewegten Lüften, dem Vogt auf Neuwerk, dem Capitain Hardegge auf dem Feuerschiff, aber leider auch dem Flüchtling damit das Zeichen gebend, daß der Amtmann von Ritzebüttel in Duhnen sei, daß etwas Wichtiges vorgehe und daß man sich rüsten solle, um für Alles, was sich ereignen könne, bei der Hand zu sein. Die Fahrenden, die ihre Augen nur auf das vor ihnen liegende Neuwerk und das sie umgebende Watt gerichtet hielten, sahen die rothe Flagge freilich nicht, aber alle übrigen Augen, die sie sehen und nicht sehen sollten, sahen sie bald und vielleicht war gerade das vorzeitige Wehen derselben daran schuld, daß Etwas geschah, was Niemand erwartet hatte und was dem ganzen Unternehmen, so weise es bedacht – und so kühn es ausgeführt ward, eine völlig andere Gestaltung gab als es

in der Absicht des Amtmannes und seiner Begleiter gelegen hatte.

---

Ein seltsames Gefühl suchte die beiden Freunde heim, als sie zum ersten Mal in ihrem Leben auf das merkwürdige Stück Land hinabrollten, welches bald wieder den Grund der grollenden See bilden sollte. Es war nicht Furcht oder Besorgniß, was sie ergriff, denn ein erfahrener Mann, der Amtmann, und mit ihm noch viel erfahrenere Landeskinder waren bei ihnen, die sich gewiß nicht auf das trügerische Watt begeben hätten, wenn eine zu große Gefahr damit verbunden gewesen wäre, nein, es war das eigenthümliche Gefühl des Staunens, der Erwartung und der Neugierde zugleich, welches sie erfaßte und nicht eher wieder von ihnen wich, als bis sie den festen Grund und Boden der Insel Neuwerk erreicht hatten. Daß das ungünstige trübe Wetter und der immer näher rückende Sturm das Ihrige dazu beitrugen, dieses Gefühl zu einem noch eindringlicheren zu machen, war sehr natürlich, denn die uns umgebende Außenwelt und ihre Erscheinungen pflegen ja stets einen mächtigen Einfluß auf das menschliche Gemüth auszuüben und unseren Gedanken und Empfindungen die Richtung anzuweisen, in welcher beide Potenzen unseres inneren Wesens ihren Tummelplatz finden.

Trotz des raschen Laufes der Pferde war die Bewegung des ungefügigen Wagens eine ungemein sanfte und fast

behagliche, denn der Boden war nachgiebig weich, die Räder und die Hufen der Pferde schnitten tief in den feuchten Sand ein und in jede neugezogene Furche trat sogleich das blanke Wasser, das überhaupt wie ein unsichtbarer Schleier das ganze Watt zu überziehen oder wie ein leise schlummernder Dämon unter der Oberfläche des Sandes verborgen zu lauern schien.

Der Weg, welchen der voranreitende Lootse einschlug, war aber durchaus kein gerader oder in einer einfachen Linie fortlaufender, ein Umstand, der den etwas über zwei Stunden langen Weg ungeachtet der Flüchtigkeit der Pferde doch nur in fünf Viertelstunden zurücklegen ließ. Wie in Schneckenwindungen wandte er sich hin und her, bald eine tiefere Wasserrinne, Priele genannt, umgehend, bald eine sumpfige Stelle vermeidend, wogegen selbst die vorsichtig auftretenden Pferde, eine instinctartige Scheu zu haben schienen. Uebrigens war es dem Lootsen und den Kutschern ziemlich leicht gemacht, den richtigen Weg zu finden, denn an den Seiten desselben hatten erfahrene Hände starke Baumzweige in den Sand gesteckt, und so lange das Wasser diese nicht überfluthete, konnte der Weg kaum verfehlt werden, wenn man nicht zufällig oder absichtlich von denselben abwich, und in dieser Hinsicht mußte man allerdings aufmerksam zu Werke gehen. Jedenfalls hätten die das Watt Durchfahrenden einen größeren Genuß gehabt, wenn das Wetter heiterer, die Luft stiller gewesen und ihr Gemüth nicht so sehr von ihrem ernstern Vorhaben in Anspruch genommen worden wäre, so aber maßen sie nur mit den Augen die

noch vor ihnen liegende Strecke ab, und doch verrechneten sie sich oft dabei, denn wenn sie glaubten, nun endlich werde man in gerader Richtung auf das so nahe liegende und hoch emporragende Eiland losfahren, so lenkte der wacker galoppirende Lootse wieder seitwärts, beschrieb einen großen Bogen und kam erst allmählig wieder in die vorher verlassene Bahn zurück.

Etwa fünf Minuten vor Ankunft am Lande drehte der die Peitsche führende Bauer sich herum und sagte zum Amtmann:

»Es wird Zeit, daß wir hinkommen, Herr, lange dauert der Frieden hier nicht mehr. Die Fluth ist schon im allmählichen Anmarsch und kommt um zwanzig Minuten zu früh. Sehen Sie doch, wie die kleinen Lämmerchen da hinten springen, und der Weg wird auch schon nasser, als ob das Wasser im Boden nicht die Zeit erwarten könnte, sich mit den Wellen da draußen zu vereinigen.«

Der Amtmann nickte ihm beifällig zu, aber zum Sprechen hatte er keine Lust, eben so wenig wie seine Begleiter, die stumm neben ihm saßen und die Augen jetzt nicht mehr auf ihre nächste Umgebung, sondern auf das Eiland und den alten Thurm richteten, der immer höher vor ihnen aufstieg und in dessen ödem Gemäuer, von Wasserbergen umrauscht, sie, wie es schien, eine ganze Nacht verbringen sollten, was in der That keine angenehme Aussicht war.

Endlich, nach vollen fünf Viertelstunden hatte man das traurige Watt hinter sich und die Pferde, als ob sie froh

wären, wieder festen Boden unter ihren Füßen zu fühlen, sprengten in vollem Jagen den steil ansteigenden Weg nach der Insel hinauf, so daß ihre Hufen und die rollenden Räder auf dem harten Pflaster laut rasselten und ringsum den Bewohnern des Eilandes verkündeten, daß so eben kühne Gäste vom festen Lande herübergekommen wären.

Der Wagen hielt vor dem uns schon bekannten Thurm und die drei Herren sprangen mit den beiden Häschern eilig von ihren Sitzen herab. Der Amtmann hatte schon von ferne mehrere Männer auf der Galerie des Thurmes stehen sehen, die mit ihren großen Ferngläsern nach Duhnen hinüberschauten, und er dachte sich gleich, daß es der Vogt und einige Lootsen seien, die des Strandvogts rothe Flagge drüben bemerkt hätten und nun nach dem Ereigniß ausschauten, welches dieselbe verkünden sollte, womit sie allerdings die so schnell durch das Watt Fahrenden in Verbindung brachten, unter denen sie den Amtmann indessen noch nicht erkannt hatten. Als dieser eben den Boden berührte, trat ein Mann aus der Thurmhür auf die oberste Treppenstufe heraus. Es war einer der Laternenwärter, den der Senator gut kannte.

»Müller!« rief Dieser ihm laut zu – »kennt Ihr den Rentmeister von Betty's-Ruh?«

»Ja, Herr Senator, den kenne ich und er ist vor andert-halb Stunden zu Pferde hier angekommen.«

»Also wirklich! – Wo ist er?«

Der Laternenwärter erhob den rechten Arm und zeigte damit nach dem Thurm hinauf. »Ich glaube, hier oben ist er, aber bestimmt weiß ich es nicht.«

Der Amtmann hatte genug gehört oder glaubte es wenigstens. Er befahl seinen beiden Häschern, vor der hölzernen Treppe Stand zu halten und den Rentmeister zu ergreifen, sobald er sichtbar werden würde. Er sprach es mit ziemlich lauter Stimme und fügte noch einige Worte hinzu, die den Laternenwärter belehrten, wie er und seine Gefährten sich augenblicklich zu verhalten hätten.

Als er damit fertig war, wandte er sich zu Paul und dessen Freunde um und sagte: »Kommen Sie, meine Herren, nun wollen wir den klugen Mann selbst aufsuchen. Hinaus kann er nicht, er hat sich also versteckt. Kommen Sie – aber wo bleibt denn der Vogt?«

Die drei Herren gingen in den Thurm. Kaum aber war die Thür hinter ihnen laut krachend in's Schloß gefallen, so ereignete sich etwas Unerwartetes und von Niemanden aus der ganzen Insel für möglich Gehaltenes. Hinter dem Thurm hervor, wo er zu Pferde gehalten und mit hin jedes Wort des Amtmanns gehört hatte, bewegte sich ein Reiter auf einem kaum trocken gewordenen Schimmel hervor und, an den beiden vor der Treppe wachhaltenden und verblüfften Häschern vorbei sprengte er zum Steinthor hinaus, denselben Weg über das Watt rückwärts einschlagend, den der so eben gekommene Wagen genommen und der an den zurückgelassenen Spuren im Anfang sehr leicht zu erkennen war. Augenblicklich ließ

sich ein lautes Ruer und Schreien von Seiten der Personen vernehmen, die diese so schlaue erdachte und glücklich ausgeführte Flucht bemerkt hatten; nur der Amtmann und seine Begleiter hörten nichts davon, bis ihnen der Vogt von der Galerie her auf der Treppe entgegengestürzt kam, der nun erst zu begreifen anfangte warum der Rentmeister so eilig nach Neuwerk gekommen, was die Admiralitätsflagge verkündet und weshalb zuletzt noch der Amtmann von Ritzebüttel mit zwei bewaffneten Bütteln auf der Insel erschienen sei.

»Suchen Sie vielleicht den Rentmeister Hummer?« schrie der Vogt ihm mit aufgeregter Miene entgegen.

»Ja, wo ist er?«

»Auf und davon!« rief der Vogt athemlos und mit ziemlich verständlichen Gesticulationen seine Worte begleitend. »So eben ist er auf das Watt hinausgesprengt – aber der Thor! Er entgeht Ihnen oder seinem Schicksal nicht, Herr Senator, denn er hat nicht mehr Zeit genug, um vor der Fluth den Strand drüben zu erreichen; wenn er seinen Weg auch noch so gut kennt oder sein abgehetztes Pferd Kraft und Athem genug behält – sie sind Beide verloren!«

Der Amtmann blieb bestürzt mitten auf der Treppe stehen und schaute Paul, der ihm zunächst stand, mit fast starren Augen an. »Haben Sie gehört?« fragte er hastig. »Die Canaille ist entsprungen – ha, listig ist er – aber dumm. Doch nun kommen Sie hinauf – die Flucht wollen wir mit ansehen. – Der Vogt hat Recht, er *kann* vor der Fluth nicht mehr hinüber.«

Die drei Männer stiegen mit dem ihnen voranspringenden Vogt, rasch die Treppe bis zur Galerie empor und fanden hier etwa ein Dutzend Männer: Lootsen, Fischer und Bauern, die zufällig im Thurm gewesen, die rothe Flagge in Duhnen bemerkt hatten und von ihr auf die Galerie gelockt worden waren. Alle schauten jetzt voller Spannung nach dem einzelnen Reiter aus, den man auf seinem weißen Pferde noch mit bloßen Augen ganz genau erkennen konnte.

»Er ist verloren,« rief ein stämmiger Lootse, »ich gebe keinen Schilling für sein Leben, und es wäre Unsinn von des Strandvogt's Lootsen gewesen, wenn er, wie er erst wollte, dem Kerl nachgeritten wäre. In einer halben Stunde hat ihn die Springfluth eingeholt, und dann hat er noch nicht die Hälfte seiner Reise zurückgelegt. Glück auf den Weg, Hummer, diesmal können Sie beweisen, ob Sie so gut wie Ihre Namensvettern auf dem Grunde der See leben können!«

Als die drei Männer auf die vom Winde umbrauste Galerie des Thurmes traten, hatten sie ein großartiges, aber düsteres Bild vor sich. Der sonst so weite Horizont war heute bei dem schwarzen Himmel und dem schwachen Licht beschränkt und innerhalb desselben wogte nach Nordwesten hin das schäumende Meer, das sich bereits anschickte, einen Theil seiner Ueberfülle über das jetzt noch trockene Land als Fluth auszugießen. In der äußersten Elbmündung sah man ganz in der Ferne nahe bei der rothen Tonne, das dritte Feuerschiff, den ›Caspar‹, und nicht weit davon die beiden Lootsengallioten



auf ihrem schwankenden Grunde hin und her geschüttelt. Näher heran kam das Feuerschiff ›Neptun‹, und endlich der ›Jacob Hinnerich‹, der Insel gegenüber, der hoch- und niedergeworfen wurde und sich verzweifelt tanzlustig geberdete. Ueber sein blankes Deck rollten von Zeit zu Zeit weiße Schaumwellen und ihr sprühender Gischt stäubte bis in seine knarrenden Maste hinein. Nach Osten hin tauchte der Leuchtthurm von Cuxhafen auf, zu dem eben eilfertig einige Schiffe strebten, die vor dem vollen Ausbruch des Sturmes noch den Hafen zu erreichen suchten, da sie einmal innerhalb des gefährlichen und engen Fahrwassers sich befanden. Sonst war das Wasser nach dieser Seite hin leer von Schiffen, und eben so das auf der Weserseite, wo die Wogen in gleicher Bewegung Berge auf Berge häuften.

Wenn aber der Sturm bisher noch nicht zum vollen Ausbruch gekommen war, jetzt endlich brach er mit seiner ganzen Gewalt und Wildheit los. Und mit ihm, wie von ihm getragen, gehoben oder gestoßen, stürzte die Fluth heran, mit zehnfach stärkerer Macht und Hast als sonst sich über die sandigen Strecken wälzend, die noch so eben trocken und ruhig dagelegen hatten.

Athemlos standen fast alle Männer auf der Galerie, durch den Thurm selbst, den sie im Rücken hatten, gegen den Anprall des Sturmes geschützt, und blickten mit starren Augen dem Reiter nach, als erwarteten sie jeden Augenblick, er werde umkehren und sich den seiner harrenden Bütteln lieber in die Arme werfen, als dem unbarmherzigen Meere.

Aber daran dachte der tollkühne, wagehalsige oder vielleicht auch verzweifelnde Mann nicht, der allerdings nichts mehr als sein Leben zu verlieren hatte, denn alles Uebrige hatte er in seinen eigenen Augen schon in dem Moment eingebüßt, als er den Amtmann von Ritzebüttel mit Paul van der Bosch und den Häschern auf sein Haus zukommen sah. Und lieber wollte er sterben, hilflos, unrettbar, als lebendig in die Hände seiner Verfolger gerathen, und in ihren triumphirenden Mienen die für ihn unerträgliche Schmach lesen, daß sie stärker, klüger gewesen und – sicherer gegangen seien als er. Immer jagte er noch auf seinem wackeren Thiere vorwärts und seine hellen Haare flatterten im Winde, da er seinen Hut schon lange verloren hatte.

»Er reitet langsamer!« rief da der eine Lootse, der eben sein großes Glas vor das Auge gesetzt hatte.

»Das scheint nur so,« erwiderte der Amtmann, der ebenfalls durch ein Glas sah. »Die Entfernung täuscht Sie. Im Gegentheil, er wird sich nur noch mehr sputen müssen, die Fluth leckt schon über den Sand und hüpf und springt wie unklug auf seinen Fersen einher.«

Eine Weile schwieg der alte Lootse aus Bescheidenheit, dann rief er lauter: »Nein, Herr Amtmann, Sie haben Unrecht. Das Pferd geht wirklich langsamer, als ob der Reiter den Weg verloren hätte. Vielleicht kann das arme Thier auch nicht mehr fort oder ist scheu vor dem Gebraus um sich herum, denn es wadet schon im Schaum.«

Es folgte eine athem- und wortlose Spannung bei den Zuschauenden, die beinahe eine Viertelstunde dauerte,

während Jeder sich bemühte, durch sein Glas zu erkennen, was der Flüchtige beginne, den nun Niemand mehr für rettbar hielt. Da schrie der Lootse auf:

»Ich habe Recht, Herr Senator. Der Mann ist verloren, in weniger als zehn Minuten. Sein Pferd scheut, – er bringt es nicht mehr vorwärts. Ha, was in das? Es verschwindet – es ist in eine Priele gefallen – da – wo ist es?«

»Ich sehe noch seinen Kopf,« rief der Amtmann, – »es taucht auf – aber den Reiter sehe ich nicht mehr –«

»Ha – doch, Herr Amtmann – das Pferd stürzt im vollen Lauf dem Lande zu – ich habe es wieder – aber schon bis zum Buge im Wasser –«

»Aber der Reiter, der Reiter – den sehe ich nicht –«

»Nein, ich auch nicht – er ist aus dem Sattel –«

»Dann ist er auch auf dem Grunde der See –« das ist dasselbe!« –

Es erfolgte ein tiefes Schweigen unter den Männern auf der Galerie. Noch eine Viertelstunde standen sie unbeweglich und starrten in die schäumende Wasserwüste vor sich, die das ganze Watt jetzt verschlungen hatte. Aber sie sahen nichts mehr. Die Fluth war jählings gekommen und hatte den Schimmel und seinen Reiter – in ihren wilden Wellen begraben.

»Kommen Sie,« sagte der Amtmann endlich mit gepreßter Stimme zu Paul und Fritz Ebeling, »der Sturm wird zu heftig und wir sehen doch nichts mehr. Einen Rentmeister Hummer giebt es nicht mehr auf der Welt, aber auch einen großen Schurken weniger. Unsere Macht

hat ihn nicht erreichen können, aber eine andere hat ihn erreicht, die unbarmherziger ist, als wir. Er hat seinen Richter gefunden und Sie müssen sich damit zufrieden geben. Das geraubte Gut kann er nicht bei sich tragen, und so haben Sie durch seinen unerwarteten Tod nichts verloren, vielleicht sogar viel gewonnen, denn Ihr Proceß hat nun mit einem Schlag sein Ende erreicht. Kommen Sie hinab, und fügen Sie sich in das, was Gott schickt. Er hielt es wahrscheinlich so für besser. Allerdings haben wir jetzt einen langen Abend und eine trübe Nacht vor uns, der Sturm wird uns zu keiner Ruhe kommen lassen – ich kenne das. Aber wir sind ja beisammen und wollen uns treulich den Abend und die Nacht überstehen helfen. – Herr Vogt, schließen Sie mir meine Zimmer auf und lassen Sie zwei Betten in das Cabinet bringen. Diese Herren sind meine Gäste. Unser kleiner Dampfer wird bei dem Wetter gar nicht auslaufen und wir müssen uns also bis zum Morgen gedulden. – Gut, da sind wir ja schon. Bitte, treten Sie ein, meine Herren – hier bin ich zu Hause und ich heiße Sie also bei mir willkommen!«

#### SIEBENTES KAPITEL. DAS ARCHIV.

Wie beruhigend es auch für Paul van der Bosch und seinen treuen Freund Fritz Ebeling sein mochte, daß der böse Dämon nicht mehr existirte, der eine so traurige Rolle in der Entwicklung der Familienverhältnisse des Ersteren gespielt hatte, so waren sie doch Beide von dem so plötzlich erfolgten Tode desselben tief ergriffen und so traten sie mit einem eigenthümlich dumpfen Gefühl

in das Zimmer ein, welches der Amtmann von Ritzebüttel zu bewohnen pflegte, wenn er seine Amtsgeschäfte auf Neuwerk verrichtete. Anfangs waren sie noch so bewegt, daß sie wenig um sich her sahen; auch sprachen sie nicht, sondern saßen auf dem Sopha und hörten mit halben Ohren den Worten zu, die der Amtmann, der ihnen gegenüber Platz genommen, in Bezug auf den vorliegenden Fall an sie richtete. Mochte dieser, als Jurist, gestählter gegen dergleichen Vorfälle im menschlichen Leben sein, oder zwang er sich absichtlich, für den Augenblick eine ruhigere Gewächsstimmung an den Tag zu legen und so den jüngeren Leuten mit einem guten Beispiel voranzugehen, genug, er leitete das Gespräch sehr bald auf andere Bahnen und endlich gelang es ihm auch, den beiden Freunden wieder ein freundliches Gesicht und eine wärmere Theilnahme an der gegenwärtigen Stunde abzugewinnen. So tauchte ihr Geist denn allmählig aus der dumpfen Bedrücktheit auf, von der er gefesselt gewesen, ihre jugendliche Spannkraft erwachte wieder und sie fanden bald auch die Worte, um ihren Gefühlen den entsprechenden Ausdruck zu geben und auf die Unterhaltung ihres Wirthes einzugehen.

Da sahen sie denn auch, daß sie sich, in Anbetracht der abgeschiedenen Lage auf einer so einsamen Insel, in einem ziemlich behaglich eingerichteten Zimmer befanden, daß der höchste Beamte in diesem Erdwinkel es verstanden hatte, auch hier einen gewissen Comfort um sich her zu verbreiten und daß es sich auch an diesem Orte wohl ein paar Tage erträglich leben lasse, wenn das

Wetter nicht gar zu arg wüthe und wenigstens zur Ebbezeit dem Besucher einige Stunden Bewegung in freier Luft gestatte.

Jetzt erst nahm Paul wahr, daß das Zimmer, in welchem er sich befand, gerade unter dem Kämmerchen liegen mußte, in dem er vor zwei Tagen Laurentius Selkirk gefunden, denn die Aussicht aus dem freilich hier viel größeren Fenster war dieselbe wie in jenem und der ›Jacob Hinnerich‹ lag gerade vor seinen Augen, an dessen Bord der Mann weilte, der alle Verhältnisse, in denen man sich gegenwärtig befand, durch seine Bekenntnisse hervorgerufen hatte.

Als die drei Männer in der besten Unterhaltung begriffen waren, erschienen zwei Leuchtthurmswärter und trugen die Betten und sonstigen Gegenstände in das nebenanliegende Cabinet, welches zur nächtlichen Ruhe für die beiden Fremden eingerichtet werden sollte. Eine Magd, in der Tracht der eingeborenen Insulaner, machte Alles vorläufig zurecht, und als sie damit fertig war, erhien sie den Befehl, das Abendessen, gegen neun Uhr auf des Amtmanns Zimmer zu bringen.

Als sie gegangen war, mochte es acht Uhr sein, und nun saßen Paul und Fritz neugierig am Fenster und schauten mit neuer Spannung auf den Tumult hinaus, den die Elemente auf der See in Scene setzten. Eigentlich war nichts zu sehen als ein dunkler, von zerrissenen Wolken bedeckter Himmel, und auf dem Wasser Wogen über Wogen, die wie toll über einander stürzten, sich gegenseitig niederdrückten und auf ihren Spitzen Berge

von Schaum wälzten, die allmählig bei stärker hereinbrechender Dämmerung ein eigenthümlich falbes Licht annahmen, welches dem wilden Ganzen ein schauriges Gepräge verlieh. Dabei brüllte der Sturm in entsetzlichen, tiefen und hellen Tönen und in den Kaminen des alten Thurmes ließ sich ein Stöhnen und Pfeifen vernehmen, als ob alle Klagegeister der Hölle losgelassen wären und in der Nähe desselben ihren Sammelplatz auserkoren hätten. Voll lebhafter Theilnahme aber hingen ihre Blicke an dem ›Jacob Hinnerich‹ da unten, der noch immer hoch und nieder geschleudert wurde, und aus Paul's Munde drangen endlich die Worte, die er unwillkürlich laut aussprach:

»O die Armen, die zwischen seinen stöhnenden Planken ihre Wohnung haben – was mögen sie ausstehen und wie mag ihnen so bänglich zu Muthe sein!«

Als der Amtmann diese Worte vernahm, lächelte er. »Angenehm ist ihnen nicht zu Muthe,« sagte er, »das ist gewiß, aber daß ihnen bange ist, glauben Sie ja nicht. Sie sind dergleichen gewohnt und dagegen gestählt. Die Pflicht läßt sie ausdauern an ihrem Platze und ihr Loos mit männlicher Ruhe ertragen, und sie wissen ja, daß so ein Sturm, namentlich in dieser Jahreszeit, nie allzu lange dauert. Im Winter freilich, da ist es schlimmer und dann sind sie wirklich übel daran – aber es ist einmal nicht zu ändern. – Doch sehen Sie, meine Herren, kommt es Ihnen nicht so vor, als ob der Sturm im Abnehmen begriffen wäre?«

In der That, das Heulen und Brüllen des Windes ließ schon von Zeit zu Zeit etwas nach, und als Fritz Ebeling diese Bemerkung seines Wirthes vernahm und sich mit eigenen Augen und Ohren von ihrer Wahrheit überzeugte, athmete er freier auf, denn, ohne es seinem Freunde zu gestehen, hatte er sich in den letzten Stunden äußerst bedrückt gefühlt, alle die Ereignisse und Naturerscheinungen, denen er plötzlich so nahe gerückt war, hatten ihn fast überwältigt, da dergleichen ihm in seinem Comptoir und im behaglichen Hause seiner guten Mutter nie, nicht einmal in Gedanken, begegnet war.

»Jetzt hißt man die Lichter an Bord des ›Jacob Hinnerich‹ auf,« fuhr Paul, immer noch nach der See hinausblickend, fort. »Sieh, Fritz, jetzt wird es hell auf dem Wasser, und auch unser Thurm trägt das Seinige dazu bei. Sieht das nicht herrlich aus, wie die weißen Wasserberge sich reiben und phantastisch erleuchten?«

Er hatte Recht. Die Laternen des Leuchtthurms und die des Feuerschiffs warfen bereits ihren magischen Lichtschein über die sie umtanzende Wasserwüste, und der Gedanke schon, daß des Menschen Hand hilfreich in die dunkle Gewalt der Elemente griff, brachte etwas ungemein Tröstliches für die Zuschauer mit, die von ihrer sicheren Stellung aus die um sie her vorgehenden Erscheinungen mit ziemlicher Ruhe hatten beobachten können.

Gegen neun Uhr wurde den drei Herren das Abendessen gebracht, und da sie auch einen guten Wein zur Stärkung erhielten, ließen sie es sich wohlschmecken, zumal



sie Alle seit dem Frühstück keinen Bissen über ihre Lippen gebracht hatten. Nach dem Essen betraten sie noch einmal die Galerie des Thurmes, allein sie hielten sich nicht lange daselbst aus, der Wind war zu kalt und immer noch stark genug, um sie bald wieder in die wärmere Stube zu treiben. Nur die Leuchtfeuer von Cuxhafen und Helgoland betrachteten sie noch, die am fernen Horizont golden durch die finstere Nacht strahlten, dann nahmen sie Abschied von der luftigen Höhe und wünschten Allen, denen die wohlthätigen, rings um sie her leuchtenden Laternen in Angesicht kamen, eine gute Nacht, wie sie selbst einer solchen nach so mächtiger Aufregung entgegenzusehen hoffen durften.

Der Amtmann hatte sich unterdeß sein Bett auf dem Sopha zurecht machen lassen und die beiden Freunde nahmen das Cabinet allein in Besitz. Keiner von ihnen kleidete sich aus und sie hüllten sich nur oberflächlich in die ihnen zugewiesenen Decken ein. Zum Schlafen aber kamen Paul und Fritz in den ersten Stunden noch nicht. Ihr Kopf war zu voll von sich jagenden Gedanken und ihre Empfindungen zu lebhaft angeregt. Erst um Mitternacht fielen sie in einen unruhigen Schlummer, der gegen Morgen fester und gleichmäßiger wurde, und in ihm verharrten sie, bis der Amtmann sie um sieben Uhr weckte, nachdem er selber schon eine Stunde früher erwacht war und seine Toilette beendet hatte.

»Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen,« sagte der freundliche Mann, »und nun stehen Sie auf und sehen Sie, wie die Welt anders aussieht als gestern. Eine einzige

Nacht reicht oft hin, große Wandlungen um und in uns herbeizuführen, und hier sollen Sie einmal den Beweis davon erleben.«

Als die beiden Freunde vollständig erfrischt in das größere Zimmer traten und aus dem Fenster schauten, fanden sie die Aussage des Amtmanns bestätigt. Der Sturm hatte schon längst ausgewüthet und die See rollte nur noch in langen stillen Wogen einher, deren glatte Oberfläche sich leicht unter dem sprühenden Regen kräuselte, der aus dem trüben gleichmäßigen Gewölk niedergoß.

»Habe ich nicht Recht?« fuhr der Amtmann fort, als er die freudigen Blicke der jungen Männer sah. »Wir werden nun die längste Zeit hier ausgedauert haben. Die Fluth ist wie alle Tage gekommen und wir werden bald unsere Reise antreten können. Ich bin überzeugt, in höchstens einer Stunde wird unser Dampfer sichtbar werden und dann rudern wir hinüber und begeben uns nach Hause, wo wir heute noch Arbeit genug finden dürften.«

»Kann ich nicht einen Augenblick an Bord des Feuerschiffs gehen und meinen armen Laurentius Selkirk mit nach Betty's-Ruh nehmen?« fragte Paul mit aufgeklärtem Gesicht.

»Gewiß können Sie das,« erwiderte der Amtmann. »Wir wollen zuerst dem Capitain Hardegge unsern Besuch abstatten und ihm einen guten Morgen wünschen. Er wird auch froh sein, daß die Nacht überstanden ist. Ich bin neugierig, was der Laurentius sagen wird, wenn Sie ihm unsere neuste Botschaft bringen, denn an Bord

des ›Jacob Hinnerich‹ hat man noch keine Ahnung, was seit gestern hier vorgefallen ist.«

Sie nahmen nun rasch das erste Frühstück ein und begannen dann allmählig sich zum Abgange zu rüsten. Der Amtmann hatte nicht vergebens auf den Dampfbootskutter gerechnet. Um halb neun Uhr schon wurde er sichtbar, wie er mit seinem langen Rauchstreifen hinter sich von Cuxhafen her den Weg nach dem Feuerschiff einschlug.

So nahmen die drei Herren denn Abschied von Neuwerk. Während der Amtmann noch mit dem Vogt auf der Thurmterrasse sprach, gingen Paul und Fritz nach dem kleinen Ewer hinab, der an dem Landungsplatze bereit lag, um sie nach dem Feuerschiff überzuführen.

»Auf Nimmerwiedersehen!« sagte Fritz Ebeling im Stillen zu sich, und vielleicht dachte sein Freund etwas Aehnliches, als er in das Boot stieg, in welches nun auch der Amtmann, vom Vogt bis an den Strand begleitet, sich begab, um sogleich vom Lande abstoßen zu lassen. Der Wind aus Westen war nur schwach, aber er half ihnen doch etwas bei der kurzen Fahrt, und als sie sich dem ›Jacob Hinnerich‹ näherten, zog auch er die stolze Admiraltätsflagge, die schon lange auf dem Neuwerker Thurm wehte, an seinem Großmast empor, um den regierenden Herrn von Ritzebüttel freundlich zu begrüßen und den so seltenen Besuch an seinem Bord gastlich willkommen zu heißen.

Capitain Hardegge stand mit erwartungsvoller Miene an der Brustwehr seines Schiffes und sah voller Spannung den Ewer mit den drei Herren und den beiden Polizeibeamten näher kommen, unter denen er den Amtmann und Paul schon lange erkannt hatte.

»Willkommen am ›Jacob Hinnerich!« tönte es wieder den Herankommenden entgegen.

»Ich danke!« erwiderte der Amtmann von unten herauf. »Ist Alles heil an Bord?«

»Ja, Herr Senator, Alles heil – aber es war eine hübsche Nacht!«

»Das glaube ich,« antwortete der Amtmann, als er an Bord stieg und von dem wackeren Capitain herzlich begrüßt wurde. »Wir haben auch etwas davon durchgemacht. Guten Morgen, Capitain Hardegge!«

Vom Amtmann wandte der Capitain sich an seinen jungen Freund Paul van der Bosch, und dieser stellte ihm alsbald Fritz Ebeling vor. »Sie sehen uns fragend an, was wir Ihnen bringen,« fuhr er dann fort, »nun, was denken Sie sich?«

»Sie bringen mir Nichts oder Alles, was Sie mir bringen können,« erwiderte der Capitain. »Seit gestern Nachmittag, wo ich unsere Flagge in Duhnen wehen sah, bin ich in Unruhe, aber fast kann ich mir denken, daß etwas Entscheidendes vorgefallen ist.«

»Ja, und mit einem Wort – es giebt keinen Uscan Hummer mehr auf der Welt!« erwiderte Paul mit ernster, fast feierlicher Miene.

»Wie,« rief der Capitain zurückbrallend, »ist er hinüber?«

»Die Fluth hat ihn verschlungen,« versetzte der Amtmann, »als er uns im letzten Augenblick der Ebbe entwischen wollte.«

In wenigen Minuten war Alles erzählt und Capitain Hardegge wurde eben so still und ernst, wie es Paul wieder in diesem Augenblick war.

»Aber was macht Laurentius Selkirk?« fragte Letzterer. »Ist er munter und hat er den Sturm gut überstanden?«

»Ganz munter, Herr – aber er wird sich wundern!«

»Lassen Sie es uns schnell abmachen, wir haben nicht viel Zeit.«

»Gehen Sie nur zu ihm, ich bleibe auf Deck bei dem Herrn Amtmann.«

Paul stieg in die Cajüte hinab. Seine Erscheinung, auf die Laurentius schon vorbereitet war, erregte einen stürmischen Freudenausbruch bei dem alten Mann, der jedoch einer Art Erstarrung wich, als er mit wenigen Worten die Kunde von allen umgefallenen Ereignissen vernahm.

»Also er ist todt!« rief er endlich, wie aus einem tiefen Traume erwachend. »Todt! Und er ist vor Ihnen geflohen, als Sie ihn greifen wollten! Ha, das ist natürlich, ja!«

»Die Beweise, Laurentius, welche Sie für seine Schuld lieferten, waren nicht die einzigen,« fuhr Paul fort, »wir haben noch andere und eben so schwer wiegende erhalten. Hummer ist von einem meiner Freunde erkannt worden als der Mann, der bei einem Wechsler in ... große

Summen in baares Geld umgesetzt hat, über die er nicht verfügen durfte, und so ist er als Betrüger und Dieb vollständig entlarvt. Alles Uebrige sollen Sie später erfahren – jetzt aber machen Sie sich reisefertig, wir haben nicht viel Zeit übrig; wir müssen bald nach Betty's-Ruh um in den Nachlaß des Verstorbenen einen Blick zu werfen. Der Amtmann kommt auch mit. Sie gehen doch gern mit mir?»

»Wird noch ein Proceß stattfinden?« fragte Laurentius mit einem Rückfall in seine alte Aengstlichkeit.

»Nicht der geringste, es ist Alles abgemacht; uns bleibt nur noch übrig, das Geld zu suchen, welches Hummer entwendet hat.«

»Das wollen wir schon finden!« rief Laurentius tief aufathmend aus. »Also nach Betty's-Ruh soll ich? Wirklich? O Du großer Gott, was ist das für ein Glück!« –

In zehn Minuten waren Alle wieder auf dem Deck des Schiffes versammelt, auch Laurentius Selkirk mit seiner Kiste befand sich unter den Männern.

»Sie werden bald abgelöst, nicht wahr?« fragte Paul den Capitain Hardegge.

»Ja, in einigen Tagen.«

»Dann haben Sie also freie Zeit und ich hoffe, Sie werden sich bald in Betty's-Ruh einfinden, um auch meine Gastfreundschaft einmal in Anspruch zu nehmen. Ihr Schwiegervater und Friede werden hoffentlich bald dahin übersiedeln, ich lasse schon heute Zimmer für sie in Bereitschaft setzen, bis ich das alte Pächterhaus für sie ausgebaut und erneuert habe. Whistrup wird in den

nächsten Tagen seinen Nachfolger erhalten und dann gehört er und seine Tochter uns – aus meines Onkels oder meiner Hand nur werden Sie sie erhalten und ich werde dem guten Mädchen für Alles, was ich ihm verdanke, meine Erkenntlichkeit zu erweisen suchen.«

Capitain Hardegge wurde tief gerührt bei diesen Worten. Er sprach kein Wort mehr, aber er drückte dem neuen Freunde herzlich und wiederholt die Hand.

»Auf Wiedersehen!« rief dieser und stieg in das Boot, in welchem sich schon Laurentius mit seiner Kiste befand. Zuletzt stiegen der Amtmann und die Polizeidiener hinab und mit wenigen Ruderschlägen befand man sich neben dem kleinen Dampfer, der laut zischend in der Nähe des Feuerschiffs hielt. Bald darauf waren Alle an Bord und nun dampfte er stolz unter seiner großen Admiralitätsflagge ab, nach Osten hin, um in kurzer Zeit in Cuxhafen an seinen Halteplatz zu gelangen, was ihm die augenblickliche Fluth heute leichter als sonst machte. Die Ersten, welche den anlegenden Dampfer empfangen, waren Whistrup und Friedrich.

»Glück auf, Whistrup!« rief der Amtmann dem bisherigen Leuchthurmwärter entgegen. »Machen Sie sich fertig, nach Betty's-Ruh zu ziehen. Herr van der Bosch wird Ihnen Wohnung im Schlosse geben, bis Ihr Haus eingerichtet ist. Ihren Nachfolger werde ich noch heute nach der Kugelbaake senden und Sie mögen ihn pflichtgemäß instruiren. Sie sind jetzt Pächter von Betty's-Ruh und aus dem Staatsdienst entlassen. So viel mündlich, alles Uebrige später schriftlich.«

Whistrup wußte nicht was er sagen sollte. Er sah bald den Einen, bald den Andern an. »Wo haben Sie denn den Rentmeister?« fragte er endlich mit bebenden Lippen.

»Er schläft im Meere, Whistrup,« erwiderte Paul und berichtete mit kurzen Worten, was vorgefallen.«

Whistrup stand wie erstarrt. Auch Friedrich, der es mit angehört, konnte vor Staunen kein Wort sprechen.

»Ist Alles gesund zu Hause?« fragte ihn Paul.

»Ach Gott, Herr, da sieht es seltsam aus. Der Herr Professor kann gar nicht begreifen, wie es möglich ist, daß sein Rentmeister ein Spitzbube sein soll, aber Frau Dralling ist außer sich vor Freude, daß er endlich entdeckt ist.«

»Das glaube ich. Nun, es soll auch meinem Onkel bald klar werden. Sind die Pferde genügend ausgeruht?«

»Alles frisch und munter, Herr, es kann sogleich wieder losgehen.«

»Das soll es auch. Sie müssen noch heute, sobald wir zu Hause angekommen, nach Wollkendorf reiten und der Frau Baronin Meldung bringen. Ich werde lieber gleich hier einige Zeilen an sie schreiben, da Keiner von uns heute fort kann. Erzählen Sie ihr nur recht genau, was und wie es sich zugetragen und wie es jetzt rührig bei uns hergehen wird. Herr Ebeling oder ich selbst werden ihr Botschaft bringen, wenn Alles geordnet ist.«

Friedrich verbeugte sich ehrerbietig. »Ich werde Alles thun, was Sie befehlen und wie Sie es wünschen, Herr van der Bosch,« sagte er, »nur erlauben Sie mir, nach



Wollkendorf heute den Fuchs zu reiten, damit er auch etwas von der Bewegung profitirt.«

Paul lächelte. »Wenn Sie weiter nichts wollen, das sei Ihnen gern gewährt. Von morgen an aber reite auch ich wieder und darin wollen wir alle Tage unsere Uebung fortsetzen.«

Jetzt trat der Amtmann, der so lange mit dem Hafenteufel und Whistrup gesprochen, zu Paul heran und verabschiedete sich einstweilen von ihm und seinem Freunde. »Ich will einmal nach Hause fahren und mich umkleiden,« sagte er, »und dann meine beiden Büttel in Betty's-Ruh ablösen lassen. Die armen Teufel haben auch einen sauren Tag auf ihrer Wache gehabt, aber freilich nicht so schlimm wie ihre Gefährten dies bei uns waren. Spätestens um ein Uhr bin ich bei Ihnen und dann wollen wir den Nachlaß im Pachthause untersuchen, damit wir bald damit in's Reine kommen. Schreiberei werden wir überdieß noch genug davon haben, denn der Verstorbene hat, wie ich glaube, dürftige Verwandte hinterlassen und die werden Sie doch wohl nicht für die Sünden des Mannes büßen lassen wollen, nicht wahr?«

»Herr Senator! Was denken Sie von uns! Für die Verluste, die Hummer uns verursacht, soll kein Mensch büßen, am wenigsten seine unschuldigen Verwandten.«

Der Amtmann reichte ihm die Hand und drückte sie warm. »Ich verstehe Sie,« sagte er, »aber ich bin ein Jurist und Richter in dieser Sache; ich muß mich also nach Allem erkundigen und darum verzeihen Sie mir. – Leben Sie wohl, auf Wiedersehen!«

Der Amtmann stieg in seinen Wagen und fuhr ab. Paul aber begab sich, während Fritz Ebeling Whistrup das Erlebte bis in's Kleinste erzählte, in das Gasthaus des Herrn Dölle und ließ sich Papier und Tinte geben. Hier schrieb er rasch einige Zeilen an Betty, theilte ihr in einfachen Zügen die Ereignisse der beiden Tage mit und verwies sie im Uebrigen auf Friedrich, der ihr einstweilen umständlichen Bericht abstatten werde.

»Wenn ich Sie wiedersehe, meine liebe Freundin,« schloß er, »was wahrscheinlich morgen, – spätestens übermorgen geschehen wird, da ich jetzt in Betty's-Ruh unentbehrlich bin, sollen Sie Alles aus meinem eigenen Munde hören, für heute begnügen Sie sich mit dieser Nachricht. So gern ich Sie bei uns sähe, so bitte ich Sie doch, nicht eher zu kommen, als bis das Nothwendigste geordnet ist, erst dann kann ich mich Ihrer Gegenwart wahrhaft freuen. Wollen Sie aber Fritz morgen früh bei sich haben, so senden Sie ihm einen Wagen; unsere Pferde sind etwas stark in Anspruch genommen und müssen noch viele Wege ablaufen, ehe wir am Ziele sind. Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrer Mutter. Mündlich mehr von Ihrem treu ergebenen alten Freunde  
Paul van der Bosch.«

---

Es war etwa zwölf Uhr Mittags, als Paul mit Fritz Ebeling und Friedrich in Betty's-Ruh anlangte. O wie wohl

wurde ihm zu Muthe, als er das schöne Schloß mit seinen grünen Baumgruppen, seinen Rasenflächen und Blumenbeeten so still und friedlich unter dem leise herabrieselnden Regen vor sich liegen sah! Wie fühlte er, durch den Contrast aufmerksam gemacht, nun erst recht tief und lebhaft die aufregenden Scenen und Erscheinungen, die er seit dem vorigen Tage an seinem Auge hatte vorüberziehen lassen!

Als er vor der Halle aus dem Wagen sprang, hörte er einen lauten Freudenschrei, der aus der kräftigen Kehle einer Frau kam. Frau Dralling stürzte ihm mit offenen Armen entgegen und beinahe hätte sie ihn umarmt und geküßt, so überglücklich war sie, über Das, was er ausgeführt, obgleich sie noch keine Ahnung von dem Endresultat hatte. Ja, ja, *er* hatte sie verstanden, dieser Herr Paul, er hatte sich ihren Rath zu Nutze gemacht, er war also ein ganzer Mann, wie sie eine ganze Frau war, und nun war ihr seliger Dralling durch ihre Mitwirkung wieder zu neuen Ehren gelangt und wer konnte es ihr also verdenken, daß ihr Frohlocken keine Gränzen kannte? Im Triumph führte sie nun den jungen Mann in den Saal, und so lange der Neffe dem Onkel erzählte, was Alles geschehen, so lange bewegte sie sich nicht von der Stelle, denn sie mußte jedes Wort aus seinem eigenen Munde vernehmen.

Aber der Professor, was machte der für ein Gesicht? Es kostete Paul Mühe, sich des Lachens zu erwehren, als er dem guten Alten heute zum ersten Mal gegenüber trat.

Denn derselbe war so verlegen, so geknickt, so kleimüthig, daß er nicht wußte, was für eine Miene er zeigen und was er zuerst sprechen solle. Und so schwieg er denn und drückte den Neffen, nachdem dieser zu seinem noch größeren Staunen den Tod des Rentmeisters verkündet, nur stumm an sein Herz, bis er sich so weit gesammelt hatte, daß er wieder reden konnte, und da bat er zuerst, was er schon lange bei Frau Dralling gethan, um Verzeihung, daß er einen so furchtbaren Irrthum begangen und den Rentmeister Hummer – der jetzt schon vor Gott stehe, wie er eben gehört – für einen ehrlichen Menschen gehalten habe. Jetzt erst sei er überzeugt, daß es auch schlechte Menschen auf der Welt gebe, aber nun wolle er sich auch künftig in Acht nehmen und mit weiser Vorsicht in allen Dingen zu Werke gehen. Uebrigens lege er alle übrigen Geschäfte in Paul's Hände, er wolle sich um nichts mehr auf dem Gute bekümmern und nur seiner Wissenschaft leben, da er zur Einsicht gelangt, daß ein eingefleischter Bücherwurm, wie er einer sei, für das praktische Leben nicht tauge und der Welt und den Menschen nur nützen könne, wenn er seine Exempel zum Stimmen bringe, um alles Uebrige auf dem Erdenrund sich aber kein graues Haar wachsen lasse.

Paul zeigte bei allen diesen allmählig zum Vorschein kommenden Gedanken nur ein heiteres Gesicht. Er beruhigte den guten Onkel und erklärte sich gern bereit, alle ferneren, auf Betty's-Ruh bezüglichen Geschäfte zu übernehmen, aber nur im Namen und Auftrage des Onkels.

»Ich gebe Dir diesen Auftrag, mich zu vertreten, hiermit ein für alle Mal,« schloß der Professor, »denn Du weißt, ich liebe die logische Kürze und bin kein Freund von Wiederholungen. Handle in Allem, wie Dir gutdünkt, und theile mir nur die Resultate mit. Das, was Du in wenigen Wochen hier geleistet und erreicht hast, hätte ich in zwanzig Jahren nicht zu Stande gebracht und so ist mir meine unzureichende Kraft augenscheinlich bewiesen. Weiter will ich Dir jetzt nichts sagen und nun laßt mich in Ruhe, denn ich bin so müde und matt, als hätte ich vierundzwanzig Stunden marschiren müssen und nichts dabei zu essen bekommen. – Haben Sie an ein gutes Frühstück gedacht, meine *liebe* Frau Dralling?« –

Man hatte eben das wohlverdiente Frühstück eingenommen, als der Amtmann von Ritzebüttel erschien, um dem Professor seine Aufwartung zu machen. Dieser nahm den Glückwunsch des wackeren Beamten wie ein Mann entgegen, der sich bewußt ist, denselben nicht selbst verdient zu haben, übertrug aber dann in Gegenwart des Amtmanns seinem Neffen noch einmal alle Geschäfte und hieß im Voraus Alles gut, was die beiden Herren beschließen und ausführen würden. So begaben sich denn der Amtmann, Paul und Fritz nach dem Pachthause, wo sie die beiden Polizeidiener ganz gemüthlich beim Essen fanden, wie die Haushälterin es ihnen denn an Nichts hatte fehlen lassen. So lange der Amtmann im Hause seinem Berufe oblag, wich Paul nicht von seiner Seite, eben so wenig wie Fritz Ebeling von seinem Freunde wich. Die Untersuchung des Nachlasses Usca Hummer's nahm

viel weniger Zeit in Anspruch, als man erwartet hatte. Es fanden sich in seinem kleinen Schreibtisch nur wenige Dinge von Werth vor, da der habgierige Mann schon lange seinen ganzen Besitz zu Gelde gemacht und sich, in Voraussicht seiner baldigen Entweichung, auch keine angenehmere Einrichtung besorgt hatte. Außer seinen nur höchst oberflächlich geführten Pachtbüchern konnte nichts Schriftliches entdeckt werden, also auch nichts, was irgend eine Andeutung auf die heimlich entwendeten Gelder enthielt. An Vermögen ergab sich außer den fünfzigtausend Mark, in englischen Banknoten vorhandenen Legatsgeldern, noch eine Summe von etwa achtzehntausend Mark, die als das Ersparniß des Verstorbenen betrachtet und von dem Amtmann mit in Beschlag genommen wurde. Das war das ganze Resultat der gerichtlichen Untersuchung, und einigermaßen enttäuscht stieg der Amtmann wieder in seinen Wagen, um nach Ritzebüttel zurückzukehren, alles Uebrige Paul van der Bosch überlassend, dem nun die Sorge oblag, das Versteck aufzusuchen, in welchem der Rentmeister seinen Raub so vorsichtig geborgen hatte.

Als der Amtmann sich entfernt hatte, ließ Paul die auf dem Pachthofe dienenden Leute kommen und erklärte ihnen, was vorgefallen. Alle hörten ihn mit Staunen, aber ohne eigentliche tiefe Empfindung an, denn Keiner war dem Rentmeister zugethan gewesen. Nachdem er ihnen gesagt, daß alle Geschäfte wie bisher ihren Gang gehen würden und daß sie fleißig in ihrer Arbeit fortfahren möchten, verhiess er ihnen die baldige Ankunft eines

neuen Pächters und übergab dem verständigen ältesten Knecht die Aufsicht über die Felder und der Haushälterin die über das Haus und die Küche. Als vorläufig auch dies Geschäft beseitigt war, begab er sich endlich mit Fritz Ebeling nach Hause, herzlich ermüdet und von allen Erlebnissen des Tages angegriffen, aber ohne Ahnung, daß ihm noch heute ein bei Weitem wichtigeres bevorstand, welches ganz dazu angethan war, alle seine Kräfte noch einmal in Anspruch zu nehmen und sein Gemüth wie seinen Geist noch länger in Spannung zu versetzen.



Als Paul und Fritz etwa um vier Uhr Nachmittags in den Saal des Schlosses zurückkehrten, um daselbst den Ausfall ihrer Untersuchung zu verkünden, fanden sie bei'm Professor Laurentius Selkirk vor, Beide in einem ernsten Gespräch begriffen, dem natürlich auch wieder Frau Dralling beiwohnte. Laurentius hatte dem alten Herrn in offenherzigster Weise, und noch viel ausführlicher als Paul, die Ereignisse in der Sterbenacht seines Bruders erzählt und demzufolge auch berichtet, wie er in den Besitz des ›blauen Büchelchens‹ gekommen war. Der Professor, der in dem Buche, welches ihm Paul bereits eingehändigt, nur oberflächlich geblättert hatte, war durch diese Erzählung in einen neuen Paroxysmus der Verwunderung gerathen und konnte sich trotz aller Trostsprüche seiner klugen Rathgeberin gar nicht zufrieden geben. Er lief im Saal auf und ab, focht mit den Händen

in der Luft herum und rief Paul und Fritz zu, als sie bei ihm eintraten:

»O, o, es ist ganz unerhört! Könnt Ihr jungen Leute begreifen, wie ein vom Weibe geborener Mensch, ein Mann von Bildung und Verstand, ein so verruchter Bösewicht sein kann? Nein, ich begreife es nicht, denn das geht vollständig über meinen Horizont!«

Frau Dralling, als sie die jungen Herren erscheinen sah, besorgte rasch den Kaffee und während Jene sich ruhig auf ein Sopha setzten, um einmal in Gemüthlichkeit eine Cigarre zu rauchen, wandte der Professor sich wieder zu Laurentius, reichte ihm die Hand und sagte mit stillerem Wesen und besänftigter Miene, indem er sich in Gegenwart Fritz Ebeling's beherrschen zu müssen vermeinte:

»Nichts für ungut, Alter, daß ich so getobt und gebrüllt habe, aber Ihre Erzählung hat die in mir schlafende Leidenschaft geweckt und ich habe mich hinreißen lassen, meine Gefühle überlaut zu äußern. Das kommt bei mir selten vor und schickt sich eigentlich nicht für einen Mann in meinem Alter. Ich sage Ihnen Das, damit Sie keinen falschen Begriff von dem Bruder Ihres alten Herrn erhalten. – Was Sie nun selbst betrifft, mein lieber Laurentius, so ziehen Sie getrost, wie Sie wünschen, wieder in Ihre alte Stube neben Barker. Frau Dralling wird für alle Ihre Bedürfnisse sorgen. Da mögen Sie sich denn ruhen und Ihr Leben genießen, wie Sie wollen, ich lege Ihnen keinerlei Zwang auf und Dienste fordere ich von Ihnen nicht.«



»O nein, Herr, erwiderte Laurentius, sich von dem Stuhle erhebend, auf dem er nach dem Eintritt Paul's wieder Platz genommen, »ruhen will ich zwar, aber arbeiten muß ich doch auch, denn ohne Arbeit schmeckt selbst die Ruhe nicht süß. Nein, ich will mich auch jetzt noch hier nützlich machen, so gut ich kann. Wenn ich aber eine Bitte aussprechen darf, so erlauben Sie mir, die Blumen in jenem Zimmer, namentlich im Winter zu pflegen, wofür ich von jeher eine besondere Neigung gehabt habe, und im Sommer will ich mich an Freund Barker anschließen, da habe ich immer eine gute Kameradschaft und lebe meiner Liebhaberei. Er allein kann ja so nicht in dem großen Garten fertig werden und ihm thut wirklich ein Gehülfe noth. Wollen Sie mir diese Gunst gewähren, Herr Professor, so werde ich Ihnen sehr dankbar sein.«

Der Professor sah nach Paul hinüber und dieser erhob sich und kam auf Laurentius zu. »Natürlich,« sagte er, »soll Ihnen Ihr Wunsch erfüllt werden, Laurentius. Sie können mit Barker gemeinschaftlich im Garten arbeiten, so viel oder so wenig Sie wollen, und damit Sie nicht zu große Mühe haben, werde ich noch auf einen jüngeren Gehülfen Bedacht nehmen, der Ihnen die schwerste Arbeit abnimmt und Ihnen helfend zur Seite steht. Mit der Zeit wird sich das Alles finden. – Geben Sie Laurentius auch eine Tasse Kaffee!« wandte er sich an Frau Dralling, die eben Fritz und ihm eine Tasse dargeboten hatte.

Der alte Diener warf einen dankbaren Blick auf den gütigen jungen Herrn und nahm die ihm vorgehaltene Tasse an. »Ja, es wird sich Alles finden,« wiederholte er.

»Da ich nun wieder in Betty's-Ruh bin, fühle ich mich schon ganz glücklich und ich sehe ja, daß jedes Wort, welches Sie in Neuwerk und auf dem ›Jacob Hinnerich‹ zu mir gesprochen haben, eine Wahrheit war. Nur *eine* Bitte noch erlaube ich mir auszusprechen, junger Herr, und die müssen Sie mir noch heute gewähren.«

»Welche ist das?« fragte Paul aufhorchend.

»Lassen Sie mich den Sarg meines guten verstorbenen Herrn sehen. Ich habe ihm Manches zu sagen und ich bilde mir ein, daß ich es am besten kann, wenn ich vor seinem Grabe stehe. O, jetzt darf ich dreist vor sein Angesicht treten, ich habe ja meine Pflicht erfüllt und meinen Schwur gehalten – nicht wahr?«

Paul nickte bereitwillig. »Sie kommen meiner Absicht zuvor,« sagte er lächelnd, »auch ich wollte noch heute nach dem Gewölbe gehen und dasselbe einer genaueren Untersuchung unterwerfen. Du gehst doch mit, Fritz?«

»Gewiß, Paul, ich mache Alles mit, und möchte auch einmal das schöne Mausoleum aus der Nähe betrachten.«

Der Professor hatte schon in seinem Schlüsselkasten gekramt und den schönen Stahlschlüssel zum Gewölbe hervorgesucht. »Da ist er,« sagte er, ihn Paul hinreichend. »Gehet, ich aber bleibe hier und werde unterdeß einmal das blaue Buch durchstudiren und nachrechnen, um mein Geld wenigstens – auf – dem Papiere kennen zu lernen.« –

Fünf Minuten später waren Paul, Fritz und Laurentius auf dem Wege nach dem Mausoleum, wo sie trotz des feinen Regens, der immer noch sanft niederrieselte, Barker

bei den Blumen antrafen. Laurentius blieb einen Augenblick bei dem alten Bekannten stehen und drückte ihm die Hand.

»Von morgen an helfe ich Dir,« flüsterte er dem Gärtner zu. »Der Herr hat mich zum Untergärtner ernannt und nun wollen wir Alles recht schön machen. O, und der junge Herr, Barker, das ist ein Mann! Der ist nicht allein gut, der weiß auch Alles am rechten Ende anzufassen.«

Barker lächelte, als wollte er sagen: »O ja, ich weiß es schon!« Dann nickte er dem alten Freunde zu und näherte sich dem Kahn, in den Paul und Fritz bereits gestiegen waren. »Soll ich mit hinüber, Herr?« fragte er.

»Nein, Barker, ich danke. Laßt Euch nicht stören, ich will einmal selbst meine Geschicklichkeit als Schlosser versuchen.«

In zwei Minuten waren sie vor der Thür des Mausoleums. Barker stand am jenseitigen Ufer und blickte neugierig hinüber, ob es dem jungen Herrn wohl gelingen würde, das Schloß zu öffnen. Es gelang ihm in der That sehr bald und rasch öffnete er nun beide Flügel, um die frische warme Luft in das Gewölbe einströmen zu lassen.

Laurentius hatte trotz des Regens sogleich seinen Hut abgenommen, als das Gewölbe geöffnet war und die beiden Särge seinen überfließenden Augen sichtbar wurden. Er faltete die Hände und sprach im Stillen ein kurzes Gebet, worin er vielleicht dem ruhig Schlafenden sagte, daß er seine Pflicht erfüllt und seinen Schwur gehalten habe.

»Nun,« redete Paul ihn an, als der Alte seinen Hut wieder ausgesetzt hatte und während er selbst mit Fritz

schon in das Gewölbe getreten war, »wollt Ihr nicht näher kommen? Jetzt fürchtet Ihr doch nicht mehr, daß der Todte Eure nächtliche Ruhe stört?«

»Ach nein, Herr, *die* Furcht ist gestorben – mit *ihm!*«

Nach diesen Worten trat er näher an Paul und Fritz heran, welcher Letztere sich neugierig im Gewölbe umblickte und die beiden schönen Säрге musterte, die so still und friedlich standen, wie neulich, als Betty und Paul zum ersten Mal auf den Stühlen davor gesessen hatten.

»Aber, mein Gott,« rief da mit einem Mal Laurentius, – »was ist denn das? Jetzt sehe ich es erst! Ist es doch, als ob mir plötzlich ein Schleier von den Augen fiel. Nein, nein, ich irre mich nicht, obgleich es schon lange her ist, daß ich zum letzten Mal in diesem Gewölbe war –«

»Was seht Ihr denn?« fragte Paul, sein glänzendes Auge voller Neugierde auf die verwunderte Miene des alten Mannes richtend.

»Ei, Herr, das ist ja höchst seltsam. Die Säрге stehen ja ganz anders, als sie früher gestanden haben und der selige Herr es angeordnet hat. Sie standen früher an jener Wand links und die beiden Stühle dort an der Wand rechts ihnen gegenüber – so – ja, so ist es gewesen.« Und er beschrieb mit beiden Händen die Stellung, welche die Säрге und Stühle früher eingenommen hatten.

Paul schaute erstaunt bald Fritz, bald Laurentius an. »Wer hätte denn das gethan?« fragte er.

»Ja, ich weiß es nicht, Herr, aber so, wie sie jetzt stehen, ist es gewiß nicht recht – man kann ja nicht einmal an das Archiv kommen.«

»Archiv?« fragte Paul verwundert. »Was ist denn das? Was versteht Ihr darunter?«

»Das Archiv?« wiederholte Laurentius. »Ei – das ist eine eiserne Truhe, Herr, mitten im Boden des Gewölbes, jetzt von dem Sarge des seligen Herrn bedeckt, und dieser nannte sie so, weil er darin die Urkunde niedergelegt hatte, die sich auf die junge Dame bezog, welche in jenem Sarge schläft. In dieser Urkunde ist die Geschichte ihres Lebens und ihres Todes enthalten, wie er selbst sie ausgearbeitet. Er hat sie bei Eröffnung des Gewölbes persönlich hineingelegt und seine eigene Lebensgeschichte hat der Rentmeister nach seinem Tode noch vor der Beisetzung einschließen müssen. Das war ja eine Hauptbedingung, die er dem Rentmeister auf das Herz gelegt, und ich war oft genug dabei, wenn er sie ihm wiederholte. Der Rentmeister hat es auch gethan, so viel ich weiß und darum, ja, darum ging er gleich nach dem Tode des seligen Herrn hieher – als er sich den Rock desselben anzog – ich habe es Ihnen ja erzählt, junger Herr.«

Paul's Miene nahm einen wunderbaren Glanz an und sein Auge blitzte. Ein neuer Gedanke war in seinem Gehirn aufgestiegen und dieser Gedanke lautete: »Wie! wenn der Mann, der in allen Dingen sicher zu gehen liebte, mit jener Urkunde auch andere Papiere von Werth in diese Truhe gelegt hätte? In diesem Fall konnte ihm Niemand, wenn diese Papiere zufällig gefunden wurden, auf den Kopf zusagen, daß *er* sie hierher gelegt, denn Quentin van der Bosch konnte ja selbst den Einfall gehabt haben, sie diesem sicheren Orte anzuvertrauen. Und

da dem Rentmeister der Zugang zu dem Gewölbe vielleicht mittelst eines vorhandenen Doppelschlüssels jederzeit gestattet war, so konnte er ja auch den Schatz heben, wann es ihm beliebte – und daß er es gethan haben würde, wenn ihm die Zeit dazu gekommen schien – wer wollte das jetzt noch bezweifeln? Ich nicht!«

»Wo war also das Archiv?« fragte er laut den die Särge noch immer verwundert anstarrenden Laurentius.

»Gerade in der Mitte des Gewölbes, Herr, wie ich Ihnen sage, unter der goldenen Rose da oben – und jetzt steht das Fußende des Sarges des seligen Herrn darauf.«

»Das ist ja merkwürdig!« fuhr Paul hoch aufathmend fort. »Aber wer konnte denn die schweren Särge von der Stelle bewegen, wenn es so ist, wie Ihr sagt? Dazu gehört mehr als die Kraft eines einzelnen Menschen.«

»O nicht doch, junger Herr, das will ich Ihnen gleich beweisen. Ein einziger starker Mensch reicht hin, die Särge auf dem glatten Marmorboden zu bewegen, denn sie stehen ja auf kleinen metallenen Rollen, die man nicht sehen kann, weil die Wände des Sarges beinahe bis auf den Erdboden reichen. Aber warten Sie – erst wollen wir die Stühle an den Ort tragen, wo sie früher gestanden haben, dann kommen wir leichter dazu.«

Paul, Fritz und Laurentius faßten rasch einen der schweren Stühle an, um ihn zu tragen, aber auch das war nicht nöthig, denn die Stühle standen ebenfalls auf Rollen und ließen sich leicht an die Wand zur rechten Hand rücken, wo sie, wie Laurentius behauptete, auch früher gestanden. Als nun beide ihren alten Platz einnahmen,

trat Laurentius an das Fußende des bezeichneten Sarges und suchte es fortzuschieben. Paul half ihm dabei und der Alte hatte Recht, auch der Sarg ließ sich ohne große Mühe bei Seite rollen, was die drei Männer mit der größten Vorsicht vollbrachten.

»So,« sagte Laurentius, »noch ein wenig, Herr. – Da, nun wird die schwarze Platte unter der Rose frei – sehen Sie hier – unter dieser Platte liegt das Archiv – und hier ist die Klappe, die das Schlüsselloch verbirgt.«

Er hatte sich dabei auf die Kniee niedergelassen und eine horizontal bewegliche schwarze Klappe von einem Schlüsselloch weggeschoben. Wie wir schon gesagt, war der Boden des Gewölbes, wie der Vorplatz im Freien, mit abwechselnden schwarzen und weißen Marmortafeln ausgelegt, die eine jede etwa einen Fuß im Geviert maßen. Als Paul aber die Tafel in der Mitte genauer untersuchte, fand er, daß dieselbe nicht aus Marmor, sondern aus schwarzem Ebenholz bestand und auf der einen Seite drei schwarze Scharniere hatte, was man aus der Ferne nicht wahrnehmen konnte. Und so bemerkte er auch jetzt deutlich das Schlüsselloch an der anderen Seite dieser sehr künstlich eingelegten Holztafel.

Alle drei Männer knieten jetzt auf dem Boden und untersuchten die Platte genau. Dabei sahen sie sich mit verwunderten Augen an, im Stillen frohlockend, denn das bisher nur dämmernde Licht der Wahrheit flackerte in ihrem Innern schon heller auf und nun war fast kein Zweifel mehr, daß in der unter der Holztafel vorhandenen Truhe, dem sogenannten Archiv, mehr verborgen sei, als blos

die Urkunde, für welche der Verstorbene dasselbe allein bestimmt hatte.

»Aber wo ist der Schlüssel dazu?« fragte Fritz in fast athemloser Spannung.

»Wer weiß es?« erwiderte Paul. »Wenn der Dieb ihn bei sich gehabt hat und kein Doppelschlüssel vorhanden ist, wie kaum zu vermuthen, dann werden wir ihn nie wieder zu sehen bekommen. Indessen werde ich alle Schlüssel von meinem Onkel holen und da wird sich bald zeigen, ob ein dazu passender noch in seinem Besitz ist.«

Er erhob sich und fuhr über das Wasser, um voll ernster und doch freudiger Gedanken rasch nach dem Schlosse zu gehen. Im ersten Vorzimmer trat ihm Frau Dralling entgegen.

»Geben Sie mir einen kleinen Deckelkorb, aber schnell,« sagte er zu ihr und ging dann nach dem Saal weiter.

Unmittelbar hinter ihm trat sie mit dem Korbe in der Hand beim Professor ein. »Ich muß Dich um alle Deine Schlüssel bitten,« redete der Neffe den im blauen Büchel lesenden und dabei rechnenden Onkel an. »Uns fehlt einer und es ist möglich, daß er in Deinem Kasten liegt.«

»Zu welchem Schloß?« fragte der Professor, den mit Zahlen gefüllten Kopf von seinem Papier halb aufhebend.

»Zu einem, welches Du selbst noch nicht kennst und welches wir eben erst entdeckt haben.«

»Ah – gut, Ihr seid Tausendkünstler. Da ist der ganze Kasten, nimm!«

Paul nahm das Körbchen aus Frau Dralling's Hand und leerte den Kasten des Onkels darin aus. Dann ging er



wieder fort, ohne ein Wort weiter zu sprechen. Der eifrige Professor kehrte nach der kurzen Unterbrechung, die ihn nicht im Geringsten gestört, sogleich zu seiner Arbeit zurück. Sein Gleichmuth, wenn er mit Rechnen beschäftigt, war beinahe unerschütterlich. Nach kurzer Abwesenheit trat Paul wieder in das Gewölbe und schüttete alle Schlüssel aus seinem Korb auf den Boden. Zuerst sonderte man die zu großen, dann die offenbar zu kleinen aus und die übrigen versuchte man der Reihe nach. Keiner aber paßte.

»Das ist übel,« sagte Paul, als alle Schlüssel probirt waren, »und wir werden das Schloß mit Gewalt aufbrechen müssen. Auch dazu bin ich entschlossen.«

»Was muß es denn eigentlich für ein Schlüssel sein, der passen könnte?« fragte Fritz und beugte seinen blonden Kopf tief zu dem Boden nieder.«

»Ein mittelgroßer, sogenannter deutscher Stiftschlüssel mit einem kleinen Bart,« entgegnete Paul.

»Aha, jetzt endlich sehe ich es,« rief Fritz, »ich hätte früher können so klug sein – solche Schlüssel habe ich bei mir.« Er griff in die Tasche, zog ein kleines Schlüsselbund heraus und suchte daran nach einem Schlüsselchen, das er bald gefunden hatte.

Dann probirte er vorsichtig, ob er in das Schloß ginge und endlich rief er mit kurzem Athem: »Ja, er sitzt darin!«

»Er schließt!« rief Paul freudig. »Dreh' ihn herum – geht es nicht?«

»Schwer – aber es geht doch. Ha, da haben wir es!« Er zog kräftig an dem Schlüssel und siehe da, die schwarze Holztafel hob sich, die verhängnißvolle Truhe war geöffnet und man sah – eine Hand voll Stroh, welches über der ganzen Oeffnung unmittelbar unter dem Deckel ausgebreitet lag.

»Das ist früher auch nicht so gewesen,« sagte nun Laurentius, der eben so laut und schwer athmete wie die beiden Anderen. »Stroh war nie darin. Eine zinnerne Kapsel stand auf dem armstiefen Grunde der Truhe und in dieser war die Urkunde enthalten.«

Paul nahm, ohne ein Wort zu sprechen, das Stroh vorsichtig fort und warf es bei Seite, dann aber wurde ein dreifacher, in einen verschmelzender Ausruf freudigen Staunens laut. Unmittelbar unter dem Stroh bis an den Rand der Oeffnung hinauf lagen fest zusammengebundene Papierpackete. Fritz warf nur einen Blick darauf und rief:

»Es sind englische Banknoten! Der Tausend, das sind hübsche Packete! »Hast Du keinen größeren Korb als den da?«

Jetzt wurde Laurentius abgeschickt, um einen größeren Deckelkorb zu holen, aber ihm befohlen, noch Niemanden zu sagen, was man gefunden habe. Als er wiederkam, waren die beiden Freunde schon längst bis auf den Grund der Truhe gelangt, wo sie ganz in der Tiefe die Kapsel mit den beiden Urkunden gefunden hatten. Aber was hatten sie sonst noch aus dem geheimnißvollen Schooße der Erde befördert? – O, es war im ersten

Augenblick noch gar nicht zu übersehen. Zuerst waren es wenigstens ein Dutzend fest zusammengeschnürter Packete, wie es das erste gewesen, aus englischen Banknoten, aber auch aus preußischen Cassenanweisungen bestehend, die Usca Hummer wahrscheinlich für umgewechselte Staats- und Eisenbahnpapiere erhalten und dann hier niedergelegt hatte, um sie später im Auslande zu verwerthen. Nach diesen Packeten kamen einige Rollen Gold, die Fritz mit einem Blick als Tausendthalerrollen bezeichnete. Endlich aber folgte eine große Menge Staats- und Eisenbahnpapiere, die wiederum, um Raum zu ersparen, fest zusammengebunden waren. Fritz konnte seine Neugierde nicht bezähmen, er öffnete eins der letzten Packete und schlug die oberste Lage auseinander.

»Das geht,« sagte er fast athemlos und einen raschen Blick darüber laufen lassend; »es sind preußische Staatspapiere, zu tausend Thalern das Stück. Ah, und auch die Coupons vom abgelaufenen Jahre, sitzen noch daran. Er hat also keine Zeit gefunden, sie abzuschneiden. Der arme Mann! Nun, er wußte wohl, daß er nichts damit verlor, sie sind noch lange gültig. Und sieh da – da steht wieder unten in der Ecke der Kehrseite der Name: van der Bosch. Nun, Paul, was sagst Du jetzt? Bist Du befriedigt? Da haben wir Alles, was wir suchen!«

Paul, anfangs sehr aufgeregt, war jetzt still und viel ruhiger geworden. Er dachte im ersten Augenblick nicht an den Gewinnst des vielen Geldes, sondern an die Art und Weise, wie es hierhergebracht und eingeschachtelt war.

»Ja,« sagte er endlich, »es ist mir erklärlich. Diese Papiere, nicht so fest zusammengepreßt wie jetzt, bilden einen großen Haufen, und wenn sie Jemand alle in der Tasche mit fortnehmen sollte, ohne sich gerade wie eine Tonne auszustopfen, so könnte er sie nicht mit einem Male vom Schlosse nach dem Gewölbe transportiren. Darum ist er so oft gegangen. Meinst Du nicht auch?«

»O, die Masse muß früher, ehe die Actien in Banknoten umgesetzt waren, noch viel größer gewesen sein als jetzt, mein Lieber,« erwiderte Fritz. »Ich stimme Dir also bei in Deiner Vermuthung. Doch jetzt komm – hier ist es wirklich kalt und wir werden ja wohl mit unserer Arbeit fertig sein.«

»Nein, noch nicht,« erwiderte Paul nachdenklich. »Laß uns die Todten erst wieder in ihre alte Ruhe bringen, das sind wir ihnen schuldig und sie mögen uns verzeihen, daß wir den Frieden um sie her aus eine kurze Zeit entweiht haben. Allein mein Onkel Quentin selbst würde sich freuen, wenn er sehen könnte, was in seiner Nähe vorgefallen und daß nun endlich sein Wille erfüllt und der rechte Erbe in den Besitz des Seinigen gekommen ist. – Laurentius, legen Sie alle Schlüssel wieder in den kleinen Korb und nehmen Sie ihn mit. So.«

Er schloß vorsichtig die Truhe wieder, nachdem man das Stroh in das Wasser geworfen. Dann packte man alle Papiere in den großen Deckelkorb, und da sie in diesen noch nicht hineingingen, steckten Paul und Fritz die übrigen in ihre Taschen. In wenigen Minuten waren dann die beiden Särge in ihre alte Stellung gebracht, und als

nun jede Spur der vorgenommenen Handlung aus dem geweihten Orte entfernt war, verließen die drei Männer das Gewölbe und schlugen, nachdem sie die Thür wieder geschlossen und das jenseitige Ufer erreicht hatten, mit ihrem kostbaren Funde den Weg nach dem Schlosse ein.

Als sie alle Drei, mit Schweiß bedeckt und von Aufregung bleich, in den Saal traten, fanden sie den Professor noch bei seiner Arbeit, während Frau Dralling den alten Kakadu mit Zucker zu beruhigen suchte, der ihren Herrn den ganzen Nachmittag durch sein Geschrei gestört hatte.

»Onkel!« rief Paul mit schmetternder Stimme, wie man sie hier noch nie vernommen, »lege Dein Buch bei Seite. Nachher wollen wir es mit dem Baaren vergleichen. Hier hast Du Deine Schlüssel wieder und da ist Deine ganze Erbschaft, die wir endlich an's Tageslicht gefördert haben.«

Der Professor lächelte mit komisch verzogenem Gesicht, denn er glaubte, man scherze mit ihm. Als aber Fritz und Frau Dralling die schöne Sammetdecke von dem großen Tisch abzuheben begannen, dann auch Paul und Fritz ihre Taschen leerten und den leicht erkennbaren Inhalt derselben auf dem Tisch aufhäuften, da ging ihm das sonnenklare Licht der Wahrheit jener Worte auf, er schlug die Hände vor Verwunderung und Schreck zusammen und starrte bald den einen, bald den andern der glücklichen Schatzgräber an.

»Jetzt laßt uns vernünftig und in aller Ruhe verfahren!« rief der hier an seinem Platze stehende Fritz. »Frau

Dralling, schließen Sie die Thür, damit wir nicht gestört werden. So. Aber zittern und beben Sie nicht so, Frau, es ist ja kein Unglück, was Ihrer Herrschaft widerfährt. Ich werde jetzt die Papiere der Reihe nach ordnen und Du schreibst jede von mir genannte Summe auf, Paul. Nimm gleich einen ganzen Bogen und Tinte, dann rechnet es sich nachher leichter. Oder haben Sie vielleicht Lust dazu, Herr Professor?«

»Ich, meine jungen Herren?« rief der Professor mit glühendem Gesicht und jetzt noch beklommener athmend, als Frau Dralling, die sich die Augen schon lange mit ihrer Schürze wischen mußte. »Ach, lassen Sie mich aus dem Spiel, ich würde mich jeden Augenblick verschreiben, denn ich glaube, ich könnte jetzt nicht einmal drei Zahlen richtig hinter einander setzen!« Und er ging, immer wieder die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, ruhelos im Saale auf und nieder und rief ein Mal über das andere: »O, diese jungen Leute, diese jungen Leute! Was machen die Alles möglich! Sie können hexen und zaubern – und ich – ich bin weiter nichts als ein hölzerner Popanz! O ja, o ja, ich sehe es – sie sind aus einer neuen Welt, und ich – ich kann mich begraben lassen mit meiner ganzen Mathematik und Algebra! Haha! Und die Logik – wo ist meine Logik? Fort in alle Winde – und straf' mich Gott, wenn ich jetzt den Magister Matheseos beweisen sollte, ich bliebe stecken wie ein fauler Quartaner. Und sie – sie sitzen da und rechnen, und ich – ich laufe hin und her und winsele. O, ich bin doch nur ein sehr dummer Gelehrter – *quod erat demonstrandum!*«

Von Zeit zu Zeit kam er aber doch wieder an den Tisch heran und sah sich die verschiedenen Scheine und Papiere an, die Fritz als Sachkundiger in einzelnen Stößen aufthürmte, nachdem jede vollständig abgezählte Summe durch irgend einen aufgelegten schweren Gegenstand als abgeschlossen bezeichnet war.

Fritz verfuhr dabei sehr regelrecht. So suchte er zuerst die Papiere aus, die er selbst in der Tasche getragen, dann kamen die Paul's an die Reihe und zuletzt erst die aus dem Korbe. Die Banknoten häufte er auf eine besondere Stelle und die Cassenanweisungen ebenfalls, wobei er jedesmal, wenn er tausend Pfund Sterling oder Thaler zusammen hatte, Paul die Summe dictirte, der sie sogleich in aller Ruhe auf seinen Bogen niederschrieb.

Als man mit dieser Zählung zu Stande gekommen war, was eine lange Zeit in Anspruch nahm, so daß Frau Dralling wegen der bei dem finsternen Himmel früh eintretenden Dämmerung schon längst Kerzen über Kerzen angezündet hatte, kamen die Staats- und Eisenbahnpapiere an die Reihe, und das nahm noch viel mehr Zeit fort, denn von ihnen schnitt Fritz mit einer großen Scheere sogleich die fälligen Coupons ab, die er in einen besonderen, von Frau Dralling dargereichten Kasten warf, wobei er wiederholt äußerte, daß Baring und Sohn sich nun freuen würden, denn jetzt sei ja der alte verlorene Kunde wieder auferstanden.

Endlich aber, als es draußen schon ganz dunkel, war man doch fertig geworden, und jetzt wurde der Professor gerufen, mit der Bitte, die Endsumme des blauen Buches

zu nennen, da Fritz Ebeling bereits mit kundigem Auge die leicht addirbare Summe des vorhandenen baaren Geldes berechnet hatte.

Der Professor kam schüchtern mit seinem Buche heran und nannte sie mit zitternder Stimme. Als Fritz sie nennen hörte, überlegte er einen Augenblick, dann lächelte er. »Wissen Sie vielleicht aus dem Kopf, Herr Professor,« fragte er, »wieviel baares Geld Sie an Legaten und Steuern haben zahlen müssen?«

»Ich weiß jetzt nichts aus dem Kopf, mein junger Freund,« lautete die kläglich gesprochene Antwort, »denn es brummt mir wie eine alte Orgel darin, ich kann sie Ihnen aber ganz genau nennen, wenn Sie sie wissen wollen.« Und er ging schwankenden Schrittes nach seinem eisernen Schranke und holte die Rechnungsbücher herbei, die geordnet darin lagen. Dann schlug er eins davon auf und nannte die Summe, welche er im Ganzen ausgezahlt.

Fritz zog sie sogleich von der Schlußsumme des blauen Büchelchens ab und verglich die des jetzt vorhandenen baaren Geldes damit. Endlich war er fertig und lächelte wieder. »Es stimmt so ziemlich,« sagte er, »bis auf einige tausend Thaler, die beim Umwechseln verloren gegangen sein können. Ihr ehemaliger Rentmeister ist also doch in einer Beziehung ein ehrlicher Mann gewesen. Er hat nichts aus dem Hause getragen und Alles wohlweislich im Archiv gelassen.«



»In welchem Archiv denn?« fragte der Professor mit verdutztem Gesicht. Und jetzt erfuhr er endlich, wie und wo die jungen Leute den Schatz gefunden hatten.

Als nun aber auch Das abgethan war, wurden alle Papiere vorsichtig und wie sie Fritz selbst geordnet, in den Geldschrank gebracht, und erst als dieser geschlossen und der Schlüssel dazu vom Professor Paul eingehändigt und alle dabei beteiligten Personen wieder im Saal versammelt waren, fielen sich Paul und Fritz in die Arme und wünschten sich gegenseitig Glück zu dem ungeheuren Funde, den sie Beide gemacht und der nun Casimir sowohl wie Paul van der Bosch zu einem der reichsten Privatmänner in ihrem Lande gemacht hatte.

Der gute Professor aber konnte sich noch lange nicht in sein Glück finden. Er war, nachdem die jungen Leute ihm ihren Glückwunsch abgestattet, wie ohnmächtig auf einen Stuhl gesunken und da saß er lange Zeit unbeweglich und ohne eine Sylbe zu sprechen. Frau Dralling dagegen konnte sich vor Freude und Uebermuth kaum lassen. Sie sprang und tanzte mit dem alten Laurentius um das Billard herum und fragte ihn ein Mal über das andere:

»Laurenz! Mann, wollen Sie mich heirathen? Sehen Sie mich an, bin ich nicht noch eine hübsche Frau! Wahrhaftig ich bin so glücklich, so selig, das heißt so verrückt, daß ich noch heute einen dummen Streich machen könnte. Doch nein,« fuhr sie nach einer Weile mit thränenden Augen fort, »ich will keinen dummen Streich machen – ich will lieber an meinen seligen Dralling denken und

ihm danken, daß er aus mir eine so – kluge Frau gemacht hat, denn klug bin ich, Laurenz, das will ich beschwören, und wenn Sie es nicht glauben – so lassen Sie es hübsch bleiben.«

Der alte Mann stand ganz verdutzt vor ihr und wußte gar nicht, was er von diesen tollen Reden denken sollte; aber er ließ geduldig Alles mit sich geschehen. Er tanzte, wenn man ihn dazu nöthigte, er lachte, wenn Frau Dralling lachte, und er vergaß auch ein paar Thränen mit ihr, denn immer fiel ihm wieder das Glück ein, welches sein guter seliger Herr im Himmel empfinden müsse, wenn er nun sähe, daß sein großes Vermögen endlich doch in die rechten Hände gekommen und daß kein Bösewicht mehr auf der Welt sei, der es ihnen rauben und vorenthalten könne.

#### ACHTES KAPITEL. DER NEFFE HOLT SICH SEINE TANTE.

Wie viele unruhigen Nächte die Bewohner von Betty's-Ruh in der letzten Zeit auch schon überstanden haben mochten, eine so unruhige und freudig bewegte wie die ihnen jetzt bevorstehende hatten sie noch nicht erlebt. Der Professor und die beiden jungen Leute blieben lange bis nach Mitternacht beisammen und besprachen bei einem Glase Wein, was nun in ihren neuen Verhältnissen zunächst gethan werden könne und müsse, um allen Anforderungen zu genügen, die von ihrer nächsten Umgebung wie von den verschiedenen Leuten, die sich ihnen so hülfreich erwiesen, an sie gestellt werden könnten.

Paul hatte schon im Voraus für diesen Fall über einzelne Unternehmungen und Handlungen nachgedacht und entwickelte nun in aller Ruhe vor dem erstaunten Onkel seine Gedanken, die dieser natürlich billigte, da er einerseits die Nützlichkeit, andererseits aber auch die Nothwendigkeit derselben einsah. Erst als man Alles reiflich erwogen und besprochen und die Pläne für den folgenden Tag zurechtgelegt hatte, trennte man sich, da zuletzt eine sichtliche Müdigkeit bei dem Professor sich einzustellen begann.

Dieser schlief auch sehr bald ein, denn sein Gemüth war wohl für den Augenblick erschüttert, aber doch nicht ganz in seinen Grundfesten aufgewühlt worden, wie das Paul's. Auch Fritz, schon aus herzlicher Liebe und Theilnahme für seinen Freund aufgeregt, sank erst gegen Morgen in Schlaf, am längsten jedoch blieb Paul munter, nicht etwa aus Freude über den nun wirklich erlangten so großen Besitz, sondern weil sein reger Geist an tausend neuen Plänen und Entwürfen arbeitete, wie sein Leben von jetzt an zu gestalten und zu einem für sich und Andere nützlichen und ehrenvollen Dasein zu verwenden sei, und erst als er in den Hauptpunten mit sich einig geworden, schlummerte er ruhig ein, bis er von Friedrich, wie demselben befohlen, schon wieder um sieben Uhr geweckt wurde.

Bald nach dieser Zeit waren die drei Männer um den Kaffeetisch im Saale versammelt und es war unter den obwaltenden Umständen wohl sehr natürlich, daß die

Unterhaltung von Neuem da begonnen wurde, wo sie vor wenigen Stunden abgebrochen worden war.

Sie wurden aber sehr bald darin gestört. Es war noch nicht acht Uhr, als schon ein Wagen von Wollkendorf kam, der Fritz Ebeling in aller Frühe dahin abholen wollte, denn Betty beanspruchte jetzt auch ihren Theil an dem Cousin und glaubte ihn Paul entziehen zu dürfen, nachdem sie ihn geduldig bis zur Entwicklung der Hauptaction an der Seite des Freundes gelassen hatte. Der Kutscher brachte auch einen Brief an Fritz mit, worin die Schreiberin desselben sich in obiger Beziehung mit aller ihrer gewohnten Zartheit aussprach. Sie wünschte dem Professor und Paul darin Glück zu dem endlich erfolgten günstigen Umschwung ihrer Verhältnisse, da sie keinen Augenblick zweifelte, daß das entwendete Geld nun gefunden werden würde. Sie dankte, daß man ihr sogleich durch Friedrich Nachricht gegeben, da sie vor Ankunft dieses Boten in großer Sorge über den Ausfall der Unternehmung gegen den Verbrecher gewesen sei.

»Doch Ihr seid ja gesund wieder zurückgekehrt,« hieß es in dem Schreiben, »und ich danke Gott dafür. Aber nun, mein lieber Fritz, habe ich Euch Allen noch etwas ganz Neues und Freudiges mitzutheilen, und das ist namentlich ein Grund, warum ich Dich heute schon zeitig bei mir haben will, um mit Dir eine recht frohe Berathung abhalten zu können. Deine Eltern haben nämlich von Hamburg geschrieben und gemeldet, daß sie morgen früh um sieben

Uhr mit dem Helgoländer Dampfboot nach Cuxhafen abfahren, also etwa gegen Mittag daselbst eintreffen werden. Wenn von den gestrengen Herren in Betty's-Ruh nun mein Plan gebilligt wird, so habe ich ihn auf folgende Weise entworfen. Ich werde mit meiner Mutter und Dir morgen um elf Uhr in Cuxhafen eintreffen und hoffe auch unsere Freunde aus Betty's-Ruh daselbst zu finden. Wir fahren dann Alle mit dem Onkel und der Tante nach Betty's-Ruh und bleiben den ganzen Tag dort. Nach alter Verabredung behält Dein Vater mit Dir seine Wohnung bei Paul van der Bosch und Deine Mutter geht mit ihrer Schwester und mir nach Wollkendorf. Am nächsten Tage versammeln wir uns dann wieder zu Tisch hier oder dort, doch glaube ich, wird es uns Alles wohl mehr nach Betty's-Ruh ziehen, wo es doch am schönsten und herrlichsten ist, wobei ich natürlich voraussetze, daß die Herren van der Bosch, Onkel und Neffe, damit einverstanden sind. Uebrigens werde ich mir erlauben, noch im Laufe des heutigen Tages einen Wagen nach Betty's-Ruh zu senden, damit kein Mangel an Transportmitteln entstehe, wo jetzt bald so viele Gäste versammelt sein werden. Pferde sind einstweilen zur Genüge auf dem Pachthofe und darum behalte ich die meinigen zurück. Wenn der Herr Professor aber dennoch einige der meinigen zur Aushülfe wünscht, so stehen ihm dieselben jeden Augenblick zur Verfügung.

Und nun noch einmal herzliche Grüße an Alle. Dich selbst aber, mein lieber Fritz, hoffe ich in wenigen Stunden an mein Herz zu drücken und von Dir zu hören, was seit gestern in Eurem kleinen Reiche vorgefallen ist. Schilt also immer neugierig Deine Dir treu ergebene Betty.«

Fritz las diesen Brief laut vor, nachdem er ihn erst still für sich gelesen, und sowohl der Professor – der nur eine ernstere und nachdenkliche Miene dabei angenommen – wie Paul waren mit seinem Inhalt vollkommen einverstanden und über die nun baldige Ankunft der guten Ebelings hoch erfreut. Es wurde sogleich Frau Dralling gerufen und ihr der Auftrag gegeben, die Zimmer für den Banquier in Bereitschaft zu setzen und sich auf den Mittag des nächsten Tages vorzubereiten. Dann aber nahm Fritz Ebeling Abschied von seinen Freunden in Betty's-Ruh, um ohne Verzug den Weg nach Wollkendorf anzutreten, da er bereits wußte, daß auch Paul sich sogleich auf einen anderen Weg begeben würde.

Gegen neun Uhr schon stieg Paul zu Pferde und ritt mit Friedrich nach Ritzebüttel, um zunächst, was er für seine erste Pflicht hielt, im Namen seines Onkels den Amtmann von den Vorfällen zu unterrichten, die sich nach seiner gestrigen Abreise auf Betty's-Ruh zugetragen hatten.

Er traf den vortrefflichen Mann zu Hause und erfreute ihn wahrhaft mit seiner neusten Mittheilung. Das Geschäftliche, was sich daran knüpfte, konnte natürlich nicht so schnell abgemacht werden, wie Paul und der

Professor es wohl selber wünschen mochten, und erst nach mehreren Wochen war ihnen vergönnt, dem Staate, in welchem sie fortan leben wollten, ihren Tribut zu entrichten und damit alle Verbindlichkeiten gegen denselben zu erfüllen.

Als Paul, der an diesem Morgen noch mehr zu thun hatte, sich dem Amtmann wieder empfehlen wollte, hielt dieser ihn noch einige Augenblicke zurück.

»Noch Eins, Herr van der Bosch,« sagte er. »Wenn Sie heute nicht zu mir gekommen wären, hätte ich selber Ihnen schon wieder einen Besuch gemacht. – Wollen Sie vielleicht noch einmal den Rentmeister Uscaan Hummer sehen?«

»Wie,« rief Paul, von dieser unerwarteten Frage höchlichst betroffen, »hat man ihn etwa im Wasser gefunden?«

»Ja, auch das Meer hat ihn von sich gewiesen. Die starke Fluth hat ihn und seinen armen Schimmel an's Land gespült und die Ebbe hat ihn nicht wieder mitnehmen wollen und auf den Steil-Sand abgesetzt, wo er in einer Wasserrinne liegen geblieben ist. Dort hat ihn der Strandvogt entdeckt und hereingeholt und seit einigen Stunden liegt er in unserm Leichenhause. Hier haben Sie, was der Strandvogt in seinen Taschen gefunden. Es ist eine Brieftasche, die einiges Geld und einen falschen Paß, auf den Namen eines Barons von Hagen lautend, enthält. Dies ist der Fund, der den Gerichten gehört. Ihnen aber kommen diese Schlüssel zu, die er ebenfalls bei sich getragen hat.«

Mit diesen Worten reichte er Paul einen großen und einen kleinen Schlüssel, die beide durch eine starke Schnur verbunden waren. Paul warf nur einen Blick darauf, dann rief er staunend:

»Sie sind es, Herr Senator, und nun ist das letzte Dunkel in dieser Angelegenheit gelichtet. Dieser große Schlüssel paßt zum Mausoleum und dieser kleine zum Archiv, aus welchem wir den Schatz gehoben haben. Der falsche Name in jenem Paß aber ist derselbe, unter welchem er in ... die Papiere gewechselt hat, wie ich Ihnen vorgestern schon mitzuthemen die Ehre hatte.«

»Es ist mir lieb, daß sich auch Das enthüllt hat,« erwiderte der Amtmann, »und nun wollen wir ruhig unsere Forschungen nach seinen Verwandten anstellen. Sie werden zur Zeit erfahren, was sich daraus ergeben hat. – Jetzt wollen Sie also fort?«

»Ja, ich habe heute noch viele Geschäfte abzuwickeln.«

»Das glaube ich,« entgegnete der Amtmann mit lächelnder Miene, »aber sie werden Ihnen durch das Bewußtsein versüßt werden, daß Ihnen Niemand mehr in den Weg treten und Ihnen und Ihrem Herrn Onkel den Genuß Ihres schönen Besitzes vorenthalten kann. Nehmen Sie in dieser Beziehung meinen herzlichen Glückwunsch an und lassen Sie uns fernerhin gute Nachbarschaft halten.«

»Das ist mein lebhaftester Wunsch, Herr Senator, und so sage ich: auf Wiedersehen, und Sie werden stets einen Ihnen zum Dank verpflichteten Nachbar in mir finden!«



Von Ritzebüttel ritt Paul nach Cuxhafen, wo zwei ihm sehr warm empfohlene Handwerker wohnten, ein Maurer- und ein Zimmermeister. Er traf sie Beide zu Hause und lud sie in einigen Tagen nach Betty's-Ruh ein, um das alte Pachthaus in Augenschein zu nehmen, dem sie im Aeußern und Innern ein besseres Ansehen verleihen sollten, da Paul vor allen Dingen wünschte, daß der gute Whistrup und dessen Tochter möglichst bald in Ruhe und Frieden kämen und sich eines angenehmen Hauswesens erfreuten, was sie seiner Meinung nach so reichlich verdient hatten.

Als die beiden Meister ihm ihre Hülfe zugesagt und ihren baldigen Besuch versprochen hatten, stieg Paul wieder zu Pferde und ritt langsam und nachdenklich nach Hause, ohne alle Ahnung, daß nach so vielem Seltsamen und Unerwarteten, was die letzten Wochen gebracht, ihm heute noch das Seltsamste und Unerwartetste von Allem begegnen sollte.



Als Paul mit Friedrich dem Schlosse an diesem Morgen den Rücken gekehrt hatte, ging in dem Saale desselben etwas ganz Eigenthümliches vor. Der Professor, der schon bei der Nachricht, daß am folgenden Tage ein neuer, ihm unbekannter Besuch auf Betty's-Ruh eintreffen werde, nachdenklich und still geworden war, schloß jetzt die Saalthür zu, um von Niemanden gestört zu werden, und gab sich einem langen und, wie es schien, fast

peinlichen Nachdenken hin. Sein bis dahin so heiteres Gesicht nahm einen ungewöhnlich sinnenden Ausdruck an und er schritt lange auf und nieder, um mit sich über irgend Etwas, was ihm offenbar schwer auf dem Herzen lag, zu Rathe zu gehen. Nachdem er aber wohl eine halbe Stunde eifrig nachgedacht, kehrte die alte Heiterkeit seiner Miene zurück, seine Haltung wurde wieder aufrechter und um seine Lippen spielte ein sinniges Lächeln, wie er es wohl bisweilen blicken ließ, wenn er einen Scherz im Innern verarbeitete und sich auf die Ausführung desselben im Stillen freute.

»Es, geht nicht anders,« sagte er nun zu sich, »es muß so sein und also vorwärts, alter Knabe. Ich hätte gern noch ein paar Tage damit gewartet, um erst den Wurm ganz zu tödten, der mir seit gestern am Herzen nagt, aber nun kommen die lieben Leute; die Eltern dieses Fritz, und sie dürfen unter keinen Umständen von etwas Unfertigem, Halbem unangenehm berührt werden. Nein, es muß Alles fix und fertig bei uns sein, die Sonne muß wieder scheinen,, und die Leute, die um mich her ihr Wesen treiben, müssen ihnen eine heitere, eine glückliche Miene zeigen. – Ha! Und an meinen guten Paul muß ich dabei zuallererst denken, für ihn muß ich zumeist sorgen, denn er sorgt immer mehr für Andere, als für sich selbst. Er hat seine Hände und seinen Kopf rüstig für mich geregelt und mehr als seine Schuldigkeit gegen mich gethan. So will ich sie auch gegen ihn thun, aber – es wird mir schwer werden, innerhalb der mir gezogenen Grenzen zu bleiben. Alter Casimir, Du hast eine etwas schwierige

Aufgabe übernommen und die kannst Du leider nicht mit Plus und Minus zu Ende bringen, Du kannst diesmal keine Figur mit rechten Winkeln construiren, sondern mußst einmal krumme Linien ziehen und auf gewundenen Wegen wandeln, was Du nie geliebt und getrieben hast. Und doch muß es geschehen und bald! Ich will nur frohe Gesichter und glückliche Menschen um mich sehen – ich will – ja, ich will den Abend meines Lebens genießen, denn Gott hat ja Alles so schön, so wunderbar schön um mich gestaltet, und ihm muß ich dafür dankbar sein. Das kann ich aber nur dadurch, daß ich Andere glücklich mache, die es noch nicht in dem Grade sind, wie sie es sein sollten, und das – ja, das soll jetzt geschehen.

Aber wie werde ich es nun anfangen, wenn er kommt und mich mit seinen treuherzigen Augen so ehrlich und unbefangen ansteht? Werde ich mich dann beherrschen und ihm eine eben so ehrliche und unbefangene Miene zeigen können? Wenn er sich nun über die Maaßen verwundert und mich vielleicht gar vorwurfsvoll anblickt – wie dann? Werde ich dann den Muth haben, ihm in's Gesicht zu sehen und die Wahrheit zu verhehlen, wie sie mir hier im Herzen wohnt? O, o, die Comödie ist recht hübsch für Den, der sie mit ansieht, aber sie ist schwer für Den, der sie spielen soll, und ich – ich bin nur ein erbärmlicher Comödiant, ich fühle es selbst; ich habe das Lampenfieber, noch ehe ich die Lampen sehe, ich habe die Coullissenangst, ehe ich mitten darin stehe, und wie, wenn nun erst die Trompete seines Mundes mich anschmettert

und die Flamme seines Auges in meine Seele blitzt – wie dann?«

Er ging wieder, eine Weile auf und nieder und gab sich sorgenvollen Gedanken hin. Endlich trat er an ein Fenster und blickte in's Freie hinaus. Es war ein trüber Tag; die Wolken, von einem matten Winde langsam getrieben, zogen immer noch schwer und tief am Himmel vorüber, und es sah ganz so aus, als ob der Regen sich bald wieder über das ganze Land ergießen würde.

»Es ist trübe – draußen wie in mir,« sagte er wieder, sich abermals in Bewegung setzend, »doch es wird nicht immer so bleiben. Die Sonne wird noch einmal wieder scheinen und wir werden munter und lustig unter den Bäumen spazieren gehen können, O, wären wir doch erst so weit! Ich habe eine fürchterliche Angst, als ob ich in eine Schlacht ziehen und Menschen erwürgen sollte, arme, gute Menschen – und ich, Casimir van der Bosch, *ich* soll sie erwürgen – o, sehe ich danach aus? Nein, wahrhaftig nicht, und ich habe nicht die geringste Courage dazu. O, o, wenn doch dieses Exempel erst gelöst wäre und stimmen wollte – eine solche Aufgabe hat mir noch keine Facultät gestellt – ich mir auch nicht, und ich bin doch wahrhaftig nicht faul in meinen Aufgaben für mich selber gewesen!« –

Er schwieg wieder und sah nach der Uhr. »Jetzt ist es halb Elf,« sagte er, »nun sitzt er beim Amtmann und handelt meine Geschäfte ab. Ja! Dann reitet er nach Cuxhafen zu den beiden Meistern. Und dann – kommt er zurück, hungrig und froh, durstig und heiter, wie ein

Mensch, der seine Schuldigkeit mit Ehren gethan – und ich, ich soll ihm dann ein Gesicht zeigen, auf welchem – ein schrecklicher Liebesgram liegt – o, ist das nicht entsetzlich und gegen alle Natur, da es lügenhaft ist? – Wenn ich nur meine Ruhe behalte, so lange er vor meinen Augen steht! Wenn er erst wieder fort ist, dann will ich lachen, dann reibe ich mir vergnügt die Hände, dann rufe ich: es stimmt, es muß stimmen, denn meine andere Mitspielerin, die wird ihre Rolle schon besser verstehen und durchführen, die wird – na, was wird sie nicht Alles! O ja! Aber, alter Casimir – Du springst schon über die Kluft hinweg – er ist ja noch nicht fort, ist noch nicht einmal da, so daß die Comödie beginnen könnte – o! –

Ich werde ein Glas Wein trinken,« sagte er nach einer Weile, »und mir Muth machen. Ha, jetzt begreife ich, wie ein Mensch aus Verzweiflung zur Flasche seine Zuflucht nehmen kann, denn ich – ich bin in Verzweiflung!«

Er ging nach einem Schrank, in welchem jetzt immer einige Flaschen Wein lagen und nahm eine davon heraus, die er mit zitternden Händen und großer Mühe entkorkte, denn dergleichen hatte er ja nie gethan. Aber da fehlte ihm ein Glas. Auch das suchte er sich, was ihm schwer wurde, da ihm sonst alles Nothwendige von Frau Dralling zur Hand gestellt wurde, die ihm heute nicht zur Seite war, ihm nicht vor Augen kommen durfte, damit sie ihn nicht etwa aus seiner unternehmenden Stimmung bringe, die er so schwer errungen hatte. Endlich hatte er es gefunden und mit Wein gefüllt. Er trank es rasch aus und noch eins und noch eins, bis er eine lebhafte Wärme im

Magen spürte, die ihm schnell in den Kopf stieg und sein ganzes Wesen mit neuer Kraft füllte.

Endlich war es zwölf Uhr geworden. Er ging wieder, vom Wein befeuert, lebhaft im Saale auf und nieder. Der Muth blieb ihm – er fühlte sich sogar standhafter, willenskräftiger als vorher. Endlich wurde ihm die Zeit lang und er fing an, die Minuten zu zählen. Aber er sollte noch etwas lange warten. Es war schon beinahe ein Uhr, als Paul endlich kam. Als dieser aber in das letzte Vorzimmer trat, sah er Frau Dralling mit aufgeregter Miene vor der verschlossenen Thür stehen und eifrig durch das Schlüsselloch blicken.

»O, gut, daß Sie kommen, Herr Paul,« sagte die brave Frau. »Ich weiß gar nicht, was das heute mit dem Herrn Professor ist. Er hat sich gleich nach Ihrem Weggehen eingeschlossen und auf all' mein Rufen und Pochen nur geantwortet, ich müsse warten, bis Sie wiederkämen, er habe nothwendig zu arbeiten.«

Jetzt pochte Paul an die Thür und ließ seine gefürchtete ›Trompetenstimme‹ erschallen. Da öffnete der Professor, bemühte sich aber dabei, sein Gesicht zu verbergen, so lange Frau Dralling, im Stillen erboßt, mit dem Decken des Tisches beschäftigt war.

Paul war erstaunt, auf einem Tisch eine halb geleerte Flasche Wein und ein Glas stehen zu sehen, aus dem unzweifelhaft der Professor getrunken hatte, was gar nicht in seiner Gewohnheit lag. Er selbst aber saß schon wieder am Schreibtisch, ohne ein Wort der Begrüßung zu sprechen, und schien tief in schwere Arbeit vergraben zu

sein, so daß er kaum den eben Eingetretenen bemerkte. Paul wußte nicht, daß der arme Onkel, trotzdem er fühlte, daß er kräftigen Wein getrunken, insgeheim sich abhängigste und daß er sich vor allen Dingen fürchtete, ihm selber in's Gesicht zu sehen.

Endlich aber trat er dicht an ihn heran, legte seine Hand auf die Schulter des alten Mannes und sagte: »Lieber Onkel, ich bin wieder da. Willst Du mir erlauben, Dir Bericht abzustatten?«

Da erhob der Professor langsam den Kopf und Paul sah sein rothes verlegenes Gesicht, welches der alte Mann kaum mit einem scheuen hastigen Blick zu dem seinigen zu erheben wagte.

»Nun, was für einen Bericht hast Du denn abzustatten?« fragte er, sich wiederholt räuspernd.

Paul erzählte Alles und reichte die beiden Schlüssel hin, die man dem todten Rentmeister abgenommen. Der Professor nahm sie mit bebender Hand und warf sie nach kurzer Besichtigung in seinen Schlüsselkasten.

»Es ist gut, daß wir sie haben,« sagte er aufseufzend, »nun giebt es gar keinen Zweifel mehr, daß der Mann ein Bösewicht war. Ich danke Dir.«

»Aber warum bist Du denn so seltsam still?« fragte jetzt Paul.

Der Professor hob mit innerem Schrecken sein entstelltes Gesicht empor und sagte langsam und mit vibrierender Stimme: »Davon nachher. Ich habe Dir allerdings etwas Ernstes mitzuthelle, was leider nicht mehr aufschiebbar

ist. Doch laß uns erst essen. – Werden wir bald unsere Suppe bekommen, Dralling?«

»In einer Viertelstunde, Herr Professor, Sie pflegen ja jetzt immer später zu essen,« antwortete diese und ging dann hinaus.

Paul sah, daß mit dem wunderlichen Onkel heute nichts anzufangen war, und so geduldete er sich. Vor Tisch aber kleidete er sich noch um, und als er aus dem Alkoven trat, wurde die Suppe aufgetragen und die beiden Herren setzten sich an den Tisch. Da der Professor kein Wort sprach, verhielt sich auch Paul still. Beide jedoch leerten die Flasche Wein, die der Erstere am Morgen angebrochen hatte, wobei es Paul auffiel, daß derselbe hastig und wie geistesabwesend sein Glas austrank. Unser Freund wußte gar nicht, was er von diesem seltsamen Verhalten denken sollte, allein bald erhielt er Aufschluß, und zwar einen solchen, wie er ihn am wenigsten erwartet hatte. Denn kaum hatte man sich vom Tisch erhoben und Frau Dralling das Geräth abgeräumt, so schloß der Professor abermals hinter ihr die Thür, winkte Paul nach dem andern Ende des Saales, wo er sich mit ihm niederließ, und sagte mit oft stockender Stimme, während der Angstschweiß ihm von der Stirn rieselte:

»Ich bin bereit – es muß sein, vorwärts!«

»Aber was muß denn sein, Onkel?« fragte Paul, der immer weniger klug aus dem alten Mann wurde.

»Still, mein Junge, jetzt endlich kann und will ich sprechen – ja. Du wirst Dich schon über mich gewundert haben, nicht wahr? Na ja, ich habe es selbst gethan, aber



Du sollst gleich den Grund davon hören, Sieh, ich hätte Das, was ich heute thun will, noch gern ein paar Tage hinausgeschoben, um mich erst etwas fester in den Sattel zu setzen, aber da morgen schon Deine Freunde kommen, die ja auch meine Freunde sind, so muß ich mich beeilen, weil ich nicht will, daß sie bei uns Einiges in unfertigem Zustande finden. Aus diesem Grunde auch ist mir ihr Besuch für morgen eigentlich etwas zu früh gekommen, allein was hilft's – ich habe darum nur um so rascher meinen Entschluß gefaßt. So höre denn.«

Bei diesen Worten seufzte er tief auf, sah verlegen vor sich nieder und bemühte sich auf alle mögliche Weise, das Gesicht des Neffen zu vermeiden, dessen ›Flammenaugen‹, wie er wohl fühlte, voller Verwunderung und Spannung auf ihn gerichtet waren.

»Ich höre!« sagte Paul nach einer Weile, als der Professor noch immer beklommen schwieg.

»Nun ja,« fuhr dieser wieder aufseufzend fort, »es muß sein und so sei es. In Gottes Namen denn! Ja, was ich Dir sagen wollte, mein Junge – es ist eine komische Sache, die ich Dir mittheilen will, und Du mußt Dich nicht sehr darüber betrüben, vielmehr bedenken, daß alle alten Leute wunderlich sind, und ich bin es auch. Sieh, ich habe nun Alles im Besitz, was ein Mensch auf Erden nur haben kann und, ich mache es hierin wie andere thörichte Menschen, die in ähnlicher Lage sind wie ich – ich bin doch nicht zufrieden. Ha, ja, Du schaust auf und wunderst Dich! Wundere Dich nur zu, Du wirst gleich noch

mehr Seltsames hören. – Ja, ich könnte also ganz glücklich sein, wollt' ich sagen, und ich bin es doch nicht. Ich habe ein schönes Gut, ein prachtvolles Haus, Geld mehr als nothwendig. Ich habe endlich Dich, ich habe ein paar nette Grauschimmel, die mich überall hinbringen, wohin zu gehen ich Lust habe – aber ich bin, ich wiederhole es, weder zufrieden noch glücklich, weil – weil mir das Eine im Hause fehlt, wonach ich schon lange ein sehnliches Verlangen trage.«

Paul schaute hoch auf. »Was wäre denn das?« fragte er ruhig.

»Aha, Du fragst – erräthst Du es nicht?«

»Nein,« erwiderte Paul ernst und fest, »ich errathe es nicht, aber es muß etwas ganz Besonderes sein, weil Du sonst ganz gewiß nicht eine so seltsam befangene Miene zur Schau tragen würdest.«

»Ha! Thue ich das? Trage ich solche Miene zur Schau? Na, dann will ich Dir Klarheit darüber geben. Weißt Du – ach! – was mir fehlt? Mit einem Wort: ein freundliches, liebes Gesicht in meiner Nähe, eine Frau, die mich ein wenig hätschelt, mir die Backen streichelt und mir in jeder Weise mein Leben versüßt.«

Und er seufzte tief auf, weil die Hauptsache nun, wie er glaubte, ihm über die Lippen geflossen war.

Wenn er aber von Paul eine Antwort erwartet hatte, so täuschte er sich. Dieser schwieg, als ob ihm die Lippen versiegelt wären.

Der Professor, über dieses hartnäckige Schweigen sich wundernd, erhob neugierig den Kopf und sah seinen Nefen fragend von der Seite an.

»Sprich weiter,« sagte dieser mit vollkommen ruhiger Miene. »Jetzt kann ich Alles hören, da ich einmal weiß, daß Du Dich wirklich verheirathen willst.«

»Ja,« fuhr der Professor auf, der froh war, daß nicht er dieses Wort zu sprechen nöthig gehabt.

»Du sagst es und das ist das Ganze. Ich will mich verheirathen. Und weißt Du, mit wem? Natürlich wirst Du es wissen.«

»Ich denke mir gar nichts darüber, Onkel, werde es aber sogleich von Dir hören. Fahre nur fort, Du siehst ja, wie aufmerksam ich bin.«

»Ah ja, das bist Du. Nun denn, es muß doch einmal heraus – also lustig vorwärts. Ich will die Baronin von Wollkendorf heirathen. Sie gefällt mir über die Maaßen. Sie ist eben so schön wie lieb und gut. Und sie hat mich auch gern, das hat sie mir selbst gesagt. Wir sind schon so ziemlich darüber einig. Es kommt nur darauf an, daß ich ihr meine Absicht bestimmt und in logischer Kürze ausdrücke. Und darin sollst Du mir helfen – willst Du?«

Paul schaute träumerisch und unbeweglich vor sich nieder. Man wußte nicht, ob er erschüttert oder beunruhigt war. Sein ausdrucksvolles Gesicht verrieth diesmal keine Spur seiner inneren Empfindung. »Darin soll ich Dir helfen?« fragte er endlich mit leisem, klarem Ton. »Nun denn, so sprich Dich doch ganz aus – was soll ich thun?«

Der Professor schaute zum ersten Mal frei auf und seine Brust erleichterte sich mächtig durch einen tiefen Seufzer. »Ah, Du willst es,« sagte er, »nun, das ist gut. Das habe ich von Dir erwartet. Sieh, mein Junge, mein Erbe bleibst Du ja doch unter jeder Bedingung – wir haben schon früher darüber gesprochen. Was Du also thun sollst? Nun, sogleich zu ihr fahren, ihr meinen Wunsch vorlegen und mir dann ihre Antwort so bald wie möglich zurückbringen. Ich gebe Dir Vollmacht, zu reden, was Du willst. Mache ihr die Sache plausibel. Stelle ihr alle meine Verhältnisse vor. Ich selbst kann das nicht, ich habe nicht den Muth dazu. Du bist ja mit ihr viel genauer bekannt als ich, Du bist jung, frisch, hast die Sprache in Deiner Gewalt und kannst Dich gewiß leicht in meine Lage versetzen. Und nun frage ich Dich: willst Du mir diese Liebe erweisen?«

Paul nickte. »Ja, ich will es. Wann soll ich hin?«

»Junge!« rief der Professor, in lautes Entzücken ausbrechend und Paul stürmisch um den Hals fallend. »Du bist ein prächtiger Kerl! So, gerade so habe ich mir meinen Neffen gedacht – Du willst wirklich hin?«

»Auf der Stelle, wenn es sein muß und ich Dir dadurch meine Liebe beweisen kann.«

»Ja, es muß auf der Stelle sein!« rief der Professor und sprang auf, da er froh war, daß diese für ihn so schreckliche Scene ausgespielt war. Er lief nach der Glockenschnur und schellte heftig. Friedrich kam sogleich athemlos herein.

»Lassen Sie anspannen, Friedrich!« rief er, »aber den Wagen schließen – ganz! Ich glaube, es regnet, doch beeilen Sie sich!«

Paul ging unterdeß im Saal langsam auf und nieder. Sein Kopf war auf die Brust geneigt und seine Hände hielt er geschlossen auf dem Rücken. Ohne Zweifel dachte er schon, was er in Wollkendorf sprechen solle – so glaubte wenigstens der Professor. Dieser hielt sich von ihm entfernt, er mochte ihm nicht mehr in den Weg treten, weil er noch irgend eine Frage fürchtete, auf die er wieder eine Antwort geben mußte, und er hatte sich schon genug angestrengt. Indessen war er umsonst besorgt. Paul hatte keine Frage mehr, wenigstens nicht mehr auf den Lippen. Er ging immer noch sinnend auf und nieder und der Professor saß in der Nähe des Kakadu's auf einem Stuhl und beobachtete ihn aus der Ferne. Das dauerte ziemlich lange. Endlich kam Friedrich wieder herein, meldete, daß der Wagen fertig sei und fragte, ob er vielleicht mitfahren solle.

»Nein,« sagte Paul ruhig und fest, »ich werde allein fahren. Legen Sie nur meinen Mantel in den Wagen.«

Als Friedrich wieder gegangen war, trat er auf den Professor zu, reichte ihm die Hand und sagte: »Ich werde nach Wollkendorf fahren und Deinen Wunsch erfüllen. Für den Ausfall meiner Werbung aber darfst Du mich nicht verantwortlich machen.«

Der Professor war rasch von ihm fortgetreten und sah ihn von Weitem groß an. »Wie meinst Du?« fragte er. »Du meinst, daß sie mich am Ende nicht nimmt?«

»Es könnte doch sein, Onkel. Bei Dergleichen muß man an Alles denken. Unter allen lebenden Wesen sind Frauen am wenigsten berechenbar.«

»Da hast Du Recht. O nein, Du sollst keine Verantwortung tragen. Mach nur, daß Du hinkommst, es wird mir eine Ewigkeit sein, bis Du wieder da bist – und rede mir – recht warm das Wort. Hörst Du?«

»Ja!« sagte Paul kurz, nahm seinen Hut und verließ den Saal. –

Unmittelbar hinter ihm aber ereignete sich wieder etwas Seltsames. Der alte Professor sprang wie ein Knabe in die Höhe, klatschte in die Hände, jauchzte laut auf und gab alle mögliche Weise seine Freude und sein Glück zu erkennen. Ja, als zwei Minuten später Frau Dralling in den Saal trat, flog er fast stürmisch auf sie zu, umfaßte sie und rief jubelnd: »Thusnelde Dralling, alter wachsender, scharfsichtiger Dragoner, freuen Sie sich mit mir!«

»Aber, mein Gott, Herr Professor, was ist denn schon wieder los?« schrie die Frau angstvoll. »So sonderbar wie heute habe ich Sie ja noch nie gesehen!«

»Das glaube ich, Alte, das glaube ich, ich mich auch nicht. Aber was los ist? Zum Teufel auch – merken Sie das nicht? O, wie kann man so blind und taub sein! Sie horchen doch sonst so gern an der Thür und sehen durch das Schlüsselloch – haha! ich habe vorher auch durchgesehen.«

»Aber, Herr Professor,« wimmerte die Dralling mit gefalteten Händen – »das ist ja Nebensache. Sie wollten mir ja eben sagen, was los ist –«

»Na freilich – und da haben Sie es: eben fährt der Junge, der Paul, nach Wollkendorf und hält um der Frau Baronin Hand für mich an – für mich, Alte, und da soll ich nicht lustig sein?«

Frau Dralling's erschrockenes Gesicht nahm eine wunderbare, von Erstaunen überfließende Miene an. Bald jedoch beruhigte sie faßte mit der Hand vor die Stirn und sagte dann lächelnd: »Ach so – also darum! Na ja, ich dachte es mir wohl. Verliebt waren Sie schon lange und eifersüchtig auch genug. Aber daß es so rasch gehen würde, habe ich doch nicht gedacht.«

»Ich auch nicht, Alte, aber wer kann dafür! Morgen kommt ja der liebe Besuch – die zweiten Eltern Paul's – und die sollen uns nicht seufzen und klagen sehen, da müssen wir Alle frohe Gesichter haben – und nur aus diesem Grunde habe ich mich so beeilt.«

»Ich verstehe. Wollen Sie denn nicht ein Stündchen schlafen, Herr Professor? Sie sind ja so sehr aufgeregte.«

»Schlafen? Ich – jetzt? Sie sind nicht recht gescheidt. Von Schlafen ist heute keine Rede, man muß jetzt jede Stunde genießen, haha! Lieber wollen wir noch eine Flasche Wein trinken – he, wollen wir?«

»Um Gottes willen, Herr Professor – schwarzer Kaffee wäre viel besser – betrachten Sie nur einmal Ihr Gesicht im Spiegel!« –

Und sie lief hinaus, um so schnell wie möglich schwarzen Kaffee zu besorgen, unterwegs aber brummte sie: »Weiß es der liebe Gott! Ich habe eine ordentliche Angst

um ihn, er kommt mir wie ganz aus dem Häuschen gerückt vor. Aber so ist es immer, wenn alte Leute Liebesgedanken kriegen. Dann sind sie halb verrückt und das ist ein Wahnsinn wie kein anderer auf der Welt. O du mein Gott, wer hätte das von meinem guten alten Herrn erwartet – und ich, ich bin selbst daran schuld, denn ich habe ihn zu dieser Liebeswuth gestachelte – o!«

---

Als der rasch abfahrende Wagen die Halle von Betty's-Ruh verließ, begann es leise zu regnen. Der Wind hatte ganz nachgelassen und es war plötzlich wieder viel wärmer geworden. Es wurde Paul bald zu schwül in dem fest verschlossenen Wagen und er öffnete ein Fenster, um die frische Luft einzuathmen, die von den grünen Feldern und Wiesen herüberströmte und seine beklommene Brust wohlthätig berührte.

Er befand sich in einer seltsamen Stimmung auf diesem Wege, den heute noch antreten zu müssen er am Morgen dieses Tages wahrlich nicht gedacht hatte. Eigentlich hätte er recht traurig sein müssen, das sagte er sich selbst, aber er war es wunderbarer Weise nicht, ja, er konnte es nicht sein, denn es war ein unklares, unbestimmtes Etwas in ihm, was ihn augenblicklich immer wieder aufheiterte und erhob, wenn er sich einmal einem trüben Gedanken überlassen wollte.

Dieser ganze, so unvermuthet hervorgetretene Auftrag des guten alten Onkels kam ihm allerdings seltsam vor,



aber er konnte ihm doch nicht zürnen, wenn er etwa in einer Selbsttäuschung befangen war. Was seine eigene Person betraf, so war er dem Onkel eine unauslöschliche Dankbarkeit schuldig und das fühlte er warm und wahr in seinem Herzen. Daß er den ihm übertragenen Auftrag so bereitwillig übernommen, geschah aus Liebe zu dem guten Onkel, obgleich er im Stillen überzeugt war, daß derselbe nicht die gewünschte Folge haben werde und könne, denn daß Betty den Professor Casimir van der Bosch heirathen werde, das schien ihm ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Er hatte bisher alle darüber gefallenen Andeutungen wie einen ihn neckenden Scherz aufgenommen und er sagte sich jetzt, daß es traurig für den Onkel wäre, wenn er selbst diesen Scherz zu seinem wirklichen Ernst umgewandelt und darauf bestimmte Hoffnungen gebaut hätte. Doch, wie dem auch sein mochte, sicher, zweifellos war er durchaus nicht. Er wußte ja nicht, was in seiner Abwesenheit zwischen dem Professor und der Baronin vorgefallen war und wie ihr Inneres sich in dieser Beziehung gestaltet hatte, nachdem sie durch die testamentarische Bestimmung des Barons von Wollkendorf in eine ganz eigenthümliche Stellung gerathen war. Wenn er nun aber seine eigenen Gefühle für dieses ihm so theure Wesen prüfte, dann – nein, dann konnte er am wenigsten glauben, daß des Onkels Wunsch in Erfüllung gehen könne – dennoch aber wollte er seiner Pflicht genügen, er wollte das Opfer bringen

und für einen Anderen um die Hand eines Weibes werben, dessen Besitz ihm einst selbst als das köstlichste Gut auf Erden gedünkt hatte.

Durch diese in seinem Geiste sich hin und her kreuzenden Gedanken war er endlich in eine tief ernste und fast düstere Stimmung gerathen. Seine eigenen Empfindungen drängte er gewaltsam in die Tiefe seiner Brust zurück und gab sich das Wort, ehrlich gegen den Mann zu verfahren, der ihn zu seinem Erben ernannt und ihm schon dadurch den größten Beweis seiner Liebe, seines Vertrauens und seiner Hingebung geliefert hatte.

So kurz wie diesmal war ihm der Weg nach Wollkendorf noch niemals vorgekommen. Er mußte unterwegs noch viel mehr gedacht und gegrübelt haben, als er selber wußte. Denn plötzlich hielt der Wagen vor dem bekannten Herrenhause und er stieg ruhig aus und trat in den Flur ein, wo ihm ein Diener entgegenkam, der ihn freundlich begrüßte und die Worte sprach:

»Die Herrschaften sind im Zimmer bei Frau von Hayden, Herr van der Bosch. Soll ich Sie melden?«

»Nein,« erwiderte Paul mit einem ihm ungewöhnlichen Ernst, »thun Sie das nicht. Ich habe heute nur einige Worte mit der Frau Baronin zu sprechen. Führen Sie mich also in ihr Zimmer und rufen Sie sie dann zu mir, ohne daß Frau von Hayden und Herr Ebeling meine Ankunft erfahren, wenn sie sie nicht schon wissen.«

Zwei Minuten später stand Paul in einem reizend eingerichteten Zimmer und sah sich darin nach allen Seiten um, da er es früher noch nie betreten hatte. O wie

mild, wie süß, wie lieblich traten die verschiedenen Gegenstände vor seine Augen, wie geordnet, wie klar, wie licht war Alles und Jedes – gerade wie es in der Seele der Frau aussehen mochte, um deren Hand – für einen Anderen zu werben, er jetzt hierhergekommen war. Und wessen Hand war es, die durch ihn ein Anderer begehrte? O, es war Betty's, seiner Jugendfreundin, seiner ersten und einzigen Liebe Hand, und der, der diese Hand begehrte, war sein Onkel, der Wohlthäter seiner armen Mutter, seiner selbst, der edle Mann, der gute Mensch, der wissenschaftliche Denker, der jetzt ein so reicher Herr geworden und ihn, Paul selber, zum Erben aller dieser Reichthümer eingesetzt hatte.

In solchen Gedanken mochte er befangen sein, als er auf dem Corridor ein seidenes Gewand rauschen hörte. Er stand athemlos still und blickte starr nach der Thür. Noch einen Augenblick und sie öffnete sich, Betty trat herein, im perlgrauen Seidenkleide, das glänzende Haar einfach wie immer gescheitelt, das Gesicht voll jugendlicher Frische, Schönheit und Anmuth, die Miene voll warmer Herzlichkeit und das Auge voll sinniger Spannung, wie es ihr in manchen Momenten ihres Lebens von jeher eigen gewesen war.

Als sie Paul erblickte, lächelte sie freudig und hob schon die Hand, um ihn liebevoll wie immer zu begrüßen. Eben wollte sie ein herzliches Wort sprechen, aber da erstarb es auf ihren Lippen, denn so ernst, so schwer,

so bedeutsam ernst und schwer hatte sie das Gesicht dieses Mannes noch nie gesehen, der jetzt mit laut pochendem Herzen vor ihr stand und sein dunkles gluthvolles Auge voll stiller Verwunderung auf sie heftete.

Aber da hatte sie sich schon gefaßt, denn dieser eine Blick hatte ihr gesagt, was in dem Innern dieses Mannes vorgehe und was sie von ihm in der gegenwärtigen Stunde zu erwarten habe. Ihre Gefühle mächtig beherrschend, trat sie dicht an ihn heran, streckte ihm freundlich die Hand hin und sagte mit ihrer lieblichen Stimme:

»Seien Sie mir herzlich willkommen, lieber Freund. Es ist mir lieb, daß ich Sie sehe, obgleich ich Sie kaum noch heute erwartet hatte. O, was haben Sie in den letzten Tagen Alles durchgemacht! Fritz hat uns alle Einzelheiten berichtet. Darf ich Ihnen zuerst meine Glückwünsche aussprechen, die ich Ihnen erst morgen zu bringen gedachte?«

Paul stand aufrecht vor ihr und sah sie mit einem gewissen forschenden Staunen an. Die Ruhe, die aus ihrem Wesen hervorleuchtete, machte ihn fast verwirrt, sie sprach ja ganz anders wie sonst zu ihm. Es lag nur ein warmer freundschaftlicher Ton in ihrer Stimme, ein freundschaftlicher und doch etwas zurückhaltender Blick in ihrem lichten Auge – ach! sollte der Professor sich doch weniger getäuscht haben, als er selber? Doch er mußte ja antworten, und so sagte er:

»Wünschen Sie mir heute noch kein Glück – lassen Sie es lieber bis morgen. Ich habe heute keine rechten Ohren

dafür, weil – weil ich etwas ganz Anderes, Wichtigeres auf dem Herzen und mit Ihnen zu verhandeln habe.«

Betty senkte die Augen. Sie wußte jetzt bestimmt, was in ihm vorging. »Gut,« sagte sie leise und ruhig – »versparen wir es uns auf morgen. Aber vor allen Dingen setzen wir uns. – Was haben Sie mir zu sagen?«

Paul nahm auf einem Stuhle an einem Tisch Platz, hinter dem ein Sopha stand, auf welches Betty sich lebte »Ich habe Ihnen viel oder wenig zu sagen, wie Sie es nehmen wollen,« erwiderte er. »Doch wozu soll ich eine lange Einleitung machen – alles Reden darüber ist überflüssig. So will ich mich denn kurz fassen und mich meines Auftrages entledigen, denn ich komme heute nicht aus eigenem Antriebe zu Ihnen, sondern im Auftrage eines Anderen – meines Onkels.«

»So,« erwiderte Betty, den Kopf niedersenkend und die linke Hand wie zufällig nach dem Herzen führend, das laut in ihrer Brust klopfte und ihren Busen gewaltsamer hob, als sie es merken lassen wollte. »Fahren Sie fort, mein Freund, und reden Sie offen.«

»Gewiß,« fuhr Paul schmerzlich lächelnd fort, »ich werde ganz offen sein. Mit einem Wort – mein Onkel sendet mich an Sie mit einer Bitte. Er sagt mir, er habe Sie lieb gewonnen und Sie ihn auch, er habe Beweise davon. Er sei jetzt ein reicher, ein sehr reicher Mann und habe Alles in seinem Hause, wonach ein Mann Begehren haben könne. Nur Eines fehle ihm –«

Er stockte. Betty drückte die Hand fester auf das Herz und sagte mit fast tonloser Stimme: »Weiter! Was fehlt ihm?«

»Eine Frau, die seinen Lebensabend vergoldet, die Freude und Sonnenschein über den Schatten seines Alters verbreitet, eine Frau, deren sanfte Hand die Falten seiner Wangen glättet, mit einem Wort: eine Frau wie Sie. Und deshalb sendet er mich und läßt um Ihre Hand bitten, da er die Hoffnung hegt, Sie werden seine Empfindungen erkennen und – wo möglich erwidern.«

Er hatte es herausgebracht und nun athmete er tief und erleichtert auf. Eben so Betty. Es entstand eine etwas lange Pause. Endlich flog ein kaum bemerkbares Lächeln über ihre lebensvollen Züge, sie hob den Kopf in die Höhe und wandte ihr stark erröthendes Gesicht mit sichtbarer Mühe dem Schweigenden zu.

»Ich danke Ihnen für die gewissenhafte Ausführung dieses bedeutsamen Auftrages,« sagte sie mit möglichster Ruhe, »und will Ihnen offen und ehrlich erwidern. Ich achte und liebe Ihren Onkel sehr – ja, das muß ich sagen. Er ist ein herrlicher, braver, achtungswerther Mann, den man lieben *muß*, wenn man ihn genau kennt. Allein dieser sein Antrag überrascht mich doch etwas. Sie werden selbst einsehen, daß man sich über eine so wichtige Sache nicht auf der Stelle entscheiden kann. Meine nächste Antwort ist also die: gönnen Sie mir einige Bedenkzeit. Am wenigsten kann ich Ihnen in diesen Räumen eine entscheidende Antwort geben. Ich fühle mich – aufrichtig gesagt – hier nicht heimisch genug dazu, denn

ich befinde mich nicht an dem Orte meiner freien Wahl. Sie wissen ja, ich bin hier nur eine arme Gefangene. Und doch – da ich Ihnen *bald* eine Antwort geben möchte – so habe ich einen Vorschlag und vielleicht gehen Sie auf denselben ein.«

Sie sah Paul fragend an und in ihrer lächelnden Miene lag Etwas, was er nicht ergründen konnte, da sie die Empfindungen, welche sie hegte, mit großer Geschicklichkeit verdeckte, und so blieb er völlig im unklaren über ihre wahre Meinung. »Nennen Sie Ihren Vorschlag,« versetzte er, »wenn ich darauf eingehen *kann*, so werde ich es natürlich thun.«

Betty athmete hoch auf, als hätte sie einen steilen Berg mühevoll erklettert und sei nun auf dem lohnenden Gipfel angelangt. »Ich werde mit Ihnen nach Betty's-Ruh fahren,« sagte sie mit einer Art freudigen Lauschens, »und unterwegs finde ich Ruhe und Zeit, Ihren Antrag mir zu überlegen.«

»Wie?« rief Paul erstaunt. »Sie wollen mit mir nach Betty's-Ruh fahren?«

»Ja. Wenn ich das gute Gesicht Ihres Onkels sehe, entschieße ich mich vielleicht rascher zu Dem, was – er von mir verlangt. Hier komme ich ganz gewiß nicht dazu – ich habe Ihnen ja die Gründe enthüllt.«

Paul erhob sich. »Sie haben zu befehlen!« sagte er wie in einer Art Geistesabwesenheit.

Auch Betty stand auf. »Thun Sie mir einen Gefallen,« sprach sie mit einiger Hast, aber mit ihrer alten liebevollen Herzlichkeit. »Lassen Sie Ihren Wagen vorfahren,

den wollen wir Beide besteigen. Ich bestelle dann den meinigen, der mich wieder abholen soll, auf eine Stunde später. Unterdeß Sie das besorgen, gehe ich zu meiner Mutter und Fritz und mache sie mit meiner Absicht unter irgend einem Vorwande bekannt. Sie jetzt zu sehen und zu sprechen, haben Sie doch gewiß keine Lust, wie?«

»Ach nein!« sagte Paul, schon nach seinem Hute greifend.

»Ich dachte es wohl. So gehen Sie, ich folge Ihnen bald. Vor der Thür treffen wir uns.«

Paul wirbelte es im Kopfe, als er die Treppe hinunterstieg. Was war es denn, was um ihn und in ihm vorging? Das, was jetzt geschah, war ja Alles gegen jede Berechnung. War er in diesem Falle ein Handelnder oder – handelten Andere mit ihm? Er wußte es nicht und konnte sich in der Aufregung seiner Gefühle keine Klarheit darüber verschaffen.

Louis war auf dem Hofe bald gefunden und hatte die bereits abgesträngten Pferde wieder vor den Wagen gelegt. Als er vor die Thür des Herrenhauses fuhr, kam auch die Baronin schon die Treppe herunter, diesmal von Niemanden begleitet; Sie hatte ihren kleinen Strothut mit dem schwarzen Sammetband aufgesetzt und über die Schultern ein leichtes Tuch von feiner schwarzer Wolle geworfen. Sie mußte sich sehr beeilt haben, denn selbst die Handschuhe hatte sie noch nicht angezogen, und so stieg sie ein, sich vertraulich auf die Hand stützend, die Paul ihr hilfreich, dabei bot.



So saßen Beide bald im Wagen und die Grauschimmel trabten munter davon, wieder der Heimat zu, die sie erst vor zwei Stunden verlassen hatten. Der Himmel aber, unter dem sie dahin fahren, war trüber denn je. Leise rieselte der warme Regen aus dem niedrig ziehenden Gewölk herab. Es stand ein früher Abend bevor, obwohl man sich am Ende des Mai befand. Paul saß, in seine Ecke gedrückt, stumm neben seiner Begleiterin und schaute fast schwermüthig über die grünen Felder hin, an denen man eben vorüberfuhr. Da legte sich plötzlich eine weiche warme Hand auf die seine, und diese Berührung wirkte electricisch auf ihn. Rasch nach Betty hin blickend, begegnete er ihren schwimmenden Augen und sah, daß sie mit unaussprechlicher Innigkeit auf ihn gerichtet waren, wie er sie lange nicht und am wenigsten heute darin wahrgenommen hatte.

»Wissen Sie,« sagte sie mit einem fast heiteren Klange der Stimme, »womit wir uns die Zeit auf der Fahrt vertreiben können? Denn über das Vorliegende mag ich nicht reden.«

»Sie wollten ja überlegen,« erwiderte Paul mit seinem früheren Ernst.

»O, das thue ich auch. Ich kann recht gut über Etwas reden und doch dabei an etwas Anderes denken.«

»Dann wird aber Eins oder das Andere gewiß zu kurz kommen,« erwiderte Paul lächelnd. »Womit wollen Sie uns denn die Zeit vertreiben?«

»O, nicht allein ich will es, auch Sie sollen es. Wir wollen einmal, da wir Beide so zufällig ganz allein sind, über

unser Leben reden. Wo war es doch, als wir uns zum ersten Mal trafen?«

Ueber Paul's bleiches Gesicht zog eine flammende Röthe. »Das war bei Ihrer Tante,« sagte er mit voll aufschlagendem Herzen. »Es war eines Sonntags und Sie kamen Abends vor Tisch mit Ihrer Mutter herunter und arbeiteten dabei – ich weiß es noch ganz genau – an einem großen Teppich.«

»Richtig, und wovon sprachen Sie doch?«

»Das weiß ich wirklich nicht mehr.«

»Ah, aber ich. Sie erzählten uns unter Anderem – wir nöthigten Sie dazu – noch einmal einzelne Abschnitte aus Ihrer Lebensgeschichte, die Fritz uns schon vorher verrathen hatte.«

»Ach ja, nun weiß ich es auch.«

»Sehen Sie, man muß sich nur besinnen, dann fällt einem Alles wieder ein. – Und das zweite Mal, wo sahen wir uns da?«

»Wieder in demselben Zimmer,« sagte Paul, schon heiterer lächelnd, »und das dritte Mal abermals und so ging es fort bis in den Sommer, fast alle Sonntage und jedesmal war es ein großes Fest für mich.«

»So – o ja, auch mir war es angenehm. Aber im Garten war es doch hübscher, nicht wahr?«

»O ja. Besonders als wir erst zu bauen begannen und Mathematik trieben –«

»Haha, als ich den Magister Matheseos zum *ersten* Mal beweisen lernte – und als wir uns dann unsere Zukunft ausmalten und das Leben des Menschen in ernsten und

heiteren Bildern vor unsern Augen vorüberrollen ließen – o ja, das war schön. Erinnern Sie sich wohl des Tages, als Sie mir von Ihrem Traumschloß erzählten?«

»O ja, es war im Garten – und jetzt habe ich es in Wirklichkeit und führe Sie selbst dahin –«

»Nichts von der Gegenwart, kein Wort davon, mein Freund. Wir wollen von der Vergangenheit sprechen. – Erinnern Sie sich auch noch des köstlichen Weihnachtsabends, als Sie dem Onkel Ebeling die große Mappe schenkten?«

»O gewiß, Sie hatten ja über den Inhalt derselben lange mit mir verhandelt. Das Haus ist jetzt längst fertig und schön und wohnlich geworden.«

»Das kann ich mir wohl denken, und doch habe ich keine Lust, es vor der Hand wiederzusehen. Wir haben hier noch schönere Häuser –«

»O ja,« schlüpfte es Paul über die Lippen. »Neulich gefiel es mir sogar in einem Grabgewölbe sehr gut –«

»Als Sie den Schatz hoben, nicht wahr?«

Paul sah die lächelnd Redende ernst und groß an. »Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

»Als Sie das Geld fanden,« erwiderte Betty mit einem leisen Seufzer, »welches der betrügerische Rentmeister dort verborgen hatte, meine ich.«

»O gewiß – doch wir sprachen ja von der Vergangenheit, die war doch fast noch schöner. Wissen Sie noch, als Sie Abschied von mir nahmen, bevor Sie nach Dobberan reisten?«

Betty wandte das Gesicht nach dem Wagenfenster auf ihrer Seite. »Von dieser Reise lassen Sie uns nicht sprechen. Es giebt schönere Erinnerungen –«

»Ach ja, es sind ihrer aber so unzählige, daß man sie kaum einzeln anführen kann – die wenigen Jahre unseres Beisammenseins waren schön und beglückend, ich werde mein ganzes übriges Leben daran zu denken haben und mich immer wieder darüber freuen.«

»Ich auch. Sie müssen nicht Alles für sich allein in Anspruch nehmen.«

»Ach nein, so anspruchsvoll bin ich nicht – im Gegentheil, ich begnüge mich sogar mit meiner jetzigen Rolle –«

Betty wandte das Gesicht wieder nach dem Fenster. »Es wird frühe Dämmerung eintreten,« sagte sie nach einer Weile.

»Aber däucht es Ihnen nicht, als ob wir sehr rasch vorwärts gekommen wären? Ha, da taucht schon der waldige Hügel vor Betty's-Ruh auf.«

Sie hatte Recht. Man war schon dicht an den Park von Betty's-Ruh gelangt.

»Aber wie steht es mit Ihrer Ueberlegung?« fragte Paul nach einer Weile.

»Ich will es darauf ankommen lassen, der Augenblick soll entscheiden – das ist oft die beste Ueberlegung.«

Sie schwieg, eben so Paul. Als sie erst das Schloß vor sich liegen sahen, wollte sich kein neuer Anknüpfungspunct für das Gespräch finden lassen. Da fuhr Louis

schon in das Parkthor ein und gleich darauf hielt der Wagen vor der Halle.

Niemand empfing sie; weder der Professor, noch Frau Dralling, noch Friedrich waren zu sehen, worüber Betty sich weniger als ihr Begleiter zu wundern schien.

Ruhig schritten sie nach dem Saal und traten in denselben ein. Aber auch hier war Niemand, tiefe Stille herrschte in dem großen Raume, nur der Kakadu rief ihnen vom Billard her sein stereotypes: »Guten Morgen!« entgegen. Auf dem Saale ruhte schon eine matte Dämmerung, die niedrig ziehenden Wolken, die fast die Kuppel streiften, waren nächtlich schwarz, aber dennoch schütteten sie nur einen leise rieselnden Regen herab, der mit sanftem Geräusch auf die Dächer von Glas fiel. Betty legte Hut und Tuch ab und setzte sich auf einen Sessel am vordersten Kamin. Paul ging in beklommener Stimmung unhörbar auf dem Teppich hinter ihr auf und nieder, bis er ihre Stimme vernahm, die ihn an ihre Seite rief.

»So sind wir denn in Betty's-Ruh in Ihrem Traumsaal,« begann sie mit leiser, halb flüsternder Stimme zu reden. »O ja, auch hier mag man schön träumen können! Ich bin immer gern hier und mir geht das Herz auf, wenn ich mitten im Zimmer den Himmel über mir mit den Augen erreichen kann. Ihr Onkel ist noch nicht da, aber er wird ja wohl bald kommen. So wollen wir denn unser voriges Gespräch einstweilen wieder aufnehmen und aus der Vergangenheit einmal in die Gegenwart übertreten. Als Sie hier eintrafen, fanden Sie viele Ueberraschungen vor, nicht wahr?«

»O ja,« erwiderte Paul, hinter einem Sessel stehend und die Hände auf die Lehne desselben stützend, »Ueerraschungen in Hülle und Fülle, und die heutige ist nicht die geringste.«

»Das glaube ich,« sagte Betty wie zu sich und wandte den Kopf sanft nach dem leise girrenden Kakadu hinüber. »Doch es ist mir, als ob ich mein Gedächtniß schwach werden fühlte – ich habe hier ganz andere Gedanken und Empfindungen wie zu Hause – sagen Sie mir doch, Sie kamen ja wohl heute nach Wollkendorf, um für den Onkel – um meine Hand zu werben, nicht wahr?«

»Ja, das war der Grund meines heutigen Besuches!« wiederholte Paul mit beklommenem Athem.

Betty stand von ihrem Stuhle auf und stellte sich dicht vor ihn hin. Das schwache Licht, welches die hohe Kuppel über ihnen einließ, fiel auf Beider Gesicht. Paul's war auffallend bleich, das Betty's ungewöhnlich rosig angehaucht, als könne ihr übervolles Herz das widerspenstige Blut nicht allein beherbergen und sende es deshalb zum Kopfe empor.

»Das war also der Grund Ihres Besuches,« wiederholte sie und reichte ihm beide Hände mit einem eigenthümlich bittenden Ausdruck in ihrer Miene hin.

Paul ergriff die beiden schönen Hände und so blieben sie eine Weile vor einander stehen. Keines sprach ein Wort. Dafür aber senkten sich Betty's Blicke immer tiefer in die Augen ihres Freundes, so daß diesem auch das Blut in den Kopf stieg, denn denselben Blick hatte er schon einmal an ihr wahrgenommen, ach! und es war

damals, als er für das ganze Leben Abschied von ihr zu nehmen glaubte.

»Paul van der Bosch,« hob sie endlich mit einer Stimme an, die sie möglichst ruhig und kräftig zu machen versuchte, »Sie haben Ihrer *Freundin* Betty heute die Frage vorgelegt, ob sie das Weib eines Anderen, Ihres Onkels werden wolle, nicht wahr? Haben Sie das aus sich heraus oder nur diesem Anderen zu Liebe, also aus reinem Pflicht- und Dankbarkeitsgefühl gethan?«

Paul zögerte keinen Augenblick mit der Antwort. »Ich habe mich in letzterem Falle befunden,« sagte er fest und ehrlich.

»Ganz gewiß?«

»Auf eines ehrlichen Mannes Wort – ja!«

»Nun denn, so werde ich Ihnen jetzt darauf antworten. Aber was kann Ihre Betty darauf antworten, wie?«

Paul's Athem stockte. Der feste, warme, zunehmende Druck ihrer Hände brachte sein Blut in eine mächtig fluthende Wallung und der Blick, den sie mit strahlender Innigkeit immer tiefer in seine Augen senkte, fesselte seine Stimme in der Brust und drang bis in seine Seele hinein. Endlich aber ermannte er sich und sprach mit bebendem Tone:

»Ich erwarte mit Ruhe, was Sie darauf antworten werden. Sie selbst müssen am besten wissen, was Sie darauf antworten *können*.«

»Nun denn,« und sie raffte alle ihre Kräfte zusammen, indem sie dies mit fast schmelzender Stimme sprach, »des Professors Casimir van der Bosch Weib will und

kann ich nicht werden, aber – wenn *Paul* van der Bosch mich zum Weibe seiner Liebe haben will, dann – nehme er mich.«

Paul wankte, aber sie hielt ihn fest bei den Händen. »Betty!« rief er voll namenloser Seligkeit, »Sie, Sie wollten mein Weib werden, und Sie sagen mir das selbst?«

»Ja, ich sage und wiederhole es, weil Sie mich nicht selber danach gefragt haben und unter den obwaltenden Umständen mich nicht danach fragen würden und weil es doch endlich einmal gesagt werden muß, damit wir aus der namenlosen inneren Qual gerathen, die uns nun schon so lange erfüllt.«

»Betty,« rief er wieder, »aber bedenken Sie doch, was mich allein von dem Bekenntniß meiner Liebe zurückhielt – Sie sind ja an den Willen eines Mächtigen gebunden, dessen Sinn wir leider nicht mehr erweichen können –«

Er kam nicht weiter. Eine liebe süße Hand verschloß ihm den Mund und gleich darauf fühlte er ein hochschlagendes Herz sich fest an seine Brust pressen. »Es giebt in dieser Beziehung keinen Willen auf der Welt,« schluchzte sie, »der stark genug wäre, den meinen zu brechen und zu zerreißen, *den* Willen, dem Manne anzugehören, dem ich schon angehörte, wenigstens im Stillen, im Herzen, in der Seele, ehe er noch selbst eine Ahnung davon hatte. Und nun, da Du Alles weißt, so sprich, einzig geliebter Freund meines Lebens – sprich, willst Du mich nicht zu Deinem Weibe?«



»O Betty, Betty,« rief er und eine heiße, seine unaussprechliche Glückseligkeit verrathende Thräne kam in sein stolzes Auge – »hast Du mich denn schon so lange geliebt wie ich Dich?«

Betty barg ihr Gesicht laut aufjauchzend an seiner Brust und umschlang ihn innig mit beiden Armen. »Frage meine Tante,« schluchzte sie laut – »sie allein wußte Alles, seit langer Zeit, noch ehe ich von Dir ging – und jetzt, jetzt weiß es auch Dein Onkel und darum – hat er Dich zu mir gesandt.«

»O mein Gott, Deine Tante wußte es? O, sie wußte ja auch, daß ich Dich liebte, denn als Du – fortgereist warst, löste sich ihr wider meinen Willen das Geheimniß meines Herzens –«

»Ich weiß es, ich weiß es, sie hat es mir ein Jahr später verrathen, und daß ich hier in Betty's-Ruh Deinen Onkel aufsuchte und daß ich heute handle, wie Du es mit eigenen Augen gesehen, das ist ihr Werk, aber nicht das ihre allein, sondern auch Dein guter Onkel hat ehrlich mit daran gearbeitet – und ich!« –

Leise rieselte der abendliche Mairegen auf die Glaskuppel des Saales nieder und verursachte jenes linde und wohl lautende Gemurmel, wie es der Wind erzeugt, wenn er sanft in den Blättern rauscht. Leise sank die Dämmerung des Abends über die Glücklichen herab, aber sie

hörten und sahen nichts davon. Fest und innig an einander geschmiegt, ließen sie ungestört Herz an Herz schlagen, die so lange von einander entfernt geschlagen hatten, und ihre Lippen tauschten Worte und Küsse der innigsten, der treuesten, der seligsten Liebe aus.

Da rauschte es ganz leise hinter den sammetnen Vorhängen des Alkovens. Sie theilten sich in der Mitte und ein grauer Kopf mit einem mild lächelnden, gütigen und glücklichen Gesicht schaute daraus hervor. Die beiden Glücklichen sahen ihn nicht, aber seine vor Freude strahlenden Augen hatten sie bald entdeckt und er nickte ihrem Gebahren mit einer unbeschreiblichen Miene des Wohlgefallens und der innersten Befriedigung zu.

Endlich konnte er seine Ungeduld nicht länger bemeistern. Und wie den beiden jungen Leuten vorher die kreischende Stimme des Vogels einen ›Guten Morgen!‹ zugerufen, so rief ihnen jetzt die milde Stimme des Onkels einen ›Guten Abend!‹ zu. »Darf ich denn nun endlich kommen?« fuhr er fort, als Beide die Köpfe erhoben und nach ihm hinwandten.

»Onkel!« riefen zwei Stimmen in einem Klange und Betty und Paul stürzten auf den herrlichen alten Mann zu – »Onkel! Guten Abend!«

»Ach, also Ihr könnt wieder sprechen, das ist gut,« sagte er, sich bemühend, die Rührung zu verbergen, die ihn überkam, als er sich von den Glücklichen umschlungen und geliebkost sah. »Und nun, mein Junge, – wie nun – wie hat Dir der Auftrag geschmeckt, den ich Dir heute Mittag übertrug?«

Paul hatte kein Wort der Erwiderung, er schloß nur den Onkel so fest an sich, daß dieser beinahe einen Angstschrei ausgestoßen hätte. Dann aber mußte er sich auch der sanfteren Liebkosung Betty's hingeben, und diese küßte ihn dankbar und innig und sagte ihm, daß er seine Rolle ganz vortrefflich gespielt habe.

»Das glaube ich nun selber, da ich das Facit meiner Rechnung hier vor mir sehe,« rief der alte glückliche Mann, »aber wenn Ihr Euch meine Angst vorstellen könntet, die ich ausstand, als ich zum ersten Mal in meinem Leben so furchtbar log, so würde es Euch auch begreiflich sein, warum ich jetzt fast närrisch vor Glück bin. – Aber nun, Kinder, Ihr behaltet noch Zeit genug für Euch – gönnt mir zuerst das Vergnügen, der Dralling die *Tante* meines Neffen vorzustellen, die er sich ja heute geholt hat. Wollt Ihr das?«

Beide, die wieder Brust an Brust lagen, nickten ihm beifällig zu und nun zog er an der Glockenschnur und herein trat alsbald Frau Dralling mit einem seltsam neugierigen Gesicht, das noch viel seltsamer wurde, als sie die so innig verbunden vor ihr stehenden jungen Leute sah.

»Dralling!« rief der Professor mit komischer Geberde entgegen. »Sie wollten ja meine Frau sehen – da ist sie – nun begrüßen Sie sie doch!«

»Ihre Frau, Herr Professor? Aber sie liegt ja in den Armen Ihres Neffen?« sprudelte die Alte mit verdutztem Gesicht hervor.«

»Das thut sie mit meiner Bewilligung, Thusnelde, natürlich – na, zieren Sie sich nicht – beglückwünschen Sie sie doch –«

»Aber mein Gott, wie kann ich denn das – ich weiß ja gar nicht, warum Sie mich so dumm machen wollen!«

Da lachte Betty unwillkürlich laut auf; ließ Paul los und sprang auf die gute Haushälterin zu. »Frau Dralling,« rief sie, »es will Niemand Sie dumm machen, und das wäre auch gar nicht möglich. Aber der Herr Professor hat nur einen kleinen Scherz mit Ihnen versucht und der ist ihm wohl gelungen. Er wollte nicht eine Frau für sich, sondern für seinen Neffen haben, und die bin ich mit vollem, ganzem Herzen geworden oder will es wenigstens noch werden. Freuen Sie sich nicht über unser Aller Glück?«

Frau Dralling stemmte beide Hände in die Seiten und starrte Einen nach dem Andern an. »Ob ich mich freue?« fragte sie mit weinerlicher Stimme. »Na, das bedarf doch gar keiner Frage, ich freue mich wie Gott im Himmel sich über eine gute Seele auf Erden freut, aber daß der Herr Professor mich so arg belogen, das – das kränkt mich doch ein wenig – und habe ich nicht ein Recht dazu?«

Da ging der Professor mit ausgestreckten Händen auf seine treue Pflegerin zu und sagte mit fast kindlich bittemdem Tone: »Dralling, seien Sie nicht böse, ich will es wahrhaftig nie wieder thun. So, und nun ist es abgemacht – aber wer kommt da?«

Die Thür that sich rasch auf und herein stürzte Fritz Ebeling. Einen Blick nur warf er auf Betty und einen auf Paul und schon hatte er Alles begriffen.

»Betty! Paul!« rief er vor Freude aufjauchzend, »sagt es mir rasch – seid Ihr einig? Ja? Ist es gelungen?«

»Es ist gelungen!« riefen Betty und Paul zugleich und Beide umfaßten den treuen braven Freund und drückten ihn stürmisch an ihre Herzen.

Aber erst am späten Abend führte Fritz seine Cousine nach Wollkendorf heim, nachdem sie Alle einen unbeschreiblich schönen, unvergeßlichen Abend im Saale des Traumschlusses verlebt hatten, so schön, daß selbst die romantische Phantasie der Liebenden in früheren Zeiten sich keinen ähnlichen hätte ausmalen können.

#### NEUNTES KAPITEL. »JA, DAS GLÜCK KANN KOMMEN ALLE TAGE!«

Wie die Sorgen und Bekümmernisse der Menschen, wenn eine gütige Vorsehung väterlich über ihnen waltet, so oft in kurzer Nacht schwinden und herrlichen Freuden und unverhofften Genüssen Platz machen, so schwinden auch oft die düsteren Wolken des Himmels in einer kurzen Nacht und am klaren blauen Aetherdome schwebt wieder golden und majestätisch die wärmende Sonne herauf, Licht, Leben und Gedeihen über die ganze Welt ausgießend, die ihr unterthänig ist.

So war es am nächsten Morgen in Betty's-Ruh. Wie durch eines mächtigen Zauberers Gebot war den Herzen der darin Wohnenden nun aller Druck genommen, die

ganze Zukunft lag vor ihnen wie eine von Liebe und Hoffnung strahlende neue Welt, und damit es ihnen auch von Außen nicht an Heiterkeit und Frohsinn gebreche, hatte derselbe allmächtige Zauberer seinen Winden Einhalt geboten, seine Nebel und Wolken zurückgerufen und dafür sein göttliches Licht leuchtend, wärmend und segnend über sie ausgegossen.

Schon am frühen Morgen regten sich heute alle Hände in Betty's-Ruh, denn nach einem raschen Entschluß des guten Professors mußte bis um zehn Uhr Viel geschehen sein, und Niemand durfte diesmal gegen seinen ernst und bedachtsam ausgesprochenen Willen Widerspruch erheben.

Was er schon lange gewünscht, wonach er so lange getrachtet, heute führte er es endlich aus. Der große Saal mit seinem künstlerischen Glanz war ihm von Anfang an für seine Bedürfnisse zu weit, zu geräumig und seinem persönlichen Geschmack zu wenig zusagend erschienen, und so zog er mit seinen Büchern und sonstigen Besitzthümern, die einstweilen in der Bibliothek ihren Platz gefunden, in die beiden kleineren gemüthlichen Zimmer des oberen Stockwerks, die er sich im Stillen schon lange zu diesem Zweck auserwählt hatte. Da richtete er sich nun mit Frau Dralling's und Laurentius Hülfe nach seinem Geschmack und Wohlgefallen ein und freute sich

wie ein Kind, daß er nun ganz ungestört und abgesondert von dem übrigen Verkehr der Schloßbewohner wieder seiner Wissenschaft und seinen wichtigen mathematischen Aufgaben leben könne. Den Saal dagegen, mit Allem, was darin war, trat er schon an diesem Tage seinem Neffen ab, und Nichts behielt er sich vor, als die unbeschränkte Freiheit, mit seinen Lieben nach Lust und Laune bei ihnen verkehren zu können.

Im Saale selbst aber wurde, sobald der Professor ihn verlassen hatte, Alles festlich gestaltet. Schon um sechs Uhr begann Friedrich, von Barker und Louis unterstützt, die großen Crystallkronen, die Wandleuchter und die tragbaren Candelaber am Billard mit neuen Wachskerzen zu versehen, und Dank der Fürsorge des einstigen Besitzers waren Vorräthe genug zu diesem Zweck vorhanden. Dann aber, als Frau Dralling mit zufriedennem Lächeln ihre kleine Wirthschaft, wie sie sie nannte, beim Professor besorgt, kam sie in den Saal zurück und ordnete den großen Speisetisch an, der heute zum ersten Mal, seitdem Casimir van der Bosch die Erbschaft seines Bruders angetreten, zahlreichere Gäste als gewöhnlich um sich versammelt sehen sollte. Bald prangten auf demselben die kostbaren silbernen Geräte, die so lange unthätig in ihren verschlossenen Schränken gestanden, und es entfaltete sich wieder im Ganzen und Einzelnen die alte Pracht, an der Quentin van der Bosch einst so großes Wohlgefallen gefunden. Um zehn Uhr hatte Frau Dralling, jetzt von Friedrich allein unterstützt, ihre Pflicht in diesem Theile des Hauses vollendet, die

edelsten Weinsorten und die herrlichsten Crystallgläser und Pokale schmückten die Tafel, und nun begab sie sich in die Küche, um auch da nach dem Rechten zu sehen, damit die fremden Herrschaften, die ja der Familie von Betty's-Ruh nun so nahe standen, nicht etwa merkten, daß eine umsichtige Wirthschafterin im Hause fehle, und erführen, daß Frau Dralling allein, mit geringer Hülfe, Alles zum Besten und Schönsten zu fügen wisse.

Es war aber auch hohe Zeit, daß man im Saal fertig wurde. Fünf Minuten nach zehn Uhr kamen schon zwei Wagen von Wollkendorf angerollt, in deren erstem Betty, ihre Mutter und Fritz Ebeling, und in deren zweitem eine Köchin, ein Hausmädchen und noch ein Diener saßen, die reichliche Speisevorräthe aller Art aus dem vollauf versehenen Wollkendorf mitbrachten, damit in den nächsten Tagen kein Mangel an dergleichen in Betty's-Ruh zu spüren sei, bis der ganze Haushalt wieder ein umfangreicherer und geordneter geworden.

Als der Professor von Laurentius, der heute wie alle übrigen Diener seine Staatslivree trug, benachrichtigt wurde, daß die Herrschaften von Wollkendorf im Anzuge seien, begab er sich nach der Halle, empfing Betty und ihre Verwandten daselbst und führte sie in die Vorzimmer. Hier erst, so war es der Diener wegen verabredet, trat Paul den Ankommenden entgegen. Als Frau von Hayden seiner ansichtig wurde, brach sie unwillkürlich in Thränen aus und sank in seine schon geöffneten Arme.



»Mein lieber Freund,« sagte sie schluchzend, »Gott hat es so gewollt, und mein Kind, meine Betty, hat es gewünscht – so will und wünsche ich es auch, daß Ihr Beide vereinigt und glücklich seid, und so sage ich mit tief gerührtem Herzen: Gott segne Euch immerdar! Euer Anfang war schwer und trüb – nun möge das Ende um so heiterer und leichter sein!« –

Als nun aber Betty und ihre Mutter von der neuen Einrichtung und Bestimmung des Saales Kenntniß erhielten, den Erstere ja nun künftig mit ihrem geliebten Paul allein bewohnen sollte, da staunte sie sehr, denn am Abend zuvor, so lange sie in Betty's-Ruh gewesen, hatte der Professor noch kein Wort darüber verlauten lassen. Von Neuem dankbar für seine Güte und Fürsorge, drückte sie ihn an ihr Herz und dann bewunderte sie mit ihrer Mutter den reichen Glanz, der sich mit einem Male in dem schönen Raume entfaltet hatte und ihm nun erst ein großartiges und würdiges Gepräge verlieh.

Frühstücken wollten die Damen nicht mehr, das hätten sie schon zu Hause reichlich gethan, sagten sie, und so hielt man sich nicht lange mehr auf, da man nicht zu spät am Landungsplatze der Dampfschiffe in Cuxhafen eintreffen durfte.

Paul wußte wohl, daß man noch viel Zeit vor sich habe, allein er schwieg, und da das Wetter so wunderbar schön und einladend war, so freute er sich schon im Stillen, mit Betty am Strande der See wandeln und ihr

vielleicht gar das Vierländerhäuschen an der Kugelbaake zeigen zu können. In dem vierspännigen großen Wagen, worin Betty gekommen, fuhren nun ihre Mutter, der Professor und Fritz, die Brautleute bestiegen des Onkels Wagen mit den Grauschimmeln, und der dritte fuhr leer hinterher, um die lieben von Hamburg kommenden Gäste aufzunehmen.

Der Weg nach Cuxhafen wurde Keinem der Fahrenden lang, denn der Stoff der Unterhaltung war reich und fast unerschöpflich. Als man an der ›alten Liebe‹ anlangte, erfuhr man vom Hafenmeister, daß das erwartete Dampfschiff erst in drei Stunden ankommen könne, da es erst um sieben Uhr von Hamburg abgefahren sei und hart gegen die Fluth ankämpfen müsse.

Paul faßte nun einen raschen Entschluß, schlug ihn vor und hatte die Freude, ihn allseitig angenommen zu sehen. So stiegen denn der Professor und Frau von Hayden wieder in den kleinen Wagen und ließen sich nach der Kugelbaake fahren, wohin die drei jüngeren Leute auf dem Deiche zu Fuße wandern wollten.

O, welcher köstlicher Spaziergang war das an diesem Morgen! Fritz ging den beiden Andern voran und diese folgten ihm Arm in Arm, oft von der schönen Außenwelt ihre Blicke abwendend und sie auf sich selber lenkend. Warme goldene Strahlen warf die Sonne über das glitzernde Meer, dessen kleine Wellen, wie mit Diamanten besäet, in sanfter Bewegung begriffen waren und mit leise murmelndem Geräusch gegen den Fuß der großen Deiche flutheten. Unzählige größere und kleinere Schiffe

segelten auf dem blauen Rücken des gebändigten Elementes heran, Leben herrschte überall, und in den Obstgärten der fruchtbaren Marschen zur Linken des Deiches schmetterten die kleinen befiederten Sänger ihr jubelndes Morgenlied in die warmen Lüfte empor.

»O das ist köstlich, mein Freund,« sagte Betty, wiederholt unterwegs. »Ja, Du hast Recht, Dein liebes Cuxhafen und Dein Dir noch lieberes Vierländerhaus, welches ich schon da vor mir sehe, ist reizend in seiner Art. Hier wollen wir öfter wandeln und glücklich sein, nicht wahr?«

»Wir sind es ja überall, meine Betty; aber ich stimme Dir gern bei, denn ich liebe diesen Weg. Er war ja der erste in der neuen Heimat, auf dem ich mich Dir und Deiner Liebe näherte.«

Man kam schneller an der Kugelbaake an, als man es für möglich gehalten, und wieder lag das kleine niedliche Haus in den goldenen Sonnenstrahlen nett und blank da und Betty jubelte hoch auf, als sie auf dem hohen Deichwinkel stand und, nach Neuwerk hinüberblickend, das Feuerschiff wahrnehmen konnte, an dessen Bord ihr Paul eine so unruhige Nacht verlebt und dann zwei Tage später jenes wichtige Buch erhalten, das ihr beiderseitiges Geschick so gänzlich umgestaltet hatte.

»Wenn ich nun aber jenes wichtige Buch von Laurentius nicht erhalten hätte,« sagte er bei dieser Gelegenheit, »und unser Vermögen nicht entdeckt worden wäre, wie wäre es dann zwischen uns gekommen, Betty?«

Sie schmiegte ihren Kopf an seine Schulter und sah ihn mit einem unendlich liebevollen Blick an, während

ihr Arm ihn fest umschlang und an sich drückte. »Beinahe wünschte ich, Ihr hättet das Geld nicht gefunden,« erwiderte sie, »dann würde ich Dir diese Frage nicht mit Worten, nur durch die That zu beantworten haben. Doch ich will es mir leicht machen. Wenn Du Dir nicht selbst sagen kannst, wie es zwischen uns gekommen wäre, dann frage nur meine Tante und Deinen Onkel, was bereits unter uns beschlossen war. Für mich gab es kein Opfer auf der Welt, das ich nicht Deinetwegen gebracht hätte, und auch ohne jenes große Vermögen wäre des Professors Einkommen in kurzer Zeit groß genug gewesen, uns Alle zufrieden und glücklich zu machen.

»Also dies Opfer hättest Du mir wirklich gebracht?« fragte er mit vertrauensvollem Lächeln. Sie erhob ihre Lippen zu seinem Munde und der große Mann kam ihr liebevoll entgegen und beugte sich zu ihr nieder. Das war ihre Antwort und er verlangte keine andere weiter. –

Bald darauf erstieg eine andere, leicht bewegliche Gestalt die Rampe des Deiches. Es war Friede Whistrup, die vom Professor schon gehört hatte, was seit gestern in Betty's-Ruh vorgefallen war. Zum ersten Male trat sie vor Betty hin und indem sie das Brautpaar freudig begrüßte, stattete sie ihm ihren Glückwunsch ab, der gewiß aus einem reinen und dankbaren Herzen kam. Als Betty das schöne und frische blonde Mädchen sah, welches Paul ihr schon so oft mit warmen Worten geschildert, kam sie ihm mit Herzlichkeit entgegen und ergriff seine Hände.

»Meine liebe Friede,« sagte sie mit ihrer glockenreinen Stimme, »ich freue mich unendlich, Sie nun auch persönlich kennen zu lernen. Sie haben auch mir Gutes und Liebes gethan, indem Sie es Paul van der Bosch thaten, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Wie ich weiß, sehen wir uns bald in Betty's-Ruh und dann wollen wir häufig zusammen sein und uns näher kennen lernen. Wann kommen Sie mit Ihrem Vater dahin?«

Friede warf einen fragenden Blick auf Paul und versetzte dann: »Wenn es Herr van der Bosch erlaubt, so kommen wir schon übermorgen. Eher wird es nicht gehen, da die Uebergabe dieses Hauses erst morgen im Beisein eines Herrn vom Amte erfolgen soll.«

»Kommen Sie, wann Sie wollen, und so bald wie möglich!« rief Paul. »Sie und Ihr guter Vater sind uns immer willkommen. Wegen Ihres künftigen Hauses ist schon Alles verabredet und Sie sollen eine hübsche und wohleingerichtete Wohnung finden. So lange aber, bis es fertig ist, müssen Sie sich im Schlosse behelfen und die Zimmer sind schon seit gestern für Sie in Bereitschaft gesetzt. – Wann kommt Capitain Hardegge vom Schiff?« fragte er dann.

Friede erröthete lebhaft und schlug in ihrer schalkhaften Weise die Augen nieder. »Morgen kommt er, Herr van der Bosch, und ich sehne mich recht herzlich nach ihm.«

»Das glauben wir Ihnen auf's Wort!« erwiderte Paul, Betty dabei nicht aus dem Auge lassend.

In diesem Augenblick kam Friede's Vater aus dem Hause, der die Zeit nicht erwarten konnte, bis er dem Erben von Betty's-Ruh, seinem künftigen Pachtherrn, seinen Glückwunsch abgestattet hatte. Auch er ward von Betty freundlich begrüßt und dann verfügte man sich in das Haus, um vom Balcon, von der Laternenkammer aus, durch das große Fernglas nach dem Feuerschiff und Neuwerk hinüberzublicken und dem Capitain Hardegge einen telegraphischen Gruß zu senden, den er alsbald durch das Aufhissen seines langen Wimpels erwiderte.

Unten im Zimmer aber hatte Friede unterdeß in ihrer schnellen Weise ein kleines Frühstück besorgen lassen und nun saßen Alle behaglich in dem traulichen Gemach und ließen es sich wohlschmecken, bis endlich die Zeit kam, wo man den Dampfer erwarten zu können glaubte.

Der Professor fuhr wieder mit Frau von Hayden, und die drei Anderen kehrten zu Fuß nach ›der alten Liebe‹ zurück. Es herrschte heute ein reges, munteres Treiben auf dem großen Landungsplatze. Halb Cuxhafen war auf den Beinen, alle Lootsen, Seeleute, Hafenbeamte und Wirthe waren gekommen, denn heute fuhr das gewöhnliche Sommerpostschiff zum ersten Mal wieder nach Helgoland und das war für den kleinen Ort immer ein großes Fest, da hierdurch seine Verbindung mit der fernen Welt um ein Bedeutendes erleichtert wurde.

»Sie haben herrliches Wetter auf der Fahrt gehabt,« sagte Fritz, »und das habe ich ihnen von Herzen gewünscht. O, was für Freude werden die guten Eltern empfinden, Dich und Betty wiederzusehen!«

Das Schiff war schon signalisirt, als unsere Freunde ›die alte Liebe‹ betraten. Noch in ziemlicher Ferne sah man die dunkle Rauchsäule sich von der goldklaren Luft abheben und allmählig stieg auch der große Rumpf des gewaltigen Schiffes aus den Wellen empor. Betty's Herz schlug voll und fast bange vor Freude, denn auch das Glück kann uns ängstigen und beklommen machen, wenn es unsern Händen so nahe liegt, daß wir es fast greifen können. Paul drückte ihren Arm, mit dem sie sich auf den seinen lehnte, fest an sich und immer wiederholte er: »Sie kommen, Betty!« – »Nun sind sie bald da!« – »Nun werden wir sie bald vor unsern Augen haben!«

»An unsern Herzen, mein Lieber!« antwortete die Glückliche, der ja jetzt erst die volle Blüthe des Lebens aufzugehen begann. –

Da kam es heran, immer näher und näher. Man hörte das dumpfe Schlagen der großen Schaufelräder in den Wogen, man sah den schwarzen Dampf wirbelnd aus dem ungeheuren Rauchfang aufsteigen, man hörte die laut schallende Stimme der Schiffsglocke, ja man unterschied schon die einzelnen Menschen an Bord, die sich alle nach der Seite gedrängt halten, wo es etwas zu schauen gab, und wenn ein Seedampfer sich an irgend ein Bollwerk legt, da giebt es stets so Manches zu schauen.

Auf der ›alten Liebe‹ hatten sich alle Schaulustigen zusammengedängt und hundert erwartungsvolle Blicke flogen nach dem schnell heranfliegenden Schiffe hinüber. Die, welche auf reichen Besuch in Cuxhafen gerechnet,

hatten sich geirrt: die rechte Reisezeit war noch nicht gekommen, und so befanden sich nur wenige Passagiere an Bord und von diesen, meistentheils junge Touristen, gingen fast alle nach Helgoland.

»Ich sehe sie!« rief Paul plötzlich und schwang seinen Hut hoch in den Lüften. »Da steht Dein Onkel, Betty, der da vom mit dem grauen Hut!«

Ja, er war es und auch er hatte seine Lieben am Lande schon wahrgenommen. Nun wurden von beiden Seiten Hüte und Tücher lebhaft geschwenkt und die frohe Erwartung ließ die Herzen noch lauter klopfen, die Augen noch glänzender leuchten.

Da kam das Schiff ganz heran und während der schwierigen Vorbereitungen, es an ›die alte Liebe‹ zu legen, konnte man schon Grüße herüber und hinüberryufen und die Hände sich entgegenstrecken. Endlich, endlich wurde die Brücke hergestellt und Paul, Betty's Hand aus seinem Arme lösend, sprang zuerst auf das Schiff. Rasch hatte er den fröhlich nickenden Banquier Ebeling umschlungen und eilte dann auf Betty's Tante zu, um sie herzlich zu begrüßen und sie sicher über die schwankende Brücke zu geleiten, und da – da hatten sie sich in inniger Umarmung, Einer nach dem Andern. O, welche Freude, welches Glück auf allen Seiten! Die Lieben, die Guten, die lange Ersehnten waren endlich da. Und da stand auch der alte Professor mit seinem im Winde flatternden Haar und schaute die braven Leute mit seinen redlichen, treuen Augen liebevoll an. Aus einem Arm nun flogen sie in den andern, von den Lippen des Einen zu denen



des Andern. Als aber endlich Alle begrüßt, da hafteten Frau Ebeling's Blicke fragend auf Betty – und Paul, und die scharfsichtige Frau mochte an Beider Mienen wohl schon errathen haben, was vorgefallen war.

»Betty,« flüsterte sie hastig in der Nichte Ohr, während ihre blauen Augen noch von Thränen blinkten – »hast Du meine Bitte erfüllt – wie steht es mit Euch?«

Betty umarmte sie noch einmal, küßte sie innig und erwiderte rasch: »Es steht gut, liebe, theure Tante. Seit gestern Abend ist er mein – und ich bin sein! O, wie glücklich, wie selig ich bin, davon hast Du keinen Begriff!«

Das war Alles, was sie sich im ersten Augenblick sagen konnten, und jetzt ging man über die kleinen Deiche nach dem Leuchthurm hin, in dessen Nähe die Wagen aufgefahren waren. In diese vertheilte man sich nun folgendermaßen: In den großen Wagen stiegen Frau Ebeling, deren Schwester, Betty und Paul; in den kleinen der Banquier, der Professor und Fritz. Der dritte Wagen nahm die beiden Diener von Betty's-Ruh und das Gepäck der Reisenden auf. Und als nun Alle seelenvergnügt auf ihren Plätzen saßen, stoben die Pferde lustig davon und fort ging es durch Cuxhafen hindurch, an den schmucken Consulats- und Lootsenhäusern vorbei auf das grüne Feld hinaus, wo die Lerchen in den Lüften jubelten und sich ihres Lebens freuten wie die Menschen, denen eben so Glückliches begegnet war.

Unterwegs wanderten in dem großen Wagen Tante Ebeling's Hände aus der einen Hand in die andere, und tausend Fragen und Antworten, tausend Ausrufungen

der Freude wurden laut, und nichts, nichts war vorhanden, was das allgemeine Glück in irgend einer Weise verkümmert hätte.

Wie man eigentlich die Stunde während desfahrens zugebracht und wo sie geblieben war, wußte kein Mensch. Sie verflog wie der flüchtige Wind in den Lüften, wie die rauschende Welle im Meere; nur die Genüsse, die man während derselben hatte, waren beständiger, denn sie hafteten tief in edlen Herzen, und nichts auf der Welt konnte die Erinnerung daran jemals wieder aus ihnen verlöschen.

Da tauchte plötzlich das hohe Schloß mit seinen im Sonnenlicht blitzenden Thurmfenstern aus dem grünen Blättermeere des Parkes auf und von diesem Augenblick an wurde nichts mehr gesprochen, nur die Augen der Ankommenden öffneten sich weit, weit, denn sie hatten ja viel zu sehen, den lange ersehnten Ort, der alle ihre Lieben jetzt in seinem Innern aufnehmen sollte.

Aber wie staunten die beiden Verwandten, als sie in den laubreichen weiten Park einfuhren und endlich vor der Marmortreppe der stattlichen Halle hielten, wo die Diener und Frau Dralling an ihrer Spitze schon bereit standen, um ihnen behülflich und dienstbar zu sein. O was gab es da zu sehen und immer wieder zu sehen – war es denn wahrhafte Wirklichkeit, was sie vor Augen hatten? Ja, sie war es, und im Triumph führte Betty ihre Tante in den von Licht schimmernden Saal und als diese sich stumm darin umblickte und kein Wort vor Verwunderung, vor Staunen sprechen konnte, da flog Betty noch

einmal an ihr Herz und rief mit unaussprechlicher Seligkeit:

»Tante, liebe, gute, treue Tante, da hast Du es, nun bist Du mitten darin! Dies Alles ist mit ihm mein geworden, habe ich nicht Ursache, um glücklich zu sein!«

---

Eine halbe Stunde später nahm man um den großen Mitteltisch Platz und die Tafel begann. Ebelings waren von Allem, was sie sahen und nun auch allmählig hörten, so betroffen, daß sie sich fast nur schweigend verhielten; der lauteste von Allen aber war der Professor, denn er war und blieb ja der Mittelpunkt der ganzen Freude, um ihn herum sammelten sich seine Lieben und so sprudelte der alte Mann seine ganze Herzenswonne aus und konnte kein Ende finden, den Umschwung aller seiner Verhältnisse zu rühmen, seitdem Paul in sein Haus getreten war und nun auch Betty und ihre Verwandten in dasselbe gezogen hatte.

Bald nach Tische aber trennte und zerstreute sich die muntere Gesellschaft. Die Männer mit Ausnahme Paul's durchstreiften zuerst das Haus und besichtigten dem neugierigen Banquier zu Liebe Alles und Jedes, Paul aber führte die Damen in den Park, denn er mußte erst seiner geliebten Tante Charlotte Alles berichten und seinem Herzen Luft schaffen, das ja übervoll von Glück und Seligkeit war.

Erst spät am Abend fuhren die beiden Schwestern mit Betty nach Wollkendorf zurück, verheißend, schon früh am nächsten Morgen wieder in Betty's-Ruh zu sein. Der Banquier Ebeling aber bezog seine behaglichen, mit Kunstschätzen aller Art geschmückten Zimmer, die mitten zwischen den Wohnungen des Professors und seines Sohnes lagen. Paul dagegen schlief zum ersten Mal allein in dem geräumigen Alkoven und wir zweifeln keinen Augenblick, daß diese Nacht eine der glücklichsten seines Lebens war.



Wie dieser erste Besuchstag auf Betty's-Ruh verlaufen war, so verliefen die folgenden meistentheils auch und man gab sich mit vollem Behagen dem Genuß der Gegenwart hin, und Keiner war unter Allen, der nicht in irgend einer Beziehung seine volle Befriedigung gefunden hätte. In der Regel, wenn die Zusammenkunft in Betty's-Ruh verabredet war, trafen die Damen von Wollkendorf kurz vor dem zweiten Frühstück ein und man blieb dann den Tag über im Hause oder führte größere Ausflüge in die umgebenden Ortschaften, Ritzebüttel, Cuxhafen und noch weitere aus. Bisweilen aber begaben sich auch die Herren, die Aelteren zu Wagen, die Jüngeren zu Pferde, gegen Mittag nach Wollkendorf und blieben daselbst bis zum Abend, was jedoch zwei von ihnen nicht so gern thaten, als man hätte glauben sollen. Dem Banquier Ebeling

gefiel es auf dem abgelegenen Gute und in dem finsternen Hause entschieden nicht, woraus er auch nicht das geringste Hehl machte und deshalb entschloß er sich nur ungern, einen vollen halben Tag darin zuzubringen. Paul bewegte ein ähnliches Gefühl, auch er ging ungern nach Wollkendorf und sah Betty und die Ihrigen weit lieber in Betty's-Ruh, wo Erstere mehr als irgend wo anders ihm zu gehören schien. Allein nicht nur seine Neigung, auch seine Geschäfte hielten ihn von den zu häufigen und immer viel Zeit in Anspruch nehmenden Besuchen in Wollkendorf ab, und deren hatte er in der ersten Zeit genug, wobei der Banquier Ebeling und Fritz, so viel in ihren Kräften stand, ihm hülffreich zur Seite standen.

Eins der ersten Geschäfte, die diese drei Männer gemeinschaftlich betrieben, bezog sich auf das baare Vermögen der Erben und hierin war der Rath des umsichtigen und erfahrenen Banquiers entscheidend gewesen. Paul hatte ihm die vorhandenen Summen vorgelegt und die Disposition über dieselben vollständig überlassen. Herr Ebeling schrieb alsbald an seinen alten Freund Baring in Hamburg und theilte ihm den Umschwung in den Verhältnissen auf Betty's-Ruh, so wie den Grund mit, warum ihm die Kundschaft des reichen Erben auf längere Zeit entzogen geblieben war. Er gab dem Hause den Auftrag, die von ihm auserwählten und bezeichneten Eisenbahnactien anzukaufen, und fragte an, ob die Gelder dafür persönlich zu überbringen oder durch die Post zu

senden seien. Die Antwort von Baring und Sohn erfolgte umgehend und es sprach sich darin eine große Freude aus, daß die alten Geschäftsverbindungen mit Betty's-Ruh wieder angeknüpft und hergestellt seien. Da der jetzige Besitzer des Gutes aber kein Geheimniß mehr aus seinem Vermögen machen wolle, schrieb der Hamburger Freund, so könne er sich das Leben in Betreff der Geldangelegenheiten von jetzt an bequemer gestalten. Er brauche sich fernerhin nur an den Agenten von Baring und Sohn in Cuxhafen, den ...'schen Consul zu wenden und diesem alle Aufträge zu übergeben. Jedenfalls würden dieselben stets so prompt ausgeführt werden, als ob sie direct durch die Hände von Baring und Sohn oder Ebeling und Sohn gingen. Herr Quentin van der Bosch habe sich trotz wiederholter Aufforderungen dieses Agenten nie bedienen wollen und so sei es gekommen, daß er unter Weitläufigkeiten aller Art gelitten und sich unnöthige Sorge gemacht habe. Herr Ebeling stimmte diesem Vorschlage vollkommen bei und Paul schloß sich seiner Meinung sogleich an. Schon am nächsten Tage fuhren sie nach Cuxhafen, besuchten den Consul und fanden in ihm einen sehr liebenswürdigen und geschäftlich erfahrenen Mann. Die schon lange fälligen Coupons wurden nun endlich auf der Stelle gewechselt, die zu kaufenden Papiere bestellt und schon nach acht Tagen war das Geschäft so glatt und zu allseitiger Befriedigung abgewickelt, daß Paul es für alle künftigen Zeiten eben so zu machen beschloß.

An Fritz Ebeling war es nun, an Stelle des alten bekannten blauen ›Büchelchens‹ ein neues Contobuch von größerem Format und solideren Formen anzulegen und er unterzog sich dieser Arbeit mit ganzer Hingebung und hatte nicht eher Ruhe, als bis alle Geldverhältnisse seines Freundes wohl geordnet waren und die schriftlichen Belege davon in übersichtlicher Weise wohlverwahrt in dem eisernen Alkovenschrank lagen.

Ein zweites Geschäft machte der Banquier Ebeling ganz im Stillen mit dem Professor ab und erst als es vollendet, erfuhren Paul und die Uebrigen, was geschehen war. Der Banquier nämlich hatte dem Professor vorgestellt, wie es ihm gerathen scheine, ohne Zeitverlust seinen Neffen, den er ja doch schon bei seinen Lebzeiten zum eigentlichen Erben eingesetzt, als seinen wirklichen Sohn zu adoptiren, weil er demselben dadurch für die Zukunft eine große Ausgabe und Weitläufigkeiten aller Art in der Erbschaftsregelung erspare. Casimir van der Bosch ging bereitwillig auf diesen gutgemeinten Vorschlag ein und in kurzer Zeit war Paul nicht allein mehr der Neffe, sondern auch der Sohn vom Hause und als solcher der vor Gericht erklärte Erbe der Quentin van der Bosch'schen Hinterlassenschaft.

Nachdem auch diese Angelegenheit geordnet war, empfand der Professor selbst eine große Herzenerleichterung. Er brauchte sich nun um das Geld, die Unterbringung und Berechnung desselben nicht im Geringsten mehr zu bekümmern, wovon er ja nie ein Freund,

noch weniger ein Sachverständiger gewesen war. Alle seine Bedürfnisse wurden von nun an in reichlichster und bequemster Weise befriedigt, ohne daß er auch nur eine Frage darüber zu verlieren brauchte. Er fand Alles unter seinen Händen vor, wonach er verlangen mochte. Die kostbarsten Bücher wurden ihm in Folge einer bloßen Aeüßerung von einem Buchhändler in Hamburg zugesandt, um deren Bezahlung er keine Sorge zu haben brauchte, und so konnte er sich seinem philosophischen Stilleben, seinen Studien und Liebhabereien ganz nach Wunsch hingeben, ohne durch irgend ein äußeres Hinderniß darin beeinträchtigt zu werden.

Aber nicht die Männer allein hatten diese und viele andere Geschäfte zu besorgen, auch Betty füllte ihre Morgenstunden mit Nachdenken und schriftlichen und mündlichen Verhandlungen aus, wobei ihr Frau Ebeling mit Rath und That zur Seite stand. Gleich am Tage nach ihrer Verlobung hatte sie an den Verwandten des verstorbenen Barons von Wollkendorf geschrieben, welchen dieser selbst zum Erben seines Gutes und Vermögens bestimmt, wenn Betty, seinem Wunsche zuwider, sich noch einmal vermählen sollte. Es war dies ein zu einer Seitenlinie der Wollkendorfs gehörender, schon einige fünfzig Jahre alter Herr, der selbst reich begütert war und ebenfalls in kinderloser Ehe lebte. Er verbrachte seine Zeit indeß nicht auf seinen Gütern, sondern hielt sich abwechselnd in Hannover, Bremen und Osnabrück auf, wo er überall Grund und Boden besaß. Als er die unerwartete Nachricht von Wollkendorf empfing, war er gerade in



Osnabrück. Der edle Mann war mehr betroffen als erfreut über die bevorstehende Vermehrung seiner Reichtümer, deren er eben so wenig bedurfte, wie er jemals darauf gerechnet hatte. Da die Baronin von Wollkendorf, die er persönlich nicht kannte, ihm in ihrem Schreiben Eile empfohlen hatte, kam er sogleich mit Extrapostpferden nach dem Gute gereist und stellte sich der schönen Wittve seines Veters vor, die mit leichtem Herzen ein so großes Vermögen von der Hand wies und ihm in den Schooß warf. Als er sie aber sah und erfuhr, wer der künftige Gatte Betty's sein werde und in welchen Verhältnissen der Freund ihrer Jugend lebe, leuchtete es ihm ein, daß eine solche Frau nicht geboren sei, ihr ganzes Leben als Gefangene auf dem einsamen und düsteren Wollkendorf zu vertrauern, und so konnte er nicht umhin, ihrem Entschluß als einem durch die Umstände gerechtfertigten, vollkommen beizustimmen.

Während seines eintägigen Besuchs auf Wollkendorf entspann sich eine sehr lebhafte Debatte zwischen ihm und der jungen Frau, welche Beide in einem vortheilhaften Lichte erscheinen ließ. Der Baron von Wollkendorf legte nämlich eine Großmuth und Anspruchslosigkeit an den Tag, die in ihrer Art selten war und auf die Betty unmöglich nach jeder Richtung hin eingehen wollte und konnte, und es kostete daher viel Ueberredungskunst, sowohl ihn zu einer Ermäßigung seiner Wünsche, wie sie zu einer umfangreicheren Annahme derselben zu vermögen.

Der neue Erbe wollte nämlich das Testament seines verstorbenen Veters nicht buchstäblich vollstreckt sehen und sich nur mit einem Theile des bisherigen jährlichen Einkommens der Wittve desselben beschweren. Dies wies Betty, von ihrer Tante darin unterstützt, gänzlich von der Hand und nur den Theil der Gelder behielt sie für sich, der ihr gesetzlich bis zu dem Tage zustand, an welchem die Verhandlungen zwischen ihr und dem Erben geschlossen wurden. Nachgiebiger erwies sie sich endlich in der Beibehaltung ihres anderweitigen Besitzes in Wollkendorf, wovon nicht das Geringste behalten zu wollen der Erbe ganz bestimmt erklärte. Da das Gut Wollkendorf gut verpachtet war und auch ferner in denselben Händen verbleiben sollte, der Baron auch Alles besaß, was für einen Menschen Reiz und Werth haben kann, so ging Betty zuletzt auf seine Willensmeinung ein und blieb so im Besitz ihrer Pferde und Equipagen, so wie ihres übrigen Mobiliarbesitzes in Wollkendorf. Da sie davon aber nur Weniges mit nach dem überreich ausgestatteten Betty's-Ruh nehmen konnte, so beschloß sie im Einverständniß mit Paul, den größten Theil davon dem Pachthause daselbst zuzuwenden, wodurch Whistrup natürlich die größten Vortheile zog. So hatte Betty für die Einrichtung desselben in seiner künftigen neuen Wohnung vortrefflich gesorgt und sie glaubte auch ihrerseits auf diese Weise dem guten Manne ihren Dank abstaten zu müssen, den derselbe durch seine Mitwirkung zu der jetzigen Gestaltung der Verhältnisse Paul's in ihren Augen so reichlich verdient hatte. Auch Friede gerieth durch

diesen hochherzigen Entschluß in eine sehr günstige Lage. Für ihre Ausstattung brauchte ihr Vater nun nicht mehr zu sorgen, denn die Möbel und sonstigen Gegenstände, die späterhin von Wollkendorf nach dem Pacht-hause wanderten, waren so schön und in so reicher Auswahl vorhanden, daß sie für Vater und Tochter genügten und so konnte Whistrup seinen kleinen Schatz anderweitig benutzen, und sein Schwiegersohn, Capitain Hardegge, erhielt dadurch eine Mitgift, die er niemals von dem armen Leuchtfeuerwärter erwartet hatte.

Auch von anderer Seite her wurde Paul's Thätigkeit und Fürsorge in Anspruch genommen. Kaum war der Umschwung der Verhältnisse des Professors und der wahre Sachverhalt seiner Erbschaft in der Umgegend bekannt geworden, so meldeten sich verschiedene der alten Diener, die zu Lebzeiten Quentin's van der Bosch auf Betty's-Ruh in Arbeit und Kost gewesen waren. Und da nun das Hauswesen daselbst sehr bald auf einen ganz anderen Fuß gebracht werden mußte, so wurde der Wunsch der meisten derselben erfüllt und sie wieder in ihre alten Funktionen eingesetzt. Zu diesen gehörte auch der Mann, der früher die kleine Dampfmaschine besorgt hatte, welche die Springbrunnen im Park in Bewegung setzte. Der arme Mensch war durch seine plötzliche Dienstentlassung um so härter betroffen worden, als er eine Frau und mehrere Kinder ernähren mußte, für die er in seiner früheren Stellung so gut hatte sorgen können. Er hatte sich hilfesuchend nach Cuxhafen gewandt und als

Maschinist auf dem Lootsendampfkutter ein Unterkommen gefunden. Das Leben an Bord und auf dem Wasser behagte ihm jedoch sehr wenig und jetzt kam er wieder nach Betty's-Ruh und bot seine Dienste von Neuem an.

Paul nahm ihn vor Allen freudig auf, da er mit der Einrichtung und Wirksamkeit der Dampfmaschine, die so lange still gestanden, vollkommen vertraut war. In acht Tagen saß er mit seiner Familie wieder in seiner alten Wohnung und einige Tage später rieselten die Wasser wie früher in ihren Behältern, die Delphine und Najaden waren wieder von ihrem Elemente umgeben und Leben und Lust sprudelte an allen Enden des Parks und Gartens hervor, zur höchsten Freude des alten Barkers und Laurentius Selkirk's, die nun mit dem Begießen der ihnen anvertrauten Pflanzlinge nicht mehr so viele Mühe hatten. Auch der ihnen verheißene kräftige Gehülfe trat in sein Amt ein und so kam Alles auf dem schönen Reichs-Ruh wieder nach und nach in Gang, was durch die verbrecherische Handlungsweise des ehemaligen Rentmeisters gestört und unterbrochen worden war.

Einen großen Theil seiner Thätigkeit aber widmete Paul sofort dem Ausbau und der Verschönerung des baufälligen Pachthauses. Die beiden Meister in Cuxhafen waren ihrem Versprechen gemäß gekommen, hatten Alles in Augenschein genommen und nach des Baumeisters Angaben ausgemessen, um sich auf ihre technischen Ausführungen vorzubereiten. Schon wenige Tage später

schickten sie ihre Arbeiter und diese wurden im Pacht-  
hause selbst einquartiert und gepflegt. In wenigen Wo-  
chen schon erhielt das alte Gebäude ein ganz anderes  
Ansehen. Die verwitterten Mauern wurden ausgebessert,  
neue Oefen gebaut, für die ausgetretenen Treppen ka-  
men stärkere und bequemere hinein und die Fußboden  
wurden gänzlich erneuert. Auch ein dauerhaftes Schie-  
ferdach wurde aufgesetzt und moderne Fenster und Thü-  
ren angebracht, und als das Alles fertig war, erschienen  
Maler und Tapezierer und richteten das Innere recht be-  
haglich und wohnlich ein. Nun erst wurden die von Woll-  
kendorf herbeigefahrenen und unterdeß in einer Scheu-  
ne aufbewahrten Möbel und sonstige Zierrathen an Ort  
und Stelle geschafft, Whistrup's eigene Sachen wurden  
aus dem Schloß geholt, und erst als der letzte Nagel ein-  
geschlagen und das letzte Bild aufgehängt war, hielt der  
wackere Mann mit Friede seinen Einzug und begann sei-  
ne Thätigkeit in dem neuen Hause so pünctlich und ge-  
wissenhaft, wie er seine Pflicht in dem kleinen Laternen-  
hause an der Kugelbaake erfüllt hatte.

Eines Tages, als der Bau schon begonnen war, kam Paul  
Nachmittags vom Pachthause her, wo er die Werkleute  
beaufsichtigt, und fand seine Verwandten und Freunde  
um den Kaffeetisch im Saale versammelt. Sein Gesicht  
sah ungemein freudig aus, als er eintrat, und nachdem  
er zuerst Betty und dann die Anderen herzlich begrüßt,  
schritt er an der Geliebten Arm im Saale hin und her und  
betrachtete verschiedene Einzelheiten darin mit mehr  
als gewöhnlicher Aufmerksamkeit.

»Was giebt es denn, mein Lieber?« fragte Betty, die jede seiner Mienen kannte und gern das Spiel seiner ausdrucksvollen Züge studirte. »In Dir geht etwas Neues vor und Du hast Lust, es uns Allen mitzutheilen, ich sehe es. Heraus damit, wir wollen auch unser Theil an Deinem Glück oder Deiner Sorge genießen, was es nun sein mag.«

Paul lächelte noch herzlicher, umfaßte sie mit dem Arm und führte sie so den Uebrigen zu, die ihre Gesichter schon neugierig auf ihn gewandt hatten, als sie Betty's Frage vernommen.

»Betty,« sagte er, die Geliebte anredend, aber sich zugleich an die Uebrigen wendend, »ich komme so eben von meinem kleinen Bauplatz und habe mich überzeugt, daß die Leute hier fleißig und eben so gut in ihrem Handwerk bewandert sind, wie bei uns in der Residenz. Ja, sie verfahren hier sogar viel gründlicher und gewissenhafter, da sie nicht so übermäßig in Anspruch genommen sind. Nun denn, als ich sie so tüchtig mauern und zimmern sah, ist meine alte Baulust wieder erwacht, und Du, meine Liebe, wirst mir gewiß helfen, meinen neuen Plan in's Werk zu setzen. Sieh, ich muß auch in diesem Saale eine bedeutsame Veränderung vornehmen, denn so schön er im Ganzen und Einzelnen ist, leidet er doch an zwei großen Gebrechen.«

»Wie,« riefen Alle erstaunt, »an dem Saale willst Du etwas verändern?«

»Na, da bin ich doch neugierig!« sagte der Banquier Ebeling, aber Betty nickte dem Geliebten zu, denn sie

verstand ihn auf der Stelle, da er schon früher einmal etwas Aehnliches gegen sie geäußert hatte.

»Ja, ich will etwas darin verändern, und zwar Zweierlei,« fuhr Paul fort. »Erstens hat er mit den drei schönen Vorzimmern auf dem westlichen Flügel, die künftig Dir gehören, meine liebe Betty, keine unmittelbare Verbindung. Diese muß erst nothwendig hergestellt werden, wenn wir eine bequeme und allen unsern Bedürfnissen entsprechende Wohnung haben wollen. Ich habe nun lange darüber nachgedacht, wie man das ausführen könne, ohne die schöne Harmonie des Ganzen zu stören, endlich aber habe ich es heute gefunden und der Mauermeister aus Cuxhafen hat mich so eben auf den richtigen Weg gebracht, dadurch, daß er mir erzählte, er kenne den Künstler in Hamburg, der den schönen seegrünen Stuck an diesen Wänden hergestellt hat. Den Mann habe ich mir durch ihn verschreiben lassen und er wird kommen. Seht, hier neben der Kellerthür breche ich durch die Wand und gelange so in das erste, Dir gehörige Zimmer, meine Liebe, und dann lasse ich eine kleine kaum merkbare Thür einsetzen, die auf künstliche Weise mit demselben Stuck überzogen wird und so dem Ganzen durchaus keinen Abbruch thut.«

»Ja, ja,« riefen Alle, »das ist ein guter Gedanke!«

»Den führe so bald wie möglich aus!« jauchzte Betty entzückt auf.

»Siehst Du wohl,« sagte Paul erfreut, »ich wußte es ja, daß diese Veränderung Euern Beifall finden würde. Und nun komme ich zu dem zweiten Fehler dieses Saales, der

freilich absichtlich begangen ist, da mein Onkel Quentin in einem durchaus sicheren und gegen jeden Einbruch bewahrten Raume wohnen und seinen Besitz gegen alle Gefahr geschützt sehen wollte. Mit einem Wort, der Saal hat immer noch zu wenig Thüren, selbst die neue mit eingerechnet, und vom Garten sind wir eigentlich ganz und gar abgeschnitten, da wir stets durch das ganze Haus laufen müssen, um in's Freie zu kommen. Da habe ich nun beschlossen, aus dem mittelsten der fünf Fenster eine Thür zu machen und einen der äußern Façade entsprechenden Vorbau, eine Art Rampe mit Marmortreppe, mit der Halle vorn correspondirend, davor anzubringen, damit man von hier aus, wenn das Bedürfniß dazu vorhanden, gleich in den Garten gelangen kann, den man vor der Thür noch mit reicherm Blumenwerk versehen mag. Was meint Ihr nun dazu? Ich werde mit dem Baukünstler aus Hamburg sprechen und die Marmortreppe nebst der Bekleidung der Rampe bei ihm bestellen; einstweilen baue ich die Rampe selbst und der Saal wird uns während der Zeit nicht entzogen, da die Thür erst eingesetzt zu werden braucht, wenn Alles fertig ist.«

»Das ist allerdings eine große Verbesserung und sogar Verschönerung des Saales, ja, des ganzen Hauses,« rief der Banquier Ebeling, »und ich muß Deiner Idee meinen vollen Beifall zollen. Was meinst Da, Betty?«

»Ihr braucht mich gar nicht zu fragen,« erwiderte, diese, als Aller Augen auf sie gerichtet waren. »Den Wunsch habe ich schon von Anfang an gehabt, als ich den Saal



und seine Einrichtung sah, und Paul hat mir wie immer vollkommen aus der Seele gesprochen.« –

So wurde denn auch dieser Plan ausgeführt und schon im nächsten Herbst konnte man sowohl aus dem Saal in Betty's Gemächer wie auf einer herrlichen und mit schönen Gewächsen besetzten Vortreppe in den Garten gelangen. –

Um jedoch wieder zu den Tagen des Besuchs der lieben Freunde zurückzukehren, wollen wir noch erwähnen, daß Whistrup mit seiner Tochter wirklich an dem bezeichneten Tage in Betty's-Ruh eintraf und die einstweilen für sie bestimmte Wohnung im Schlosse bezog. Der gute Mann fühlte sich unbeschreiblich glücklich in diesen neuen Verhältnissen, und bewies seine Dankbarkeit dadurch, daß er vom frühen Morgen bis zum späten Abend sich der Felder seines Gutsherrn annahm und auf denselben das Beste zu wirken bestrebt war. Auch Friede wurde bald Allen eine sehr liebe Hausgenossin. Ihre Munterkeit und Heiterkeit machte sich überall bemerklich, und da sie für's Erste keiner eigenen Wirthschaft vorzustehen hatte, machte sie sich im Hause selbst nützlich, indem sie Jedermann und bei jeder Gelegenheit irgend eine Gefälligkeit erwies und sich namentlich Betty's vollkommene Gunst erwarb, die später in eine herzliche Zuneigung und Freundschaft überging.

Um das spätere Geschick dieses guten Mädchens gleich hier zu bezeichnen, wollen wir wieder in der Zeit etwas vorgreifen und mittheilen, daß Capitain Hardegge im August dieses Jahres eine unverhoffte Erbschaft von

einem in Californien lebenden Verwandten machte. Da diese Erbschaft eine ziemlich ansehnliche war, so wollte er sich nun ein Schiff bauen lassen und damit auf eigene Hand Handel treiben, weil die See ja doch einmal sein Element sei, wie er meinte. Allein auf Paul's und Betty's Rath und Zureden stand er endlich von diesem bedenklichen Plane ab. Er gab seine Stellung auf dem Feuerschiff auf und zog mit seiner hübschen jungen Frau in das Pachthaus zu seinem Schwiegervater, wo er sich als angehender Landwirth ernstlich beschäftigte und durch eifriges Studium und Beobachten der Natur den Mangel in seinen Kenntnissen zu ersetzen suchte. So gehörte denn auch er bald zu dem nächsten Kreise der Bewohner von Betty's-Ruh und war täglich mit ihnen zusammen, namentlich Abends im Winter, wenn das Feuer in beiden Kaminen flackerte und die schönen Wachskronen wieder im großen Saale flammten; und manche frohe Stunde verlebten sie da, indem sie nicht nur das eigene Glück, sondern auch das der mit ihnen so eng verbundenen Gutsherrschaft genossen, die sich mit jedem Tage in der neuen Heimat glücklicher und froher werden fühlte.

—

Was nun die Nachforschung der Gerichte in Bezug auf die Verwandten des verstorbenen Rentmeisters betrifft, so ergab dieselbe ein ganz unerwartetes Resultat. Uscaan Hummer war gar nicht in dem Orte geboren, den er dem

Professor als seine Heimat in Ostfriesland angegeben hatte. Eben so wenig besaß er Verwandte daselbst. Alle Anforderungen in Hannover und den angränzenden Ländern, die Erbschaft des Verstorbenen in Anspruch zu nehmen, blieben unbeantwortet und so nahm man endlich an, daß er gar keine Verwandten habe, und sein nachgelassenes Vermögen fiel dem Fiscus anheim. Das im Pacht-  
hause befindliche Inventarium aber wurde von Rechtswegen dem Professor und seinem Sohne als Entschädigung für die noch nicht gezahlte Pachtsumme des laufenden Jahres und für die durch die Unterschlagung gehaltenen Verluste zugesprochen, Paul jedoch trat dasselbe als Geschenk an seinen neuen Pächter ab, im Herzen froh, auch auf diese Weise sich einem Manne dankbar erweisen zu können, dessen zufälligen Eingriff in sein Leben er als eine ihm selbst erwiesene Wohlthat betrachten zu müssen glaubte.



Vierzehn Tage verweilten die Gäste der Residenz nun schon auf Betty's-Ruh und Wollkendorf. Alles Geschäftliche war zweckmäßig eingeleitet und Manches davon schon abgewickelt bis zu dieser Zeit. Man hatte sich gegenseitig wieder vollkommen in das alte Geleise der Liebe und Zuneigung gefunden, die wichtigen Ereignisse der Vergangenheit hatte man ruhig und leidenschaftslos besprochen und das Glück der Gegenwart mit dankbaren Gefühlen gegen die Vorsehung in sich aufgenommen.

Drei Wochen wollten Ebelings nur noch bei ihren Verwandten verleben, länger konnte der regsame Geschäftsmann seinem Comptoir nicht fern bleiben, und in diesen drei Wochen wollten sie noch einen kurzen Ausflug nach Helgoland unternehmen, auf den schon Alles längst im Stillen vorbereitet war.

Die Besuche der Damen in Betty's-Ruh wie die der Männer in Wollkendorf wurden täglich fortgesetzt und man lebte im Vollgenuß des geistlich Gebotenen ruhig dahin, im süßesten Stilleben, wie es das schönste für den strebsamen Menschen ist, wenn er lange gearbeitet und mit dem Aufgebote aller Kräfte an seinem innern und äußeren Gedeihen gewirkt hat.

Wie wohl und heimisch der Banquier Ebeling sich aber auch in dem gemüthlichen Schlosse fühlen mochte, über Eins wunderte er sich doch und schon oft hatte er mit seiner Frau darüber Rath gepflogen, worin denn wohl der Grund zu dem seiner Meinung nach seltsamen Gebahren der glücklich Liebenden liegen möge. Denn daß niemals in ihrer Gegenwart von einer bevorstehenden näheren Verbindung gesprochen wurde, erschien dem practischen Manne fast unbegreiflich und er hätte schon längst ein lautes Wort darüber fallen lassen, wenn seine Frau ihn nicht mit stillen Bitten davon abgemahnt und auf eine baldige günstige Wendung der Dinge vertröstet hätte.

»Laß sie nur gehen,« sagte sie ihm wiederholt, »sie leben sich erst still und verschwiegen in ihre neuen Verhältnisse ein und der Stand, in dem sie sich gegenwärtig

finden, hat doch auch sein Angenehmes für sie, mein lieber Freund. Meinst Du nicht auch?»

»Ich weiß nicht,« erwiderte Herr Ebeling, »mich will bisweilen bedünken, als ob sie sich heimlich nach innigerer Verbindung sehnten und als ob nur Keines von ihnen das Wort zu sprechen wage, welches das ganze Werk krönen soll und muß, wenn der Mensch zu dem vollkommenen, ihm von Gott beschiedenen Glück gelangen soll. Und was Dein Zögern und Zaudern betrifft, Charlotte, so mag das für Deine Ruhe und Geduld ganz gut und zuträglich sein, aber wisse, die meine ist bald zu Ende und ich fahre nächstens einmal mit meiner Ansicht der Dinge wie ein Gewitter heraus. So viel ist gewiß, ich will bei *dieser* Hochzeit gegenwärtig sein, und da ich einmal hier bin, soll sie stattfinden während dieser Zeit. Ich komme vor einem Jahre nicht wieder, Du und Deine Schwester, die uns nach Hause begleitet, auch nicht, und so lange werden sie doch nicht auf den Segen des Priesters warten wollen?«

Seine gute Frau nickte ihm beistimmend zu und sagte: »Thu' es, laß Dein Gewitter los, es kann vielleicht nicht schaden. Wenn Du der Gefühle und Neigung Paul's sicher bist, für die Betty's stehe ich; aber es ist seltsam im Leben, mein Lieber, daß Diejenigen oft am wenigsten an die Erfüllung ihres Schicksals denken, die es doch am nächsten betrifft.«

»O, o,« unterbrach sie ihr Mann, »sie denken wohl schon daran, dafür komme ich auf, nur sprechen sie nicht davon. Wenn Du aber meinst, so will ich gleich morgen,

wenn wir auf Wollkendorf sind, das Gewitter in Scene sehen, doch so viel sage ich Dir, wenn ich erst einmal geblitzt habe, dann lasse ich den Donner auch gleich hinterher folgen und einschlagen muß es, daß es brennt – lichterloh!«

»Gewittere zu, bester Mann, blitze, donnere und laß es einschlagen – mir ist es schon recht. Ich liebe auch mehr die reine Luft *nach*, als die Schwüle *vor* dem Gewitter.« –

Das Gewitter war beschlossen und es sollte auch losbrechen, obwohl auf eine viel sanftere Weise, als man nach der eben ausgesprochenen Meinung des guten Banquier Ebeling hätte erwarten sollen.

Am nächsten Tage fuhr man vor Tische nach Wollkendorf, nur Paul und Fritz blieben noch an Betty's-Ruh zurück, da Ersterer mit den von Cuxhafen erwarteten Meistern etwas Nothwendiges zu sprechen hatte.

Man saß im Zimmer bei Frau von Hayden und unterhielt sich in aller Gemüthlichkeit, während Betty alle paar Minuten nach einem anderen Zimmer ging, von dessen Fenstern aus sie den Weg bestreichen konnte, den die Reiter einzuschlagen pflegten, wenn sie von Betty's-Ruh kamen.

Als sie das letzte Mal mit etwas unruhiger Miene wieder bei ihren Verwandten eintrat, warf der Banquier seiner Frau einen lächelnden Blick zu und sagte: »Höre einmal, Betty, Du schaust schon zum vierten oder fünften Mal nach Deinem Herzallerliebsten aus, ob er noch immer nicht kommen will, und das finde ich ganz in der

Ordnung. Aber weißt Du, was ich nicht in der Ordnung finde?«

Betty hob erstaunt ihr schönes Auge gegen den so lebhaft Redenden auf und sah ihn forschend an, da seine Miene eine schalkhafte Beimischung hatte, die ihm nur in seltenen Fällen eigen war.

»Was findest Du nicht in der Ordnung?« fragte sie mit stillem Lächeln und dabei in der Miene ihrer leicht erröthenden Tante vergeblich nach Aufklärung suchend.

»Daß Du so schrecklich geheimnißvoll mit Deinen allertiefsten Herzensgeheimnissen bist. Ja, sieh mich nur so groß und verwundert an, Du verstehst mich, ich merke es wohl, recht gut. – Nun,« fuhr er nach einer Weile fort, da Betty beklommen schwieg, »sage mir einmal, willst Du denn ewig auf diesem langweiligen Wollkendorf, über dem mir wirklich stets düstere Wolken zu schweben scheinen, sitzen bleiben? Offen gestanden, mir gefällt es hier gar nicht. Es ist ein altes finsternes, halb verkommenes Ding und ich möchte es eben so wenig geschenkt haben, wie der Herr Baron in Osnabrück. Ich bedaure Dich armes Wesen wirklich, daß Du so lange hier eingesperrt gewesen bist und ein paar schöne Jahre Deines Lebens förmlich versessen hast. Mach, daß Du nach Betty's-Ruh kommst, da ist mir jeder Strauch lieber als hier der ganze Wald. Und nun denke einmal an den armen Paul. Du sitztest hier und erwartest ihn alle Tage mit Sehnsucht und er steht dort und erwartet Dich noch viel sehnlicher. Ihr besucht Euch zwar, aber Ihr hetzt Euch

mit diesen Besuchen ab, da Keiner dem Andern früh genug kommt und Jedes immer zu früh fortgeht. Außerdem vertrödelt Ihr eine hübsche Zeit damit und ich bin ein Geschäftsmann und kenne den Werth derselben. Also mit einem Wort, macht ein Ende mit der ewigen Zauderei. Eure Herzen sind lange genug einig. Laßt Euch aufbieten und trauen an einem Tage, dann hat die liebe Seele Ruh. Der Amtmann in Ritzebüttel ist ja Euer Freund und der wird Euch das schon möglich machen und es dem schwarzen Herrn eintränken, daß er an Euch seine Schuldigkeit thue.«

Er schwieg und hatte während des Sprechens Betty's Hand ergriffen, so daß sie nicht von ihm los kommen konnte. So blieb sie denn geduldig dicht vor ihm stehen und sah ihn mit ihren klaren kindlichen Augen voll und ohne alle Verlegenheit an.

»Glaubst Du mich etwa mit dieser Rede zu kränken oder gar einzuschüchtern, so daß ich erröthe und die Augen niederschlage, wie eine Schuldige?« fragte sie in aller Ruhe. »O nein, durchaus nicht, lieber Onkel. Ich freue mich sogar über Deinen guten Rath, er kommt mir ganz erwünscht und zur rechten Zeit, aber wisse, mein Lieber, ich habe nicht allein darüber zu bestimmen, es giebt – noch andere Leute, die ein Wort darin mitzureden haben.«

Der Banquier lachte verwundert und sah seine Frau mit halb zugekniffenen Augen an. »Ah,« sagte er, »das habe ich nicht gedacht, Charlotte, sie hat einen guten



Blitzableiter in sich und diesmal bin ich also in Wahrheit abgeblitzt. Nun, einschlagen soll es aber doch, ich habe einmal meinen Kopf darauf gesetzt, und will meine feurige Electricität nicht umsonst gesammelt haben. Also noch andere Leute haben darüber mitzureden, sagst Du? So. Und wer sind denn diese Leute?«

»Natürlich der,« erwiderte Betty mit unnachahmlicher Ruhe, »der bei dem schwarzen Herrn, wie Du so seltsam sagst, zunächst mit betheilig ist – in diesem Falle also Dein und unser Aller Paul.«

»Na, wenn das ist,« erwiderte der Banquier phlegmatisch, »dann soll er mir auf der Stelle Rede stehen – laß ihn nur erst kommen –«

»Auf keinen Fall, lieber Onkel,« rief Betty, während ihr Gesicht nun doch in rosiger Gluth aufleuchtete. »Das ist Deine Sache nicht, auch meine nicht, sondern ganz allein die seinige, und Niemand – ich sage Niemand soll ihn bedrängen oder ihn nur argwöhnen lassen, was für Worte soeben hier gefallen sind.«

In diesem Augenblick hörte man das Klappern von Pferdehufen auf den Steinen vor der Hausthür. Die Reiter waren also gekommen. Betty sprang zur Thür und flog auf den Corridor hinaus. Eine Minute später lag sie mit flammendem Gesicht an Paul's Brust, und dieser, der ihre ungewöhnliche Erregung auf der Stelle bemerkte, sah sie betroffen an.

»Was giebt es?« fragte er, indem er sich ihre schweigende Begrüßung von ihren Lippen nahm.

»Komm in mein Zimmer,« sagte sie rasch, ihrem Cousin einen Wink gebend, daß er zu den Anderen gehen solle, »ich muß einige Worte mit Dir reden, bevor Du den Onkel Ebeling sprichst. Er ist heute bei Laune, der gute Mann.«

Paul trat mit ihr in jenes liebliche Zimmer ein, aus welchem er sie sich neulich nach Betty's-Ruh geholt, und hier fiel ihm Betty stürmisch um den Hals. »Paul,« rief sie, in Thränen ausbrechend, »nur wir allein wollen das unter uns abmachen – Keiner soll sich darein mischen –«

»Aber was giebt es denn, meine Betty, Du machst mich wirklich besorgt.«

»Sie wollen uns mit Gewalt verheirathen,« stieß sie athemlos hervor, »und ich mag nicht, daß Andere davon reden als wir –«

Paul sah sie mit strahlenden Blicken an. »Nein,« sagte er, auf der Stelle begreifend, um was es sich handelte, »nein, nur *wir* wollen davon reden und von *uns* müssen sie das erste Wort darüber erfahren; also wann – wann darf ich hoffen, daß mir der schönste Tag meines Lebens aufgeht?«

Sie sank noch inniger an seine Brust. »Wann Du willst,« flüsterte sie, »laß uns gleich morgen nach Ritzebüttel fahren und alles Nothwendige besprechen. Sie haben doch nicht eher Ruh und wir wahrscheinlich – vor ihnen – auch nicht.«

So war es beschlossen, und als Paul jetzt mit seiner Betty in die Mitte der versammelten Lieben trat, verkündete er, daß er morgen vor Tisch schon mit ihr zum Amtmann und zum Prediger nach Ritzebüttel fahren und

das Nothwendige zu ihrem einmaligen Aufgebot und zur Trauung besorgen würde.

»Hahaha!« lachte der Banquier Ebeling laut auf. »Siehst Du, Charlotte, wie mein Blitz doch eingeschlagen hat? So rasch habe ich es selbst nicht erwartet und die Electricität muß also sehr stark gewesen sein!«

---

Wie es zwischen den beiden Liebenden verabredet war, so wurde es genau ausgeführt. Die Damen kamen am nächsten Morgen schon zeitig nach Betty's-Ruh und unmittelbar darauf fuhren Betty und Paul nach Ritzebüttel. Unterwegs, Hand in Hand in dem gemächlichen Wagen sitzend, kamen sie mit einander überein, wie sie es bei ihrer Hochzeit gehalten haben wollten. Paul, von jeher allen lauten Festlichkeiten an einem solchen Tage abgeneigt, schloß sich Betty's Vorschlag mit ganzer Seele an. Es sollte nicht einmal das übliche Mahl stattfinden, sondern erst zwei Tage später wollte man die wenigen Zeugen der feierlichen Handlung nach Betty's-Ruh einladen und dann in aller Gemüthlichkeit ein Familienfest begehen. Die Trauung sollte schon am nächsten Sonntag und zwar Abends in der Kirche zu Ritzebüttel vollzogen werden. Betty, die Paul's Abneigung gegen Wollkendorf kannte und an »dem schönsten Tage seines Lebens«, wie er ihn selbst genannt, nicht die geringste Spur eines bitteren Gedankens in ihm aufkommen lassen wollte, bat ihn,

von Betty's-Ruh aus mit den anderen Herren nach Ritzebüttel zu fahren und sie erst in der Kirche zu empfangen, sie selbst werde mit ihren weiblichen Verwandten und Friede Whistrup, die ihr als Brautjungfer zur Seite stehen sollte, von Wollkendorf dahin kommen. Nach der Trauung wolle man in aller Ruhe nach Hause fahren und den Abend im stillen Familienkreise verleben.

So lautete der Plan der beiden Glücklichen, und allerdings, so weit es an ihnen lag, sollte er auch so ausgeführt werden, allein sie hatten nicht bedacht, daß auch andere Leute Pläne, zu schmieden und festzuhalten verständen, und so wurde der ihrige, nicht gerade durchkreuzt, aber doch in einigen Einzelheiten, und zwar in einer für sie nicht unangenehmen Weise umgestaltet.

Als sie in Rützebüttel eintrafen, fanden sie den Amtmann inmitten seiner Familie zu Hause und wurden auf das Liebreichste und Herzlichste von der edlen Gattin des Hausherrn aufgenommen. Sie lernten in ihr eine hochgebildete und ungemein liebenswürdige Dame kennen, und an diesem Tage schon wurde der Grund zu einer für beide Theile wünschenswerthen Freundschaft gelegt, die für die Zukunft sich eben so angenehm wie ersprießlich erweisen sollte.

Gern ging der Amtmann auf die ihm vorgetragenen Wünsche des schönen Brautpaars ein und nahm für sich,

seine Gattin und eine erwachsene Tochter, der unverkennbar die intelligenten Züge des Vaters aufgeprägt waren, die Einladung an, Zeugen bei der Trauung in der Kirche und zwei Tage später Theilnehmer des Familienfestes in Betty's-Ruh zu sein.

Auch der Pfarrer in Ritzebüttel zeigte sich dem Willen des Brautpaars geneigt und so wurden die geschäftlichen Verhandlungen darüber auf der Stelle abgemacht und die Stunde der kirchlichen Ceremonie festgesetzt. –

Der gute Gott im Himmel sandte dem beglückten Paa-re einen herrlichen Tag zu seinem schönsten Feste. Die Luft war so ruhig und mild, wie man es nur von einem Junitage wünschen kann. Die Sonne, welche am Morgen hell geschienen und heiße Stunden verkündigt hatte, zog sich gegen Mittag hinter klein gefiedertes, schneeweißes Gewölk zurück und so blieb sie den Augen der Menschen den ganzen Tag verborgen, ohne ihnen ihre angenehme Wirkung zu versagen.

Im Uebrigen leuchtete der blaue Himmel in seinem reinsten Glanz und goß ein mildes Licht über die von Früchten wogenden Gefilde und die im vollsten Blätter- und Blumenschmuck prangenden Gärten aus.

In Betty's-Ruh herrschte an diesem Tage ein reges und doch feierlich ernstes Treiben. Jeder Einzelne hatte für sich zu schaffen, und doch strebten Alle nach einem bestimmten und von Allen gleich ersehnten Ziele hin. Alle Gesichter strahlten von Glück und Freude, und Frau Dralling war schon am Morgen so übermäßig selig, daß ihr,

wenn sie mit ihrem alten Herrn in dessen Zimmer sprach, stets vor Rührung Thränen in den Augen standen.

Nur wenige Diener blieben der Trauung fern, um das Haus zu hüten. Barker und Laurentius, Frau Dralling und einige Andere waren schon bei Zeiten mit einem Wagen vom Pachthofe nach Ritzebüttel gefahren, um die Kirche zu schmücken und so die ihnen unerläßlich erscheinenden Vorbereitungen zum Empfange des Brautpaares daselbst zutreffen. Wie sie aber die Ersten in der Kirche gewesen, so waren sie auch die Ersten wieder zu Hause, um nun auch da die von ihrer Liebe und Treue ihnen gebotene Pflicht zu erfüllen.

Von Louis kutschirt, fuhren der Professor und der Banquier Ebeling nach dem Trauungsorte, Paul dagegen hatte sich seinen treuen Fritz zum heutigen Begleiter erkorren. Capitain Hardegge, der von Cuxhafen zum Feste herübergekommen, leistete seinem Schwiegerwater in dessen eigenem Fuhrwerk Gesellschaft.

Sie Alle waren noch nicht fünf Minuten in der mit Blumen und bei hereingebrochener Abenddämmerung mit Kerzen erleuchteten Kirche eingetroffen, als auch schon Frau von Hayden und ihre Schwester anlangten, denen gleich darauf in dem großen Galawagen Betty und Friede folgten.

Betty erschien in einem prachtvollen Kleide von schwerem Seidenstoff, welches ihre Tante ihr zu dem vorliegenden Zweck aus der Residenz mitgebracht und verehrt hatte. Es zeigte breite weiße und blaue Streifen, in welche zahllose kleine Blumenbouquets eingestickt waren.

In ihrem kostbaren Schleier und den duftigen Orangenblüthenkranz im dunklen Haar, den Parker mit seltener Kunstfertigkeit gewunden, sah sie wunderbar schön und reizend aus. Aus ihren Augen leuchtete jene unbeschreibliche und süße Wonne, die nur ein Weib fühlt, das sich bewußt ist, in dem Manne, der ihm bald ganz zu eigen gehören soll, das volle und wahre Glück seines ganzen Lebens gefunden zu haben. Dem guten Professor zu Ehren hatte sie heute zum ersten Mal den kostbaren Brillantschmuck angelegt, den ihr dieser am Tage der Verlobung aus dem Nachlaß seines Bruders zum Geschenk gemacht; sonst aber war auch heute nichts von den üblichen Spangen, Geschmeiden und Ketten an ihr zu sehen, mit denen sich leider heutigen Tages unsere jungen Damen mehr zu entstellen als zu schmücken lieben.

Auch Friede sah in ihrem weißen Kleide allerliebste aus. Ihr frisches blühendes Gesicht strahlte von Freude und Glück, aber auch ein kleiner verzeihlicher Stolz mischte sich mit ein, daß sie vor Allen berufen sei, an dem heutigen Tage eine so wichtige Rolle an der Seite ihrer Guts herrin zu übernehmen. Ihre üppigen blonden Haare trug sie in der gewöhnlichen Weise, nur die breiten Flechten, die sie wie einen natürlichen Kranz um die Scheitel zu legen verstand, waren heute mit einem Reifen dunkler Granatblüthen umgeben, welche ebenfalls die Treibhäuser von Betty's-Ruh gezeitigt hatten.

Unmittelbar nach Ankunft der Braut begann die feierliche Handlung in Gegenwart der eingeladenen Zeugen und einer großen Anzahl freiwillig erschienenener Zuschauer, denn es war ja in dem kleinem Orte ein seltenes Fest, eine so vornehme und reiche Dame in ihrem Schmuck und als Mittelpunkt eines so glücklichen Ereignisses zu sehen.

Als die Trauung vorüber und die Beglückwünschungen, wie es Gebrauch ist, gesprochen waren, bat der Amtmann von Ritzebüttel ganz unerwartet das Brautpaar, einige Minuten in seinem Hause zu verweilen und vor der Rückfahrt nach Betty's-Ruh den Thee bei ihm einzunehmen.

Betty und Paul glaubten sich dieser freundlichen Aufmerksamkeit nicht entziehen zu können und so fuhren sämtliche Gäste nach dem Schlosse, nur Friede und ihr Vater, Frau Dralling, Barker und Laurentius beeilten sich nach Hause zu kommen, um den Empfang der Herrschaft auch dort wie es unter ihnen beschlossen war, vorzubereiten.

Als die Hochzeitsgäste mit dem jungen Paare bei dem Amtmann in das Schloß traten, fanden sie den alten Saal desselben festlich geschmückt und erleuchtet, und die Art und Weise, wie die edlen Wirthe ihre Gäste aufnahmen, war so herzlich und liebevoll, daß Alle sich augenblicklich so heimisch wie zu Hause fühlten. Auch wußten Erstere das neu verbundene Paar so angenehm zu unterhalten, daß ihr Aufenthalt sich über alle Erwartung verlängerte, bis es beinahe zehn Uhr geworden war und nun



Betty und Paul erst gewahrten, daß ihre Verwandten sich Einer nach dem Andern heimlich zurückgezogen hatten und daß sie endlich Beide nur noch allein bei dem Senator und seiner Gattin saßen.

Daß diesem Beginnen eine bestimmte Absicht zu Grunde lag, ahnte im ersten Augenblick Keines von ihnen, noch weniger, daß es Tante Charlottens Werk war, die, von dem ihr innewohnenden Zartgefühl getrieben, es also eronnen und ausgeführt hatte, wobei der Amtmann und seine Gattin ihr gern entgegengekommen waren. So befanden sich auch Frau von Hayden und Frau Ebeling selbst schon längst unterwegs, um in Betty's-Ruh zum ersten Mal die Zimmer zu beziehen, die zu ihrer Aufnahme seit einigen Tagen daselbst in Bereitschaft gesetzt waren.

Als nun endlich auch Betty und Paul ihren Wagen bestiegen und an dem milden Frühlingsabend, auf dem der sonntägliche Friede lag und den die Sterne des Himmels strahlend erleuchteten, durch grüne Felder und Gärten nach Hause fuhren, sagte Paul zu Betty, die dicht neben ihm lehnte und seine Hand fest in der ihren hielt:

»Warum sind denn die Andern alle so heimlich vor uns davon gefahren und haben uns allein in Ritzebüttel zurückgelassen?«

»Ich weiß es nicht, Paul, sie mögen wohl ihre Gründe gehabt haben.« –

Als aber Beide nach Hause kamen, da leuchteten auch Paul diese Gründe ein und er begriff nun die liebevolle

Absicht der zartsinnigen Tante: das junge Paar ganz ungestört in die Heimat einziehen und dort sein Glück in vollen Zügen genießen zu lassen.

Als sie vor der von Laternen erleuchteten Halle aus dem Wagen stiegen, empfing sie Niemand. Nur Friedrich, der mit ihnen gekommen, bot ihnen seine Dienste an. Die Treppen der Halle selbst aber und ihr schönes Innere waren festlich erleuchtet und mit, der Architectur des Ganzen entsprechend aufgehängten Blumenguirlanden verziert. Auch die drei Vorzimmer strahlten von Lichtern, und erst als das Brautpaar in den Saal getreten war, erloschen hinter ihm alle diese Kerzen und schlossen ihre Augen, denn sie hatten ihre Schuldigkeit gethan und den Weg erhellt, der das unter ihnen wandelnde Paar zu seinem Glücke leitete.

Als Beide in feierlicher Stimmung ruhig und schweigsam in den Saal traten, blieben sie stehen und blickten sich zuerst suchend in dem großen Raume um, dann aber sich selbst einander mit staunender Verwunderung an. Niemand befand sich darin, sie waren Beide ganz allein. Nur alle Kronen- und Wandleuchter strahlten ihr glänzendes Licht aus und erhellten den schönen Raum mit einem fast magischen Glanz.

»Aha,« sagte Paul zu Betty, »nun merke ich Alles, das hat in ihrer Absicht gelegen und – ich danke ihnen im Stillen. Wir können mit dieser zarten Aufmerksamkeit zufrieden sein, nicht wahr, Betty?«

Betty nickte ihm schweigend zu und ergriff dann seinen Arm, um in dem glänzenden Raume langsam mit

ihm auf und ab zu wandeln. Da aber trat Paul zuerst an seinen Schreibtisch und nahm von der Console desselben einen vollen Strauß blühender Veilchen, den Friede auf seine Bitte im Treibhause gesammelt und an den bezeichneten Ort gestellt hatte.

»Sieh, Betty,« sagte er, »erinnerst Du Dich noch jenes Tages, als Du mir durch Fritz Ebeling, ohne zu wissen, daß es mein Geburtstag war, einen Veilchenstrauß und damit einen wohlthuenden, süßen Gruß sandtest? O, meine theure Betty, Du weißt und glaubst nicht, welche wunderbare Wirkung jene Blumen damals auf mich geübt haben. Sie erfüllten mein so trauriges und einsames Dasein mit göttlichem Duft – dem Duft der Hoffnung und des menschlichen Wohlwollens. Mein ganzes Leben nahm von jenem Augenblick an eine andere Wendung, einen höheren Aufschwung. Ich arbeitete fortan nicht mehr mit Mühe und Anstrengung, sondern mit Liebe und Lust. Ich wuchs schneller geistig heran und wurde allmählig ein nach höheren Zielen strebender Mann. Du hattest mir unbewußt das Leben vergoldet und der Glanz Deiner Augen fiel wie ein göttlicher Sonnenstrahl in die dunkle Nacht meines Daseins. Dafür kann ich Dir nie dankbar genug sein. Nun möchte ich Dir gern vergelten, was Du mir damals gethan, aber ich weiß nicht womit. Denn so reich ein Mensch auch sein mag: um einem anderen Menschen seine ganze, volle Dankbarkeit auszudrücken, wird er immer und ewig zu arm sein. Da habe ich nun von Friede's Hand Dir diese Veilchen sammeln und zu einem Strauß zusammenfügen lassen, als

ein schwaches Zeichen der Erinnerung an jenen für mich so bedeutungsvollen Tag, und als ein Symbol, daß ich mich bemühen werde, Dir das Glück wo möglich zu erwidern, welches Du einst damit in mein Leben gestreut. Nimm die kleine einfache Gabe freundlich hin und labe Dich an ihrem süßen Duft. O, möge es mir fortan vergönnt sein, auch Dein Leben zu versüßen und zu vergolden, und wenn das in der Macht einer vollkommenen Liebe liegt, so wird es hoffentlich gelingen.«

Betty fand keine Worte der Erwiderung. Sie nahm nur den duftenden Strauß, drückte ihn an ihre von Wonneschauern hochathmende Brust und dann an ihre Lippen. Endlich aber schloß sie den treuen Freund ihres Lebens fest in die Arme und flüsterte nur die Worte in sein Ohr: »Ich danke! Das ist ein süßer Lohn für meine damalige kleine Gabe!«

Beide schritten nun wieder fest an einander geschmiegt den Saal hinab und kamen in der Mitte unter dem hellstrahlenden Kronleuchter an. Hier blieben sie wieder stehen. Die schweren Vorhänge von Purpursammet vor dem Alkoven waren zurückgeschlagen und dieser selbst festlich erleuchtet. Man konnte Alles übersehen, was darin stand und lag.

Als Paul's Blicke auch auf diese Vorbereitung fielen, erfaßte ihn eine tiefe, fast heilige Rührung. Er stand einen Augenblick still, griff mit der Hand in die Brusttasche und zog ein vergilbtes Blatt Papier hervor.

»Sieh, Betty,« sagte er mit stolz aufflammendem Blick, »hier hast Du endlich vor Augen, was Du schon lange

durch das Ohr von mir vernommen hast. Es ist das Blatt aus dem Album meiner Mutter, welches mir durch mein ganzes Leben hindurch zum Leitstern und Trost gedient hat. Lies einmal diesen Vers laut vor!«

Betty nahm das Blatt mit zitternder Hand und las:

»Leide, meide, schweige und ertrage!  
»Deine Noth Niemand klage!  
»An Gott, Deinem Schöpfer, nicht verzage,  
»Denn das Glück kann kommen alle Tage!«

Als sie es aber gelesen, drückte sie das Blatt an ihre Lippen und sah dann Paul mit thränenerfüllten Augen fragend an.

»O mein Gott,« rief er, »nun, hier, dieser Spruch hat mir nicht nur oft Trost in meinem Leiden gegeben, sondern er hat sich mir auch als ein wackerer Freund bewährt und mir die Wahrheit gesprochen. O, wenn Du wüßtest, was ich ertragen und gelitten und doch verschwiegen habe, als Du mir damals durch das grausame Geschick entzogen wurdest, als eine andere fremde Hand Dich von mir entführte, Du würdest mich noch jetzt beklagen. Meine Seele verlangte und dürstete nach Dir und flatterte Dir auf Deinem ganzen Wege wie ein Vogel mit gebrochenen Flügeln nach. Aber ich schwieg und klagte meine Noth und meinen furchtbaren Schmerz Niemand. Vor allen Dingen aber verzagte ich nicht an meinem Schöpfer und hoffte auf den letzten Spruch des Verses, daß das Glück ja doch einmal auch mir an einem Tage kommen könnte. Und siehe, es ist wirklich gekommen, ich habe

es hier vor mir. Hier, inmitten meines schönen Besitzes steht mein schönster Besitz – Du selber, meine Betty, und Nichts auf der Welt kann Dich wieder von meinem Herzen reißen.«

Betty schaute unter heißen Thränen in sein aufglühendes Gesicht und dann sagte sie: »Ja, das Glück kann alle Tage kommen, und wenn es Dir wirklich ein Glück ist, daß ich Dich in unermesslicher, unsäglicher Liebe an diese Brust, an dieses Herz drücke, dann ist es nicht allein Dir, sondern auch mir gekommen, da ja Dein Herz dicht neben dem meinen schlägt. O, Deine Seele mag in heißen Tropfen geblutet haben, als ich von Dir gehen mußte, aber meine Seele hat Dich nie und nimmer verlassen, sie ist bei Dir zurückgeblieben. In mir war daher von dem Augenblick an, als ich von Dir geschieden war, lange Zeit Alles todt und leer und erst da erwachte ich wieder, als ich hörte, Du würdest in meine Nähe kommen, mein Auge würde wieder in das Deine blicken und ich daraus meine an Dich gesesselte Seele wieder erhalten können. Sieh, seitdem habe ich jeden Tropfen, den ich trank, und jeden Bissen, den ich genoß, in Gedanken an Dich und in Hoffnung auf Dich getrunken und genossen und so bin ich eigentlich nie von Dir getrennt gewesen, zumal Du ja im Besitz meiner Seele warst. Jetzt aber, jetzt habe ich Dich und meine Seele wieder, und Du hast auch mich, und so wollen wir uns immer fest an einander halten, im vollen Bewußtsein, daß uns endlich das volle Glück des Lebens gekommen ist. Ja, ja, es ist da und wir – haben, wir halten es!«

Paul sah ihr tief und still in die leuchtenden Augen und als er ihren alten Seelenblick darin wiedererkannte, da jauchzte er laut auf und schloß sie fest in die Arme, während sie sich noch inniger an ihn schmiegte und süße Thränen vergaß, Thautropfen menschlicher Glückseligkeit, womit der Geber alles Guten uns Sterbliche gesegnet hat. –

Als Beide aber in den stillen Alkoven getreten waren und die dunklen Vorhänge davor niederrauschten, kam leise ein vorsichtiger weiblicher Fuß in den Saal geschlichen und löschte mit eigener Hand die brennenden Kerzen. Bald lag der große Raum wieder in nächtlichem Dunkel da, aber das himmlische Licht irdischer Liebe und Seligkeit erlosch darin nicht. Und als am nächsten Morgen die strahlende Sonne wieder am Himmel aufging, da beschien sie von jetzt an viele, viele Tage lang immer ein neues Glück, denn sie konnte nicht müde werden, den guten Menschen zu leuchten und sie zu erwärmen, denen sie einst, durch des Verhängnisses Macht getrieben, ihr Angesicht so lange hatte verhüllen müssen.

NACHWORT.

Und nun, Herr Senator – o, ich nenne Ihren edlen, in der Wissenschaft so berühmten, unter den Menschen so geehrten Namen nicht, damit Sie mich nicht für indiscret halten – habe ich mein Wort gehalten, welches ich Ihnen am Strande der Nordsee gab, und habe ich mich für Ihre Freundlichkeit und Güte dankbar erwiesen, freilich nur, wie ein armer Dichter durch Darbietung seiner kärglichen Gabe sich dankbar erweisen kann?

O, erinnern Sie sich noch, als wir uns voriges Jahr an Bord des schönen Dampfers ›Helgoland‹ so zufällig trafen und wie wir durch einige neugierige Fragen von meiner Seite, die Sie damals vielleicht für aufdringlich hielten, mit einander bekannt wurden? Erinnern Sie sich daran, als Sie mich in Ihr gastliches altes Schloß zu Ritzebüttel einluden, mich Ihrer liebenswürdigen Gemahlin vorstellten und wir dann durch das Schloß wandelten, um seinen inneren Gehalt und seine äußeren Umgebungen in Augenschein zu nehmen? Erinnern Sie sich noch, als wir an dem schönen Sonntagmorgen bei dem guten Rehm vormals Whistrup, von dem Balcon der Laternenkammer auf das weite Wasserbecken der Elbsmündung betrachteten und Sie mir das unwirthliche Watt in seiner ebbenden Blöße und Wüste zeigten? O, erinnern Sie sich daran, als wir in der Laube des Gartens mit Ihrer Familie das erste und dann bei dem wackeren Strandvogt in Duhnen das zweite Frühstück einnahmen und am späten Abend darauf am Strande – mit einem neuen Freunde, den ich



hiermit herzlich grüße und ihm weitere Mittheilungen verheiße – das Leuchten des Meeres beobachteten, um endlich am anderen Tage so rasch auf Nimmerwiedersehen zu scheiden?

Wenn Sie aber einmal wieder nach dem schönen Traumschloß auf Betty's-Ruh ziehen, o dann erinnern Sie sich meiner und grüßen Sie herzlich von mir den alten Professor, den braven Paul und die liebe schöne Betty. Sie, Sie haben sie ja so nahe und ich – ich bin so weit von allen diesen Lieben entfernt. Ja, grüßen Sie sie von mir und sagen Sie ihnen, daß ich im Geiste immer unter ihnen bin, daß ich noch heute jedes Wort höre, das sie zu mir gesprochen, und jeden Blick sehe, den sie mit innerem Verständniß in mein Herz gesenkt. Da wird er unvergänglich haften, bis sich mein Auge schließt und dies unruhige Herz nicht mehr klopft, und noch in meiner letzten Stunde werde ich mich mit freudiger Dankbarkeit erinnern, daß auch mir das Glück es beschied, so guten und lieben Menschen einst in Freundschaft und endloser Ergebenheit die Hand drücken zu dürfen.